

Magazin

. . für . .

Evang. Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Neue Folge. Sechster Band.

Zweiunddreißigster Jahrgang.

ST. LOUIS, MO.

1904.



Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1904.

1. Januarheft.

Seite
Vorwort ... 1
Die Vorgeschichte Israels und die neuere wissenschaftliche Forschung ... 10
Das Gewissen ... 22
Licht auf dem Pfade des Gläubigen von dem Vorsehungsglauben ... 30
Glatteis auf dem Amtswege ... 41
Predigtentwürfe über die sieben Worte vom Kreuz ... 53
Kirchliche Rundschau ... 66
Literatur ... 77

2. Märzheft.

Die Vorgeschichte Israels u. die neuere wissenschaftl. Forschung (Schluß) 81
Der Alttestamtliche Kanon ... 95
Der Hebräerbrief ... 112
Die Erziehungsmittel ... 132
Der 6. April 30 Jesu Todestag? ... 135
Die Neue Kirchliche Zeitschrift ... 137
Kirchliche Rundschau ... 139
Literatur ... 153

3. Maiheft.

Die Fortsetzung der Versuchung Jesu Christi in seinen Jüngern ... 161
Die christliche Religion: ein persönliches Verhältnis ... 174
Die Konfirmation ... 181
Die vierfache prophetische Hieroglyphe der Weltreichgeschichte ... 190
Der Hebräerbrief (Fortsetzung) ... 204
Literarisches ... 220
Kirchliche Rundschau ... 220
Literatur ... 234

4. Juliheft.

Jesus Christus der Herr ... 241
Die evangelische Kirchenzucht in ihrer biblischen Begründung, ihren eventuellen Hindernissen der Durchführung und entsprechenden Mitteln zur Abhilfe ... 242
Die vierfache prophetische Hieroglyphe der Weltreichgeschichte (Schluß) .. 252

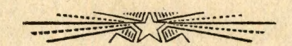
Seite
Der Türke muß aus Europa hinaus 258
Ueber das Wesen des Christentums und seine modernen Darstellungen .. 263
Ignorabimus 270
Der Hebräerbrief (Schluß) 275
Säkularfeier für Dr. J. T. Beck 293
Grundsätze für Theorie und Praxis des Konfirmandenunterrichts 296
Kirchliche Rundschau 306
Literatur 318

5. Septemberheft.

Offener Brief an Herrn Prof. Dr. Häckel in Jena 321
Jesus im 19. Jahrhundert 323
Die moderne historische Denkweise und die christliche Theologie 340
Das Sprachenproblem in unsern deutschen Gemeinden 341
Vergleichung des Galater- und Römerbriefes 351
Trachtet nach dem Himmelreich 360
Grundsätze für Theorie u. Praxis des Konfirmandenunterrichts (Schluß) 367
Die Generalkonferenz der Bischöfl. Methodisten-Kirche in Los Angeles, Cal 375
Von der deutschen Orientmission, Berlin 379
Kirchliche Rundschau 380
Literatur 395

6. Novemberheft.

Rationalismus, Mysticismus, Orthodoxismus 401
Das Evangelium und der evangelische Theologe 406
Die historische Auffassung der Heiligen Schrift 408
Sonntagsruhe oder Sonntagsheiligung? 413
Unbekannte und verkannte Größen 416
Die Abhängigkeit des Erkennens von der Liebe 419
Die prophetischen Hieroglyphen der Geschichte des Islam 420
Vergleichung des Galater- und Römerbriefes (Schluß) 428
Zum Gedächtnis der Reformation 437
Zum Fall der Schulgesetznovelle in Württemberg 449
Die Urgeschichte nach historisch-kritischer Auffassung 451
Kirchliche Rundschau 462
Literatur 476



Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 6. Band. St. Louis, Mo. Januar 1904.

Vorwort.

Ist das Christentum in seiner Existenz bedroht, muß es um seine Existenz kämpfen? Man könnte sich versucht fühlen, diese Frage mit Ja zu beantworten, wenn man sieht, in welche schwere Kämpfe dasselbe heutzutage verwickelt ist. Leute, welche das Christentum nur äußerlich in seiner geschichtlichen Erscheinung kennen, aber nicht in seinem inneren Wert und seiner Lebenskraft, können auch nicht anders als denken: Wenn die Urkunden des Christentums, die Schriften des Alten und Neuen Testaments so systematisch ausgehöhlt und entleert werden, wie das eine Pseudotheologie unserer Tage tut, so wird dadurch die Existenz des Christentums selbst bedroht und erschüttert.

Dem gegenüber hat Kaftan in seinem neuesten Buche, „Vier Kapitel von der Landeskirche," in der Einleitung prächtige Worte geschrieben, die einer allgemeineren Verbreitung wohl wert sind. Er sagt u. a.: „Das biblische Christentum, das in seinem Kern Christusglaube ist, Glaube an Jesum von Nazareth als den Christ, als den Eingeborenen vom Vater, der unsere Versöhnung ist mit Gott, die Auferstehung und das Leben — dieses Christentum kämpft nicht um seine Existenz. Das Christentum selbst ist unaustilgbar; das wissen wir, die wir innerlich, die wir lebensmäßig es kennen; es lebt fest und klar in ungezählten Seelen auf Erden, so heute und so bis an das Ende der Tage." Die es nur äußerlich kennen, „wissen nicht, was Heiliger Geist ist, und die Gemeinde der Heiligen ist ihnen ein Nichts." „Nicht um seine Existenz kämpft das Christentum, wohl aber um seine Geltung im öffentlichen Leben. Im Zusammenhang des großen Lebens der Menschheit hat das Christentum von jeher einen doppelten Kampf gekämpft, einen *theologischen* und einen *kirchlichen*.... Das Christentum erhebt den Anspruch, die höchste Wahrheit für alles, was Mensch ist zu sein, und in Vertretung dieses Anspruchs hat es sich als Theologie gestaltet und kämpft als solche im geistigen Leben der Menschheit. Aber die Wahrheit, die das Christentum ist, ist *die Wahrheit, die das Leben* ist; das Christentum erhebt den Anspruch, eine — ja die

höchste Lebensmacht zu sein. In Vertretung dieses Anspruchs hat sich das Christentum als Kirche gestaltet und kämpft als solche in dem großen Konflux der Institutionen und Mächte, die das praktisch gestaltete Leben der Menschheit bedingen."

War früher der Kampf gegen die Feinde der Religion zu führen, heute ist er gegen solche zu bestehen, „die nicht antireligiös sind, sondern religiös, ja die den Anspruch erheben, aus religiösem Interesse wie gegen die Theologie, so gegen die Kirche zu sein. Nicht vom Christentum, aber von der Theologie als Theologie und von der Kirche als Kirche kann heute gesagt werden: sie kämpfen um ihre Existenz. Die Theologie hat sich dagegen zu wehren, aufgelöst zu werden in eine allgemeine Religionswissenschaft. Die Kirche hat sich dagegen zu wehren, aufgelöst zu werden in einen menschlich normierten Religionsverein. Theologie und Kirche sind Korrelate. Sie entstammen derselben Wurzel; sie ruhen auf derselben Basis; sie stehen und fallen miteinander. Ihre Wurzel, ihre Basis ist die spezifische geschichtliche Heilsoffenbarung Gottes in Jesu Christo.

Der theologische Kampf, so weit er ein Kampf ist um die Theologie als Theologie, und der kirchliche Kampf, so weit er ein Kampf ist um die Kirche als Kirche, sind im letzten Grunde eins: es ist der Kampf um das Evangelium Jesu Christi."

Zwei moderne Strömungen bedrohen die Theologie als solche in ihrer Existenz: die naturalistisch beeinflußte Theologie, welche die naturwissenschaftliche Methode auf das natürliche Geschehen in der Offenbarungsgeschichte anwendet, und daher alles Wunderbare im Evangelium leugnet: das Uebernatürliche in der Person Jesu, seine wunderbare Heilandstätigkeit, seine leibliche Auferstehung. Sie will z. T. für das, was im Gebiet des natürlichen Geschehens geleugnet wird, Ersatz bieten, indem sie dafür auf dem Gebiet des geistigen Geschehens um so eifriger ein spezifisches Sein und Wirken Gottes in Christo sucht und behauptet, das seinesgleichen nicht habe in aller Geschichte der Menschen. Durch eine wirkliche Gottesoffenbarung so spezifischer Art sucht sie zu retten, was sie in ihrem naturalistischen Streben preis gibt. In diesem Streben hörte sie, nach Kaftan, nicht auf, Theologie zu sein.

Zu jener naturalistischen Strömung hat sich nun aber die andere Strömung hinzu gesellt, welche die sogenannte „historische Methode" auf die Offenbarungsgeschichte anwendet, die „durch Handhabung der Kritik, durch Anwendung der Analogie, durch Annahme der Korrelation aller historischen Vorgänge" charakterisiert ist. Die Berichte der Offenbarungsurkunden werden danach bemessen, ob sie übereinstimmen mit Vorgängen und Zuständen, wie wir sie in der Gegenwart beobachten können, und danach wird ihre Glaubwürdigkeit, Möglichkeit oder Unmöglichkeit beurteilt. Das ist, nach Kaftan „der Fortschritt von der naturalistischen Verschränkung der spezifischen Gottesoffenbarung in

Christo zur historizistischen Auflösung derselben und damit zur radikalen Beseitigung der Theologie. Wo diese Methode herrscht, tritt an die Stelle der Theologie eine allgemeine Religionswissenschaft, der die christliche Religion eine unter andern ist, ein Produkt, ob auch das edelste so doch nur ein Produkt der allgemeinen religionsgeschichtlichen Entwicklung der Menschheit."

„So kämpft die Theologie heute um ihre Existenz als Theologie. Dieser Kampf vollzieht sich in dem Kampf um die spezifische Heilsoffenbarung Gottes in Jesu von Nazareth, d. i. in dem Kampf um das Evangelium von Jesu Christo.

Parallel mit dem Kampf um die Theologie als Theologie, vielfach mit ihm verquickt und doch wieder eigenartig, geht der Kampf um die Kirche als Kirche.

Was ist die Kirche? Kaftan antwortet: Es ist die um das Wort Gottes und die gottgeordneten Sakramente gesammelte, Wort und Sakrament verwaltende Gemeinde. Auf Wort und Sakrament liegt dabei der Ton, nicht auf Gemeinde; sie sind konstitutiv für das Eigenartige, das Kirche ist. In der Religion als solcher liegt ein sozialer Zug. Das gilt auch von der christlichen Religion; eint sich doch in ihr mit dem höchsten Individualismus — der Seele Seligkeit — der höchste Sozialismus — das Reich Gottes. Aber ein religiöser Verein und eine Gemeinde oder Kirche ist nicht das Gleiche. Dem Verein als solchem fehlt, was gerade für die Gemeinde, für die Kirche das Konstitutive ausmacht: Wort und Sakrament. Sie sind die Medien dessen, das in der spezifischen Heilsoffenbarung Gottes in Jesu Christo gegeben ist. Nur weil jene Gottesoffenbarung geschichtliche Realität ist, gibt es ein wirkliches Gotteswort und ein wirkliches Sakrament.

Als solche aber sind sie der Willkür der Menschen entzogen, tragen in sich autoritativen Charakter, fordern Glaubensgehorsam — und das widersteht dem modernen Menschen tief innerlich. — Jede autoritative Geltung einer Lehre in der Kirche wird als unevangelische Knechtung, jede Geltendmachung von festen Riten als unevangelische Veräußerlichung gewertet und darum das eine wie das andere als etwas empfunden, dem zu widerstehen sei als einer unevangelischen Verkirchlichung des Christentums. — Das ist der Kampf um die Kirche als Kirche. Und die Entscheidung dieses Kampfes — das liegt klar zu Tage — liegt in der Frage, ob es ein wirkliches Gotteswort und ein wirkliches Sakrament gibt. Gibt es das nicht — dann kann die religiöse Vereinigung alles nach menschlichem Gutdünken ordnen, eine Kirche gibt es dann eben nicht. Ob es aber ein wirkliches Gotteswort gibt und ein wirkliches Sakrament, das ist wieder abhängig von der Entscheidung über die Wirklichkeit oder Unwirklichkeit der von den Kirchenleuten geglaubten spezifischen Heilsoffenbarung Gottes in Christo Jesu, — der Kampf um die Kirche

als Kirche ist im letzten Grunde der Kampf um diese Offenbarung, der Kampf um das Evangelium.

Aus dieser Klarstellung erhellt, daß der Kampf um die Theologie als Theologie und der Kampf um die Kirche als Kirche im letzten Grunde derselbe ist. Aber nicht nur das. Nicht minder erhellt, daß Theologie als Theologie und Kirche als Kirche stehen und fallen mit dem Evangelium. Daraus erwächst die Zuversicht, mit der wir der Entscheidung in diesem Kampf entgegensehen. Das Evangelium steht fest und wird stehen, so lange die Welt steht. Das garantiert der Theologie als Theologie und der Kirche als Kirche ihren Bestand.

Das Evangelium bleibt. An ihm werden sich brechen, wie die Wogen vergangener Tage, so die unserer Zeit, auch die hochgehenden, auch die, deren Gischt zuweilen solchen, die doch ein Herz haben für das alte Evangelium von Jesu Christo, die Augen blendet, daß sie es nicht sehen in seiner einfachen Größe. In dem, der des Evangeliums Kern und Stern ist, in Jesus Christus, sind Züge, deren keine nur mit den Mitteln weltlicher Wissenschaft arbeitende Forschung je mächtig wird; in ihm walten Kräfte, die alle Bande immer wieder sprengen, die neuen, die von der Kunst der naturalistisch-historischen Methode gewoben sind, so gut wie die alten, die der Werkstatt der souveränen Vernunft entstammten. Mitten in den Nöten, die uns betroffen haben — wenn ich mich auf Jesus Christus besinne, dann geht es wie lichte Freude durch meine Seele.“ So weit Kaftan.

Wenn mancher in das Kampfgewühl unserer Tage mit Grauen und Bangen hineinschaut, und keinen Ausweg sieht, — hier ist ein auf der Höhe der Wissenschaft stehender Theologe und ein hochgestellter Kirchenmann — Kafton ist Generalsuperintendent für Schleswig — der mit großer Ruhe und Siegesgewißheit, wie einst Luther, in das Kampfgewühl hineinschaut und spricht: „Es streit't für uns der rechte Mann, den Gott hat selbst erkoren! Und fragst du, wer der ist? Er heißt Jesus Christ, Der Herre Zebaoth, Und ist kein anderer Gott. Das Feld wird er behalten!“

So gewiß nun die hier angeführten Sätze von Kaftan uns als unumstößliche Wahrheit gelten, so entbindet uns trotzdem die im Evangelium uns verbürgte Gewißheit des Sieges nicht von der großen Aufgabe, daß wir uns fortwährend ernstlich mit der Frage beschäftigen: Was müssen wir tun, um der modernen Menschheit die Bibel und das Christentum als wahr zu erweisen? Hierzu sagt ein neuerer Autor (W. Hermann): Etwas muß an dem Christentum unserer Zeit überwunden werden, wenn es nicht bloß als Kirche, sondern auch als Religion leben soll. Christliche Religion ist innere Verbindung des Menschen mit Gott durch das, was sie selbst von dem persönlichen Leben Jesu gesehen haben. Dazu gelangt man durch die biblische Ueberlieferung, welche verstanden wird im Verkehr mit Menschen, die die Kraft Jesu zu ihrer Rettung erfahren haben und mit ihm gehen wollen. Hierdurch

muß uns die Herrlichkeit des persönlichen Lebens, die Willensenergie des Wortes und Werkes Christi aufgehen.

Daran hindert in der Gegenwart ein Umstand: die biblische Ueberlieferung wird zum Gesetz gemacht: man muß glauben, was in der Bibel steht. Dadurch werden viele, in denen schon die Spannung zwischen vielen Vorstellungen der Bibel und ihrer eigenen Denkweise besteht, wenn sie dennoch jenen Gesetzen gehorchen wollen, unwahrhaftig, ja gottlos.

Wem nun der Ritschlianer Hermann in dieser Frage verdächtig ist, der höre, was der unverdächtige P. Jellinghaus in dieser Sache sagte: Es geht durchaus nicht, daß wir den jetzt ziemlich allgemein zweifelnden Leuten erst zu beweisen versuchen, daß die uns vorliegende Bibel unfehlbar und irrtumslos ist in allen ihren einzelnen Sätzen und Worten. Wir müssen die Leute erst durchs Evangelium zur Erfahrung Christi bringen, damit dann ihre Freude an der Schrift auf ihrer Freude an Jesu beruhe.

Wir dürfen nicht von den Menschen zuerst verlangen, daß sie an die Bibel glauben, ehe sie Christum erfahren. Solcher äußerlicher Glaube an die Wahrheit der Bibel ist kein Heilsglaube. Wir müssen den nach Licht, Heil und Erlösung hungrigen Seelen durchs Evangelium Christum bringen, damit sie ihn erfahren. Dann werden sie an die Bibel mit der Voraussetzung gehen, daß Gott, der uns seinen Sohn gegeben, uns auch ein zuverlässiges Gotteswort gegeben hat und werden erfahren, daß Gottes Wort sich als Wahrheit und zuverlässiger Wegweiser im Reiche Gottes bewährt. Sagt man dagegen den Leuten, daß jede Aussage auch über Nebensachen in der uns vorliegenden Bibelübersetzung für wahr zu halten sei, so bringt sie schon eine einzige durch Abschreibefehler entstandene, widerspruchsvolle, unmögliche Zahl in schwere Zweifel. (Eine solche unmögliche Zahl ist z. B. 2. Chron. 22, 2 verglichen mit Kap. 21, 20 und 22, 1. Kap. 21, 20 ergibt, daß Joram, der König Judas, 40 Jahre alt war, als er starb. 22, 1 sagt: „Sein jüngster Sohn war Ahasja und der wurde zum König gemacht nach seines Vaters Tod. Dieser jüngste Sohn war aber, als sein Vater starb, nach V. 2, bereits 42 Jahre alt, also zwei Jahre älter als sein Vater! Die berichtigte Bibelübersetzung hat anstatt 42 die Zahl 22 gesetzt, welche Zahl mit 2. Kön. 8, 26 übereinstimmt.)

Gelegentlich einer ausführlichen Besprechung des Kampfes um die Babel- Bibelfrage, die wir in „Studierstube" 1, 8 finden, kommt der Herausgeber, Dr. Jul. Böhmer, ebenfalls auf den vorstehend besprochenen Punkt und sagt dann: Delitzsch hat — ob das gerade von ihm beabsichtigt war oder nicht, sei dahingestellt — einen bestehenden Schaden angerührt, der unheilvoll zu werden droht, wenn ihm nicht bald von seiten der Kirche, d. i. der Christenheit selber, der gläubigen Gemeinde gewehrt wird, einen Schaden auf heiligem Lande, im Gebiet des Bibelglaubens selber. Dieser Schade ist es auch, wenigstens zu einem guten Teil, der bisher der Verständigung derer von hüben und drüben,

aufrichtig frommer Christen, ehrlich suchender Seelen von der rechten und linken Seite im Wege stand. Der Schade ist, kurz gesagt, dieser, daß die Bibelforschung im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts unter sichtbarer Leitung des allweisen, gnädigen Gottes große und großartige Fortschritte gemacht hat und daß diese Fortschritte nicht der gläubigen Gemeinde zu Nutz und Dienst fruchtbar gemacht worden sind. Es handelt sich hier vorläufig nicht um Arbeiten einer ungläubigen, destruktiven, radikalen, bösen Kritik. Es handelt sich um Bemühungen und Ergebnisse, die allen wissenschaftlich arbeitenden Theologen, wenigstens so weit sie in deutschen Landen berufsmäßig theologische Forschung betreiben, also ein akademisches Lehramt innehaben, die also allen bis hin zu den am weitesten rechts oder positiv oder gläubig stehenden gemeinsam sind. Gleichwohl weiß die Gemeinde der gläubigen Christen amtlich nichts von alledem: die kirchliche Lehre, Unterricht, Predigt, Religionsbücher u. s. w. sind in weitem Maßstabe so gehalten, als sei die wissenschaftliche Bibelforschung des abgelaufenen Jahrhunderts einfach nicht vorhanden oder gar mehr oder weniger vom Teufel geleitet worden.

Verfasser weist dann hin auf ein von Real-Gymnasialdirektor Walther in Potsdam herausgegebenes Buch: Bibelwort und Bibelwissenschaft. (Berlin, Mittler & Sohn, 1 Mk.) Dieses Buch weist auf den Zwiespalt hin, der da besteht zwischen der aus vergangenen Zeitaltern überkommenen dogmatischen und der in der Neuzeit begründeten geschichtlichen Behandlung der Bibel. Unter dem gegenwärtigen herben Notstande leiden gerade die Bibelfreunde, vornehmlich die Lehrer. Zu fordern ist in der Tat, — schreibt Böhmer — unbedingte Preisgabe des Inspirationsdogmas in der Fassung des 17. Jahrhunderts und rückhaltlose Anerkennung der Bibelwissenschaft als genuiner Tochter der Reformation.

Viele haben nun wohl für sich die Erkenntnis, daß die positive Bibelwissenschaft der neueren Zeit durchaus berechtigt ist. Die Frage aber entsteht: Wie viele haben auch den Mut, ihrer Ueberzeugung öffentlich und konsequent Ausdruck zu verleihen?

Böhmer schreibt: „Wie viele sind, die wohl die bessere Erkenntnis auf dem Gebiet der Bibelwissenschaft haben, auch Pfarrer, Theologen, die aber im gegebenen Augenblick, bei gegebener Gelegenheit, bei amtlichem Anlaß nicht den Mut und die Weisheit finden, ja, ich sage, nicht genug in der Liebe geheiligt sind, um ihre bessere Erkenntnis frei heraus zu verkündigen, die, weil sie nicht Anstoß geben wollen, die Wahrheit verleugnen, ihr Gewissen (und anderer Gewissen zugleich) verletzen? Mit Schmerz habe ich das oft in der Praxis bestätigt gefunden."

Die Frage, wie der Zwiespalt zwischen überlieferungsgemäßer und streng geschichtlicher Auslegung der Bibel, insonderheit des Alten Testaments zu lösen sei, muß freilich in einer Reihe von Einzelfragen in extenso erörtert werden und erfordert eine besondere Abhandlung, die Dr. Böhmer a. a. O. in Aussicht stellt.

Der Gegensatz zwischen den positiv gläubigen Geistlichen und den akademischen Lehrern, die im Verdacht des Unglaubens oder Halbglaubens stehen, ist ja ein sehr scharfer und führte zu der Forderung, daß solchen theologischen Lehrern, welche mit dem Glauben der Kirche zerfallen sind, das Recht, ein Lehramt für die christliche Kirche zu bekleiden, entzogen werde.

Hören wir nun zum Schluß einmal noch, was Otto Ritschl in der „Christl. Welt", 1902, No. 50, zu sagen hat über die Frage: „Welchen Dienst leisten der Kirche die akademischen Lehrer der Theologie?" Er stellt diese Frage im Rückblick auf die Verhandlungen der letzten preußischen Provinzialsynoden über die sog. Professorenfrage, und spricht sich dabei thetisch und polemisch folgendermaßen aus:

„Das Katheder ist keine Kanzel, der Hörsaal keine Kirche, der Professor kein Prediger, seine Hörer keine religiöse Gemeinde. Wessen die Studenten an religiöser Anregung als solcher bedürfen, das mögen sie sich aus den Predigten in der Kirche und aus den Leistungen der theologischen Praktiker oder besser noch aus der Heiligen Schrift selber suchen. Zu diesem Besten, was sie dereinst als Prediger der gläubigen Gemeinde zu bieten haben werden, kann ihnen der akademische Lehrer immer nur mittelbar helfen. Was er ihnen direkt zu bieten hat, ist ganz etwas anderes, es ist einfach nur nüchterne, klare und freie Wissenschaft. Daß sie nur etwas von deren Geiste berührt werden, ist das Anliegen, das seinen Sinn erfüllt. Wie er selber in eigener freier Forschung sehen gelernt hat, so will er auch seine Studenten sehen lehren: sehen, was heilig, erhaben, mächtig und wirksam ist; unterscheiden, was recht und groß und rein und wahr ist, von dem, was an niedrigem, unechtem und unreinem Stoff sich um jenes im Laufe der Jahrhunderte gelagert hat. Sollten denn nicht gerade die Geistlichen für ihren Lebensberuf dergleichen gelernt haben müssen? Oder wer lehrt sie es können, wenn nicht solche, die es aus eigener Arbeit verstehen?

Aber was nun trägt dieses aus für die Charakterbildung der künftigen Geistlichen? Ja, ist denn ein solches Sehenkönnen etwas Geringes und nicht gerade das, was den christlichen Geistlichen ganz besonders not tut? Bedürfen diese es denn nicht, daß vor allem auch ihr Wahrheitssinn entwickelt, gebildet und gestärkt wird? Aber wie ist ihr Wahrheitssinn besser zu bilden als durch freie Wissenschaft, die, so wie sie selber frei und ohne fremde Brillen sehen gelernt hat, nun auch den ihr für kurze drei Jahre zur Charaktererziehung anvertrauten Jünglingen ein Weniges, nur viel zu Weniges von dem Geist, in dem sie selber lebt, einhauchen soll und sie immer nur wieder anweist, ihre eigenen Augen zu brauchen und eigene Ueberzeugungen zu gewinnen, um dann auch in charaktervoller Selbständigkeit in späterem praktischem Leben ihren Mann zu stehen? Unsertwegen können unsere Zuhörer, so wie es ihnen Gott ins Herz gibt, zu orthodoxen oder heterodoxen Meinungen

gelangen; das gilt uns vom wissenschaftlichen Standpunkt aus völlig gleich. Denn es ist dies nicht Sache der Wissenschaft, sondern des persönlichen Glaubens.

Aber wie immer bei unsern Schülern, wenn sich ihre Glaubensgedanken klären und festigen, der Würfel fällt, eins soll aber für sie entscheidend sein, die Reinheit und Wahrhaftigkeit ihrer persönlichen Ueberzeugung. Und hierauf einzuwirken, sie in dieser Gesinnung zu erziehen, ihren Mut und ihre Kraft zu wecken und zu steigern, daß sie in solchem Geiste den ernsten und hohen Aufgaben ihres künftigen Berufs entgegensehen, das ist das einzige, worin wir mit allen Mitteln unseres eigenen Könnens einen direkten Einfluß auf ihr Wollen zu üben suchen und zu üben vermögen. Dies ist unser Recht, unsere Pflicht, unsere Aufgabe. So setzt sich in der Praxis des uns obliegenden akademischen Unterrichts die Freiheit der Wissenschaft zu wirksamen Anregungen um, durch die wir die sittlich-bildungsfähigen unter unsern Schülern moralisch zwingen, daß sie eigene, reine und freie Ueberzeugungen gewinnen und ohne Menschenfurcht zu vertreten wagen. . . .

Warum geht denn nur noch ein verschwindend geringer Bruchteil von gebildeten Männern in die Kirche? Woher rührt denn die Kluft zwischen dem Denken und Fühlen der weitesten Volkskreise und den kirchlich legitimen Anschauungen? Woher die so weit verbreitete Geringschätzung aller kirchlichen Angelegenheiten überhaupt?

Nun ist's an euch, daß ihr Rechenschaft gebt! Solltet nicht ihr Geistlichen, die pietistisch-orthodoxen voran, Grund genug haben, euch ernstlich zu prüfen, wie es denn bei euch mit der inneren Uebereinstimmung zwischen dem bestellt ist, was ihr mit Pathos und Pectus in Predigt und Liturgie vortraget, und dem, was ihr selber aus eigenem Können des Herzens heraus an religiösen Anregungen auszugeben habet? Wie unendlich viel von dem, was ihr reden müßt und was ihr freiwillig redet, habt ihr euch ja bloß anempfunden! Die höchsten Aussagen eines begeisterten Glaubens, die individuellsten Bekenntnisse einer Frömmigkeit, so wie sie nur in den größten Gestalten der israelitischen und der christlichen Kirche lebendig war, nehmt ihr als abgegriffene Scheidemünze hin, bildet euch ein, daß auch ihr in diesen Tönen reden könnt, und mutet jedwedem zu, daß er darin auch den Ausdruck seiner eigenen Frömmigkeit finden solle! Herab von einer Höhe, die ihr doch nicht halten und behaupten könnt! Werdet erst einmal wieder ihr selbst und prüft, ob euer eigenes religiöses Können eine überzeugte Begeisterung hergibt, durch die ihr auf lebendige Seelen lebendig einzuwirken vermögt. Also werdet vorsichtiger darin, großen Geistern große Worte bloß nachzusprechen, nachzuempfinden und nachzuschwelgen, ohne daß ihr selbst ein innerliches Recht habt, euch mit jenen auf die gleiche Stufe der Frömmigkeit zu stellen. Schraubt euch herab auf euer Niveau, nicht empor auf ein fremdes! Ein Schelm gibt mehr, als er hat. Hütet euch, auch nur den Schein zu begünstigen, als wolltet ihr mehr hergeben, als

ihr wirklich herzugeben habt. Dann wird auch bei den Gegnern der Kirche die Rede von Pfaffen und pfäffischem Wesen verstummen, die euch mit Grund verdrießt, doch nicht mit Grund auch empört. Und hütet euch vor dem pastoralen Pathos, der geistlichen Salbung, der hieratischen Phrase! Denn dies sind die Symptome, an denen man es merkt, daß es in eurem Innern nicht so bestellt ist, wie eure Reden es oft genug nach außen hin erscheinen lassen möchten.

Ihr seht, beginnen wir erst den Spieß umzukehren, auch wir haben wahrhaftig genug gegen den Dienst am Worte einzuwenden, so wie ihn viele von euch betreiben. Aber wir rufen nicht eure Vorgesetzten durch die Vermittlung der unsrigen an, euch euer Handwerk zu legen. Wir wissen, daß auch jene daran herzlich wenig ändern können. Mit Gottes Hilfe aber sind wir bestrebt, durch die Erziehung unsrer Studierenden zu einer immer lauteren Ausprägung ihres persönlichen Wahrheitssinnes dazu mitzuwirken, daß unter den Geistlichen immer mehr Persönlichkeiten von innerlich durchgebildetem, schlichtem und freiem Wahrheitssinn und von charaktervoller Selbständigkeit vorhanden seien, die nicht durch Pathos blenden, nicht ein angelerntes und anempfundenes Wesen affektieren, sondern treu und ehrlich geben, was sie haben, nicht mehr und nicht weniger. So ist unsere Arbeit im letzten Grunde auch eine Arbeit an des geistlichen Standes Besserung, die heute, nur in anderer Gestalt, nicht weniger not tut als im Jahre 1520. Und ist das nun etwa nicht ein wichtiger Dienst, den wir unserer Kirche zu leisten haben? Befragt und prüft euch ehrlich im Gewissen, liebe Freunde! Dann werdet ihr auch ablassen, den Splitter aus unserem Auge ziehen zu wollen und zuerst darauf bedacht sein, den Balken aus dem eurigen zu ziehen."

Das dürfte genügen, um allen Trägern des geistlichen Amtes von neuem die Notwendigkeit eines fortgesetzten theologischen Studiums eindrücklich zu machen und sie zu ermuntern, allen Fleiß anzuwenden, um mit den echten, positiven Ergebnissen der Bibelwissenschaft vertraut zu werden, und sie zugleich anzuspornen, sich der Wahrhaftigkeit und des mutigen Bekenntnisses zu der in ernstem Forschen erkannten Wahrheit zu befleißen. Daß dabei die Demut den wahren Christen davor bewahrt, die eigenen Ueberzeugungen andern aufzudrängen, oder andere gering zu schätzen oder zu richten, die sich nicht zu gleicher Erkenntnis hindurch zu arbeiten vermögen, ist selbstverständlich und bedarf höchstens der Erwähnung. Aber dieselbe Demut und Bescheidenheit darf man auch von denen erwarten, die sich die Ergebnisse der neueren Bibelwissenschaft nicht aneignen können; sie sollten wenigstens von lieblosem Richtgeist sich ferne halten und ihren Brüdern das Vertrauen nicht entziehen, wenn sie im Zentrum der christlichen Wahrheit mit ihnen eins sind.

Louis J. Haas.

Die Vorgeschichte Israels und die neuere wissenschaftliche Forschung.

Von Ludwig Couard, Pfarrer in Klinkow bei Prenzlau.

Aus „Beweis des Glaubens" abgedruckt mit gütiger Erlaubnis der Redaktion.

Vor wenigen Jahren wurde in unserer evangelischen Kirche ein erbitterter Kampf um das Alte Testament geführt. Hervorgerufen durch den Vortrag des Professors Lic. Meinhold auf dem Bonner theologischen Ferienkursus im Jahre 1893 über die älteste Geschichte Israels regte er hüben und drüben die Geister gewaltig auf und drückte vielen die Feder in die Hand, um entweder den alten Glauben an das Alte Testament als göttliche Offenbarungsurkunde zu verteidigen oder die Ansichten der neueren Schule gegen diesen Ansturm zu schützen. Daß dabei in der Erregtheit oft ein hartes, ungerechtfertigtes Wort fiel, das verletzte, und somit nicht zur Versöhnung, sondern nur zur Erbitterung der Gemüter führte, ist, wenn auch verständlich, doch zu beklagen, da gerade bei solchen Streitschriften absolute Objektivität not tut. Pamphlete wie die des kürzlich verstorbenen Dr. Zahn machen eine ruhige Beurteilung der Streitfrage unmöglich, und so gut sie auch gemeint waren, so heilig der Eifer war, der sie schreiben ließ — sie haben der Sache doch mehr geschadet als genützt. Jetzt hat der Kampf ausgetobt; auf beiden Seiten, der positiven wie der negativen, geht die stille Arbeit fort — und gerade die letztverflossenen Jahre haben uns auf dem Gebiet des Alten Testamentes eine große Anzahl beachtenswerter Werke gebracht. Neben dem 1894 beendeten kurzgefaßten Kommentar zum Alten Testament von Strack und Zöckler ist bis heute der größte Teil des umfassend angelegten Handkommentars zum Alten Testament von Nowack erschienen, und auch der neuste, von Marti herausgegebene kurze Handkommentar zum Alten Testament liegt schon mehr denn zur Hälfte vollendet vor. Die Einleitungswissenschaft ist, abgesehen von den Neuauflagen von Stracks und Cornills Werken, durch Ed. Rupprechts Einleitung in das Alte Testament (1898) und die Publikationen der Ausländer Wildeboer (Die Litteratur des Alten Testaments nach der Zeitfolge ihrer Entstehung 1895) und Driver (Einleitung in die Litteratur des Alten Testaments 1896) bereichert worden. Besonders groß ist der Ertrag der wissenschaftlichen Arbeit der letzten Jahre auf dem Gebiet der biblischen Theologie des Alten Testaments und der Geschichte Israels: auf ersterem steht neben Dillmanns posthum herausgegebener Alttestamentlichen Theologie (1895) die 5. Auflage der Alttestamentlichen Theologie von H. Schultz (1896), die Neubearbeitung der Alttestamentlichen Theologie von Aug. Kaiser durch K. Marti als Geschichte der israelitischen Religion (1897), die 2. Auflage von R. Smends Alttestamentlicher Religionsgeschichte (1899), Buddes Religion des Volkes Israel bis zur Verbannung (1900) und — last not least — das Buch des Engländers Robertson: Die Religion des alten Israel (deutsch von C. von Orelli 1896) — auf letzterem schließen sich an Wellhausens Israelitische und jüdische Geschichte (1894, 4. Ausgabe 1901), Niebuhrs Geschichte des

israelitischen Zeitalters, 1. Band (1894), sowie die Darstellungen der Geschichte des Volkes Israel von Hugo Winckler, 1. Teil (1895), 2. Teil (1900), Klostermann (1896), Cornill (1898), Guthe (1899) und Löhr (1900) an. Schon diese kurze Uebersicht, die übrigens auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, zeigt, daß gerade die Geschichte und Religion Israels in den letzten Jahren Gegenstand besonders zahlreicher Forschungen und Darstellungen gewesen ist, und es dürfte deshalb nicht überflüssig sein, das Ergebnis dieser mannigfachen Forschungen, bei denen allerdings vorwiegend die Linke vertreten ist, kurz zusammenzustellen und zu beurteilen. Da dies aber den Rahmen eines kurzen Aufsatzes weit überschreiten würde, so begnüge ich mich damit, die Ergebnisse der neueren Forschungen über die Vorgeschichte Israels zur Darstellung zu bringen und sie auf ihren wissenschaftlichen Wert zu prüfen. Dabei werde ich aber streng auf wissenschaftlichem Gebiet bleiben und nicht — obgleich dazu Anlaß genug vorhanden wäre — auf das religiöse Gebiet übergehen, da uns von jener Seite oft der Vorwurf gemacht wird, wir spielten rein wissenschaftliche Fragen stets auf das religiöse Gebiet über, weil wir ihre Aufstellungen nicht zu widelegen vermöchten.

I.

1. Die ersten 11 Kapitel der Genesis übergehe ich. Mag Klostermann sie auch in seiner Geschichte des Volkes Israel als zur Vorgeschichte Israels gehörig rechnen — ich halte diese Ansicht für verkehrt und glaube damit nicht auf Widerspruch zu stoßen. Nicht für das Volk Israel insonderheit sind sie bedeutungsvoll, sondern sie sind, daß ich so sage, universalhistorisch, es sind weltgeschichtliche Gemälde, die da vor unsern Augen enthüllt werden. Erst mit den Erzählungen über Abraham, also mit dem 12. Kapitel der Genesis, kann die eigentliche Vorgeschichte Israels ihren Anfang nehmen, und ich setze deshalb hier mit meiner Betrachtung ein.

Das Geschichtsbild der Patriarchenzeit, wie es uns die Genesis zeichnet, ist in kurzen Zügen dies: Auf den Befehl Gottes verläßt Abraham mit seiner Familie und Lot seine alte Heimat Ur in Chaldäa und zieht über Haran nach Kanaan. Nach einem kurzen Aufenthalt in Aegypten kehrt er dorthin zurück und trennt sich von Lot, der sich in den Städten des Jordankreises mit der Metropole Sodom niederläßt, während er selbst seinen Wohnsitz in Hebron nimmt, von wo aus er nomadisierend im Lande umherzieht. Bei der Niederlage, welche der König von Sodom durch vier Könige des Ostens erleidet, wird auch Lot gefangen fortgeführt, aber von Abraham alsbald befreit. Da Sarah unfruchtbar ist, so erzeugt er mit Hagar den Ismael, erhält aber vom Herrn aus Anlaß seines Erscheinens, um Sodom zu vernichten, die Zusage, daß ihm ein legitimer Nachkomme geschenkt werden solle. Die bald darauf erfolgte Geburt Isaaks zieht die Vertreibung Ismaels nach sich, und in der Forderung Gottes, ihm den Isaak zu opfern, wird Abrahams Glaube auf eine harte Probe gestellt. Nach Sarahs Tod

heiratet Isaak die Rebekka, und in einem Alter von 175 Jahren stirbt Abraham in Frieden. Isaak verläßt infolge einer Teuerung Kanaan und zieht ins Philisterland nach Gerar. Ganz im Gegensatz zu der Schilderung des Lebens Abrahams, die ihn uns bald auf seinen Wanderungen zeigt, bald kurze Notizen über die von ihm gegründeten Heiligtümer gibt, bald Scenen aus seinem vertrauten Umgang mit Gott oder seinem häuslichen Leben vorführt, bald seine kriegerischen Leistungen schildert, macht die Geschichte Isaaks den Eindruck, „aus Familiennachrichten und Traditionen über Brunnengründungen mühsam hergestellt zu sein, um auch diesem Stammvater als Ebenbild seines Vaters seine Stelle zu sichern" (Klostermann a. a. O. S. 20). Daneben wird uns dann die Geburt seiner beiden Söhne, der Betrug Jakobs, der seinem Bruder Esau das Erstgeburtsrecht raubt, und Isaaks Tod mitgeteilt. Sodann hören wir von Jakobs Flucht vor Esau zu Laban, seiner dortigen Dienstzeit, seiner doppelten Heirat, seiner Rückkehr nach Kanaan und seiner Aussöhnung mit Esau. Damit geht die Ueberlieferung schon auf Joseph über, der, nach Aegypten verkauft, dort zu einer leitenden Staatsstellung gelangt und als ein rechter Landesvater schaltet und waltet. Die ausbrechende Teuerung führt seine Brüder zweimal nach Aegypten, bis schließlich Jakob selbst mit seiner ganzen Familie dorthin übersiedelt und im Lande Gosen seine letzten Tage vollbringt.

2. Diesen Bericht der Genesis streicht die neuere theologische Schule, als deren Väter wir neben dem alten Vatke — der schon in seinem 1835 erschienen Buche „Die Religion des Alten Testaments", die „Sagen über die Patriarchen" von vornherein ausschloß, da er sich „nicht getraue, aus den Erzählungen der Genesis positiv-historische Elemente abzuleiten" (S. 184) — vor allem Kuenen und Wellhausen anzusehen haben, völlig und verweist ihn von A bis Z in das Gebiet der Sage. Wellhausen beschreibt beispielsweise die Geschichtsanfänge Israels mit den Worten: „Etwa um die Mitte des zweiten Jahrtausends verließen die hebräischen Geschlechter, aus denen später Israel wurde, zu einem großen Teil die alte Heimat im äußersten Süden Palästinas, um auf das benachbarte ägyptische Weideland, Gosen genannt, überzutreten" (Israelitische und jüdische Geschichte, 1. Aufl., S. 9); Stade erwähnt in seiner kurzen, aber für die neuere Methode sehr bezeichnenden Broschüre „Die Entstehung des Volkes Israel" (3. Ausgabe 1899) die Patriarchenzeit mit keiner Silbe, und Gunkel (Genesiskommentar 1901 [in Nowacks Handkommentar] beginnt seine Einleitung mit den Worten: „Sind die Erzählungen der Genesis Geschichte oder Sage? Diese Frage ist dem modernen Historiker keine Frage mehr." (Aehnlich Cornill und Guthe; anders Löhr, der a. a. O. S. 15 wenigstens Abraham für eine wirkliche Persönlichkeit hält). Vorsichtiger geht die konservative Forschung zu Wege, doch macht auch sie der neueren kritischen Schule viele Zugeständnisse. Erklärt doch selbst Franz Delitzsch in seinem „Neuen Kommentar zur Genesis", S. 248, es für möglich, „daß die Patriarchengeschichte, wie

sie vorliegt, teilweise ein Produkt der Sage ist," hält es doch Dillmann Genesis[6], S. 217) heutzutage für selbstverständlich, „daß alle diese Erzählungen über die Väter nicht der strengen Geschichte, sondern dem Gebiet der Sage angehören," vertritt doch Baethgen in seinen „Beiträgen zur semitischen Religionsgeschichte," 1, S. 188, die Ansicht, daß „diese Persönlichkeiten zu idealen Trägern der Charaktereigenschaften geworden sind, welche das Volk als seine eigenen erkannte," spricht es doch endlich Kittel in seiner „Geschichte der Hebräer," 1, S. 153, aus, daß es sich nicht bestreiten lasse, „daß vielfach in die Erzählungen der Genesis das Leben und Denken einer späteren Zeit eingewoben ist." Läßt somit die neuere theologische Forschung die alte Annahme der unbedingten historischen Glaubwürdigkeit der Genesiserzählungen fallen — und die historische Forschung tritt ihr dabei zur Seite, vgl. z. B. Eduard Meyer, Geschichte des Altertums 1, und Hugo Winckler, Geschichte Israels 1, 2 — so gilt es für uns zunächst, die doppelte Frage zu beantworten: 1. Wie sucht sie die Entstehung der Patriarchengestalten zu erklären? und 2. welches sind die Gründe, die sie zur Ablehnung der Geschichtlichkeit der Genesiserzählungen führen?

Bei der Darstellung der Anschauungen der neueren Schule muß ich etwas ausführlicher werden, als es vielleicht auf den ersten Blick nötig zu sein scheint, aber der Umstand, daß das, was uns in Kommentaren, Zeitschriften und sonstigen Werken darüber gesagt wird, den wenigsten Lesern dieser Zeitschrift bekannt oder doch wenigstens gegenwärtig sein dürfte, zwingt mich dazu.

Zum Ausgangspunkt ihrer kritischen Arbeit, dem δός μοι, ποῦ στῶ, nimmt die neuere Forschung die zwölf Jakobssöhne. Hier, meint sie, lege sich jedem die Vermutung nahe, daß diese Namen weniger Namen von Individuen als von Stämmen seien, und sie behandelt diese Ansicht gegenwärtig als ein feststehendes Ergebnis. Sind aber die Namen der zwölf Jakobssöhne (mit Ausnahme Josephs, s. u.) Stammesnamen, dann ist Israel selbstverständlich der Name des ganzen Volkes. Nun fragt es sich aber weiter, was dann Namen wie Jakob, Isaak und Abraham bedeuten, denn nun scheint es a priori wahrscheinlich zu sein, daß auch sie ähnlicher Art wie jene sind. Hierfür ist nun außer Stades „Geschichte des Volkes Israel" und seinen Ausführungen im ersten Jahrgang (1881) der von ihm herausgegebenen Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft vor allem ein Aufsatz von Eduard Meyer im sechsten Jahrgang der ebengenannten Zeitschrift (S. 1 ff.) von großer Wichtigkeit, da alle Neueren auf ihm fußen, und ich lege ihn deshalb den nachfolgenden Ausführungen zu Grunde.

Was zunächst den Namen Jakob anlangt, so meint ihn Meyer in einer 1874 gefundenen Liste der Gebiete von Oberrutenu (= Palästina im weitesten Umfang), welche der König Dhutmes III. von Aegypten (16. Jahrh.) „bei dem elenden Megiddo bezwang und deren Kinder er als Gefangene nach Theben führte," entdecken zu können. Die Liste enthält 118 Ortsnamen, und unter ihnen befindet sich auch der Name

J=kb=ar. Da nun das Aegyptische kein l hat, sondern ein l in fremden Namen mit r wiedergibt, so ist nach Meyer das J=kb=ar als Ja=kob=el zu transskribieren und mit dem alttestamentlichen Namen Jakob zu identifizieren. Da nun weiterhin die alten Namen von der Bildung Jiphal=el sämtlich Stammesnamen sind (so Isra=el, Isma=el, Jerach=me=el), so werden wir auch Jakob=el für einen solchen zu halten haben. Durch diese Stammesnamen werden die betreffenden Stämme und Oertlichkeiten mit dem von ihnen verehrten Dämon (El=numen) in Verbindung gebracht; der verbale Bestandteil des Namens sagt eine heilbringende Tätigkeit Els aus, die andauernd auf den Stamm oder die Lokalität gerichtet ist. In diesem Sinne ist auch Jakob=el aufzufassen. Man kann es dann entweder mit „El ist listig" übersetzen, d. h. der Stammesgott weiß durch seine Verschlagenheit seine Untertanen gegen ihre Widersacher zu schützen, oder mit „El belohnt, er fügt hinzu, er vermehrt," d. h. er läßt den Stamm wachsen. Was folgt nun daraus? Nach Meyer dies, daß irgend welcher Zusammenhang zwischen dem palästinensischen Namen Ja=kob=el zur Zeit Dhutmes III. und dem Stammvater der hebräischen Sage besteht. Allerdings das Volk, welches später Jakob (= Israel) genannt wird, kann hier nicht gemeint sein, denn dieses konnte sich im 16. Jahrhundert unmöglich unter 118 Namen zum Teil ganz unbedeutender Orte und Gegenden verstecken. Jakob=el ist vielmehr selbst ein alter Stamm; dieser ging zu Grunde, aber sein Name hat sich dadurch erhalten, daß Elemente von ihm in die neu sich bildende Nation der Söhne Israel Aufnahme fanden. Israel (El streitet) ist dann natürlich auch nur ein Stammesname, der auf demselben Wege wie Jakob zum Nationalnamen geworden ist. Namen dieser Art sind ferner Isaak und Ismael. Ismael begegnet uns als geschichtlicher Stamm noch zur Zeit Davids, verschwindet dann aber so gut wie Amalek, Kaleb und viele andere. Der Stamm Isaak ist ebenfalls verschollen.

Ich gehe zu Abraham über, der nach Meyer einen ganz andern Charakter als Jakob, Isaak, Ismael trägt und unter den Gestalten der israelitischen Sage ganz isoliert dasteht. Von ihm stellt die neuere kritische Forschung zunächst fest, daß er wohl erst „die jüngste Figur in dieser Gesellschaft (sic!) und wahrscheinlich erst verhältnismäßig spät seinem Sohne Isaak vorgesetzt" ist (Wellhausen, Prolegomena zur Geschichte Israels[3] S. 332), da sicherlich Isaak die Priorität Abraham gegenüber zukomme. „Die Erzählungen über Abraham und Isaak sind sich so ähnlich, sagt Wellhausen (a. a. O., Anm.), daß an gegenseitige Unabhängigkeit nicht zu denken ist; die über Isaak aber sind ursprünglicher, wie das besonders schlagend aus einem Vergleich von Gen. 20, 2—16 mit 26, 6—12 sich ergibt: die kurze und profane Version, worin Isaak der Held ist, ist die lebendigere und motiviertere, die lange und erbauliche, worin Abraham an seine Stelle tritt, steigert die mögliche Gefahr zur wirklichen, macht dadurch das Eingreifen der Gottheit notwendig und erreicht auf diese Weise eine Verherrlichung des Patriarchen,

die er sehr wenig verdient hat." Kuenen meint (Historisch-kritische Einleitung in das Alte Testament, § 13, Anm. 11, S. 223 f.), die Erzählung über Abraham lasse sich als Ausführung des in Kap. 25 angeschlagenen Themas recht wohl erklären, während man umgekehrt nicht einsehe, wie aus Kap. 20 die viel einfachere Anschauung in Kap. 26 sich entwickelt haben sollte, und Dillmann weist (Genesis[6] S. 316) darauf hin, daß bei Isaak der Kreis der Oertlichkeiten, an welchen sein Andenken hafte, beschränkter sei als bei Abraham. Der Schluß, den man nun gegenwärtig daraus zieht, ist der, „daß Isaak in anderer Weise zum ursprünglichen Bestand der Ueberlieferung gehört als Abraham. Wenn die Sage mit diesem freier umspringen und ihn mit verschiedenen Orten in Berührung bringen konnte, so darf man daraus wohl schließen, daß diese Figur schon mehr künstlich in den israelitischen Sagenkreis eingefügt ist" (Holzinger, Genesis 1898, S. 269 f. [in Martis Kurzem Handkommentar zum Alten Testament]). Was haben wir nun aber unter Abraham zu verstehen? Wellhausen hält es (a. a. O.) für möglich, daß er eine „freie Schöpfung unwillkürlicher Dichtung" sei und weist ihn als Stammesnamen entschieden ab; Ed. Meyer hält ihn eher für einen Personennamen, vermutlich für eine Verkürzung des korrekteren, häufig vorkommenden Nâmens Abîram (vgl. Abner für Abîner). „Abraham," sagte er (a. a. O. S. 15), „haftet unzertrennbar nur an dem heiligen Baume Mamre bei Hebron, und hier liegt ja auch sein und der Sarah Grab. Hebron ist aber, wie bekannt, kein judäischer, sondern ein kalibbäischer Ort, und so wird man wohl in Abram ein altes Verehrungswesen des Stammes Kaleb suchen müssen, das von der judäischen Sage recipiert ist." Daneben stellt er freilich (nach Mordtmann a. a. O. S. 16) die Vermutung auf, „Abraham sei identisch mit dem nabatäischen Gotte Dusares." Was der Name Dusares bedeute, sei freilich noch völlig dunkel; ins Hebräische übertragen würde er aber Baal-saraj lauten, d. h. Herr, Gemahl der Sarai. Da nun die Wohnsitze der Nabatäer, der arabischen Nachfolger der alten Edomiter, direkt an das Gebiet grenzen, in dem wir Abraham als heimisch zu suchen haben, so meint Meyer, es möchte damit schließlich doch wohl das Richtige getroffen sein.

Wie steht es nun weiterhin mit Joseph, Esau-Edom und den Frauen Jakobs?

Wer ist Joseph? oder, wie man nach der Anschauung der neueren Schule richtiger fragen muß: Was ist Joseph? Hören wir darüber Guthe (Geschichte des Volkes Israel, 1899, S. 15): „Die spätere Geschichte Israels gibt hierauf die Antwort, Joseph ist der ältere gemeinsame Name für die Stämme Manasse, Ephraim und Benjamin, mithin für das eigentliche Israel im engeren Sinne. Israel selbst ist ebenfalls ursprünglich Stammesname, wie Ismael, Jerachmeel; er ist, wie Gen. 32, 29; 35, 10 schließen lassen, von außen nach Kanaan hineingekommen und scheint auch älter als die Religionsstiftung zu sein. Das führt darauf, ihn mit Joseph im wesentlichen für identisch zu halten und

darin den Namen der hebräischen Geschlechter zu erkennen, die sich im Unterschiede von andern hebräischen eine Zeit lang in Aegypten aufgehalten haben."

Betreffs Esau-Edoms lesen wir bei Guthe (S. 167): „Daß Jakob-Israel Esau an die Seite tritt, ist nicht ein ursprünglicher, vorisraelitischer Zug der Sage, sondern gehört der in Israel vollzogenen künstlichen Ordnung der Gestalten an. Die enge Verwandtschaft zwischen Israel und Edom konnte nur dadurch zum Ausdruck kommen, daß sie Brüder, ja Zwillingsbrüder wurden, die um das Recht der Erstgeburt stritten. Man mußte ihnen daher in dem genealogischen System einen gemeinsamen Vater und eine gemeinsame Mutter geben. Dies war nur erreichbar, wenn man das Brüderpaar unter Isaak und Rebekka ordnete."

In Bezug auf die Frauen Jakobs sei endlich kurz bemerkt, daß die neuere Forschung auch in ihnen selbstverständlich nur Stämme sieht, die sich später mit Israel verbunden haben, und zwar in Lea und Rahel freie, ebenbürtige, in ihren Mägden Bilha und Silpa dagegen unfreie und unebenbürtige Geschlechter. Die Kinder der Rahel und Lea vertreten hebräische, die Kinder der Mägde kanaanitische Geschlechter.

Nach dem bisher Gesagten glaube ich der Mühe überhoben zu sein, noch des weiteren darauf einzugehen, wie die neuere Forschung die übrigen Gestalten der Genesis, wie Lot, Hagar, Ketura u. s. w. deutet. Nur ganz kurz möchte ich dagegen noch anhangsweise bemerken, daß neuerdings der Assyriologe Hugo Winckler im zweiten Teile seiner Geschichte Israels die Erzväter als astralmythische Gestalten zu deuten sucht, Abraham und Jakob als Ausflüsse des Mondgottes, also als Mondheroen, Joseph und Esau dagegen als Sonnenheroen, während er die zwölf Jakobssöhne mit Ausnahme von Joseph, an dessen Stelle Ephraim tritt, für Stammesheroen hält.

3. Halten wir hier einen Augenblick inne, um dies Gebäude der neueren Schule ein wenig zu betrachten. Was ist es denn für ein Gebäude? Sage ich zu viel, wenn ich behaupte, daß es nicht auf den Fels, ja nicht einmal auf den Sand gebaut ist, sondern völlig in der Luft schwebt? Was ist sein Fundament? Eine leere Behauptung und weiter nichts! Darin ist ja jene „Wissenschaft" überhaupt groß, kühne Behauptungen aufzustellen und uns dann dieselben als „sichere Ergebnisse" der Wissenschaft zu präsentieren. Sie behauptet, die Namen der zwölf Jakobssöhne seien nicht Personen-, sondern Stammesnamen, und hält es im Vollbewußtsein der ihren Behauptungen innewohnenden Ueberzeugungskraft für völlig überflüssig, dies zu beweisen. Die Berichte der Genesis werden lächelnd beiseite geschoben — ihnen kann man ja keinen Glauben schenken! Aber warum denn nicht? Ist es denn wirklich so ungeheuerlich, daß Jakob zwölf Söhne gehabt hat? Beweist doch erst einmal strikte die Ungeschichtlichkeit dieses Berichtes, aber nicht mit absprechenden Worten, sondern mit wirklichen Gründen! Jeder Historiker hält die ihm vorliegenden Quellen so lange für glaubwürdig, bis ihm das Gegenteil bewiesen ist — also beweist erst die Unmöglichkeit

der Genesiserzählungen, ehe ihr den Stab über ihnen brecht! „Wenn die israelitische Ueberlieferung auch nur möglich ist, so wäre es Torheit, ihr eine andere Möglichkeit vorzuziehen," so schreibt Wellhausen selbst (Die Komposition des Hexateuchs und die historischen Bücher des Alten Testaments[2] S. 346) in Bezug auf das Num. 21 Erzählte. Aber was von diesem Kapitel gilt — warum soll das nicht auch von der ganzen Genesis gelten? Freilich, dort paßt die Tradition in sein Schema hinein, hier nicht, darum muß sie dort möglich und hier unmöglich sein!

Ebenso hinfällig wie das Fundament ist auch der ganze Bau. Wen beschliche nicht ein Lächeln, wenn er sieht, wie die neuere Forschung sich abmüht, den Namen Jakob zu erklären, anstatt bei der einfachen Genesiserzählung stehen zu bleiben! Aber freilich: die alte Liste der von Dhutmes III. besiegten Orte ist ja viel glaubwürdiger als das, was die Bibel sagt! Das ist auch wiederum ein Charakteristikum dieser Wissenschaft, daß alles das, was die Bibel sagt, bezweifelt wird, während die doch immerhin nur recht dürftigen Nachrichten auf ägyptischen und assyrischen Denkmälern als bare Münze genommen werden. Freilich, auch nur so lange, als es ihr paßt (s. u.)! Nun entdeckt man in Karnak den Namen J=kb=ar — was ist die Folge? Zwei unbewiesene Behauptungen: 1. es ist dies J=kb=ar mit Ja=kob=el zu transskribieren und 2. mit dem alttestamentlichen Namen Jakob zu identifizieren, trotzdem jener ein Orts= und dieser ein Personname ist! Und nun jagt eine kühne Behauptung die andere, bis schließlich das Resultat lautet: Der palästinensische Name Ja=kob=el zur Zeit Dhutmes III. muß in irgend welchem Zusammenhang mit dem Stammvater der jüdischen Sage stehen. Das „Wie" bereitet freilich neue Schwierigkeiten, aber geniale Behauptungen heben sie bald: Man läßt den entdeckten alten Stamm Ja=kob=el untergehen und seine Reste dann in die später sich bildende Nation der Kinder Israel Aufnahme finden, um so die Erhaltung seines Namens zu begründen. Und dieser windige Hypothesenbau wird uns als Wissenschaft angepriesen, und ihm zu Liebe sollen wir die Darstellungen der Genesis darangeben? Nein, ihr Herren! Was die Genesis uns über Jakob berichtet, ist doch viel einfacher und natürlicher als alle eure Künsteleien!

Wie steht es mit Isaak? Natürlich muß auch er ein Stammesname sein — aber da man einen solchen Stamm beim besten Willen nicht nachweisen kann, so behauptet man wieder schnell, er sei verschollen! Und da Abraham unmöglich Stammesname sein kann, so wird er zu einem Verehrungswesen des Stammes Kaleb oder gar zu dem nabatäischen Gotte Dusares gemacht. Weil nun aber Abraham damit völlig aus dem vorher so schön konstruierten Schema herausfällt, so dekretiert die kritische Forschung, er sei eine jüngere Sagengestalt als Isaak — und der Beweis dafür? In Gen. 26 liege der ursprünglichere Bericht vor als in Kap. 20. Aber das ist wieder eine völlig unbewiesene Behauptung, der auch Gunkel (a. a. O. S. 203 ff.) entgegentritt. Man

liefere doch erst einmal den zwingenden Beweis dafür, daß wir in dem einen Fall nur eine Reproduktion des andern zu sehen haben! Ich meine, bei der Lüsternheit kleiner orientalischer Fürsten ist es sehr wohl möglich, daß Rebekka einmal in dieselbe Lage gekommen ist, in der sich vielleicht achtzig Jahre früher Sarah befunden hat, sowie, daß Isaak sich desselben Mittels bedient hat wie Abraham, um sein gefährdetes Leben zu retten. Daß beidemal der Philisterfürst den Namen Abimelek führt, ist kein Beweis dagegen, da es nach neueren Forschern nicht unwahrscheinlich ist, daß Abimelek der Fürstentitel bei den Philistern gewesen ist, wie Pharao bei den Aegyptern.

Nicht anders verhält es sich, um von der astralmythischen Erklärung Wincklers, die wirklich kein weiteres Wort verdient, zu schweigen, mit Joseph. Da er kein Stammesname ist, sondern der Vater zweier Stammesväter, so wird er, wie das auch bei Winckler geschieht, auf eine Stufe mit Jakob-Israel gestellt und mit diesem identifiziert, trotzdem er nach der hebräischen Ueberlieferung ein Sohn Jakobs ist. Und weiter: Anstatt die Verwandtschaft zwischen Israel und Edom darauf zurückzuführen, daß ihre Stammväter Brüder waren, dreht man den Spieß einfach um; die Nachrichten der Genesis können ja nur bildlich verstanden werden, und Brüder bedeuten nach Guthes Regeln (a. a. O. S. 4 ff.) nur Bruderstämme, Heiraten nur Vereinigung zweier Geschlechter, Geburten nur Entstehung neuer Stämme u. s. w. „Wir deuten die Sagen, die von solchen Völkerpersonen handeln, nicht etwa um, sondern im Gegenteil, wir verstehen ihren (in Israel) ältesten Sinn, wenn wir die Helden, von denen sie erzählen, Ismael, Jakob, Esau u. a. als Völker zu fassen und die Geschichten von ihnen als Erlebnisse von Völkern zu deuten versuchen" (Gunkel a. a. O. S. IX). Zu verwundern ist dann aber, abgesehen von der souveränen Sicherheit, mit der diese Behauptungen wieder ausgesprochen werden, daß nach diesem Schema der neueren Schule der Tod eines Menschen nicht den Untergang eines Stammes bedeutet, sowie, daß „wirkliche Stammbäume, wie z. B. der Elis oder Sauls, selbstverständlich nicht unter obige Regeln fallen" (Guthe S. 6). Wer gibt mir denn aber die Sicherheit, daß Elis oder Sauls Stammbäume „wirkliche" sind? Ist doch nach Winckler selbst die Zeit Sauls, Davids und Salomos noch größtenteils legendenhaft! Und überdem: die Grenzlinie, welche die „wirklichen" und die „künstlichen" Stammbäume scheidet, dürfte doch sehr unbestimmt und lediglich von dem subjektiven Urteil über das Aufhören der Legende und den Beginn der Geschichte diktiert sein!*)

In Summa: Mag die neuere Forschung die Geschichte der Patriarchen auch immerhin in das Gebiet der Sage verweisen — uns wird sie nimmermehr davon zu überzeugen vermögen, daß ihre Hypothesen der

*) Das Buch von Ed. König, „Neueste Prinzipien der alttestamentlichen Kritik" (Lichterfelde-Berlin 1902, Runge), das teilweise dieselben Fragen behandelt die in Abschnitt 3 zur Sprache gebracht sind, erschien erst, als das Manuskript meines Aufsatzes längst nicht mehr in meinen Händen war, konnte also nicht mehr berücksichtigt werden.

geschichtlichen Wahrheit näher kommen als die Genesiserzählungen. Erklärt werden mir mit diesen ihren Behauptungen die Patriarchengestalten nicht; im Gegenteil: das klare Bild der Genesis, das überall Fleisch und Blut hat, wird in einen Nebel aufgelöst, der nichts mehr deutlich erkennen läßt.

4. Welches sind nun aber — so fragen wir weiter — die Gründe, welche die moderne kritische Forschung zur Verneinung der Geschichtlichkeit der Patriarchenzeit führen? So weit ich sehe, sind es zwei. Einmal der Umstand, daß uns in der Genesis die Entstehung des Volkes Israel in ganz anderer Weise dargestellt wird, als sonst Völker zu entstehen pflegen. Nach der Genesis hat sich Israel dadurch gebildet, daß rasch sich vermehrende Familien sich in Stämme spalteten, während sonst gerade umgekehrt einzelne Familien, Geschlechter und Stämme sich aneinander an- und zusammenschließen. „Völker," sagt Dillmann (Genesis[6] S. 217) — um nur einen anzuführen, vgl. Löhr a. a. O. S. 4 und Gunkel, Genesis S. 79 — „bilden sich nicht in der Art einer Familie, sondern wachsen aus allerlei Stoffen zusammen." Gewiß ist das letztere im allgemeinen richtig, aber muß es deshalb auch notwendig bei Israel zutreffen? Israel nimmt doch eine außergewöhnliche Stellung in der Weltgeschichte ein, und wenn es auch an sich nicht unmöglich ist, daß es sich ebenso entwickelt haben kann wie andere Völker, so ist doch auch anderseits die Möglichkeit nicht abzuweisen, daß seine Entwicklung eine andere gewesen sein könne. Hat doch Israel selbst das Bewußtsein gehabt, daß es unter der besonderen Leitung seines Gottes stehe — und das nicht erst vom Sinai, sondern von Uranfang an. Es ist ja freilich ein Axiom der neueren Schule, daß zwischen Israels Entwicklung und der anderer Völker kein Unterschied gewesen sei — aber dies Axiom wird vom Alten Testament selbst als ein falsches gerichtet, und es gehört die (sit venia verbo!) Unverfrorenheit der modernen Kritik dazu, um alles das auszumerzen und der späteren Entwicklungsstufe zuzuweisen, was diesem Axiom widerspricht. Wenn man dann weiterhin behauptet, daß sich bei keinem einzigen Volke der Erde der Stammvater historisch nachweisen lasse, daß also auch Abraham keine historische, sondern nur eine mythische Person sein könne, so erwidere ich, abgesehen von dem eben Bemerkten, mit Köhler trotz Gunkels Widerspruch (a. a. O. S. 79) darauf, daß „Abram nicht in dem Sinne als Stammvater Israels zu denken ist, daß alle Israeliten direkt von ihm abstammten: als Hirtenfürst wanderte er an der Spitze eines Gesindes, welches zur Zeit seines Kriegszuges zur Befreiung Lots schon sehr bedeutend an Seelenzahl war und welches später durch die Beschneidung (Gen. 17, 27) mit ihm zu einer religionsgenossenschaftlichen Familie verbunden wurde, in Kanaan ein; zusammen mit diesem Gesinde bildete die Nachkommenschaft Abrams eine Stammeseinheit, welche sich allmählich zu dem Volke Israel erweiterte" (Herzog-Hauck, Realencyklopädie I, S. 104). Wenn endlich Dillmann (a. a. O. S. 218) behauptet, daß der Umstand, daß sich Israel gleich den übrigen

hebräischen Völkern dodekadisch gliederte (vgl. Gen. 25, 13 ff. die zwölf Ismaelsöhne; Gen. 25, 2 ff. die sechs Keturasöhne [eine halbe Dodekade]), den Schluß nahe lege, „daß das nicht auf natürlicher Zeugung beruht, sondern Kunst und Absicht, geographische, politische und religiöse Gesichtspunkte dabei maßgebend waren" (vgl. Löhr a. a. O. S. 4: „Das kann nicht ein Werk des bloßen Zufalls sein, sondern ist unverkennbar das Zeichen eines genealogischen Systems"), so ist das wieder eine der vielen, mit großer Zuversichtlichkeit ausgesprochenen, aber völlig unbeweisbaren Behauptungen. Ist es denn wirklich so auffällig, wenn Jakob sowohl wie Ismael je zwölf Söhne hatten und Ketura dem Abraham deren sechs gebar? Nur die vorgefaßte Meinung ist es, die solch einer Deutung in die Arme führt!

Der andere Grund für die Leugnung der Geschichtlichkeit der Patriarchenerzählungen der Genesis von seiten der modernen Wissenschaft ist der, daß die Quellen, die uns von ihnen berichten, frühestens aus der nachmosaischen Periode, aller Wahrscheinlichkeit nach aber erst aus der Zeit des geteilten Königtums stammten. Da somit zwischen den Quellen und den Begebenheiten ein Zeitraum von über tausend Jahren liege, so könnten, meint man, die erzählten Begebenheiten unmöglich als Geschichte aufgefaßt werden. Die ältesten Zeiten der Völker seien stets stark von der Sage umrankt, und wenn auch hier und da ein historischer Kern in den Genesiserzählungen stecken könne, so sei es doch völlig unmöglich, diesen sicher zu ermitteln, und man müsse deshalb alles als Sage betrachten.

Nun läßt es sich ja gewiß auch bei der allerbesonnensten Forschung nicht leugnen, daß der Hexateuch in der uns vorliegenden Gestalt aus vier Hauptquellen (Jahvist, Elohist, Deuteronomium und Priesterkodex) zusammengesetzt ist, die erst einer späteren Zeit entstammen, aber erst dann könnte doch jene Meinung der neueren Schule auf Beifall rechnen, wenn sich der Nachweis führen ließe, daß in jenen Quellen ältere Urkunden sicher nicht verarbeitet wären. Diesen Beweis aber sucht die neuere kritische Forschung gar nicht zu erbringen — und doch müssen wir ihr auch hier wieder zurufen: Beweise, was du behauptest! Daß die Geschichte der Patriarchenzeit sich auf mündlichem Wege rein überliefert haben könne, weist sie von vornherein als unmöglich ab. Aber warum soll das so schier unmöglich sein? Abgesehen davon, daß Gott schon dafür gesorgt haben wird, daß solche Tradition sich rein erhielt, dürfen wir doch an jene alte Zeit nicht den Maßstab unserer Tage legen. Ihr waren jene Geschichten, die doch wesentlich religiöser Art sind, heilige Vermächtnisse, die der Vater dem Sohn erzählte und dieser wieder, gewiß fast mit denselben Worten, seinen Nachkommen! Haben andere Völker, wie die Inder, ihre religiösen Anschauungen auf dem Wege mündlicher Ueberlieferung Jahrhunderte hindurch rein fortgepflanzt — warum soll dies nicht auch in Israel möglich gewesen sein? Ich sehe gar keinen Grund, daran zu zweifeln, zumal, wenn man das erstaunliche Gedächtnis der Orientalen in Betracht zieht.

Gestützt wird diese Ansicht noch durch den Umstand, daß die Existenz vormosaischer Aufzeichnungen jetzt zum mindesten als möglich erwiesen ist. Man huldigte früher gern der Annahme, daß die vormosaische Zeit eine völlig illitterate gewesen sei, und noch jetzt halten Wellhausen und fast alle Neueren mit ihm das Deboralied für das älteste litterarische Denkmal im Alten Testament. Nun wissen wir aber aus dem Fund von Tell-el-Amarna (aus dem Jahre 1888), der uns in die Zeit des ketzerischen Königs Amenophis IV. versetzt (ca. 1400 v. Chr.), gewiß, daß ganz Vorderasien damals schon auf einer hohen Kulturstufe stand, denn er zeigt uns, daß bereits in dieser Zeit ein ausgedehnter Briefwechsel in Keilschrift auf gebrannten Tontafeln zwischen Aegypten und Babylonien in babylonischer Sprache stattgefunden hat, ja, daß sogar kleine kanaanäische Gaufürsten in babylonischer Sprache und Schrift mit ihrem Oberherrn, dem Könige von Aegypten, verkehrten, unter ihnen auch der Uweb (wohl = Statthalter) Abdicheba von Urusalim (= Jerusalem). Freilich läßt sich daraus mit einiger Sicherheit der Schluß ziehen, daß es damals noch keine hebräische (genauer: kananäische) Schriftsprache gegeben habe, weil man sich sonst wohl, wenigstens von Palästina aus, ihrer in den Briefen an den Pharao bedient haben würde — ein Schluß, den der bekannte Assyriologe Fritz Hommel (Professor in München) in seinem inhaltreichen und lesenswerten Buche „Die altisraelitische Ueberlieferung in inschriftlicher Beleuchtung" (München 1897) bestätigt, wenn er (S. 218) sagt: „Es stellt sich jetzt immer klarer heraus, daß die Hebräer der Patriarchenzeit und wahrscheinlich bis auf Mose und Josua noch nicht kanaanäisch gesprochen haben, wie vor allem aus einer genaueren Betrachtung ihrer ältesten Eigennamen hervorgeht; erst nach Eroberung des Westjordanlandes haben sie das Idiom der von ihnen besiegten Kanaanäer angenommen," und S. 276 f. erklärt er es für gewiß, „daß die Hebräer und Moabiter ursprünglich, und das war in einer Zeit, wo sie noch nicht das kanaanäische Idiom angenommen hatten, sondern noch einen rein arabischen Dialekt sprachen, auch der minäischen Schrift — die Schrift eines südarabischen Dialektes, die wahrscheinlich von der altbabylonischen Schrift abzuleiten ist (vgl. Hommel S. 76) — statt der kanaanäischen sich bedienten.... Für die Hebräer war das die Zeit zwischen Abraham und Josua, für die Moabiter wahrscheinlich die gleiche Epoche."*) Auch daraus geht also wieder deutlich hervor, daß die Annahme vormosaischer Quellen nichts weniger

*) Dieser Annahme Hommels tritt ganz neuerdings Ed. König in seinem Buche: „Hebräisch und semitisch. Prolegomena und Grundlinien einer Geschichte der semitischen Sprachen nebst einem Exkurs über die vorjosuanische Sprache Israels und die Pentateuchquelle PC" 1901 (Vorwort vom 12. April 1901), S. 79—90, scharf entgegen. Ich unterlasse es, das Für und Wider hier genauer zu erörtern, da dies für unsern Zweck nicht von wesentlicher Bedeutung ist. Denn auch bei der Annahme, daß sowohl das Hebräische wie das Phönizische in der „altkanaanäischen" Sprache zur Zeit der Erzväter ihre gemeinsame Vorstufe gehabt haben (König S. 79), ist die Möglichkeit vormosaischer Quellen und deren späterer Uebertragung ins Hebräische gegeben.

als unwahrscheinlich ist. Natürlich sind dann diese Dokumente später, als Israel nach seiner dauernden Besitzergreifung des Westjordanlandes die kanaanäische Sprache und Schrift annahm, übersetzt und zu einem Ganzen zusammengearbeitet worden — und solche Produkte litterarischen Fleißes liegen uns in den verschiedenen Quellen des Hexateuchs vor, so daß ihre Darstellungen nicht der freien Phantasie entsprungen, sondern auf altehrwürdigen Dokumenten basiert sind. Freilich verschließt sich die neuere kritische Schule völlig gegen diese Erkenntnis, indem sie auch hier wieder behauptet, die Quellenschriftsteller der Genesis könnten ja solche alte Urkunden, deren Existenz noch gar nicht erwiesen sei, so völlig verändert haben, daß von ihrem ursprünglichen Inhalt nichts mehr übrig geblieben sei. Aber warum denn immer an Dingen zweifeln, die die größte Wahrscheinlichkeit für sich haben, nur um nicht zugeben zu müssen, daß im Hexateuch und namentlich in der Genesis wirklich historische Ueberlieferungen enthalten seien? Die neuere Kritik befindet sich in einem völligen Zirkelschluß: Erst entwertet sie die alten Quellen ihrer Geschichtskonstruktion zu Liebe, und dann beweist sie die Sagenhaftigkeit der ältesten Zeit mit der Unzulänglichkeit der Quellen! Und das nennt sich „Wissenschaft"! Würde denn irgend ein verständiger Mensch, um ein Beispiel zu gebrauchen, einer zur Zeit der Reformation verfaßten Geschichte Karls des Großen die Glaubwürdigkeit absprechen, auch wenn das zeitgenössische Werk des Einhard im dreißigjährigen Kriege verloren gegangen wäre? Aber dem Alten Testament gegenüber ist dieser Kritik alles erlaubt! Damit hört sie aber auf, Wissenschaft zu sein, und wird Afterwissenschaft! Die wahre Wissenschaft hält sich an die Urkunden, wie sie vorliegen, und glaubt ihnen, bis ihr ihre Unglaubwürdigkeit tatsächlich bewiesen ist. Und da dies letztere beim Hexateuch niemals eintreten wird, so bleiben wir dabei: Die Erzählungen der Genesis über die Patriarchen bieten uns ein ausreichend treues Bild der ältesten Geschichte des Volkes Israel dar, dem zu mißtrauen wir keinen wirklich durchschlagenden Grund haben.

(Schluß folgt.)

Das Gewissen.

P. J. G. Enßlin.

Das deutsche Wort Gewissen wurde durch die Uebersetzung des griechischen Wortes Syneidesis und des lateinischen Wortes Conscientia gewonnen und bezeichnet wohl ein sicheres Wissen und Zeugnis, oder ein Bewußtsein im Menschen. Daher auch manche Uebersetzer der Heiligen Schrift das Wort Syneidesis mit „Bewußtsein" wiedergeben. Sofern nun das Gewissen mit dem eigentlichen Wissen des Menschen, das durch sein Erkenntnisvermögen gewonnen und als Gewisses dargestellt wird, aufs genaueste zusammenhängt, so daß es mit demselben identisch erscheint, mag das deutsche Wort ganz zutreffend und recht bezeichnend sein. Allein die Fremdwörter: Syneidesis und Conscientia,

mit denen ursprünglich das Gewissen bezeichnet wurde, bedeuten eigentlich ein Mitwissen und deuten auf ein zweites hin, durch welches das Gewissen sein Mitwissen erlangt. Was dieses zweite ist, besagen schon die Worte εἰδησις und Scientia, oder Wissen. Es ist nämlich ein Vermögen im Menschen, welches Gutes und Böses, Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge zu erkennen und zu unterscheiden vermag, aber daneben auch eine weitere Kraft oder Sinn, welcher den Menschen verpflichtet das erkannte Gute zu tun und das Böse zu lassen, zum Recht zu stehen und das Unrecht zu meiden. Diese zwei Kräfte wirken nun freilich zusammen und sind in unwillkürlicher Verbindung, wo es sich um sogenannte Gewissenssache handelt; weshalb man sich auch genötigt glauben kann, diese Verbindung und das Zusammenwirken beider genannter Kräfte als das zu nehmen, woraus das Gewissen entsteht, oder was es eigentlich ist. Auf Grund dieser Fassung wird darum gelehrt, daß das Gewissen eine doppelte Funktion ausübt, nämlich es prägt objektive sittliche Urteile, kann aber in seiner subjektiven Wirkung dem Menschen scharf gegenüber treten, ihn in der zweiten Person anreden und verurteilen u. s. w.

In seiner objektiven Tätigkeit stellt es die allgemeinen Begriffe fest, welche sittliche Urteile über gut und bös, recht und unrecht enthalten, wie: Liebe, Haß; Wahrheit, Unwahrheit, Lüge; Raub, Diebstahl u. s. w.... In diesen Begriffen liegen schon die Nüancen über den Grad der Schuldigkeit eingeschlossen, z. B. Mord, Totschlag, leichtfertige Tötung u. s. w. . . . So lange solche objektive Gedankenreihen an dem Geist des Menschen vorüberziehen, wie in Gerichtshöfen die Richter, Advokaten und alle Zuhörer sie mit anhören müssen, so lange schweigt die subjektive Tätigkeit des Gewissens im Menschen. Es sei denn, daß ähnliche Sünden auch von dem Zuhörer begangen wurden, dann kann die subjektive Tätigkeit gewaltig in Wirksamkeit treten.

Das Gewissen tritt also dann erst subjektiv in Aktion, wenn der Mensch entweder im Begriff steht, selbst solches zu tun, was nach allgemeinem sittlichen Urteil schon als bös und unrecht gilt; oder wenn er es selbst schon getan hat. Im ersten Fall warnt, im zweiten bestraft es ihn über das Unrecht und bringt ihm das quälende Schuldbewußtsein, das ihn verfolgen kann bei Tag und Nacht. In der objektiven Aktion des Gewissens tritt mehr nur das sittlich bestimmte Wissen in Aktion; in der subjektiven Aktion dagegen macht die sittliche, persönlich-verbindende Urteilskraft sich geltend in Bezug auf die handelnde Person selbst.

Daher hat das Neue Testament das Gewissen als ein Mitwissen, als ein Zusammenwirken zweier Kräfte im Menschen bezeichnet. Für eine solche Fassung möchten auch die betreffenden Aussagen des Alten Testaments reden; denn sie bezeichnen beide genannte Kräfte in ihrer Verbindung mit dem Wort: „Herz“. In den Schriften des Alten Bundes finden wir nirgends das Wort Gewissen.

Da, wo Luther übersetzt: „Mein Gewissen beißt mich nicht meines ganzen Lebens halber," Hiob 27, 6, heißt es wörtlich: „Nicht schmähet mein Herz einen von meinen Lebenstagen." Das Herz, als Mittelpunkt des geistlichen Lebens, insbesondere des sittlichen, als die Werkstätte und der Ausgangspunkt alles Guten und Bösen, scheint dort die Stelle des Gewissens einzunehmen. Im Herzen waren sich die Alten der guten wie der bösen Taten bewußt und fühlten darüber entweder ruhig, getrost, gerecht und freudig, oder unruhig, betrübt, zerknirscht und zerschlagen, wie solches insbesondere aus den Herzensergüssen in den Psalmen zu ersehen ist. Wegen des inneren Zusammenhanges des Gewissens mit dem Erkenntnisvermögen des Menschen, wie ihn insbesondere das Alte Testament zum Ausdruck bringt, sind darum auch mancherlei Aeußerungen und Bestimmungen über das Gewissen entstanden. Wird es doch von manchen Psychologen und Theologen als die Stimme Gottes, ja sogar als Sitz der Wahrheit und als Spiegel von unwandelbarem Erz dargestellt. Manche nennen es das verklärte Gemeingefühl vom unwandelbar guten, göttlichen Willen und des eigenen, oft abirrenden Menschenwillens und darum auch einen Verkehr Gottes mit uns. Da nun solche Bestimmungen vorliegen und sie auch dem einzelnen mehr oder weniger bekannt sind, aber doch bei genauer Prüfung nicht völlig der Sache entsprechen, so gilt es, so weit als tunlich und notwendig auf dieselben einzugehen und vor allem zu zeigen:

1. Was das Gewissen nicht ist.

Die Wahrnehmung, daß im Alten Testament das Wort Gewissen nicht vorkommt, deutet darauf hin, daß das Herz, oder anders gesagt, ein Vermögen des inneren Menschen, das Gutes und Böses, Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge zu unterscheiden vermag, mit dem Gewissen aufs genaueste verbunden ist, so daß man versucht ist, es mit demselben zu identifizieren. Allein wenn wir den Begriff vom Gewissen an und für sich geben sollen, so müssen wir doch Herz und Gewissen auseinander halten; denn jedes hat seine besondere Aufgabe, wie es auch die speziellen Funktionen des Herzens andeuten. Die Bestimmungen über das Gewissen, wie sie von vornherein angeführt wurden, sind tief im Wesen der Menschen begründet. Die Alten haben schon in ihrem Innern die Stimme Gottes und seine Erinnerung vernommen, wie etwa die Brüder Josephs, 1. Mos. 42, 21. Sie haben sich schon vor den Gerichtshof Gottes gestellt gesehen, wie 1. Joh. 3, 19—21 mit den Worten andeutet: „Wenn unser Herz uns verurteilt, ist Gott größer als unser Herz und erkennt alles." So haben sie auch schon in ihrem Herzen mit Gott verkehrt und ein gemeinsames Gefühl in Bezug auf den unwandelbar göttlichen und den abirrenden Menschenwillen und dergleichen empfunden, wie es der Apostel Paulus, Röm. 7, 18—25 so trefflich schildert. Aber daß diese Erfahrungen nun

schlechterdings dem Gewissen zuzuschreiben sind und von jedermann gemacht werden, muß in Abrede gestellt werden.

Harleß sagt in dieser Beziehung: „Wir dürfen uns nicht vorstellen, als offenbare sich im Herzen jedesmal, so oft das Gewissen tätig ist, eine Stimme Gottes in uns; es ist nicht richtig, das Gewissen seinem Wesen nach zu bestimmen als ein tätiges Wechselgespräch Gottes mit uns und umgekehrt, oder als eine immer wirksamere Beteiligung Gottes in unserem Geiste, eine Betätigung, die von Anfang an mit dem ewigen Sohne, dem Worte, zusammenhängen.“ Der Mensch hat wohl nach seinem Erkenntnisvermögen die Fähigkeit, Gutes und Böses, Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge zu unterscheiden, aber doch nur in dem Grade, als er vom Licht der Wahrheit beeinflußt und durchdrungen ist. Der Heide hat auch ein Erkenntnisvermögen und mag sogar vieles vom Gesetz Gottes, das der Natur und Vernunft entspricht, ins Herz geschrieben haben, daß er, wie Paulus Röm. 2, 14 sagt, von Natur tut des Gesetzes Werk; aber er irrt und wandelt doch ohne Gott in der Finsternis. Röm. 1, 21—32. Unser Heiland redet Matth. 6, 22 von einem Licht im Menschen, das Finsternis sein kann. Unsere Vernunft, die leicht und oft von der Finsternisliebe, oder von der angebornen Neigung zum Bösen irre geleitet wird, kann das Geistliche nicht richten; denn der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes und kann es nicht erkennen; denn es muß geistlich gerichtet sein. 1. Kor. 2, 14 und Ephes. 2, 3. Würden wir dem gewöhnlichen Begriff von Gewissen zu liebe zugeben, daß das Gewissen die Stimme Gottes, oder der Sitz der Wahrheit sei, dann würden wir dem wildesten Fanatismus und der grausamsten Tyrannei Tür und Tor öffnen; denn es würden dadurch die absurdesten Lehren als göttlich aufgestellt und solche mit Gewalt auch denjenigen aufgedrungen werden, die eine bessere Erkenntnis haben, wie es die Geschichte des Fanatismus zur Genüge zeigt. Sollte das Gewissen an und für sich wirklich Gottes Stimme und der Gerichtshof Gottes sein, so dürfte es nicht irren, seine Entscheidungen müßten der Heiligen Schrift vollkommen entsprechen und seine Verpflichtung dürfte nie gegen Gottes Wort sein. Nach einem Gewissen, das der Sitz der Wahrheit wäre, bedürften wir eigentlich nicht des geoffenbarten Wortes Gottes und sein Inhalt dürfte rein nur als Produkt des Gewissens angesehen werden, so daß jeder Mensch die Macht hätte, nach seiner eigenen Façon, oder Gewissen selig zu werden. Allein wir müssen sagen, daß das Herz des Menschen irrt, sein Erkenntnisvermögen kann falsch richten und urteilen, zumal die Vernunft des gefallenen Menschen verfinstert ist. Röm. 1, 21 und Ephes. 4, 18. Daher auch das Gewissen, welches nach den Entscheidungen und Resultaten des Erkenntnisvermögens handelt, auch zu Irrtümern verpflichten kann, wie wenn sie Wahrheiten wären. Das beweisen die verschiedenen Ansichten über Recht und Unrecht und die Verpflichtungen des Gewissens, sogar dem größten Irrtum gegenüber, so daß man meinen könnte, es gäbe verschiedene Gewissen. Wir sehen

z. B., daß bei den Muhammedanern die Vielweiberei für recht und gut gehalten wird und daß auch die Israeliten sie für erlaubt hielten. Wir, als Christen, verdammen sie. In Indien hält man dafür, daß Fleisch essen und Tiere schlachten Sünde wider das Gewissen sei, während wir im Abendlande mit solchen Dingen unser Gewissen nicht verletzen. So wurde in Indien es der Witwe zur Pflicht gemacht, sich mit dem Leichnam ihres Mannes verbrennen zu lassen und Müttern ist es nicht nur erlaubt, sondern unter Umständen um des Gewissens willen geboten, ihre eigenen Kinder den Göttern oder Götzen zu opfern, während wir solches als Sünde verdammen und es niemals als Gewissenspflicht anerkennen können. So sind aber auch Menschen, die auf dem Boden der Heiligen Schrift standen und gewissenhaft waren, durch ihr Erkenntnisvermögen irre geleitet worden, daß ihr Gewissen sie zum Irrtum verpflichtete. Das sehen wir insbesondere an Saulus, der die Christen verfolgte und tötete, in der Meinung, er tue Gott einen Dienst daran, Acta 22, 3. Er bekennt auch, daß er es unwissend im Unglauben getan habe, also durch falsche Erkenntnis sein Gewissen irre geleitet wurde. Sofern also, wie oben bewiesen, das Gewissen als das Verpflichtende vom Erkenntnisvermögen abhängt und nach dessen Resultaten verpflichtet, muß bestimmt gesagt werden, daß Gewissen und Erkenntnisvermögen zwei verschiedene Fakultäten sind und nicht identifiziert werden dürfen. Das geht auch ferner aus der Eigenart des Erkenntnisvermögens hervor. Dasselbe hat es nicht nur mit solchen Dingen zu tun, durch welche das Gewissen in Tätigkeit versetzt wird, sondern es hat es auch mit Natürlichem und Irdischem, mit Kunst und Wissenschaft u. s. w. zu tun. Dasselbe Vermögen, welches über Religions- und Gewissenssachen urteilt, hat auch über Farbenunterschiede über Schönes und Brauchbares u. dergl. zu urteilen und zu bestimmen. Das Gewissen hat mit diesem Vermögen an und für sich nichts zu tun, so lange sich nicht bei der Prüfung und Beurteilung einer Sache ein wesentlicher Verlust oder Gewinn für Leib oder Seele oder Geist herausstellt. Die Vernunft, oder das Erkenntnisvermögen wägt ab, vergleicht, zieht Schlüsse und überführt; aber so lange es nichts mit dem zu tun hat, was das Gewissen verletzen kann, wird letzteres nicht in Tätigkeit versetzt. Es mag wohl als ein neugieriger und unruhiger Beobachter des Urteilsvermögens auftreten und zur Entscheidung und Fertigstellung des Urteils drängen, wenn es eine Verletzung ahnt; aber es ist etwas anderes als das Erkenntnisvermögen. Sofern das Gewissen durch das Erkenntnisvermögen erst zum Mitwissen gebracht wird, ist es erklärlich, daß ein Mensch, der durch den Hang zum Bösen und Liebe zur Finsternis in seiner Vernunft irre geleitet oder verfinstert wurde, sein Gewissen so zu sagen einschläfern und zum Schweigen bringen kann. Allein sobald das Erkenntnisvermögen Licht empfängt, wodurch die Sünde als Sünde dargestellt wird, macht sich das Gewissen geltend und kann in solcher Heftigkeit auftreten, daß der Mensch an den Rand der Verzweiflung gebracht wird, und er sagen muß:

„Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möchte.“ 1. Mos. 4, 13. Das Gewissen kann aber auch umgekehrt durch das wahrhaftige Licht des Evangeliums zum Frieden gebracht und gereinigt werden, wenn das Erkenntnisvermögen die Gnade Gottes erkennt und das Gewissen zur Annahme derselben verpflichtet. In Bezug auf dies wahre Licht, welches alle Menschen erleuchtet, ohne das ihr Erkenntnisvermögen irrt und ohne das auch das Gewissen zu Irrtümern verpflichtet, muß gesagt werden, daß das Gewissen unmöglich das gesetzgebende und richtende Vermögen im Menschen sein kann, nicht einmal bei den Gläubigen, sondern allein das Wort und der Geist Gottes, wie es auch Hebr. 4, 12 deutlich gesagt ist mit den Worten: „Denn das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer, denn kein zweischneidig Schwert und durchdringt, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein und ist ein Richter der Gedanken und Gesinnungen des Herzens.“

Trotzdem also der Mensch unter Umständen in seinem Gewissen die Stimme Gottes vernehmen, sich in seinen Gerichtshof versetzt sehen kann und dergleichen mehr, so ist das Gewissen an und für sich doch nicht das, wozu es erst durch eine andere Fakultät im Menschen und durch göttlichen Einfluß befähigt werden muß. Es sind also Bestimmungen, wie sie von vornherein angedeutet wurden, nur unter gewissen Bedingungen zulässig und wahr. Betrachten wir aber das Gewissen nach seiner eigenen Aufgabe und Fähigkeit, so wie es sich bei jedem vernünftigen Menschen ohne Unterschied offenbart, so muß alles das abgerechnet werden, was sonst das Gewissen zu Höherem und Weiterem befähigen kann und auch das, wodurch es sein Mitwissen erlangt, denn es ist eine Fähigkeit für sich selbst, die unwillkürlich auftritt. Allein was bleibt uns jetzt noch übrig, um das Gewissen recht definieren zu können? Oder:

2. Was ist es.

Nach Abzug von alle dem, was sonst mit dem Gewissen aufs genaueste verbunden ist, ohne das es nur schlummerte, oder sich nicht regen würde, bleibt doch noch das, wodurch es sich als besondere Fakultät im Menschen offenbart. Es ist nämlich der Sinn der Obligation oder der Verpflichtung im Menschen. Das Gewissen hängt, wie wir früher gesehen, vom Erkenntnisvermögen ab und hat durch dieses sein Mitwissen. Sobald nun das Erkenntnisvermögen Gutes und Böses, Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge erkennt und darüber geurteilt und entschieden hat, so verpflichtet das Gewissen zum Guten, Wahren und Rechten, es tritt unter Umständen sogar als kategorischer Imperativ auf, oder warnt vor der Sünde und dem Bösen. Zwar möchte man einwenden, daß das Wort Gottes, ebenso auch das Natur- und Sittengesetz eigentlich das Verpflichtende für den Menschen ist. Nun ja, sie sind es auch, denn sie sind die gesetzgebende Macht, die ihrer Natur und Aufgabe nach Gehorsam und Ver-

pflichtung fordern; allein sie sind nicht das Gewissen, sie wirken von außen in das Innere des Menschen hinein, so lange sie nicht vollkommen in des Menschen Herz geschrieben sind und wenden sich zunächst an das Erkenntnisvermögen und an den Sinn für Wahrheit, wo noch solcher vorhanden ist. Das Gewissen aber als anerschaffene Gabe Gottes in uns tritt erst in Aktion, wenn genannte Fakultäten ihre Entscheidung und Urteil gegeben haben, es verpflichtet dann zu dem, was sie für wahr und recht und gut gefunden oder dargestellt haben. Wenn das, wozu das Gewissen verpflichtet, nach Gottes Wort oder nach höherer Erkenntnis als Sünde erscheint, so liegt die Schuld nicht am Gewissen, sondern an der falschen Erkenntnis des Menschen, oder an dem Einfluß auf das Erkenntnisvermögen, wodurch eine falsche Erkenntnis bewirkt wird. Wohl wird es nach der allgemeinen Ausdrucksweise unter Umständen ein böses oder beflecktes Gewissen genannt, welches daher kommt, daß es ein Mitwissen von der Sünde und Schuld des Menschen erlangt hat und damit in Mitleidenschaft gezogen wurde. Allein damit ist nicht gesagt, daß das Gewissen geirrt oder gefehlt hat, im Gegenteil, als das Reine und Unschuldige im Menschen warnt es vor der Sünde, wo ein Mitwissen von Unrecht und Bösem vorhanden ist und klagt nach der Tat der Sünde, oder nach der Unterlassung des Guten das Ich des Menschen in der zweiten Person an. Es bezeugt, wie der Apostel Paulus, Röm. 2, 14, sich ausdrückt und verursacht Gedanken, die sich untereinander verklagen oder entschuldigen, ja es treibt obligatorisch zur Reue und Leid über die Sünde, oder gar zur Sühne derselben, wo solche nach Gottes Gesetz und Ordnung gefordert wird. Vergl. Luk. 19, 8. In dieser Meinung oder Fassung redet auch der Apostel, 1. Tim. 4, 2, von solchen Menschen, die Brandmale im Gewissen haben. Sie haben nämlich, wie Vers 4 und 5 andeuten, gegen ihre innere Ueberzeugung und Gewissen Irrlehren aufgestellt, wodurch sie in Bezug auf das Gewissen, wie mit Brenneisen gehärtet wurden, das heißt wohl, trotz der Stimme des Gewissens stumpf und verstockt geworden sind. Nach Luthers Uebersetzung von Röm. 14, 1 könnte man schließen, daß es verwirrte Gewissen gäbe; allein es ist in dieser Stelle das Wort Syneidesis nicht gebraucht, sondern dialogismos, welches eine andere Bedeutung hat. Nach wörtlicher Uebersetzung muß es dort heißen: „Den Schwachen im Glauben nehmet auf, doch nicht zur Erregung zweifelnder Gedanken." Es ist darum in dieser Stelle nicht die Rede von Menschen, die verwirrte Gewissen haben, die etwa zum Verkehrten und Bösen verpflichten mochten, sondern es ist die Rede von Christen, die im Glauben (als der Grundlage der christlichen Erkenntnis), schwach waren und darum auch, wie man zu sagen pflegt, in der Erkenntnis beschränkt waren, oder nicht genug Licht hatten über das, was erlaubt und unerlaubt ist. Ihr Gewissen hat sie in ihrer beschränkten Erkenntnis einfach zu dem verpflichtet, was sie für gut und recht erkannt hatten, das sie dem Herrn tun wollten. Röm. 14, 5 und 6. Nicht ihr Gewissen war verwirrt, sondern

ihre Erkenntnis war beschränkt, daher auch der Apostel Paulus befohlen hat, solche Schwache nicht zu verachten und nicht zu ärgern, wobei er also ihr Gewissen respektierte und eine Verletzung desselben zu verhüten suchte. Röm. 14, 20 und 21. Aus dieser Stelle sehen wir wohl, daß das Gewissen verschieden verpflichten kann, wir sehen aber auch, daß solches seinen Grund in der verschiedenen Erkenntnis des Menschen hat und daß das Gewissen an und für sich bei jedem Menschen gleich ist. Ob der Mensch unter dem Einfluß des göttlichen Wortes, oder ob er noch in der Nacht des Heidentums steht, sein Gewissen tut überall dasselbe, es verpflichtet zum Guten, Wahren und Rechten. Das deutet auch der Apostel Röm. 2, 14 an, wo er nachweist, daß auch die Heiden des Gesetzes Werk tun, soweit sie es erkannt haben, dieweil sie von ihrem Gewissen dazu verpflichtet werden und es auch bei ihnen Gedanken erweckt, die sich unter einander verklagen, oder entschuldigen. Was aber der Mensch durch sein Erkenntnisvermögen für gut, recht und wahr gefunden und darüber geurteilt und entschieden hat, dafür tritt sein Gewissen verpflichtend ein, gleichviel, ob das Erkenntnisvermögen bloß nach der Vernunft, oder nach heidnischen Anschauungen, oder nach göttlichen Lehren urteilen und entscheiden konnte. Das Gewissen an und für sich bekommt keine andere Art oder Funktion, auch wenn es sein Mitwissen durch ein Erkenntnisvermögen erhält, das unter dem Einfluß der göttlichen Wahrheit steht, es tritt überall unwillkürlich auf und will das Gute. Daß es aber den Christen zu ganz anderem Guten, Wahren und Rechten verpflichtet als den Heiden, dieweil sein Erkenntnisvermögen unter dem Einfluß der göttlichen Wahrheit steht und der Heilige Geist den christlichen Glauben im Herzen aufgerichtet hat, bedarf wohl keines weiteren Beweises; denn das Gewissen empfängt sein Mitwissen durch das Erkenntnisvermögen und verpflichtet darum auch zu dem, was Gottes Wort lehrt und predigt. Ja es verpflichtet sogar speziell zu der Wahrheit, welche das Erkenntnisvermögen besonders gefaßt hat. Derjenige Mensch, welcher vornehmlich unter dem Einfluß des Gesetzes steht, wird von seinem Gewissen speziell zum Halten desselben verpflichtet. Davon gibt uns nicht bloß der jüdisch gesinnte Saulus ein Beispiel, der unsträflich, also gewissenhaft nach der Pharisäer Weise gelebt hatte, Phil. 3, 6, sondern auch die Galater, welche trotz der geoffenbarten evangelischen Freiheit sich zum Halten des mosaischen Gesetzes wieder verpflichten ließen. Gal. 3, 1. Wenn das Erkenntnisvermögen des Menschen die große Aufgabe hat, im Worte Gottes zu forschen und zu einem klaren und selbständigen Verständnis desselben zu kommen, also einen mächtigen Einfluß auf das Gewissen ausübt, so daß es ein Mitwissen von ihm bekommt, so übt andererseits das Gewissen eine ebenso große Macht auf das Erkenntnisvermögen aus. Da der Mensch seinem Wesen nach zum Bösen geneigt ist und die Vernunft dem Fleische nach leicht verleitet wird, die Sünde zu rechtfertigen und zu entschuldigen, wie es schon im Paradiese geschah, so tritt neben ihr das Gewissen als scharfer Beobachter der Ge-

danken auf, welche durch Gottes Wort und Geist, überhaupt durch den Einfluß der Wahrheit geweckt und gewirkt werden und verpflichtet alsbald zum Guten und tritt für die Wahrheit ein, auch wenn die Vernunft ihm noch entgegen zu wirken sucht. Es kommt dabei durch die Macht und Einfluß des Gewissens zu einem Kampfe, in welchem entweder die Vernunft im Glauben überwunden und der Mensch zur Buße und Umkehr bewogen wird, oder das Gewissen eingeschläfert und zum Schweigen gebracht wird, also der Mensch scheinbar gewissenlos handeln kann. Die Macht des Gewissens dient darum auch als Anknüpfungspunkt und Mittel zur Aufrichtung des Glaubens an das Evangelium. Das Vorhandensein des Gewissens zeugt davon, daß der Mensch dem unsichtbaren und über uns stehenden Gott und Richter für sein Tun und Handeln verantwortlich ist. Das von Gott gegebene Gesetz aber fordert Gerechtigkeit und das Gewissen harmoniert mit demselben, daher es auch zum Halten desselben verpflichtet. Allein das Gewissen bezeugt auch, daß der Mensch durch des Gesetzes Werke nicht gerecht wird und fordert deshalb zu seiner Befriedigung die Annahme der Gnade und des Heiles in Christo. Ist so durch Wort und Geist Gottes der Glaube im Herzen aufgerichtet worden, und hat das Erkenntnisvermögen die Bedeutung des Opfers und Blutes Christi erfaßt, so bekommt auch zu gleicher Zeit das Gewissen das Bewußtsein, daß es gereinigt ist von den toten Werken, Hebr. 9, 14, d. h. daß es sich der Vergebung der Sünden und des Friedens mit Gott bewußt ist, und fortan verpflichtet dem lebendigen Gott zu dienen in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. Solche Menschen bekommen dann ein sogenanntes enges Gewissen, mit dem sich die Zucht des Heiligen Geistes verbindet, aber auch ein weites Herz, das nicht unversöhnlich und unbarmherzig handeln und richten kann. Haben wir nun in gegebener Definition des Gewissens durch das Auseinanderhalten von Erkenntnisvermögen und Gewissen einen Unterschied in der Fassung des letzteren angedeutet, so wurde damit der Bedeutung des Gewissens durchaus kein Abbruch getan, im Gegenteil, sie erscheint dadurch klarer und bestimmter. Auch wurde dadurch manches Rätsel gelöst, das durch Verwechslung, oder Identifizierung genannter Fakultäten noch zu lösen übrig bliebe.

Licht auf dem Pfade des Gläubigen von dem Vorsehungsglauben.

Von P. H. Kamphausen.

Die Vorsehung ist das tätige Verhältnis Gottes zur geschaffenen Welt, kraft dessen er, der Schöpfer, ihr auch ihr Bestehen sichert. So sagt die Dogmatik (Zöckler, Handbuch II, S. 105). Es wird demgemäß dieser Artikel gewöhnlich in Verbindung mit der Schöpfung abgehandelt, oder mit den Eigenschaften Gottes (Allmacht, Weisheit). Auch der Katechismus bringt seine kurze Bemerkung, daß Gott durch seine väterliche Vorsehung die geschaffenen Dinge erhält und regiert, im Eingang des ersten Artikels. Wie sich der Offenbarungsglaube durch die

Lehre von der Schöpfung in Gegensatz stellt gegen die philosophischen Hypothesen von der Ewigkeit der Materie oder gar der Selbsterzeugung, gegen das zufällige Zusammenballen der Atome zu den bestehenden Gebilden, die Entstehung aus dem Urschlamm, der Urzelle oder dem „schleimigen Klümpchen", so protestiert er durch die Lehre von der Vorsehung gegen die Deistische, philosophisch angekränkelte Weltanschauung, welcher das „Uhrwerk des Weltgetriebes" sich selbst, resp. dem Walten der Naturgesetze überläßt und Gott, den Herrn, aufs Altenteil verweist.

Die im Eingang gegebene Definition der Vorsehung ist noch nicht vollständig. Es wird jenes das Bestehen der Welt garantierende Verhalten gewöhnlich zerlegt in eine erhaltende und regierende Tätigkeit Gottes, und bedarf der Satz demnach eine Ergänzung in der Richtung, was für Ziele sich die so bestimmte Tätigkeit Gottes setzt. Bei ihm, dem Allmächtigen und Allweisen, dient alles einem höchsten Zweck und so wird die Aussage in der Regel dahin erweitert, daß die Vorsehung Gottes das Weltganze und das Geschehen im einzelnen so lenkt und regiert, daß dieser Zweck erreicht wird, daß nämlich alles zu seiner Ehre und zum Besten der Welt und seines Volkes, d. i. der sich seinem Willen Unterordnenden, ausschlägt.

Eine solche Definition ist keine philosophische. Sie kann nur gegeben werden auf dem Gebiete der Offenbarung. Sie ist entsprossen aus dem Glaubensbewußtsein dessen, welcher den Dreieinigen Gott kennen gelernt hat. Keine philosophische, sagen wir, denn ihr liegt ein Gottesbegriff zu Grunde, zu welchem die Philosophen sich nie erhoben oder herabgelassen haben, nämlich der eines persönlichen, dem ebensowohl zu tun ist um die Ehre seines Namens als um das Heil derer, welche seinen Namen kennen. Es ruft dieser Begriff alsbald vor unser Auge den allmächtigen Schöpfer, der sich den erschlossenen Herzen als Vater in Christo geoffenbart, und durch ihn ein Reich gegründet, in welchem seine Zwecke zur wahren und vollen Erfüllung kommen. Der Vorsehungsglaube hält fest an der anthropozentrischen Welt- und christozentrischen Heilsanschauung, wie sie in der Bibel vertreten wird: der Mensch, die Krone der Schöpfung, Herr und eigentlicher Zweck derselben, und daß er zur Erfüllung seines Zweckes komme durch die Erlösung in Christo. Von diesem Grundsatze aus ordnet er die Welt dem Reiche Christi unter. Das natürliche Geschehen den Zwecken des Reichs der Gnade, das Walten der Naturgesetze und -kräfte und die geschichtlichen Entwicklungen dem Zustandekommen einer Gott sich zukehrenden und von ihm der Vollendung entgegengeführten Menschheit. Wie deutlich spricht das Paulus aus in seiner religionsphilosophischen Rede auf dem klassischen Boden der griechischen Weltweisheit. Apostg. 17, 26 und 27: Gott hat gemacht, daß von e i n e m Blut aller Menschen Geschlechter auf Erden wohnen und hat Ziel gesetzt und zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen, d a ß s i e d e n H e r r n s u c h e n s o l l t e n, ob sie ihn fühlen und finden möchten. Also der

Zweck der Menschenerschaffung und ihrer Geschichte unter göttlicher Leitung, daß sie zur Erkenntnis Gottes kommen und damit ihr wahres Leben finden und ihr höchstes Ziel erreichen!

Auf philosophischem Gebiete steht diesem Glauben am nächsten der von dem älteren Fichte geprägte Begriff der sittlichen Weltordnung. Fichte führt darin das Wesen der Gottheit geradezu zurück auf den Begriff der moralischen Weltordnung und erklärt die letztere so, daß vermöge eines höheren Gesetzes die sittliche (d. i. gute) Tat unfehlbar gelinge und die unsittliche mißlinge. Diese moralische Weltordnung ist das Göttliche, das wir annehmen; sie ist selbst Gott, sagt er; eines andern Gottes bedürfen wir nicht und können ihn nicht fassen. Religion ist ihm der Glaube an diese Weltordnung, und die Kirche die Gemeinschaft derer, die diesem Glauben gemäß leben. Das einzig mögliche Glaubensbekenntnis ist dies: fröhlich und unbefangen vollbringen, was jedesmal die Pflicht gebeut. Wir wissen, daß dieser Glaube aus dem Philosophen eine hochachtbare, mannhafte Persönlichkeit gemacht hat, aber um dessentwillen können wir doch nicht in diesem Vorsehungsglauben die ganze Religion aufgehen lassen.

Unserem Vorsehungsbegriff liegt immer zu Grunde die Idee von dem Weltschöpfer, der in seiner Schöpfung seine Gottesgedanken zu verwirklichen strebt. Zur bewußten Darstellung kommen dieselben im Menschen, und die Vollendung derselben ist nach der Lehre der Offenbarung nur möglich durch die Heilsgeschichte. Der erste Artikel kann nicht fest erfaßt und zu einem herzstärkenden Glaubenssatz werden, wenn er nicht verbunden wird mit der Heilsgeschichte, wie sie im zweiten und dritten Artikel niedergelegt ist.

Auf eins aber macht uns jener erhabene Satz des preußischen Patrioten aufmerksam, was wesentlich zum Begriff der Vorsehung gehört und oft nicht zunächst ins Auge tritt. Man denkt dabei an die väterliche Fürsorge Gottes fürs leibliche Leben meist in erster Linie. Die Leitverse in unserem Katechismus zu diesem Lehrstück handeln alle von der Sorge fürs Aeußere; von der Naturordnung, von dem Gott, der allen seine Speise gibt zu seiner Zeit, dem Hüter Israels, dem der für uns sorgt und uns das Sorgen verbietet, dem wir bloß Vertrauen und Dank schuldig sind. Es wäre dies aber eine Entleerung und Verengerung des Begriffes, die in keiner Weise durch die biblische Lehre gerechtfertigt wäre. Die Fürsorge Gottes richtet sich zwar auf alles Geschöpfliche, aber auf die leblose Kreatur in Ansehung des Menschen, und von dem Menschen heißt es zwar: Aller Augen warten auf dich . . . du füllest alles, was da lebet mit Wohlgefallen, aber ein besonderes Verhältnis wird doch gelehrt zu denen, welchen er sich geoffenbart und die auf seine Wege eingegangen sind. Von ihnen heißt es: Der Herr kennet den Weg der Gerechten. Wenn die Gerechten schreien, so hilft er ihnen aus aller ihrer Not. Philosophisch ausgedrückt würde man sagen, daß das Vorsehungswalten Gottes nach der Schrift sittlich bestimmt ist hinsichtlich des Objekts und des

Zieles, d. i. daß es verschieden ist je nach dem Verhalten der Menschen, und daß es geistliche Ziele verfolgt, z. B. Gottes Güte im leiblichen Leben soll zur Buße und zum Dank leiten, und die Erkenntnis der leitenden und fügenden Hand Gottes dem Wachstum des inneren Menschen zu gute kommen. Gott ist ein Geist und darum muß sein Walten verschieden sein von dem der blinden Naturkraft oder des unpersönlichen Gesetzes, und er ist ein Vater, darum folgt seine Hand den Eingebungen seines väterlichen Herzens. Es ist interessant und lehrreich, die Entwicklung zu verfolgen, wie dem Volk des Alten Bundes die zwiefache Erkenntnis mehr und mehr aufgeht, daß nur die einen Anspruch auf die freundliche Gestaltung ihrer Verhältnisse seitens Gottes haben, welche seinen Willen tun, und daß es ihm in letzter Linie auf geistliche Zwecke und sittliche Ziele ankommt.

Es liegt dies zwar schon in der Idee des Bundesgottes, sofern dieser Bund auf dem Gesetz, also dem Gehorsam begründet war. Aber es mußte doch Israel mehr und mehr losgelöst werden von der Vorstellung des Nationalgottes — welche Vorstellung es erst mit allen Heiden teilte — des Stammesgottes, der für Israel kämpft, zu der Erkenntnis des Heiligen und Gerechten, der den Gerechten lieb hat, ja bis zu der des rechten Vaters über alles was Kinder heißt im Himmel und auf Erden. Wir können hier diese Entwicklung nicht im einzelnen verfolgen. Es wäre da aufzuzeigen, wie innerhalb des Volkes Israel nach seiner nationalen Erscheinung sich mehr und mehr der fromme Kern heraushebt und zum Träger und Werkzeug des göttlichen Gnadenwillens wird, so bei den Propheten; wie in den Psalmen gleich von vornherein der Gegensatz nicht von Juden und Heiden, sondern von Gerechten und Ungerechten, von unerschütterlichem Gottesglauben und theoretischem und praktischem Atheismus hervortritt. Ihren Höhepunkt findet diese Entwicklung im zweiten Teil des Jesaias. Hier kommt es uns nur auf die Bedeutung derselben für die Auffassung der Vorsehung an, und dieselbe findet sich darin, daß je länger je mehr das Gelingen des göttlichen Heilsplanes, die Darstellung und Vollendung des Reiches Gottes als der eigentliche Hauptzweck der Weltlenkung Gottes erkannt wird.

Es ist deshalb mißlich, wenn die Frage von der Vorsehung im ersten Artikel abgehandelt werden muß, oder zum wenigsten kann man ihr da ohne Vorwegnahme nicht gerecht werden. Die Dogmatik hat diese Sachlage zum Ausdruck gebracht und diese Vorwegnahme vollzogen durch die bekannte dreifältige Fassung der Vorsehung: providentia generalis, die Fürsorge für alles Bestehende (qua Deus omnibus rebus prospicit) wie sie sich besonders in den Naturpsalmen ausdrückt, z. B. dem 104. und 148.; pr. specialis oder particularis für das Menschengeschlecht und endlich pr. specialissima oder singularis für die Gerechten (probos). Aber diese Einteilung ist mechanisch und unrichtig. Sie trägt menschliche Anschauungsweisen und Beschränkun-

gen ins göttliche Wesen und Walten. Die unpersönliche Kreatur erfährt dieselbe genaue, liebende und bis ins einzelnste gehende Fürsorge wie die frömmsten Menschen, wie das aus dem Wort des Herrn von den Sperlingen (in Verbindung mit dem locus classicus über die pr. specialissima) klar hervorgeht. Man kann statt dessen nur reden von einer Vorsehung, die sich an den Frommen als fördernd und segnend, an den andern als hindernd und strafend erweist, und deren Walten über der niederen Kreatur dienend eingreift für die Zwecke der höheren.

In der Erkenntnis des Vorsehungswirkens Gottes nehmen wir in der Bibel denselben Fortschritt der Läuterung und Klärung wahr wie in andern Glaubensstücken, z. B. vom Tod und der Auferstehung. Welcher Fortschritt von dem Standpunkt sogar noch mancher Psalmen, wo es heißt: Wird auch der Staub deine Treue verkündigen, wird man dir im Scheol danken? bis zu dem 15. Kap. des Korintherbriefes! Ebenso wenig deshalb wie jene Stellen im Alten Testament unsern Glauben vom jenseitigen Leben aussprechen, dürften wir imstande sein, uns alle Aussagen über die göttliche Vorsehung ohne weiteres anzueignen.

Zwar sind es herrliche Trostworte, jene Psalmstellen und prophetischen Aussprüche, worin sich der Glaube aufrichtet an Gottes treuer Hand und wie manchmal haben wir heimgesuchte, geprüfte, in der Dunkelheit wandelnde Seelen hingeführt zu dem Gott der Psalmen. Wirf dein Anliegen auf den Herrn, sagen wir ihnen mit dem 55. Psalm, er wird dich versorgen und den Gerechten nicht ewiglich in Unruhe lassen. Aus dem 37. Psalm hat Paul Gerhardt allen Sorgengequälten und Verhärmten sein unvergängliches „Befiehl du deine Wege" gedichtet. Für jede Art von Sorge und Kummer kann die kundige Hand des geistlichen Arztes hier ein Tränklein oder Sälblein darreichen aus der geistlichen Apotheke, und der gläubige Schriftforscher entdeckt immer neue Trostgründe, Freudenquellen und Lichtblicke.

Dennoch wie groß und schwer sind die Rätsel, die sich hier dem alttestamentlichen Frommen entgegenwerfen. Wie hart haben sie gerungen mit dem Problem vom Leiden des Gerechten. Wie war es ihnen ein solcher Anstoß, daß es dem Gottlosen so wohl ging und daß, was er redete, mußte vom Himmel herab geredet sein. Selbst die Lösung, die sich ihnen darbietet, daß nämlich seiner wartet ein Ende mit Schrecken und er plötzlich zu nichte wird, gilt nicht in allen Fällen. Auch im Buche Hiob findet diese Aufgabe keine abschließende Lösung. Die schließliche Wendung, welche das Leben des frommen Beduinen nimmt, hat für uns etwas Märchenhaftes und darum Unbefriedigendes.

Ferner können wir uns immer den Trost zueignen, welcher uns in den Psalmen in oft so starker und glaubensgewisser Sprache dargereicht wird? Gewiß nur mit vorsichtigem Tasten berühren wir das altehrwürdige Gefäß, worin sich uns der Glaubensgehalt unserer Väter im Geiste darbietet. Doch gestehen wir, daß es Aussagen, wie die folgenden sind, welche uns zur Besprechung dieses Themas geführt haben.

Ich bin jung gewesen und alt geworden, sagt David im 37. Psalm, und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen oder seinen Samen nach Brot gehen. Ist das ohne Einschränkung wahr? Wir wissen, so oftmals wird der Segen des Gerechten in den Psalmen im Diesseits gesucht, im Gedeihen seines Unternehmens, daß er keinen Mangel hat an irgend einem Gute, in einem auch äußern Glück, das sich auf seine Kinder vererbt. Die Erfahrung erhob aber oftmals Widerspruch gegen diese Anschauung, und es entstanden jene Probleme, die wir oben berührten. Erst das Neue Testament liefert eine befriedigende Lösung, indem es den Schwerpunkt des christlichen Lebens in das Jenseits legt, so weit der Lohn in Betracht kommt. Da wird auf Leiden die Herrlichkeit, auf Armut die Fülle, auf Verachtung Anerkennung und Krönung folgen. Da dem Jenseits im Alten Testament dieser abschließende, versöhnende Charakter fehlt, so sucht der ringende Glaube nach einem Ausgleich in diesem Leben.

Dieselbe Beobachtung machen wir z. B. in dem Psalm des sieghaften Gottvertrauens, dem 91. Ob tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen. Der Herr wird dich mit seinen Fittichen decken, daß du nicht erschrecken müssest vor dem Grauen des Nachts und den Pfeilen, die des Tages fliegen, vor der Pestilenz, die im Finstern schleichet und der Seuche, die im Mittag verderbt. Hier also trägt der Gläubige in sich das Bewußtsein absoluter „Immunität“, angesichts der gefährlichsten Feinde des Menschengeschlechtes, der Pestilenz und anderer gefährlichen Seuchen. Er steht unter dem starken Schutz des Höchsten, komme die Gefahr, in welcher Gestalt sie wolle. Können wir uns diesen heroischen Glauben zueignen? Wenn wir bei einer Pockenepidemie bei unsern kranken Gliedern mit unserem geistlichen Zuspruch zugelassen würden, würden wir nichts fürchten für uns oder unsere Kinder? Oder es bricht eine Hungersnot über ein Land herein wie vor einigen Jahren über Indien und letztes Jahr über Finnland. Werden keine Christen Mangel leiden oder Hungers sterben? Oder bei Wasserfluten, wie sie den Westen unseres Landes heimgesucht haben, oder schrecklichen Wirbelwinden, die ganze Ortschaften vernichten, heißt es da von den Christen wie einst von Israel: Bei ihnen wird nicht ein Hund mucken; auf daß ihr erfahret, wie der Herr Aegypten und Israel scheide? Die Fragen, die wir da aufwerfen, werden verschieden beantwortet. Ich beerdigte mal einen Bergmann, der zwischen Schacht und Förderkorb zerquetscht und elendiglich zu Tode gekommen war. Ein frommer Geistlicher, der mir nahe stand, meinte, es könne dieser kein Kind Gottes gewesen sein, der Herr behüte die Seinen. Auf der andern Seite hatte ich einen Onkel, der bei der Explosion eines Kessels in seiner Fabrik umkam. Er war ein sehr frommer Mann und hatte noch am Tage zuvor in der Kirche gesungen: Es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, denn weil ich leb auf dieser Erden, schweb ich in steter Todsgefahr. Warum mußte der Kessel gerade da platzen, als er hineinkam? Ein

ähnlicher Fall passierte letzthin in der Gemeinde eines unserer Amtsbrüder. Bei einer Kesselprobe erfolgte eine Explosion und der Eigentümer, der ein Hauptglied der Gemeinde und ein guter Christ war, wurde getötet, die anderen dagegen kamen mit geringen Verletzungen davon. Das legt eine andere Deutung nahe als das Wort des obengenannten Geistlichen. Aber wiederum, liegen nicht herrliche Beispiele vor von wunderbaren Erhaltungen gerade in Pest und Hungersnot? Wie manche Pfarrer haben da auf ihrem Posten ausgehalten und es ist ihnen nichts widerfahren. Oder wie wunderbar hat der Herr die Seinen erhalten in der Teurung! Wie köstlich die Geschichte von dem frommen Flattich, der an einem Morgen seiner Wirtschafterin sagte, sie solle nur ruhig den Tisch decken, obwohl gar nichts Eßbares im Hause ist. Sie tut es. Man setzt sich zu Tisch. Flattich betet: Komm, Herr Jesu ... Da klingelt es, und an der Tür steht eine Magd und bringt einen großen Korb voll schmackhafter Speisen. Das muß ein wunderbar stärkendes Mahl gewesen sein, das ihnen der Herr selbst bereitet!

Die Lösung dieser scheinbar sich widersprechenden Fälle wird uns nahe gebracht, wenn wir die Stelle des Neuen Testaments anziehen, welche den Vorsehungsglauben des Christen auf ihre höchste Höhe und zum schönsten Ausdruck gebracht hat, nämlich Röm. 8, 28 ff. Hier steht Paulus, nachdem er im Vorhergehenden den Weg zur Gerechtigkeit vor Gott aufgezeigt, samt dem Frieden und neuen Leben im Geist der Kindschaft, den sie mit sich bringt, auf der Höhe, gleichsam auf dem Gipfel des Berges und genießt eine entzückende Fernsicht. Er ist dem Himmel so nahe und die Erde mit ihren Gefahren und Schwierigkeiten so klein. Aber ist dies vielleicht nur ein vorübergehender Rausch höchster Begeisterung, oder ein gesicherter Besitz? Ja, sagt er freudig gewiß, komme was da will, nichts kann meinen Heilsstand gefährden. Er zählt die drohenden Gefahren auf. Hunger (Hungersnot, λιμος) ist auch drunter) und Blöße, also Mangel am Nötigsten, Nahrung und Kleidung. Sagt er, daß ihm das nicht zustoßen könne? Nein, nur daß es ihn von der Liebe Gottes nicht scheiden werde. Sagt er doch 2. Kor. 11, daß er oft gehungert und in Frost und Blöße gewesen sei. Auch wissen wir gleichfalls, daß viele Märtyrer durch Verhungern und andere durch Verdursten sind zu Tode gebracht worden. Also keine Bewahrung vor dem Uebel, sondern in und trotz desselben.

Hebt das nun die Verheißungen Gottes auf, oder nimmt es uns die Freudigkeit ums tägliche Brot zu bitten, uns dem Schutze Gottes zu befehlen und denselben auch zu erwarten? Nicht im mindesten. Es bleibt dabei, daß er uns mit des Leibes Nahrung und Notdurft täglich und reichlich versorgt, daß in einem sehr wesentlichen Sinne „solches Mannes (d. i. des Gerechten) Gang von dem Herrn gefördert wird," ferner daß der Glaube, in Gottes Hand zu stehen, z. B. in Pestzeiten schon von psychologischer Seite aus ein starkes Schutzmittel ist u. dgl. Aber immerhin kann es Fälle geben, wo Gottes vorderhand noch unerforschlicher Wille Heimsuchungen auch auf die Seinigen legt, welche

seinen Verheißungen zu widersprechen scheinen, wo wir aber doch mit Assaph uns zu dem Entschluß aufraffen sollen: Wenn mir gleich Leib und Seele . . . dennoch bleibe ich bei dir. Ferner müssen wir allen Gebeten um Leibliches und vielfach auch um Geistliches beifügen: nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Das zu wissen, was im einzelnen der Wille Gottes ist, also gewissermaßen in die Zukunft zu schauen, ist eine prophetische Steigerung des Glaubensbewußtseins, wie sie im 95. Psalm vorliegen mag, die aber nicht gewöhnlich ist. Dem entspricht auf dem natürlichen menschlichen Gebiet die unmittelbare Gewißheit, die hervorragende Menschen gehabt haben, es werde sie der Tod nicht treffen, bis sie ihre Mission erfüllt. Der gewöhnliche Christ kommt zu der Gewißheit (und sie genügt ihm und macht ihn froh), welche spricht: „Es kann mir nichts geschehen, Als was er hat versehen Und was mir selig ist."

Die Vorsehung Gottes hebt weder die Freiheit des Menschen, noch die Notwendigkeit der eigenen angespannten Tätigkeit auf, wie das sich in dem bekannten Rezept ausdrückt: Bete, als wenn alle Arbeit nichts nützte, oder in dem Cromwellschen Worte: Trust in God, and keep your powder dry! Der Herr weist in dem bekannten Worte gegen das Sorgen die Jünger hin auf die Sperlinge und Lilien, aber wir finden nicht, daß deshalb dieselben eine Sperlings- oder Lilienexistenz geführt haben. Paulus, der uns jenes klassische Wort geliefert von dem christlichen Vorsehungsglauben, sagt doch von sich, er habe mehr gearbeitet, denn sie alle und bestimmt das Verhältnis zwischen Gottes segnendem Walten und menschlichem Mitwirken so, daß er sagt: Ich habe gepflanzt, Apollo hat begossen, aber Gott hat das Gedeihen gegeben. Es ist unser Glaubensstandpunkt kein Fatalismus, keine Vorstellung von einem starren, unabänderlichen Schicksal, wie der Islam es lehrt, das wirkt lähmend auf die menschliche Selbsttätigkeit — wie wir es im Orient sehen — und auf die Gebetsfreudigkeit, und selbst der Muhammedanismus konnte diesen Glauben in der Praxis nicht immer durchführen, wie jene Anekdote zeigt, wo ein Araber dem Muhamed sagt: Ich will dein Kamel loslaufen lassen und der Vorsehung trauen. Nein, sagte der Prophet, binde es an und traue der Vorsehung.

Ebenso wie sich die Erfahrung des Vorsehungswaltens vermittelt durch die Arbeit unserer Hände, sehen wir solches Wirken durch Mittelursachen hindurch auf dem Gebiete der Natur. Die Naturwissenschaft ist die Wissenschaft des Jahrhunderts. Sie hat, wie einst die Philosophie, die Theologie, welche sonst für die Königin der Wissenschaften galt, in die Ecke gedrückt. Und wie man gegen die Philosophie sich des Pantheismus erwehren mußte, so haben wir heutzutage gegen Materialismus und Atheismus zu kämpfen. Die Weltanschauung ist eine mechanische geworden. Die Naturgesetze herrschen, das persönliche Element eines Weltlenkers ist eliminiert worden. Wunder gibt's nicht mehr und was man früher dafür hielt, würde

sich heutiges Tages als Suggestion, Hypnotismus und persönlicher Magnetismus erweisen. Es ist ja nun gewiß, daß sich in der christlichen Anschauung von der Natur und dem Naturwalten eine Wandlung vollzogen hat. In dem vielgelesenen Gebetbuch von Stark sind auch Gebete „vor und nach dem Gewitter." Es heißt da: Strafe mich nitch in deinem Zorn und züchtige mich nicht in deinem Grimm! Wie viele lesen wohl heute noch solche Gebete, oder sehen in dem Gewitter eine Aeußerung des zürnenden Gottes? Im Gegenteil, wie manche Ernte wurde gerettet durch Gewitterschauer! Sodann die Naturübel überhaupt. In wie engem Zusammenhang stehen sie dem prophetischen Blick im Alten Testament mit menschlicher Würde. Joel sieht in einem verheerenden Heuschreckenschwarm das Gericht des Herrn hereinbrechen und fordert zur Buße auf, dann wird der Herr Getreide, Most und Oel die Fülle schicken.

Und so fast in allen Propheten. Ein gehorsames Volk wird fette Jahre haben, und ein ungehorsames Dürre und Hungersnot. Das war auch die Anschauung des Mittelalters. Als die Pest 1346—'50 in Europa ungezählte Millionen dahinraffte, zogen Geißlerscharen durch die Lande, um mit Selbstquälereien die Hilfe Gottes von der Plage zu erflehen. Statt Bittgänge und Weihgeschenken hat man heute sein Vertrauen gesetzt auf gutes Wasser, Reinlichkeit, hygienische Lebensweise, Impfung, Heilserum, Quarantäne u. dgl., und siehe, solch schreckliche Heimsuchungen sind fast unbekannt in zivilisierten Ländern. Wenn Hungersnot, Pest, Dürre, Wasserfluten ein Land oder eine Stadt heimsuchen, so denken wir nicht an ein Strafgericht Gottes für gerade jene Gegend, als hätte die Schickung einen Zusammenhang mit besonderen Sünden der Bewohner. Wenn in einer halben Stunde ein feuerspeiender Berg 25,000 Menschen unter Asche und Lavaströmen begräbt, wie der Mt. Pelee auf Martinique, so ist auch uns das ein schreckliches Naturereignis, aber nicht mehr ein solcher Anstoß für den Vorsehungsglauben, wie es die Zerstörung von Lissabon durch ein Erdbeben im Jahre 1755 unsern Altvordern war, die entsetzt fragten: Warum mußten Schuldige und Unschuldige gleichermaßen umkommen? In allen diesen Dingen deutet sich eine merkliche Wandlung des religiösen Urteils an. Aber weit entfernt sind wir davon, das Naturgeschehen der Lenkung Gottes zu entnehmen. Er verfolgt und erreicht seine Zwecke im Großen wie im Kleinen. Sind solche elementaren Ereignisse nicht gewaltige Predigten von des Menschen Kleinheit und Abhängigkeit, treiben sie ihn nicht ins Gebet und zur Buße, rufen sie nicht die Tugenden der Barmherzigkeit und tätigen Menschenliebe wach?

Ein Gleiches gilt auf dem Gebiet der Geschichtsereignisse. Kaiser Wilhelm I. telegraphierte bekanntlich nach der Schlacht von Sedan an seine Gattin: Welch eine Wendung durch Gottes Fügung! Aber Fügungen gibt's heutzutage für den modernen Menschen nicht mehr. Es machte die Depesche dem frommen Sinn und der Demut des alten Kaisers alle Ehre, aber der Sieg war eine Folge der Maßnahmen der

großen Generalstabs. Es lief alles naturgemäß, exakt und programmmäßig ab. Das ist ja richtig, aber große Strategen und Staatsmänner haben oft eine tiefe Empfindung davon gehabt, daß bei aller Umsicht sie den Erfolg doch nicht in der Hand hatten und daß oft von Kleinigkeiten und Einzelheiten, die außer ihrer Berechnung und Kontrolle lagen, die Entscheidung abhing. So zog Napoleon siegreich in Moskau ein und was für ein Hochgefühl und Gefühl der Geborgenheit im Herzen der großen Armee, als sie in die stolze Stadt und die vermeintlich sicheren Winterquartiere einzogen. Aber der große Schlachtenmeister hatte nicht mit dem religiösen Fanatismus eines bis in die Tiefen erregten Volkes gerechnet — und der russische Winter begrub die große Armee! — Oder wie wäre es anderseits in der Schlacht von Königgrätz gegangen, als mittags um 1 Uhr die Preußen die Schlacht nur mit Mühe noch hinhielten, wenn der Kronprinz nicht zur rechten Zeit eingetroffen und die Berechnungen Moltkes an der Schwierigkeit des Marsches und der Erschöpfung der Truppen gescheitert wären? Hätte es dann ein einiges Deutschland unter Preußens Führung, ein '70—'71, Sedan und eine Kaiserkrönung und mächtiges Vaterland gegeben? Oder wenn die Südlichen nach der ersten Schlacht bei Bull Run gleich vorgerückt, Washington eingenommen und in der allgemeinen Panik dem Krieg eine entscheidende Wendung gegeben hätten, wie dann mit der Union, ihrer beispiellosen Entwicklung und heutigen Stellung als eine der ersten Weltmächte?

Selbst der nicht offenbarungsgläubige kommt so weit zu sagen mit Schiller: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht, der Bibelglaube aber ruft aus: O, welch eine Tiefe des Reichtums, beides der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen? Von ihm, durch ihn, zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Paulus ruft so mit Rücksicht auf das B ö s e, das störend eingreift in den Plan Gottes, wie z. B. der Unglaube Israels. Aber auch darüber triumphiert der Herr und macht es zum Mittel, daß sich die Heilswege vielleicht gar erweitern. Es sei da an das Wort Petri erinnert in seiner Pfingstpredigt, wenn er die Ineinanderverkettung von göttlichem Rat und menschlicher Sünde in der Kreuzigung aufweist: „Denselben, nachdem er aus bedachtem Rat und Vorsehung Gottes ergeben war, habt ihr genommen durch die Hände der Ungerechten und erwürgt. Den hat Gott auferweckt." Die Sünde κατ' ἐξοχήν hat uns gebracht die r e i f e F r u c h t am Kreuzesbaum! Goethe drückt das im Faust so aus: Es ist die Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Wir haben unser Thema genannt: Licht auf dem Pfad des Gläubigen von dem Vorsehungsglauben aus, und in der Tat, wir denken, es ist ein gar lichtvoller Glaube, der einen Mann in Hungers- und Todesnot, im Gefängnis oder auf dem Scheiterhaufen rufen läßt: Wer

will mich scheiden von der Liebe Gottes? Nichts, nichts, kann mich verdammen, nichts macht hinfort mir Schmerz....

Der schon im Alten Testamente dem Gläubigen leuchtet wie die Sterne am Himmel, die ihm den Weg zeigen auf dunkler Fahrt, ein Glaube so wertvoll und unentbehrlich, daß er schon ein wesentliches Stück bildet in dem ABC der Lehre des Herrn, der Bergpredigt. Er ist Stab und Stecken für den Arbeiter im Weinberg und Ackerfeld des Herrn, darum reicht der Herr ihn den siebzig dar bei der Aussendung; denn er verbürgt den Erfolg jeder Arbeit, in Gott getan, weil er lehrt, daß das ganze Weltgeschehen gleichsam im Bunde ist mit dem, der mit Gott eins geworden. Er bringt Gott nahe ins tägliche und praktische Leben und macht die Welt Gottes voll. Man erkennt den Finger Gottes in dem Kleinen und traut dem starken Arm des Herrn in den Nöten, die uns betreffen.

Wie groß deshalb seine Bedeutung fürs Gebetsleben! Der Christ weiß ja, daß er zu dem betet, der Weg aller Wege hat. Er freut sich, daß er selbst nicht ist Regente, der alles führen soll: Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl. Und wenn es dann anders kommt, als er hoffte und wünschte, ist er deshalb mit seinem Vorsehungsglauben zu schanden geworden? Präsident Krüger von Transvaal baute felsenfest darauf, daß Gott dem Burenvolk den Sieg geben werde. Es wurde besiegt und verlor seine Unabhängigkeit. Schwere Wege des Herrn, aber dennoch beugten sich die frommen Helden unter Gottes Hand; und wurde nicht die Welt voll ihres Ruhms, und wird nicht auch ihre Niederlage ihnen ein Gewinn sein und die Zukunft lehren, daß in einem höheren Sinn jenes Gebet seine Erhörung fand?

Es wäre noch zu zeigen, in welch enger Verbindung der Vorsehungsglauben mit der Engellehre steht, daß sie denselben ebenso vermitteln, versinnbildlichen und nahe bringen, wie das Sakrament des Altars die Versöhnung lehrt, abbildet, verbürgt und aneignet. Wir stehen aber von dieser interessanten Frage ab mit Rücksicht auf die Zeit, wollen aber die noch engere Verbindung zum Schluß hervorheben, die zwischen Vorsehungs- und Versöhnungsglaube selbst stattfindet. Das heißt noch einmal hervorheben, denn wir sahen schon, wie in dem Gemüt des Gerechtfertigten jener Glaube seine Vollendung und seine Krone erreicht. Es heißt hier: Dir geschehe nach deinem Glauben! Man kann in der Vorsehung des Herrn keine wahre Stütze finden, man habe denn erst Heilsgewißheit. Und wie diese in ihrer Stärke verschieden ist, so variiert das Vertrauen zu der segnenden, schützenden, fördernden Hand Gottes. Wir möchten bei dem Wachstum dieses Glaubens drei Stadien annehmen, wovon die dritte nicht allen zugänglich ist: 1. Den Glauben des Kindes, das ohne Zweifel und ohne Raisonnement sich dem Schutz Gottes und seiner Engel anvertraut; 2. den des Christen, der je nach dem mehr oder minder starken Heilsglauben eine größere oder geringere Zuversicht zu der Hand Gottes hat, und 3. endlich den Glauben jener Seelen von edelster, geistlicher Kindlichkeit, welche den Segen Gottes

auch im einzelnen und äußeren als Erhörung ihrer Gebete bestimmt erwarten und wirklich erleben, wie A. H. Francke, Geo. Müller, der schon genannte Flattich und andere gesegnete Arbeiter im Reich des Herrn. Stärke denn deinen Glauben an die Gnade des Herrn und du wirst trauen können der Allmacht des Herrn.

Glatteis auf dem Amtswege.

Konferenzvortrag von Pfarrer von Bracken in Saaren a. d. Ruhr.

Abgedruckt aus „Pfarrhaus."

Glatteis bringt leicht zu Fall. Mit diesem heimtückischen Eis haben wir's in unserm Beruf so viel zu tun. Darum Vorsicht! Deshalb möchte ich die lieben Amtsbrüder einladen, mit mir im Geiste über den Amtsweg zu eilen, damit wir an allen uns aufstoßenden gefährlichen Stellen einen Pfahl einrammen mit der Aufschrift auf der Warnungstafel: Achtung! Glatteis! — Aeltere Brüder würden bessere Führer abgeben; nun sie sind gewiß so freundlich, nachher auf übersehene gefährliche Stellen noch besonders aufmerksam zu machen und andere vielleicht wirksamere Vorsichtsmaßregeln mitzuteilen. Möchte jemand mit aufgehobenem Finger warnen: „Na, wenn du nur hier nicht selbst aufs Eis gegangen bist," so bin ich für diese rechtzeitige Warnung und Mahnung zur Vorsicht von Herzen dankbar.

Ich muß unterscheiden subjektives und objektives Glatteis, das erstere gefährdet bloß die Person, das andere dagegen das Amt. Wenn ich das eine manchmal vermeiden will, steh ich gerade mitten auf dem andern. Incidit in Scyllam . . . Strafe ich offenbare Sünden freimütig, so stehe ich damit so zu sagen auf dem subjektiven Glatteis und mag an persönlicher Beliebtheit Einbuße erleiden, verschweige ich die Aergernisse, so stehe ich auf dem objektiven Glatteis und schädige mein Amt und das Ansehen meines Gottes. Wir wollen der Fleischeszärtlichkeit nicht das Wort reden und daher von dem ersteren, dem Glatteis für unsere Person absehen, statt dessen nur das Glatteis für unser Amt kennen zu lernen suchen. Da gibt's wiederum einen Unterschied. Objektives Glatteis ist nicht für alle gleich gefährlich, ja die jahrelange Erfahrung hat für manchen auf Stellen Asche gestreut, die in jungen Jahren auch für ihn spiegelglatt gewesen. Wir werden noch darauf stoßen; da sollen die weisen, erfahrenen Fuhrleute unter uns an ihre unbeholfene Anfängerzeit sich erinnern und nicht über die heutigen Anfänger lächeln.

Mit dem Aufspüren und Hinweisen auf die gefahrdrohenden Punkte unsers Amtes denken wir manchem einen Dienst zu erweisen; wo nicht, so habe ich mir selbst damit den größten Dienst erwiesen. Denn eine Gefahr kennen heißt sie bald überwinden.

Da ist zunächst die Kanzel; sie hat einen äußerst schlüpfrigen Boden, was uns jedesmal, wenn wir die Treppe hinaufsteigen, an dem Herzklopfen zum beklemmenden Bewußtsein kommt. Dort oben kann einem schwindlig werden, weshalb einer die Kanzel den tarpejischen

Felsen nennt, von welchem mancher auch hervorragende Geist herabgestürzt ist. Und mancher ist längst gestürzt und hält sich doch noch oben. Das Predigen ist ein eigenes Ding; Gott genehm, den Menschen gefällig und wirksam predigen lernt man nie aus, und mancher lernt's gar nicht. Es bedarf der Anspannung und Aufraffung aller Kräfte, um hier nicht auszugleiten. Verteidigen, beweisen wir den christlichen Glauben oder die biblische Lehre, so mag das ein-, zweimal gut und nützlich sein, kehrt aber Apologie und immer Apologie in der Predigt wieder, so kostet es unsern Zulauf und mit Recht. Ist jemand blind, so kann ich ihm die leuchtende Schönheit der Natur mit dem geschicktesten Pinsel malen, er hat nichts davon, bis ihm die Augen geöffnet werden. Die Sonne bedarf keines Beweises, sie erweist ihr Dasein durch ihr Leuchten; aber zeigen, wie Christus unsere Lebenssonne ist und bei Strafe des ewigen Todes werden muß und wie sie's wird, das sei aller Predigt erstrebtes Ziel. Auch zu viel Polemik scheidet hiernach von selbst aus, damit zugleich ihre Gefahr. Gegen Rom sind wir ohnehin sehr zahm geworden, gegen Sozialdemokraten hilft kein Schelten, so wenig wie gegen den Kapitalismus. Wir brächten uns nur in den Geruch, Kapitalisten zu sein bei den einen, Sozialdemokraten bei den andern. Der Mammon ist nur der eine der zahlreichen Zeitgötzen, vielleicht der schlimmste und umworbenste, auf ihn mögen dichte und feste Hammerschläge des Wortes fallen ihn zu fällen und zu zertrümmern; allein die übrigen: der Lust-, der Putz-, der Trunk-, der Zankgötze haben die Schläge nicht minder nötig. Eigentliche Straf- und Scheltpredigten sind jedoch vom Uebel. Ein gewisser Voß sagt: „Uns hat der mehr als Sokrates ist, mild lehrende und ermahnende Prediger bestellt, nicht Abkanzler.“ Will ich mit dem Schelten nicht etwas für meinen Vorteil und meine Ehre erreichen? Der Beifall bei den Großen lockt, die Sünden der Geringen strenger zu strafen, der Beifall bei den Geringen hingegen, die Großen an den Pranger zu stellen, und Weise versichern: die Masse ist ein despotischer Herr und findet ebenso ihre Schmeichler wie der Geld- und Geburtsadel. — Wer sich verleiten läßt, gegen schlechten Kirchenbesuch zu wettern, namentlich am Festtag, der ist schon gefallen. Die Einzelseelsorge führt die Leute zur Kirche und die Predigt muß sie festhalten und zum Wiederkommen ermuntern. Die Kanzel darf nicht ein Feiglingsschloß werden, wo wir aussprechen, was wir Auge in Auge zu sagen uns fürchten. Die Kunst des Individualisierens ist zudem ein gefährliches Glatteis in den Landgemeinden. Der Bauer faßt gern alles persönlich und bezieht auch allgemeingültige Beispiele leicht ausschließlich auf sich, fühlt sich getroffen und bleibt weg, indem er laut oder leise denkt: seine Strafpredigten kann der für sich behalten. Ein Amtsbruder erzählt: „Bei meinen Hausbesuchen kam ich auch zu einem Biedermann, der meinte, daß ich deshalb zu ihm käme, weil er lange nicht in der Kirche gewesen. Er leide aber sehr an Rheumatismus und müsse sich daher vor Erkältung hüten. „Ueberhaupt aber, Herr Pastor, sollten Sie mehr von der Liebe predigen,“ hob er

dann an, „ich habe mich, als ich das letzte Mal in der Kirche war, schwer über Sie geärgert.“ „Na, was war denn los?“ „Nun, Sie wissen doch, daß ich mich mit meiner Frau gut vertrage. Damals aber sagten Sie, zwischen Mann und Frau sei nicht immer Friede und Eintracht.“ „Aber in aller Welt, ist's denn nicht leider wahr, von Ihnen und Ihrer Frau ganz abgesehen?“ „Das mag wohl sein, aber mein Nachbar sah mich, als Sie das sagten, lachend an und zwinkerte mit den Augen.“ Hier trifft den Prediger jedenfalls kein Vorwurf, und sollten wir so an unsern Pfeilen schleifen, daß keiner persönlich verletzt, dann würden sie ganz stumpf und darum unbrauchbar. Wir sehen nur an solchem Beispiel, wie die Predigt selbst die treueste, persönliche Seelsorge fordert.

Durch Gemütserschütterungen wollen manche den Boden erweichen für Gottes Wirken. Müller sagt hierzu in seinem Buche „Evangelisation“: „Mit allen Mitteln einer stimulierenden Rhetorik, krassen Schilderungen des sündigen Verderbens, des Zornes Gottes, der drohenden Verzweiflung und Höllenpein sucht man Angst und Entsetzen aufzurühren, mit dem Ausmalen der göttlichen Gnade und der Wonne Christ zu sein, die Rührung und Wollust seelischer Erleichterung hervorzurufen und durch dramatische Anreden und Lockungen den letzten Damm für die religiös infizierten Gefühle zu durchbrechen. Mit leidenschaftlichen Ergüssen reißt man die Hörer mit sich fort, durch feuriges Drängen wühlt man die Affekte auf, mit grellen Farben entfesselt man die Phantasie und stürmt treiberisch auf sie ein, bis sich religiöse Gemütsschauer und seelische Ergriffenheit einstellen, bis sie sich 'angefaßt' fühlen, vermeintlich von Gott, in Wahrheit vom Redner. Die Wirkungen dieses Verfahrens sind groß und offenbar. Ich habe selbst öfter solche Erweckungsvirtuosen gehört, den mächtigen Eindruck an den zerknirschten und schluchzenden Zuhörern gesehen und ihren stimulierenden Einfluß mit einem Gemisch von Bewunderung und Abscheu beobachtet. Aber es sind alles rein natürliche psychische Vorgänge, wertlos, ja ungemein schädlich für die wirkliche Bekehrung der Menschen. Denn im Gemütstaumel kommen wir niemals zu Gott.“ Einem meteorisch auftauchenden und wieder verschwindenden Evangelisten oder Methodisten mag diese Art Erweckungspredigt gar nicht einmal so übel stehen, aber einem ansässigen und seßhaften Pfarrer möchte sie sehr übel bekommen. Vorübergehend läßt man sich vielleicht derartige Wildheit des Redners gefallen, als regelmäßige Speise jedoch — nein, so wenig wie man alle Tage Austern und Kaviar speisen möchte. Anderseits möchte ich auch das gegensätzliche Extrem, die bleischwere Predigtweise, keineswegs empfehlen, von der jemand singt:

„Der Gegenstand verglimmt nun und entflieht,
Und schläfrig' Schweigen füllt die Luft umher;
Der Pastor nur summt noch sein Abendlied,
Doch in der Herde wacht kein Auge mehr.“

Sollen wir auch, um die Aufmerksamkeit rege zu halten, die Kunst zu überraschen lernen, so doch nicht das Effekthaschen: der

Gipfelpunkt wird zuvor einstudiert, jede Pause vorher überlegt, eine theatralische Haltung eingenommen, das sind solche Mittelchen, die wir verwerfen. Laßt uns auch vor üblen Gesten uns hüten und natürlich und lebendig sprechen!

Die Kanzel wird in gleicher Weise gefährlich geglättet durch Erfolge und Mißerfolge, durch leere Kirchen und volle Kirchen. In dem einen Falle stürzt leicht ein Rausch der Eitelkeit, im andern Mutlosigkeit. Wie ergeht es Elias, nachdem das Feuer eben vom Himmel gefallen ist und der Regen das durstige Land getränkt hat, nach so unvergleichlichem Erfolg? Er muß vor Isebel fliehen, damit er nicht übermütig frohlocke. Wie ergeht es ihm, als er sich verzweifelnd den Tod wünscht? Er erhält neue Arbeit, damit er nicht in unfruchtbaren Klagen sich verzehre.

Bei der Abschiedspredigt zeigt wieder die Kanzel eine verwünschte Glätte. Klaus Harms urteilt: den ersten Stoß hat mein anfänglicher Glaube an die gottgleiche Wahrhaftigkeit aller Prediger bei Gelegenheit einer Abschiedspredigt erhalten. Sein Vater habe einmal erklärt, es sei doch eigen, daß Gott immer die Prediger von einer kleinen Stelle zu einer größeren und nie von einer großen auf eine kleinere rufe. Also rede keiner davon, daß der Weggang ein Ruf Gottes sei, selbst wenn er einen Ruf wirklich unerwartet bekommen hat. Keine Klage über Mangel an Anerkennung, erfahrene Widersetzlichkeit, unverdiente Verachtung seiner Predigt, erlittene Kränkungen. Auch ausgesprochene Vergebung beleidigt. Nicht viel Wesens machen aus den eignen Verdiensten und gemäßigt sprechen von erwiesener Liebe, von dem Schmerz der Trennung, keine Phrasen von Stärkung Gottes, die nötig sei, um diese schwere Stunde zu überstehen. Man benutze die Gelegenheit, noch einmal ans Herz zu kommen mit dem Evangelium. Apostelg. 20 ist das biblische Muster einer Abschiedspredigt.

Abermals zu umgehendes Glatteis ist das häufige Predigen, besonders für den ungeübten Kandidaten, es verdirbt ihn leicht für sein ganzes Amtsleben. Man hilft sich so gut es geht, es wird auch immer leichter, doch auf eine Weise, wie es nie hätte leicht werden sollen. Jede, auch die kleinste Gemeinde sollte daher zwei Prediger haben; es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, sagt Harms, ist auch in dieser Beziehung wahr. Die Vorbereitung muß sonst im Hui geschehen, oder man steigt auch mal unvorbereitet auf die Kanzel. Leicht gewöhnt sich einer daran und sein Gedankenkreis wird immer enger, daß schließlich der alte Kohl stets wieder aufgewärmt wird. Doch sei auch vor dem immer neues bringen wollen gewarnt. Um nicht zu predigen, was von andern bekanntermaßen schon gepredigt ist, was diesem oder jenem Zuhörer als etwas Gewöhnliches und Allgemeines vorkommen möchte, predige man nicht Ungewöhnliches und Absonderliches; das begehrt die geistliche Notdurft der Gemeinde nicht, vielmehr allerlei, was zum Leben und göttlichen Wandel dient. Durch jenes Bestreben wird der Redner nur dunkel.

Weiter sehe man sich vor beim öffentlichen Beten, es

wird leicht eine schief gerichtete Predigt daraus, wo die Adresse nicht Gott ist, sondern die Umstehenden. Dabei geht's manchmal taktlos zu. Spurgeon erzählt von einem Methodistenprediger, der nach einer sein Bekenntnis heftig angreifenden Predigt eines jungen, reformierten Predigers im Schlußgebet u. a. darum betete, der Herr wolle dem jungen Manne viel Gnade schenken, damit sein Herz ebenso mürbe würde wie sein Verstand. Der Thron des Allerhöchsten ist nicht der Ort für Seitenhiebe. Man mache aus dem Gebet keine rhetorische Kunstleistung, ziehe es nicht zu sehr in die Länge und erkünstele keine Begeisterung und keinen allzu salbungsvollen Ton, sondern strebe nach einfacher Natürlichkeit.

Unter den Kasualreden sind die Leichenreden für viele ein verhängnisvolles Glatteis, wie man ja auch sagt: Leichenreden sind keine leichten Reden. Am sichersten fährt man, wenn man nicht so viel über den Toten und mehr über den Tod redet. Ein Heide, Lysias, gibt uns einen wertvollen Fingerzeig in seiner Rede auf die gefallenen Athener, von denen er nur ein Achtel, während er von den Athenern sieben Achtel spricht. Wichtig und schwer ist die Wahl des Textes, der von vornherein über die gute oder üble Aufnahme der Rede entscheidet. Lieber ein ganz allgemeiner Text, als einer, der für die Angehörigen Dornen haben könnte, auf keinen Fall: Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, wenn die Umstehenden über die Seligkeit gegründete Zweifel hegen können. Spurgeon führt einige allerdings unendlich törìcht und unglücklich gewählte Leichentexte an: am Grabe eines ermordeten Geistlichen: „Also bringt er seine Geliebten zum Schlummer," Ps. 127, 2, englische Uebersetzung; am Grabe Abraham Lincolns: „Abraham ist gestorben"; bei einer Prinzessin Charlotte: „Sie ward krank und starb"; bei einem Diakon: „Es begab sich aber, daß der Arme starb," wobei das Wort der Arme im englischen auch Lump bedeutet. Nicht viel loben, keine widerwärtig überschwängliche Lobhymne und nicht tadeln, vielmehr ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ. Nicht das Gute verschweigen und nur das Schlechte sagen, keine Anspielungen. Ich füge hierzu Harms' sehr beherzigenswerte Auslassung „Es ist eine ganz eigne Sache mit dem Tadel, er ist ein sehr befragliches, sehr gefährliches Instrument in der Hand eines Predigers. Das ägyptische Totengericht war doch nach Diodor mit 40 Personen besetzt, hier soll mein Lob und mein Tadel, gesprochen über mich, wenn ich nicht mehr sprechen kann, hier soll meiner Gattin, meines Sohnes Tadel gesprochen über ihn, wo ich nicht widersprechen darf, von dem Urteil eines einzigen Mannes, der eine irrige, vielleicht von seinen Affekten ganz schief gerichtete Ansicht, der auch nicht einmal ein Analogon von Urteil, nicht einmal die Stellvertreterin der Ansicht, die Gutmütigkeit oder, aut, die christliche Liebe hat, — der soll an den Särgen, an den Gräbern, der soll öffentlich sagen dürfen, was er will! Im Wochenblatt, in einem öffentlichen Blatt darf keiner sagen, was er will, da schwebt cherubisch die Zensur davor, hier ist die völligste Freiheit? die blanke Willkür? Das ertrage, wer's kann,

ich aber will es nicht ertragen.“ Ja, ich habe oft die am Grabe stumme römische Kirche beneidet. Uebrigens scheint das Glatteis heute mehr auf der Seite des Lobens als des Tadelns zu liegen. Harms warnt auch davor, von geflossenen Tränen zu reden, wo keine vergossen sind, und von dem zerschmetternden Schlag, wo gar kein gutes Verhältnis bestanden hat. Das Grab sei uns der rechte Ort, den Blick auf das Grab der Leidtragenden zu richten und auf die künftige Rechenschaft.

Sogar der Unterricht kann zum tückischen Glatteis werden, daß die Zuchtlosigkeit so weit einreißt, daß die Kinder ihrem Pastor die Tür verschließen und sogar mitten in der Stunde auf Tische und Bänke klettern. Ein ausgiebiger Gebrauch des langen, dünnen Stocks der Aufmerksamkeit, Grobheit und Schimpfrede, mit der Bibel auf den Kopf schlagen, diese alten Mittel dürften schwerlich ein pädagogisches Studium und gewissenhafte Vorbereitung auf jede Stunde ersetzen und am ehesten den Zustand völliger Anarchie anbahnen.

Kanzel und Katheder sind bisweilen Brutstätten eines lächerlichen Predigerstolzes. Der Pastor, den seine Talente tüchtig gemacht haben und seine Wissenschaft ermächtigt ein Leiter des unwissenden Volkes zu sein, der mit seiner Kunst die Seelen wie am Seile führt, der mit seiner Tugend beides den geistlichen Stand erhält und das Vorbild der ganzen Gemeinde ist, ist in so großer Gefahr des Stolzes, daß man sich schier wundern müßte, wenn man einen Prediger findet, der nicht stolz ist, versteht sich, wenn er einigermaßen seine Sache versteht. Der Titel Hochehrwürden und Hochwürden, den fast nur Amtsgenossen und interessierte Händler uns heute noch beilegen, mag diesen Stolz mitverschulden. In seinem Geleite erscheint als würdige Genossin die Herrschsucht, die freilich uns weniger als den römischen Priestern den bösen Namen Pfaffen aufgehängt. Rosegger tut den Ausspruch: Der liebe Gott hat die Priester, der Teufel die Pfaffen erschaffen. Mischen wir darum selbst unsere Stimme in das Geschrei: no popery! und kleiden uns in Demut und Bescheidenheit; denn nur durch Dienen sollen Jesu Jünger herrschen.

Die Seelsorge ist nicht minder eine Eisbahn, wie sie idealer unsere schlidderlustige Jugend sich nicht wünschen kann. Wir Großen jedoch müssen ein teures Lehrgeld vieler Schmerzen und bitterer Erfahrungen bezahlen für die Sicherheit, uns auf ihr zu bewegen. — Wir machen keine Anstandsvisite, keinen Höflichkeitsbesuch, die Beteiligung an einer Gratulationskur überlassen wir den Hofpredigern, nehmen kein Glas Wein, das könnte uns leicht weit von unserem Ziel verschlagen, den Auftrag unseres Königs auszurichten. Das vermögen wir nicht, wenn unsere Selbstlosigkeit nicht über allen Verdacht erhaben ist. Die Leute haben es bald weg in ihrem feinen Gefühl für dergleichen Dinge, ob der Pastor ein Gläschen liebt; dann aber ist es mit seinem Einfluß als Gottesbote aus, mag er als Gesellschafter auch noch so gern gesehen sein. Auf Disputationen lassen wir uns nicht ein; von Fragen wie: Woher ist Kains Frau, wie ist Melchisedek in die Welt gekommen,

wie hat die Sonne stillstehen können, oder wie es mit der Seligkeit der Heiden aussehe, ob die Höllenstrafen ewig dauern, was wir von der Zukunft des Herrn halten, von derlei zweifelsüchtigen, herzenskühlen Fragen lenken wir das Gespräch weg auf den lebendigen Glauben an Christum und das rechtschaffene Wesen in Christo. Die frohe Botschaft der Liebe Gottes in Jesu Christo, sowie die allgemeine Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit sind für uns schlechterdings indisputabel. Wir demonstrieren auch keinem diese Wahrheit an, ihre Annahme ist Sache des Willens und nicht des Verstandes.

Wägen wir unsere Worte, auf daß wir nicht wie ich in einen jahrelangen Prozeß verwickelt werden. Ausschelten mag in der guten alten Patriarchenzeit geholfen haben, in unserm autoritätstürzenden 20. Jahrhundert verfängt's nicht, wir bekommen den Gescholtenen in der Regel nie mehr zu Gesichte. Geraten wir nur nicht in fleischlichen Eifer, sondern bewahren eine steinerne Ruhe, wenn wir herausgefordert werden. Einem Säufer sagte ich einmal, die Sorge um seine Seele habe mich zu ihm geführt, er entgegnete: „Dat wet ick beter, Ji werd't betallt, un wenn Ji nit betallt wörd't, ded't Ji ken Mul open." (Sie werden bezahlt, wenn nicht, Sie täten das Maul nicht auf.) Solche Aeußerungen sind insofern wertvoll, als sie uns deutlich zeigen, wie die Masse von uns denkt, darum mögen sie durchgehen. Daß äußerste Vorsicht in der Seelsorge am weiblichen Geschlecht geboten ist, brauche ich nur anzudeuten. Zumal der Junggeselle hüte sich vor Vertraulichkeit und halte den nötigen Abstand. Jedem Spottlustigen liefert es jedenfalls den nötigen Stoff zum Lachen, wenn ein lediger Prediger sich eines blühenden Jungfrauenvereins rühmt.

Auch beim Friedenstiften heißt es: Achtung! Ein in der Regel mühsames und undankbares Geschäft, dessen Erfolg oft die Parteien verschiebt: erst Gatte gegen Gatte oder Nachbar gegen Nachbar. Der Pastor taucht auf, anfangs von beiden Seiten freudig begrüßt; das Schlußbild: Mann und Weib, Nachbar und Nachbar im Blick auf den neuen gemeinsamen Gegner halbwegs versöhnt ballen die Faust gegen den verfluchten Pfaff. So ist's mir wenigstens schon gegangen, weshalb mir ein Wohlmeinender sagte, ich hätte darin keine glückliche Hand, die Leute wären jedesmal wütend auf mich, wenn ich nach dem Versuch der Versöhnung den Rücken gewandt. Vielleicht liegt's daran, daß ich keiner Partei Recht gebe oder vielmehr daran, daß ich das Sprichwort nicht kannte: „Man soll schmutzige Wäsche zu Hause waschen," und nicht Spurgeons Zusatz: „Man soll die Nachbarn nicht besuchen, während ihre Wäsche in der Brühe steckt"; auch nicht das Wort: „Wer vorgehet und sich menget in fremden Hader, der ist wie einer, der den Hund bei den Ohren zwacket," er kann leicht gebissen werden; auch daß ich Klaus Harms' Regeln nicht so beachtet habe. Er erzählt zunächst von einer frisch geschlagenen Ehefrau, deren gottlosen Ehemann er habe zurechtsetzen sollen. Eine Nachbarin lächelt, als sie ihn eifrig mitgehen sieht. Auf seine Frage hinterher, warum sie gelächelt, antwortet diese:

„Herr Pastor, wenn Sie immer hingehen wollen, wo in unserem Dorf Mann und Frau sich schlagen, dann haben Sie viel zu laufen, denn das ist bei uns Leuten nicht selten und hat auch nicht viel auf sich; Sie werden auch wenig ausgerichtet haben?“ „Nein, ich habe nichts ausgerichtet.“ Doch will Harms nicht gegen das Friedenstiften einnehmen, es sei ein Teil unserer Amtstätigkeit, womit man den Himmel so zu sagen verdienen könne. „Allein 1. nicht zu eilig mit unserm Hinzutritt sein, denn er macht oft, besonders unter Eheleuten, den Riß größer; 2. nicht lange mit den Streitenden am Haderwasser stehen bleiben, sondern sie führen, wo sie die Zinnen Salems sehen; 3. selber nicht warm werden oder gar hitzig, denn mit Feuer löscht man kein Feuer; 4. bevor man mit den Streitenden spricht, mit Gott sprechen und nachher noch wieder mit Gott sprechen; 5. und die Versöhnten noch eine Weile näher im Auge behalten. So getan, mit gutem Mute dran. Es gehören keine Metternichschen oder Talleyrandschen Talente dazu.“

Neben dieser Eisbahn der Seelsorge sehen wir eine andere, etwas geneigt, schräg, und darum noch ängstlicher, d. i. der Umgang. Ein würdevolles, steifes, selbstbewußtes Wesen ist nicht wert angenommen zu werden und wenn ein Prediger so einherstolzierte wie jener Herr Windbeutel, den jemand auf der Straße anredete: Mein Herr, sind Sie nicht eine Person von großer Wichtigkeit? so würde er einen runden Purzelbaum schlagen. Steifleinen zur Erzeugung jener schrecklichen, pastorenmäßigen Steife sei für uns kein Konsumartikel. Keine angenommenen unmännlichen Manieren, keine Stelzen; familiärer Ton, heitere Natürlichkeit; geben wir uns, wie wir sind, denn mit Rosegger meinen wir, niemand hat besseres zu geben als sich selbst. Seien wir Menschen unter Menschen und sagen: „Ich bin in allem, was sich aufs menschliche Leben bezieht, dasselbe, was ihr seid. Ueber unserer Schwelle stehe salve, nicht cave canem.“ Wer nichts Gemütliches in seinem Wesen hat, sollte nach Spurgeon lieber Leichenbestatter werden und sich mit den Toten beschäftigen, denn auf die Lebendigen wird er doch keinen Einfluß haben. Doch ne nimis! Stellet euch nicht dieser Welt gleich. Seien wir nicht wie Reiseonkels Anekdoten- und Neuigkeitskrämer, keine Spaß- und Spottvögel, bedenken wir stets, daß wir im Dienst sind, auch bei Festessen. Mir erzählte ein Presbyter nach einer Synodalversammlung: „Da wären aber manche, die einen guten Tropfen nicht verschmähten.“ Seien wir bei Hochzeiten, Taufen keine sog. Klebpflaster, die erst nachts heimgehen, auch keine Gäste an reicher Leute Tisch um ihre Gunst zu erlangen; es fällt ihnen dann nicht ein, uns in der Kirche aufzusuchen. Spurgeon schwingt darüber also seine Geißel: „Fasse alle angesehenen, reichen und einflußreichen Personen deines Orts gut ins Auge; mache ihnen deine Aufwartung und versuche sie durch die Aufmerksamkeiten des Gesellschaftszimmers für deine Sache zu gewinnen. Auf diese Weise kannst du der Sache deines Herrn einen großen Dienst leisten. Die Leute wollen, daß man sich nach ihnen umsieht, und eine langjährige Erfahrung bestätigt die schon lange von

mir gehegte Ueberzeugung, daß die Macht der Kanzel höchst unbedeutend ist im Vergleich mit der Macht des Besuchszimmers. Wir müssen den Praktiken der Jesuiten nachahmen und sie heiligen durch Gottes Wort und Gebet. Dieselben errangen ihre Erfolge nicht sowohl durch die Kanzel, als vielmehr durch das Gesellschaftszimmer. Die Kanzel ist ein sehr unbequemer Ort; natürlich ist sie die große Kraft Gottes u. s. w., allein das Gesellschaftszimmer übt die eigentliche Wirkung aus und ein Geistlicher hat weniger Aussicht auf Erfolg, wenn er ein guter Prediger, als wenn er ein feingebildeter Mann ist. Also sei ein feingebildeter Mann und entwickle elegante Manieren, zeige, daß unsere Religion die Religion des freien Anstands und des guten Geschmacks ist, und, wenn du im Segen arbeiten willst, so mache es oft in deinem Kämmerlein zum Gegenstand ernsten Gebets, daß du dich mit — Schicklichkeit bewegen mögest." Eine feine Ironie, doch wollen wir nicht heraushören, daß wir in Gesellschaft Tölpel sein müßten. Dies für die Stadt. Fürs Land gilt, was ein Landpastor schreibt: „Niemand glaube, daß er durch fleißigen Besuch des Wirtshauses seine Gemeindeglieder kennen lernt. Das Umgekehrte wäre eher richtig: die Gemeinde lernt da ihren Pastor kennen als einen solchen, wie er nicht sein soll. Und gerade diejenigen, welche als die richtigen Bierbrüder sich über den fidelen Pastor freuen und ihn zum Skat auffordern, sind zugleich diejenigen, die am wenigsten zur Kirche kommen und in ihrem Lebenswandel am meisten zu wünschen übrig lassen. Die ernster gesinnten Gemeindeglieder werden sich von solchem Pastor sehr bald zurückziehen und seine Predigten nicht mehr hören. So hat er die einen nicht gewonnen und die andern zurückgestoßen durch seinen Wirtshausbesuch." Ich füge hinzu: Solche Art wäre heutzutage geradezu ein Verbrechen, wo der Trunk so viele Opfer heischt, und den Sekten wäre sie Wasser auf ihre Mühle. Es werde uns nicht nachgesagt: „Das Volk liest wohl mehr in dem Buch der vier Könige als in den zwei Büchern der Könige." Mir ist es ein Anliegen, wie ich's überhaupt mit der Geselligkeit halten soll. Darf ich wieder einladen, wo ich eingeladen bin von vornehmeren Gemeindegliedern, gebe ich damit nicht ärmeren, die ich nicht einlade, Anstoß? Und wo soll ich aufhören? Vielleicht gibt ein Amtsbruder in ähnlichen Verhältnissen Aufschloß. Zu bedenken ist jedenfalls, daß auf solchen Visiten heutzutage zu viel leeres Stroh gedroschen wird, daß dazu aber unsere Zeit zu kostbar ist; daß ferner einer den andern im Aufwand und Luxus steigert, weshalb dies Visitenwesen zur Landplage geworden ist.

Vermeiden wir auch die geringste Unmäßigkeit, kleine Schulden, Unpünktlichkeit, Grobheit, wie Stutzerhaftigkeit, üble Nachrede in der einen von der andern Familie, kleinere Zänkereien, Spottnamen geben; auch hier wie in der Seelsorge, wäge deine Worte mit der Wage und miß mit der Elle deine Vertraulichkeit. Wir sollen wie Gregor von Nazianz von Basilius sagte: „Donnern in unsere Lehre, aber blitzen

in unserem Wandel." Spurgeon empfiehlt ein blindes Auge und ein taubes Ohr. In der Tat wird dies dem Ausgleiten vorbeugen. Nimm nicht alles zu Herzen, was man sagt, rät der Prediger Salomo. Der Großmütige behandelt leidenschaftliche Worte, als wären sie nie geäußert worden. Gegen frühere Streitigkeiten in der Gemeinde müssen wir, wenn wir sie antreten, blind und taub sein, ebenso gegen die Klatschereien des Orts, da sei es unsere Regel: Sie sagen. — Was sagen sie? — Laßt sie sagen. Dasselbe tue unsere Frau! Hören wir niemals etwas, was nicht für uns beabsichtigt ist, geben wir dem Argwohn, diesem furchtbaren Uebel der menschlichen Brust, keinen Raum, wo er sich einniste. Lernen wir als öffentliche Männer auch öffentliche Kritik vertragen. Der Herr bewahre uns vor dem „Blöken der Schafe", d. h. nach Spurgeon, daß wir keinen Wert legen auf Lob oder Tadel. Die Schmeichelei verweichlicht das Gemüt und macht es empfindlicher gegen Verleumdung. Bei falschen über uns in Umlauf gesetzten Gerüchten ist in den meisten Fällen das taube Ohr am ratsamsten. Eine große Lüge, sagt Spurgeon, wenn sie nicht beachtet wird, gleicht einem großen Fisch außer Wasser, er stößt und springt und schlägt sich in kurzer Zeit zu Tode. „Ein Diener Christi," erzählt derselbe Prediger, „der sehr empfindlich war, schlug wegen einer falschen Anklage den Gesetzesweg ein. Er wurde um Verzeihung gebeten und jedes Titelchen der Anklage wurde zurückgezogen, aber der gute Mann bestand darauf, daß dies in der Zeitung geschehen müsse, und der Erfolg bewies ihm, wie unweise er gehandelt hatte. Er bekannte nachher, daß die öffentliche Ehrenerklärung ihm mehr geschadet habe, als die Verleumdung selbst."

Auch in Hinsicht auf die lieben Kollegen balancieren wir auf dem Glatteis. Viele aus der Gemeinde lauern auf unvorsichtige Worte, um sie sofort zu hinterbringen. Man sollte die Kriecher schroff abweisen, die Nachteiliges über einen Amtsbruder äußern und uns seine Brüderlichkeit verdächtigen wollen. Es scheint, als ob des Teufels liebste Zwietracht die unter uns Brüdern sei. Halten wir uns den Weg zueinander offen. Die verschiedene theologische Richtung, die Altersunterschiede schleifen das Glatteis erst recht spiegelblank. Die Jungen fahren zu mit dem der Jugend eignen Drange zu reformieren, sie entdecken, noch ehe sie warm geworden, unhaltbare Zustände, welche das bedächtige Alter bisher über vielen brennenderen Aufgaben tolerierte; schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide, mit dem Wort: Schlendrian u. a., weg damit! Und während vielleicht ein bißchen Faules niedergerissen wird, fällt viel Gesundes und Bewährtes mit, jedenfalls aber die Einmütigkeit unter den Brüdern; hinterher stellt sich heraus, der Kaufpreis war zu teuer, und Reue stellt sich ein, aber der Riß bleibt und klafft gen Himmel. Harms sagt, Kollege heiße auf persisch Hemrad, nicht übel; manchmal ist auch ein Hemmrad nütze, es hält den Wagen zurück, daß er nicht ins Schießen gerate und sich überstürze. Gott wird es weise eingerichtet

haben, daß Altes und Neues sich stetig bekämpfen, daß das Neue andringt und das Alte nicht weichen will, so wird wirklich nur das Gute, Lebensfähige und Lebenswerte im Kampf ums Dasein siegen.

Soziales Wirken ist fraglos Glatteis: man denke nur an Wächtler, Göhre, Blumhardt. Wenn wir auch nicht gerade selber Sozialdemokraten werden, so wird uns doch leicht das Ziel verrückt. Treiben wir das Evangelium, dringen wir auf persönliche, bewußte Bekehrung, das ist rechte soziale Arbeit. Zweifellos hat die Sünde der Niedern sowohl wie der Hohen die soziale Frage aufgebracht. Kämpfen wir dagegen in Jesu Kraft und Geist nach seinem Vorbild, so werden wir Gutes schaffen. Wollen wir uns tiefer in die sozialen Probleme einlassen, so haben wir zuvor Nationalökonomie zu studieren. Bleiben wir bei Predigt und Seelsorge, auf diesen bekannten und vertrauten Feldern wollen wir sozial tätig sein. Von Wahl- und Volksversammlungen halten wir uns fern. In Düsseldorf besuchte ich einmal sozialdemokratische Versammlungen. Ich fand nur ein paar Krakehler. Das nächste Mal waren mehr da, mein Besuch hatte sich herumgesprochen und war als Reklame verwandt worden. Einmal war auch Frau Klara Zetkin da. Nun die schlaue Taktik: völlige Redefreiheit, war mir zugesichert, aber weil die Herren vom Bureau immer das letzte Wort behielten, war mir damit wenig gedient. Tags darauf las ich in der Niederrheinischen Volkstribüne einen die Wahrheit teils verschweigenden, teils verkehrenden Bericht, in welchem „die gute Sache" wieder einen glänzenden Sieg errungen. Immerhin war die Wirkung auf di noch nicht Waschechten und Zielbewußten sichtlich eine gute. Doch habe ich die Besuche bald eingestellt, es fehlte mir auch die nationalökonomische Schulung.

Wenn ich von unserem amtlichen Glatteis rede, darf ich den Herrn Schulinspektor nicht vergessen. Auch mit ihm ist es seit Klaus Harms ein ander Ding geworden. Dieser will, wir sollen uns aus Büchern, daran es nicht fehle, über die Schulwissenschaften belehren, indes uns nicht als Studenten wenigstens damit überladen. Im Kandidatenstande sei dafür die gelegene Zeit. In den Schulen umher sollten wir alsdann die Schule studieren, die Bücher nebst den Präzeptoren und Antezessoren, wie es dann auch an die Erwerbung der praktischen Gewandtheit und die Ausbildung der Lehrfähigkeit gehen müsse. Alle Sachen müßten von uns verstanden sein, könnten wir sie aber praktizieren, sei es noch viel besser. Sein Freund G. komme, als er Prediger geworden, in die Schule seines Orts, finde ein schlechtes Schreiben da, auch die Vorschriften sehr mäßig, setze sich hin und schreibe ein paar Kindern vor, sage dabei: so müßt ihr schreiben! — und seine Autorität als Schulinspektor sei wie auf einen Felsen gegründet gewesen. Schließlich erteilt Harms noch zwei Warnungen: Tun Sie des Inspizierens nicht zu viel und nicht zu wenig! Und auch seine Autorität als Lehrer der Schulinspektoren ist auf einen Felsen gegründet. An einer andern Stelle, wo er vom Umgang mit den Schullehrern redet, führt er an, ein

Lehrer sei einmal beim ersten Eintritt zu seinem Prediger mit den Worten empfangen worden: „Ich bin der Kirchherr und Er ist der Kirchenknecht!" Diese Sprache sei jetzt nicht mehr an der Zeit. Der schon oben erwähnte neuzeitliche Dorfpastor dagegen schreibt: „Die Vorbereitung der Geistlichen zum Amt eines Schulleiters, wie sie dermalen ist, ist vollständig ungenügend. Die Grundsätze eines guten Lehrverfahrens kennen und anwenden lernen, mit der Einrichtung, der Aufgabe und den Zielen einer Volksschule vertraut werden, insbesondere auch Einsicht in die Gliederung derselben, in die Verteilung der Lehrstoffe auf die verschiedenen Stufen und in die Ordnungen in der Schule gewinnen" — ist gut und recht: aber das alles in sechs Wochen? Zu geschweigen der andern Forderungen in §§ 6, 7 und 8. Der Kursus müßte mindestens ein Jahr dauern. Wenn der Inspektor darauf halten soll, daß der Lehrer sich der richtigen Methode, sowie einer angemessenen Lehrform bediene und die Lehrmittel zweckmäßig benutze, so ist das gar nicht möglich, wenn der Inspektor nicht in der Lage ist, dem Lehrer das richtige Verfahren in praxi vorzumachen. Wenn auch das bißchen Methode, wie manche behaupten, nicht die Hauptsache ist, sondern der Geist, der in der Schule herrscht, und das gute persönliche Verhältnis zwischen Pastor und Lehrer, so muß ich doch dabei bleiben: „Soll die geistliche Schulaufsicht nicht zur bloßen Farce heruntersinken, so muß der Pastor eben Inspektor sein, d. h. er muß auch die Methode in allen Disziplinen zu beurteilen in der Lage sein." Der Mann hat recht, aber wo soll die Zeit herkommen zum Studium der Methoden?

Damit komme ich — wenn ich an den L i e b h a b e r e i e n vorübergehe: kürzlich las ich in einem Brief: Unser Pfarrer ist im ganzen gut, seine Hauptbeschäftigung ist: Bienen, Radeln, Spiritismus — auf mein letztes Glatteis: die Ueberbürdung, die πολυπραγμοσύνη oder Vielgeschäftigkeit, diese Geißel unsers Standes. Was muß so ein geplagter Pfarrherr nicht alles leisten! Am Sonntag hastet er vom Morgen bis zum Abend und findet kaum ein Stündchen zum Atemholen. Dazu warten so und so viel Amtshandlungen, Verwaltungsschereien, abzustattende und zu empfangende Besuche, Kolportieren und Kollektieren, die allzu üppig wuchernden Vereinchen, Unterrichtsstunden, vielleicht noch Redaktion eines Sonntagsblättchens oder sonstige litterarische Arbeiten, Konferenzen, Sitzungen, Versammlungen, Bibelstunden, Feste, Vorträge, dazu die vielen, vielen Reden! Wie werden sie seichter und seichter, weil es uns an Vertiefung und Verinnerlichung gebricht. Wie leidet die Gesundheit, namentlich Brust und Stimme! Wie leidet die Amtsfreudigkeit und Frische! Wie leidet die eigne Familie Not, die den Vater tagsüber und selbst abends kaum zu Gesicht bekommt! Wie ist das idyllische Pfarrerleben dahin, das Dichter wie Goethe so lieblich schildern. Ich hab's noch bequem, ich denke jedoch an die überbeschäftigten, beladenen Stadtpfarrer. Immerhin habe ich auch viel zu viel zu reden. Und wenn ich einmal auf Urlaub will, um wenigstens dem innern Menschen Ausspannung und Sammlung zu gönnen, so wird es

schwer, Vertretung zu bekommen, weil jeder mit sich übergenug zu tun hat. — Doch nicht mit Jammer und Klagen will ich schließen; andere Stände haben nicht leichtere Lasten. Und ein Paulus schreibt: Ich habe mehr gearbeitet denn sie alle. Trotz allem bleibt es bei seinem Wort: So jemand ein Bischofsamt begehrt, der begehrt ein köstlich Werk. Wir haben ja auch die Verheißung: Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Beweisen wir uns nur in allen Dingen als die Diener Gottes, so wird er uns auch auf der glatten Eisfläche unsers Amtsweges nicht gleiten lassen.

Predigtentwürfe über die sieben Worte vom Kreuz.

P. G. Fr. Schütze.

Invocavit. Lukas 23, 34.

A. Die Leidensgeschichte unseres Herrn in kurzen Strichen bis zur Kreuzigung. Nun hängt er da am Kreuze, uns noch im Sterben einen Unterricht und Vorbild dessen gebend, was er Zeit seines Erdenlebens gelehrt hatte. Das Ende krönt das Werk. So zieht der Heiland jetzt am Ende seiner Pilgerschaft das Fazit seiner Lebensrechnung, indem er die höchste und schwerste Lehre in die Tat umsetzt, nämlich Matth. 5, 44. Lassen wir uns also heut von ihm lehren:

B. Liebet eure Feinde!

I. Segnet, die euch fluchen!

1. Wie spotten und fluchen die Juden! Pfui dich, wie fein zerbrichst du den Tempel (Mark. 15, 29) und baust ihn in drei Tagen. O, diese blinden Toren! Sie selber brechen den Tempel Gottes, Jesu Leib, und sehen es nicht, und rufen noch dazu: Pfui dich, anstatt niederzufallen und das Haupt voll Blut und Wunden anzubeten. Die Obersten, die Hohenpriester und Aeltesten, Pilatus, die Kriegsknechte, die Vorübergehenden und selbst der eine Mörder, sie alle stimmen ein in den grausigen Lästerchor: „Da, da! Pfui über den König, der andern helfend selbst hilflos ist! Pfui über den König, der als ein Mörder und Räuber am Galgen hängt!"

2. Wahrlich, wäre Jesus nur ein Mensch gewesen, er hätte reden müssen, schreien, fluchen, toben, weinen, beten, irgend etwas, nur nicht das stundenlange, entsetzliche Schweigen! In dem chaotischen Wirrwarr, das ihn umbraust, ist Jesus der einzige ruhige Punkt. Wäre Christus nur der von Gott erwählte sündlose Mensch gewesen, er hätte die Macht seiner Sündlosigkeit brauchen müssen, und mit dem Hauch seines Mundes die ganze Rotte zu seinen Füßen zerschmettern. Aber was tut er? Er schweigt. Er schilt nicht wieder, sondern verstummt, wie das Schaf vor seinem Scherer. Wahrlich, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt. Kein Wort des Zorns oder des Scheltens bringt über seine Lippen, sondern dagegen segnete er. Hätte er geredet, er hätte ja schelten, strafen, richten, verdammen müssen. So war schon sein Schweigen ein Segen.

3. Nun aber tut er den Mund auf. Christenleute, lauscht dem ersten Wort des sterbenden Erlösers: „Vater, vergib ihnen," u. s. w. Daß sie nicht wie vom Blitze gerührt zu Boden sanken, die es hörten, über diese Offenbarung göttlicher Liebe! Statt Anklage Fürbitte, statt Beschuldigung Entschuldigung, statt Strafe Vergebung, statt Fluches Segen. Sehet, welch eine Liebe!

4. Nutzanwendung. Wir sind auch Jesu Feinde, und fluchen (leider im wörtlichsten Sinn) täglich und lästern ihn und entheiligen seinen Namen. Auch für uns aber dieselben Worte: Vater, vergib ihnen! Sodann aber laßt uns ein Beispiel nehmen und segnen die uns fluchen.

II. Bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen!

1. Das ist wahrlich Gottes Lamm; denn Jesu Liebe ragt weit über menschliches Lieben hinaus. Kein Mensch hat größere Liebe, denn daß er für seine Freunde stirbt; Jesus aber bittet für seine Feinde. Das ist ein hartes Ding. Vergeben, ja das geht an, vergessen, das ist schon schwerer, aber bitten für die Feinde kann nur der, in dem Christus lebet. Da gibt es so viele Ausreden, um nicht für die Feinde beten zu müssen. Da weist man hin auf den Rachepsalm (Ps. 137), oder auf Luthers Wort, mit dem er die Bannbulle verbrannte: „Dieweil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer." Und doch beweisen solche Worte nur, daß auch ein Palmist und ein Gottesheld nur schwache Menschen sind, die das Gebet für die Feinde noch nicht gelernt haben.

2. Darum mahnt uns das Beispiel des Schalksknechtes daran, für unsere Widersacher zu beten. Noch deutlichere Sprache redet die fünfte Bitte. Wollen wir nicht Vergebung und Fürbitte üben an unseren Feinden, wie können wir uns trösten des Erlösers, der unser Fürsprecher sein will zur Rechten des Vaters, trotzdem wir seine Feinde sind. Sage nicht: Ich bin nicht Jesu Feind! Jesus aber sagt: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht und darum Jesu Feind. Und doch bittet der Heiland für uns. O, Liebe, Liebe, du bist stark, so stark, daß du sogar Gutes tun kannst an denen, die dich hassen. So laßt uns auch noch lernen von ihm:

III. Tut wohl denen, die euch hassen.

1. Wieder ist der Heiland das große Vorbild. Er gibt uns das höchste Gut im Himmel und auf Erden, das Leben. Zwar das Erdenleben ist der Güter höchstes nicht, wohl aber das ewige Leben. In seinem Tode, durch das Opfer seines Lebens erhalten wir das selige Ewigkeitsleben. Nun beißt uns unser Gewissen und Moses Gesetzestafeln nicht mehr. Der Ankläger muß verstummen vor dem Blut des Lammes, das für die ärgste Sünde noch die Entschuldigung findet: Sie wissen nicht was sie tun. Darum bittet Christus: Vergib ihnen. Und so er spricht, so geschieht's. Die Vergebung ist da. (Es ist hier nicht zu übersehen in betreff dieser Fürbitte Jesu, was Geß dazu bemerkt: „Nicht

die Vergebung im Sinne der Gerechtsprechung ist es, was Jesu Fürbitte für seine Mörder bewirkt, sondern daß ihr Tun die Türe zum Bekehrungswege ihnen noch nicht verschließen möge." Anm. d. R.) O seliges Wort des Trostes in der Anfechtung, wenn der Teufel dir den Kainsgedanken einflüstert: Deine Sünde ist zu groß. Lästert Satan: „Alles vergebens," so segnet Christus: „Alles vergeben."

2. Daran laßt uns lernen wohlzutun unsern Feinden. Worte sind leicht, aber Taten fordert der Herr. Laßt unser Textwort nicht zu einem Ruhepolster für das faule Gewissen werden. Wir wissen, was wir tun. Der Heilige Geist hat es uns in Wort und Predigt so oft gesagt, daß wir füglich keine Entschuldigung mehr haben. Besonders ihr Konfirmanden, die ihr jetzt bald euch zum Heiland bekennen wollt, laßt euch bitten, daß ihr aus dem Worte lernet, Jesu Beispiel nicht nur mit Worten, sondern mit der Tat und in der Wahrheit nachzuleben. Auch an euch tut gerade in dieser Zeit der Heiland unaussprechlich Gutes, zeigt es in eurem Liebesleben.

C. Liebet eure Feinde, darin fassen wir unsere ganze Betrachtung noch einmal zusammen. Liebt nicht nur eure Eltern und Freunde, denn tun nicht die Heiden auch also? Liebt nicht nur eure Brüder, denn wer seinen Bruder nicht liebt, wie kann der Gott lieben? Sondern liebet eure Feinde; das erst ist der Prüfstein für wahre Liebe. Gott ist die Liebe. Lieblosigkeit also ist Gottlosigkeit. Drum lieb, so lang du lieben kannst. Amen!

Reminiscere. Lukas 23, 43.

A. Des Heilandes Fürbitte für seine Feinde ist an den steinernen Herzen abgeprallt. Niemand achtet ihrer. Und doch, einem hat sie das Herz gerührt, daß er möchte Anteil haben an seiner Vergebung. Zwar nur ein Mörder ist es, der zu ihm kommt. Aber wer zu ihm kommt, den wird er nicht hinausstoßen. Er empfängt ein Verheißungswort, das auch wir heute im Glauben uns zueignen wollen. Ob unsere Sünden gleich blutrot sind, auch uns gilt das Wort:

Fürchte dich nicht!

I. Ich habe dich erlöset. (Jes. 43, 1.)

1. Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein. Heute noch, in greifbarer Nähe hält dir der Heiland seine Verheißung hin. Wann das große heute eintreten wird, ob nach einem angeblichen Zwischenzustand am Ende der Tage, ob wirklich heute; ob dem Entschlafenen die Ewigkeitszeitrechnung gilt, nach der tausend Jahre wie eine Nachtwache sind, darüber mögen die Gelehrten sich streiten. Wir halten uns an das Wort, das dasteht, heute. Dem heute der Mahnung (Hebr. 3, 7; 2. Kor. 6, 2) entspricht ein heute der Verheißung. Uns ist genug, daß der Heiland uns dies Wort finden läßt, wann wir es brauchen. Zuerst dem Sterbenden gilt es: heute. Aber Christen sind allezeit Sterbende, nämlich der Welt und der Sünde. Auch ihnen schon gilt das Wort:

Heute noch mit mir im Paradiese. Paradies? Was ist das? Jedenfalls ein Ort, wo Sünde nicht kommen, nicht anfechten kann. Also wer zu Jesu kommt und bei und mit ihm bleibt, der ist vor des Teufels Macht gesichert. Selige Verheißung!

2. Ist das Wahrheit? Ganz gewiß! Verlaß dich drauf! Wenn dir auch die Zeit noch ferne scheint, sie kommt und bleibt nicht aus. Wie einem Kinde am heiligen Abend über der Erwartung der Herrlichkeit die Zeit vor Ungeduld fast zur Ewigkeit wird, so hat der Heiland auch für die, welche in Ungeduld des Herrlichkeitstages harren, das Trostwort: Heute noch! O, schöner Tag, und noch viel schönre Stund, wann bist du endlich hier? Heute noch. Fürchte dich nur nicht. Ich habe dich ja erlöset. Wie der Mensch in der Stunde des Abscheidens ja nicht zu lügen pflegt, wie viel weniger er, der die Wahrheit ist? Dazu nimmt ja der Heiland das bittere Todesleiden auf sich, daß er die Werke des Satans zerstöre, daß du wieder im Paradiesesurzustand mit Gott in seliger Gemeinschaft leben magst.

3. Ich habe dich erlöset. Du wirst mit mir im Paradiese sein. Glaubst du das? Ja! Dann fürchte dich nicht, sondern

II. Glaube nur! (Mark. 5, 36.)

1. Dem heute der Verheißung entspricht aber auch das heute der Ermahnung. Heut lebst du, — wer weiß ob morgen? Wenn du heute nicht glaubst, kannst du auch nicht heute bei Jesu sein! Wie dem Perserkönig der Sklave es jeden Tag aufs neue zurufen mußte: Gedenke der Athener! damit ihm seine Rache heute vor Augen stände, so ist die Passionszeit, und besonders Reminiscere, d. h. Gedenke, dir auch solch ein Sklave, der dir zuruft: Gedenke heute an Jesu Blut, heute an das Paradies, das dir winkt. Darum heute bekehre dich! Heute glaube!

2. Wie gelange ich in das Paradies? Nur mit Jesu. Ohne Glauben aber kann man nicht zu Jesu kommen. Vielmehr heißt Glaube weiter nichts, als zu Jesu kommen. Verschiebe das nicht auf gelegene Zeit (Act. 24, 25) die Zeit enteilt und du mit ihr. Je weiter du dich von Jesu entfernst, desto schwerer ist die Umkehr.

3. Glaube nur! Das Gespräch der beiden Gekreuzigten ist der Welt heller Wahnsinn. Zwei Gehängte, von denen der eine Paradiesesfreuden verspricht, und der andere das für bare Münze nimmt und darauf vertraut. Du aber laß dich das Gerede der Welt nicht anfechten, sondern sprich nur mit dem Schächer: Herr, gedenke an mich. Dann darfst du auch dieselbe Antwort hören.

C. Fürchte dich nicht, sondern gedenke Jesu heiliger Passion, deren einer großer Endzweck ist: Du wirst mit mir im Paradiese sein! Amen.

Oculi. Joh. 19, 26 und 27.

A. Bisher hörten wir von Jesu Feindesliebe, heute zeigt er uns die andere Seite, die Liebe gegen seine Freunde. Er schließt sein Leben; Taten kann er nicht mehr tun. Aber so lange seine Lippen sich noch re-

gen, so strömt sein Mund von Liebe über. Sterbend noch gibt er uns eine Predigt über die Liebe. Ihr Text ist das fünfte Gebot, ihr Thema dessen praktische Anwendung. Betrachten also auch wir:

B. Die Predigt vom Kreuz über das fünfte Gebot.

I. Die Liebespflicht, die sie uns auflegt.

1. Der Herr spricht zu Johannes: Siehe, das ist deine Mutter! Das ist nicht nur ein ernster Befehl, der Gehorsam verlangt, sondern ein Testament, ein heiliges Vermächtnis an den Jünger, den er lieb hatte. Eine Mutter gab er ihm. Mutter, heiliges Wort! Denk an deine eigene Mutter, mein Christ, die dich mit Schmerzen geboren, die dich genährt, gepflegt und erzogen hat, und dir so viel Liebe erwiesen, die du nie vergelten kannst. So soll auch Johannes des Herrn Mutter als seine eigene ansehen. Und von Stund an nahm sie der Jünger zu sich.

2. Nun, mein Christ, schlägt dir das Gewissen bei diesem Heilandswort? Hast du, und besonders du, junger Mensch, deine Eltern nie verachtet und erzürnt? Hast du sie in Ehren gehalten, ihnen gedient, gehorcht u. s. w.? Jung Amerika will so oft vom fünften Gebot nichts mehr wissen, sobald als es sich selbst helfen kann. Aber bedenke, mein junger Christ, des Heilandes letzte Erdensorge war für seine liebe Mutter. So soll es auch mit dir sein. Mutterfluch ist stärker, denn Vatersegen. (Sir. 3, 11.)

3. Und hast du keine Mutter mehr, so tue wie Johannes. Siehe, spricht der Herr, das ist deine Mutter. Johannes war nicht verpflichtet für Maria zu sorgen, aber doch war es ihm heilige Liebespflicht. Wo du ein altes Mütterchen in Not und Sorge, einsam und verlassen siehst, das ist deine Mutter. Frage nicht lange: Wo? sondern siehe. Siehe dich nur um: ein Lazarus sei dir ein Vater, eine Witwe von Sarepta dir eine Mutter! Deine Seele willst du gerettet wissen, deine Erfüllung der Liebespflicht fordert der Herr.

II. Das Liebesrecht, das sie gewährt.

1. Weib, siehe, das ist dein Sohn! Das spricht Jesus zu derselben Maria, die er einst in Kana so scharf tadeln mußte: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" (Joh. 2. 4.) Das ist die, welche einst die scharfe Abweisung hinnehmen mußte: „Wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter" (Matth. 12, 50). Einst so getadelt und jetzt so beglückt. Merke: verzage nicht; wenn Gott dich auch straft, er hat dein noch nie vergessen.

2. Frage und klage nicht immer: Warum muß gerade ich in meinen alten Tagen so heimgesucht werden? Mit der Witwe von Nain hat der Herr auch nicht disputiert, sondern er gab ihn (den Sohn) seiner Mutter. Wie Gott dem Abraham aus Steinen Kinder erwecken kann, so wirst du auch hören: Das ist dein Sohn, der für dich sorgt, der deines Alters Freude und Stütze. Er, der gesagt hat: „Ich will dich tra-

gen bis ins Alter und bis du grau wirst," er hat seinen eingebornen Sohn dahingegeben, wie sollte er mit ihm uns nicht alles geben?

3. Und auch manch trauerndem Mutterherzen, das da trauert am Grabe ihres geliebten Kindes, ruft noch heute Jesus zu: Weib, siehe, das ist dein Sohn! In Findel- und Waisenhäusern ist noch so manches liebebedürftige Herzchen, das nicht den süßen Mutternamen kennt. Du hast ein Recht, ein heiliges Recht auf Liebe. Erwirb sie dir. So viele Waislein rufen dir zu: Siehe, hier sind deine Kinder! (Vgl. auch: Luk. 9, 48.)

4. Und ist dir hier auf Erden auch Kindesliebe versagt, so traure nicht darum. Er, der am Kreuze noch für seine Mutter sorgte, er wird auch dich versorgen. Seine Liebe ist stärker denn Kindesliebe. Wenn deine Kinder dich verlassen, dein heiliges Recht auf Liebe bleibt ungeschmälert. Jesus liebt dich. Dadurch, daß er vom Kreuz herab sich zum fünften Gebot bekennt, nimmt er auch für dich die Kindesliebespflicht auf sich.

C. Darum, ob Eltern, oder Kinder, schaut auf den Gekreuzigten und befehlt ihm eure Wege. Er wird's wohl machen. Amen.

Lätare. Joh. 19, 28.

A. „Mich dürstet." Der Heiland leidet Qual. Und als eine mitleidige Seele sie ihm lindern will, da wollen es ihm die rohen Spötter noch wehren (Matth. 27, 49). Mehr aber als des Leibes Durst bewegt sein Herz der Durst nach Menschenseelen: Großer Friedefürst! Wie hast du gedürst nach der Menschen Heil und Leben u. s. w. (309 V. 7). Lätare in der Fastenzeit. Den Herren dürstet, damit uns ewiglich nicht dürsten solle (Joh. 4 14). Darum:

B. Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist.

I. Kommt, denn es ist alles bereit.

1. Wenn es in Psalm 42 heißt: Wie der Hirsch schreiet u. s. w., so ist das nur ein schwacher Abglanz von der Inbrunst, mit der Jesus unser begehrt. Meine Seele dürstet nach Gott, weil den Sohn Gottes nach unserer Seele dürstet. Die Liebe Gottes hat von jeher der Menschen Heil gewollt. Je und je (Jer. 31, 3) hat er uns geliebt, ehe denn die Erde und die Welt geschaffen worden (Ps. 90, 2), von Mutterleibe an (Ps. 22, 10 f.) hat ihn nach dir verlanget.

2. So hat er denn von Ewigkeit her seine Vorbereitungen getroffen, daß wir erfahren dürften, wie freundlich der Herr ist. Nachdem er durch den Zuchtmeister auf Christum unsere Herzen zerrissen und zur Erkenntnis unserer Verlorenheit gebracht hat, nachdem er manchmal und auf mancherlei Weise zu uns geredet hat, da endlich ward die Zeit erfüllet, und es erschien die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes unseres Heilandes. Im Leben, Leiden und Sterben hat er uns die selige Paradiesestür wieder aufgeschlossen, wonach ihn so herzlich verlanget

hat. Lätare, freue dich des Liebesdurstes deines Herrn, denn nun ist alles bereit.

3. Aber damit ist sein Liebesdurst noch lange nicht gestillt, daß er einmal den Brunnen des lebendigen Wassers geöffnet hat; sondern er will, daß alle herzukommen und trinken. Dafür gab er Wort und Sakrament, daß es stets und überall verkündigt werde: „Jesum dürstet nach euren Seelen und alles ist bereit für eure Seligkeit.“ Wie im heutigen Evangelium der Herr für 5000 Mann es ermöglicht, daß sie seine Freundlichkeit schmecken und sehen dürfen, so ist durch seine Liebe auch heute noch der Seele ein Tisch gedeckt, daß sie esse und satt werde. Freue dich, daß du einen Heiland hast, dem allemal das Herze bricht, wir kommen oder kommen nicht. Auch letzteres ist leider oft der Fall. Wir hören im Gleichnis:

II. Sie fingen alle an sich zu entschuldigen.

1. Wie Jesus damals am Kreuz noch Spott und Hohn ertragen mußte, so gibt es noch heute Leute, die sprechen: „Halt, laßt uns sehen“ u. s. w. Der Heiland ruft: „Mich dürstet nach deiner Seele!“ wo aber bleibt die Antwort: „Herr, hier bin ich?“ Die Tatsache bleibt: Auf des Heilandes Liebeswerben erhält er mehr Abweisungen und Entschuldigungen, als freudiges Ergreifen der angebotenen Gnade. Fleischeslust, Augenlust, hoffährtiges Wesen, das junge Weib, das Joch Ochsen, der gekaufte Acker, das geht vor. Selbst die Kirchenleute, die doch Herr, Herr sagen, wie oft überhören sie, wenn auch nicht aus Bosheit, so doch aus Leichtsinn und Unachtsamkeit das Liebeswort: „Mich dürstet! Schmecket und sehet“ u. s. w.

2. Und wenn noch große und harte Bedingungen daran geknüpft wären, wie die Pharisäer (Matth. 23, 4) ihren Jüngern unerträgliche Lasten auf den Hals binden. Aber nein, nichts als freie Gnade wird uns ja angeboten. Wer will, der nehme das Wasser des Leben umsonst (Offb. 22, 17; Jes. 55, 1). Paulus spricht nur im Sinne seines Meisters: Wir dürsten nicht nach dem Euren, sondern nach euch. (Vgl. 2. Kor. 12, 14.)

3. So wird uns dieses Wort zur Bußpredigt. Jesum dürstet und ruft nach uns; aber keiner fragt danach. Liebe bietet er uns an, Liebe möchte er ernten; aber im besten Fall bringen wir ihm nur kalte Gleichgültigkeit. Sein Blut öffnet uns eine lebendige Quelle, und doch gehen wir vorbei und machen uns ausgehauene Brunnen, die löcherig sind und im besten Falle Schmutz und Schlamm aber kein Wasser enthalten (Jer. 2, 13). Versuche diese Nahrung deiner Seele, du wirst bald ausfinden, daß du den Tod im Topfe hast. Sondern so soll es sein: Fällt mir etwas Arges ein, denk ich bald an Jesu Pein (94 V. 1). Die freundliche Einladung von Jesu heiliger Passion ist zugleich ein Stachel im Gewissen: Tue Buße.

C. Rechte Buße führt aber nicht zu bloßer dumpfer Selbstpeinigung — das ist die Traurigkeit der Welt, die den Tod wirket (2. Kor.

7, 10) — sondern erhebt sich aus dem Staube zu einem neuen Leben, daß in uns auf des Heilandes Ruf: „Mich dürstet," der freudige Entschluß erwachse: Jesu, meine Ruh, ewge Liebe du! Nichts als du soll mir gefallen u. s. w. (309 V. 12). Amen.

Judica. Matth. 27, 46.

A. Ein jeglicher sei gesinnet wie Jesus Christus auch war. Um unser heutiges Textwort zu verstehen, müssen wir auch wie Christus gesinnt sein, eins werden mit ihm in Liebe, in Demut, in Heiligkeit. Das sollte uns aber wohl schwer fallen. So können wir auch diesen Schmerzensschrei Jesu nicht ganz erfassen. Hat Gott denn wirklich seinen Heiligen verlassen? Das ist die Frage, an deren Antwort für uns sein oder nicht sein, felsenfeste Hoffnung oder bodenlose Verzweiflung hängt. So wollen wir heute betrachten:

B. Hat Gott mich verlassen?

I. Jesu bittrer Schmerzensschrei.

1. Wir werden heute Zeugen von Jesu letztem schweren Kampfe, zu dem alles andere bisher nur Vorbereitung war. Seht den Mann der Schmerzen, wie er zwischen zwei Mördern stirbt. Wie wörtlich ist die Weissagung erfüllt: Er ist unter die Uebeltäter gerechnet (Jes. 53, 12). Sechs lange, bange Stunden hängt er, bleich und blutend, am Kreuze, bis endlich der Tod ihm ans Herz tritt. Zu seinem Leibe wird auch noch seine Seele gekreuzigt durch den Hohn seiner Feinde, deren Reden schmerzlicher sein Herz durchbohren, als die Kreuzesnägel sein Fleisch. Nicht nur die Welt speit ihn von sich; auch des Himmels Zorn scheint sich über ihm zusammenzuziehen; denn am hellen Mittag überschattet eine Finsternis das Land. Da wird es auch in seiner heiligen Seele Nacht. Die Erde erbebt, wie muß auch sein Herz erbeben in menschlicher Todesangst, so daß diese göttliche Seele, die als Lamm Gottes im Gericht steht für die ganze Sünderwelt, ausbricht in den Jammerschrei: Eli, eli u. s. w.

2. Wie muß ihm zu Mute gewesen sein, unserem heiligen Hohenpriester? Er, der sich so ganz, so eng und unauflöslich mit dem Vater verbunden wußte, daß er sagen konnte: „Ich und der Vater sind eins," wie muß er gelitten haben, daß er schreien konnte: „Mein Gott, warum" u. s. w.? Und ist es ein Wunder, daß der Heiland so seufzet, wenn wir bedenken, was auf seinem Herzen lag? Waren es doch die Sünden der ganzen Welt, die er auf sich geladen hatte!

3. Wenn im Menschen das Gewissen erwacht, daß er seine Sünde erkennt, so ruht diese schon schwer auf ihm. Kain ruft in seinem Schmerze: Meine Sünde ist größer, denn daß u. s. w. Judas findet nur den Verzweiflungsschrei: Ich habe Uebel getan u. s. w. Luthers Wort im Kloster: Meine Sünde, Sünde, Sünde. Und du hast es sicher auch schon gefühlt, wie dem Menschen unter dem Druck auch nur einer erkannten Sünde so elend und jammervoll ums Herze sein

muß. Nun aber bedenke, der Heiland trägt nicht eigne, sondern fremde Sünde, die er in seiner Liebe als seine eigene auf sich nimmt. Und nicht nur eine, sondern Kains, Judas, Luthers, deine, meine, kurz die Millionen Sünden aller Millionen Menschen, die lasten auf ihm. Ist es da ein Wunder, wenn er ausruft: Eli, eli u. s. w.?

II. Der Nachklang und Widerhall in der Welt.

1. Mein Gott, warum? So lange es schon Sünde gibt, so lange schon ertönt der Ruf. Von Judas und anderen großen Sündern haben wir ihn gehört, aber auch die frommen Männer des Alten Bundes finden ihn in ihren Seelen — denn sonst stände er nicht im Gesangbuch des Alten Testaments, dem Psalter. — Vgl. Elias Ruf unter dem Wachholder (1. Kön. 19, 4. 10. 14), Davids Klage auf der Flucht vor Absalom (Ps. 22, 2), Jesajas Trauer über den Unglauben (Jes. 53, 1). Aus all diesen Worten klingt es deutlich: Mein Gott, wo bleibst du nur mit deiner Allmacht und deinen Verheißungen?

2. Das macht die Sünde, daß der Mensch sich von Gott verlassen fühlt. Nur die Sünde trennt die Seele von ihrem Schöpfer (Jes. 59, 2), so daß sie über Verlassenheit klagen muß. Noch heute, woher kommt es, daß so viele mit sich, mit Gott, mit aller Welt zerfallen sind? Die Sünde ist Schuld an aller Unzufriedenheit und Verlassenheit.

3. In der Weltgeschichte finden wir in jedem Jahrhundert Aufruhr und Empörung, weil der Mensch sich verlassen fühlt. Wenn er bei Gott und Menschen keine Hilfe mehr erwartet, dann greift er zur Selbsthilfe und richtet Unheil und Verderben an. Die großen Nöte aller Zeiten sind ein Beweis, daß in der Brust der Elenden und Bedrängten der Schmerzensruf: „Mein Gott“ u. s. w. eine Heimat hat.

4. Auch du und ich haben wohl schon geseufzt: Mein Gott, warum? Warum dies oder das mir und gerade mir? Das kommt auf Jesu Wort am Kreuz hinaus. Wenn Georg Neumark singt: Denk nicht in deiner Drangsalshitze, daß du von Gott verlassen seist (336 V. 5), so zeigt das, wie natürlich uns allen Jesu Schmerzensruf auch in unsern Nöten ins Herz kommt. Nur der Unterschied ist dabei, daß am Karfreitag der von den Sünden unbefleckte Hohepriester so sprach, während bei uns die bange Frage aus dem Schuldbewußtsein der sündigen Seele dringt.

5. Wenn endlich die Schrift redet von dem ängstlichen Seufzen und Harren der Kreatur (Röm. 8, 19), was anders sagt uns das, als daß selbst die seelenlose Natur so von der menschlichen Sünde durchdrungen ist, daß auch in ihr der Schmerzensruf zu Tage tritt: Mein Gott, warum u. s. w.?

III. Die Antwort im Christenherzen.

1. Und nun, mein Freund, klingt diese Angstfrage während dieser heiligen Zeit auch durch deine Seele? Nein, Gott sei Lob, nimmermehr. Der Vorhang zum Allerheiligsten ist zerrissen, fortgeschafft alles Trennende; das Lamm das erwürget ist, hat die Sünde auf sich geladen.

Nun lautet unsere freudige Antwort mit Paulus: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Ich bin gewiß, daß weder u. s. w. (Röm. 8, 38) mag uns scheiden von der Liebe Gottes. Dadurch daß Jesus gerufen: Eli, eli, dürfen wir rufen: Abba, abba; denn die Strafe liegt auf ihm u. s. w. (Jes. 53, 4).

2. Vielmehr heißt es bei uns: Des Christen Herz in Freuden geht, selbst wenn es unterm Kreuze steht. Mein Herze geht in Sprüngen (353 V. 11). Nun ist erfüllt des Engels Verheißung: Friede auf Erden; weil Christi Blut und Gerechtigkeit u. s. w. Nun laß kommen, was will, wir klagen nicht mehr: Mein Gott, warum? sondern wir beten mit Ps. 42, 6: Was betrübst du dich, meine Seele u. s. w.?

C. Die große Frage ist gelöst. In gläubiger Versenkung in den geoffenbarten Willen Gottes finden wir die Gnadenantwort, die unsere Hoffnung auf Felsengrund stellt. Darum: Ich danke dir von Herzen, o Jesu, liebster Freund u. s. w. (86 V. 7). Amen.

Palmarum. Joh. 19, 30.

A. Konfirmationstag. In den evangelischen Kirchen und Herzen heißt es heute im Freudentone: Es ist vollbracht, das Werk der christlichen Glaubensunterweisung an unseren Kindern, die sich heute selber unserem Heiland angeloben. Aber wir treten heute in die große Leidenswoche. Das weist unsere Kinder mit ihrer Erlösungshoffnung darauf hin, daß diese nur in Christi Leiden zu finden ist, auf das: „Es ist vollbracht," des sterbenden Erlösers. Welch ein Wort! Ganz ähnlich sprach der sterbende Augustus: „Das Spiel ist zu Ende." Und doch welch ein Unterschied. Augustus Leben ein Spiel, Jesu Leben heilige Arbeit; jenes Ziel der Beifall des Volkes, dieses die Erlösung der ganzen Welt, jenes Ende umgeben von vielen Höflingen und doch eine verfehlte Existenz, dieses Ende einsam zwischen zwei Schächern und doch endend mit dem Ausruf: Es ist vollbracht, nämlich:

B. Das Werk der Erlösung.

I. Es ist vollbracht für dich!

1. Was will uns das Wort Erlösung eigentlich sagen? Es bedeutet los werden, frei von der Sünde, frei von Schuld und Strafe, frei von der Macht des Fürsten der Finsternis. Aber das ist nur die negative Seite. Die Erlösung nimmt nicht nur fort, sondern gibt auch: Friede mit Gott, und daher Friede im Gewissen, Zurechnung der Gerechtigkeit Christi und Aufnahme in seine Kindesgemeinschaft.

2. Und das alles ist vollbracht. Da ist kein Zweifel mehr, Jesu Blut hat das alles vollendet. Zum Zeichen und Zeugnis mußte der Vorhang im Allerheiligsten zerreißen, weil unser heiliger Hoherpriester uns den Zugang zum Vaterherzen wieder eröffnet hat und durch sein eines Opfer ein- für allemal erlöset hat alle, die es nur annehmen wollen.

3. Es ist vollbracht. Des Heilands Wort, das untrügliche, bezeugt es uns. Es ist der triumphierende Siegesruf des Heilandes nach lan-

gem schwerem Kampfe. Der Kampf mit seinem eigenen Fleische, der viel schwerere Kampf mit der Hölle und dem Teufel, der schwerste Kampf mit dem Tode, er ist mit Sieg vollbracht. In dem Augenblick, wo scheinbar der Tod den Sieg behält, muß er doch hören: Wo ist dein Stachel und Sieg? Die Erlösung ist doch vollbracht.

4. Es ist aber auch ein Abschiedswort des Herrn. Alles was die Propheten geschaut und geweissagt haben, vom Protevangelium an, es ist vollbracht. Abraham, Melchisedek, Moses, Aaron der Hohepriester, David, Jesaja, Johannes der Täufer, die ganze Wolke der Zeugen auf Christum, sie sehen ihr Wort erfüllt. Alles, alles ist vollbracht.

5. Und zwar für dich. Ihr Christen alle, ein jeder wisse: Für mich, auch für mich, gerade für mich hat Gottes Gnade das alles vollbracht. Und ihr Konfirmanden, laßt es euch heute am Einsegnungstage noch einmal ins Herz schreiben: Was ihr geglaubt und bekannt habt, es ist gewißlich vollbracht. Die Tür des Paradieses ist dir aufgeschlossen. Nimm nur das Blut Jesu als deinen Schmuck und Ehrenkleid, dann muß der Cherub sein feuriges Schwert in die Scheide stecken und dir den Weg zum Baum des Lebens freigeben. Deine Erlösung ist vollbracht.

II. Es bleibt vollbracht auch ohne dich.

1. Jetzt wißt und glaubt ihr's feste und rühmt's auch ohne Scheu. Ja, das ist heute, im Feuer der ersten Liebe. Aber wie, wenn erst die Dornen und das Unkraut des Lebens, in welches ihr nun früher oder später hinaustretet, in euch aufgehen, — wie dann? Kindlein, es ist die letzte Stunde, das letzte Wort eures Seelsorgers vor eurer kirchlichen Mündigkeit an eure jungen Herzen. Möge es mit Flammenschrift darin eingegraben werden:

2. Es bleibt vollbracht. Das Wort sie sollen lassen stahn! Trotz dem alten Drachen. Jesus hat ja nicht ein Opfer vollbracht, das da muß immer wiederholt werden, sondern hat ein Opfer für die Sünden geopfert, das ewiglich gilt und hat mit einem Opfer in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden (Hebr. 10, 12. 14). Ob die Welt auch in ohnmächtiger Wut dagegen tobt, an diesem Felsen sollen sich wohl legen ihre stolzen Wellen; ja selbst die Pforten der Hölle können das Wort nicht kraftlos machen. Es ist vollbracht.

3. Nutzanwendung: Der Kreuzestod Jesu soll uns wohl bedenken lassen, wie sauer es dem Herrn geworden ist uns zu erlösen (Kat., Frage 137). Wenn du nichts davon wissen willst, geschehen bleibt die Erlösung doch, aber für dich gilt dann: Hebr. 6, 4—8. Wer böse ist und unrein, der sei immerhin böse und unrein (Offb. 22, 11), es ist dennoch vollbracht. Anderseits aber ist auch ein Trost für betrübte Sünder in dem: Es bleibt vollbracht. So lange du lebst, ist es nicht zu spät für dich, wenn du als verlorner Sohn willst heimkehren: Die Erlösung bleibt vollbracht und harret dein.

III. Bleibe es denn vollbracht in dir!

1. Ihr seid jetzt rein um des Wortes willen, das ich zu euch geredet habe (Joh. 15, 3). So seid ihr Kinder jetzt auch rein um des Wortes willen, das in diesem Winter zu euch geredet ist, wenn ihr es im Glauben aufgenommen habt und das Bekenntnis eures Mundes übereinstimmt mit den Gedanken eures Herzens. Ihr seid dann ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, das heilige Volk des Eigentums (1. Petri 2. 9).

2. So ermahne ich euch denn nun, als die heiligen Auserwählten Gottes, daß ihr die Gnade Gottes nicht vergeblich empfangen habt. Auch die Jünger, die der Herr als rein erklärt hatte, fielen noch in derselbigen Nacht. Darum wer da stehet, der sehe wohl zu, daß er nicht falle. Darum lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampfe, der uns verordnet ist (Hebr. 12, 1) und aufsehen auf

3. Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens. Der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollenden auf den Tag Jesu Christi. So bleibt denn treu in eurem Gebete zu dem, der eure Seelen selig machen kann. Ihr seid nichts, Jesus ist alles. In Wort und Werk und allem Wesen sei Jesus und sonst nichts zu lesen.

C. Es ist vollbracht — des Erlösers frohes Siegeswort, aber auch der Erlösten gläubiges Anbetungswort. Gebe Gott, daß auch du dein Leben schließen kannst mit einem gläubigen: „Es ist vollbracht," wie Paulus am Ende seiner Laufbahn bekennen darf: Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten; hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit (2. Tim. 4, 7 f.). Amen.

Karfreitag. Lukas 23, 46.

A. O Haupt voll Blut und Wunden, o Haupt unseres Heilandes Jesu Christi, o Herr, du Lamm Gottes unschuldig, am Stamm des Kreuzes geschlachtet, tausend, ja tausendmal sei dir Dank für dein bitteres Leiden und Sterben, für deine Wunden und Kreuzestod. O was mußtest du alles erdulden, bis du ausrufen konntest: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist." Die letzten Worte großer Männer vernimmt die Welt mit Ehrfurcht. So wollen auch wir heute betrachten in gläubiger Ehrfurcht:

B. Das letzte Wort unseres Erlösers.

I. Ein Beweis seiner göttlichen Reinheit.

1. Schon manches große Wort ist von Sterbelagern gekommen: Wilhelm I.: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein." Herder: „Gebt mir einen Gedanken um davon zu leben." Walter Scott: „Gebt mir das Buch." Aber was sind sie im Vergleich zum Worte des Herrn. Wenn sich auch die Gedanken auf das Jenseits schon richten, so ist doch kein Vergleich möglich mit dem innigen sich eins wissen mit Gott, mit dem der Herr scheidet.

2. Gewiß, es hat Männer gegeben, die dem Tode ohne Furcht ins Auge geschaut haben und lächelnden Mundes den Schritt in die große Ungewißheit getan haben. Warum aber? Weil sie nicht erkannt haben, was es mit dem Sterben auf sich hat, das „und danach das Gericht," das Rechnung ablegen von auch nur jedem unnützen Wort. Wehe über ein solches Aufwachen. Wer kann dem ruhig entgegensehen, wenn auch die kleinsten und geheimsten Sünden in das Licht vor Gottes Angesicht gestellt werden?

3. Nur einer vermag das, Jesus Christus. Mit dem vollen Bewußtsein der Zukunft konnte er doch getrost seinen Erdenleib brechen lassen. Er war aus der Angst und dem Gericht entnommen. Sein Herz hatte nichts zu verbergen, sein Mund nichts zurückzunehmen, seine Hände nichts ungetan zu machen. Versucht allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde, konnte er zu dem Vater zurückkehren mit dem schneeweißen Seelenkleide. Für ihn gab es kein Blut des Lammes, in dem er seine Kleider hätte helle machen können. Er selbst war das reine Lamm; aus eigner Gerechtigkeit nahm er das Himmelreich ein.

4. Das beweist seine Zuversicht, mit der er seinen Geist in Gottes Hände befiehlt. Woher dies kühne Vertrauen, daß er weiß, es geht zu Gott, und daß Gott seinen Geist zu empfangen bereit ist? Weil er hat sprechen können: Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? Wahrlich, dies Wort unseres Textes ist für ihn selbst ein schlagender Beweis göttlicher Reinheit, für uns aber ist es

II. Ein Vorbild göttlichen Sterbens.

1. Zuerst hat Stephanus dem Herrn dies nachgesprochen (Act. 7, 58). Nach ihm Paulus (Phil. 1, 23), nach ihm viele tausend Märtyrer, nach ihnen Luther, nach ihm noch heute viele tausend fromme Christen. Woher auf einmal diese Umwertung des Todes? Woher das andere Gesicht, das der Tod jetzt trägt? Weil ihr Sterben nach dem großen Vorbild Jesu geschah, ein Abglanz jener neunten Karfreitagsstunde.

2. So nimmt dir das Vorbild zu Herzen. Lerne an Jesu Todesstunde die rechte göttliche Sterbekunst. War dein Leben auch nicht göttlich, wie das Henochs, den der Herr darum den Tod nicht sehen ließ, so kann doch dein Sterben göttlich sein. Willst du wissen, wie du das tun sollst? Lies Lied 86 V. 8. 9. Wer so stirbt, der stirbt wohl.

3. Es muß aber doch noch etwas ganz Besonderes in diesem letzten Heilandswort sein, das über das Vorbild hinausgeht. Katechismus, Frage 78. Das Vorbild allein tut es nicht; denn warum ist sonst unser Leben nicht mehr durch Jesu vorbildliches Leben beeinflußt? Nein, es liegt in Jesu Wort:

III. Eine Verheißung göttlicher Seligkeit.

1. Der Heiland scheidet. Auf immer? Gott verhüte. Zwar den Jüngern schien es so, sie trauerten als die andern, die keine Hoffnung haben. Uns aber schimmert durch Karfreitagsfinsternis die Osterdäm-

merung hervor. Durch den Riß im Vorhang des Allerheiligsten sehen wir die Herrlichkeit Gottes sich aufmachen zum bald wieder leeren Grabe hin, und vorahnend tönt es durch unsere Seele: Er steht wieder auf, und zwar dann beim Vater. Sein Wort ist die Wahrheit: Er befiehlt seinem Geist zu Gott zu gehen. So wird es denn auch sein.

2. Dann aber, was hat es für Not? Die Jünger sollen bei ihrem Meister sein und er will bei ihnen sein, in des Vaters Hause mit den vielen Wohnungen. Nun mag der Tod immerhin unser Hüttlein brechen. In Gottes Hände befehlen wir unsern Geist. Ist Jesu Geist zum Vater gegangen, wo anders sollte unser Geist bleiben? Lässet auch ein Haupt ein Glied, u. s. w.? Welch selige Verheißung? Und doch, weinen möcht ich, bitter weinen, daß ich all dieser Verheißung nicht teilhaftig werden kann, ohne erst durch meine Sünde den Heiligen Gottes zu kreuzigen.

C. Der Heiland ist tot, durch unsere Schuld tot. Was rufen wir ihm nach ins Grab? Have, pia anima? Ist das alles? Nein, sondern: Lasset uns mit Jesus ziehen, daß wir mit ihm sterben, sterben der Welt und der Sünde, damit wir auch mit ihm auferstehen zu einem neuen Leben. Amen.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Die Heilsarmee in den Bergregionen Kentuckys. Die Vorgänge in Breathitt County, Kentucky, haben die Aufmerksamkeit der ganzen Bevölkerung der Ver. Staaten auf jene Gegend und ihre Bewohner gerichtet und Tatsachen bezüglich der dortigen gesellschaftlichen und sittlichen Zustände ans Licht gebracht, die jeden gesetzliebenden und christlich gesinnten Menschen mit Abscheu, aber auch mit tiefer Sympathie erfüllen mußten. Die Heilsarmee hat nun ihre Sympathie mit den Bewohnern in die Tat umgesetzt und einen Feldzug in jene Bergregionen Kentuckys unternommen, nicht mit fleischlichen Waffen, sondern mit dem Evangelium, das immer noch eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben. Alle, die Gott und Menschen lieb haben, werden ihnen gewiß Gottes Segen und den besten Erfolg in ihrem Unternehmen wünschen. Die Heilsarmee hat immer noch den guten alten Glauben, daß der einzelne sowohl wie die Bewohner einer ganzen Gegend, so tief gesunken dieselben auch gesellschaftlich und sittlich sein mögen, durch das Evangelium gerettet und zu neuen Menschen gemacht werden mögen. Das ist freilich ein Weg der Hebung und Rettung, den viele nicht verstehen können, aber es ist Gottes Weg, der will, daß allen Menschen geholfen werde. Personen, welche die Kraft des Evangeliums nicht kennen, bringen zur Reformation der Bergregionen Kentuckys Schulen, Eisenbahnen, industrielle und kommerzielle Unternehmungen, Bibliotheken u. s. w. in Vorschlag, um den gegenwärtigen gesetzlosen Zustand in einen zu verwandeln, in dem Gesetz und Ordnung herrscht. Eine Reformation durch die angegebenen und andere Mittel würde viel Zeit und Geld in Anspruch nehmen und das Resultat wäre fraglich. Die Heilsarmee läßt sich aber nicht auf soziale Evolution ein. Sie glaubt, daß jeder Mensch eine unsterbliche Seele hat,

die gerettet werden sollte und gerettet werden kann. Sie verdient in ihrem Unternehmen gewiß die Anerkennung und Bewunderung aller, die Gott und Menschen lieben.

So schrieb der „Christliche Apologete“ am 7. Oktober 1903. Aber schon acht Tage später brachte er folgendes Item, aus welchem zu ersehen ist, in welch tiefem Zustand jene Gegend sich befindet.

Die Heilsarmee kehrte aus den Bergregionen Kentuckys zurück. Oberst Holz mit seinem berittenen Korps mutiger Heilssoldaten ist aus Kentucky zurückgekehrt. Sie waren froh, daß das Ende des Feldzugs gekommen war. Kapitän Escott von Cincinnati berichtet: „Die Leute in jenen Regionen haben uns gastlich und freundlich aufgenommen. Sie schienen Interesse an unserem Kommen zu nehmen und besuchten unsere Versammlungen gut. Es gibt dort aber weder Zeitungen noch Telegraphen oder Telephone und das Reisen ist sehr beschwerlich. Nur in Whiteburg und Prestonburg wurden wir grob behandelt. Da es keine Eisenbahnen gibt, so mußten wir unsere Postsachen immer drei Tage vor der Zeit adressieren lassen und dann erhielten wir sie oft nicht. General Booth wünschte, daß wir ihm Depeschen mit Bezug auf unsere Fortschritte senden sollten, allein das war nicht möglich, da es weder Telegraphendrähte noch drahtlose Telegraphie gab. Es ist eine rauhe Gegend und Wege gibt es meistens nur dem Namen nach. Kirchen gibt es zwar einige wenige, allein es wird nur einmal im Monat darin Gottesdienst abgehalten. Wir hielten fünfzig Versammlungen, die von etwa 13,000 Personen besucht wurden. Wir hatten einige Bekehrungen und viele verlangten unser Gebet. Die Leute in der Fehde-Gegend sahen alle sehr ernst aus — ein freundliches Gesicht sieht man selten. Selbst während des Tages sind die Fenstervorhänge heruntergezogen und die Türen geschlossen. Ein Mann sagte, daß er in acht Monaten nicht zu seiner Tür herausgetreten sei. Die Ortschaften sind während der Nacht in gänzliche Finsternis gehüllt. Man sieht nirgends Licht in den Häusern oder auf der Straße. Am Tage sieht man überall Männer Marmel spielen, wie die Kinder bei uns.“ Daß die Bewohner dieser Bergregionen Kentuckys das Evangelium nötig haben, unterliegt keinem Zweifel, sie haben aber auch Schulen und andere Dinge, die zur Civilisation des zwanzigsten Jahrhunderts gehören, nötig. Hoffentlich trägt auch der Feldzug der Heilsarmee dazu bei, die Regierung von Kentucky zu bewegen, sich ihrer Bürger in diesem Teil des Staates in gebührender Weise anzunehmen.

Der sogenannte Feldzug Dowies nach New York, sein dortiges Auftreten und sein schmähliches Fiasko dürfte wohl einmal eine ausführlichere Darstellung des Treibens dieses falschen Propheten an dieser Stelle rechtfertigen. Wir folgen dabei vorzugsweise den Berichten des „Christl. Apologete“, die zu dem Vollständigsten gehören, was wir über diesen Betrüger zu lesen bekamen.

Dr. John Alexander Dowie hat seinen Einzug in New York mit großem Pomp gehalten, aber nie zuvor wurde der selbsterwählte und aufgeblähte Prophet in seinen Erwartungen so jämmerlich getäuscht. Seine stolzen Weissagungen wurden gründlich zu Schanden und das alte Sprichwort scheint endlich bei Dowie in Erfüllung gehen zu wollen: „Hochmut kommt vor dem Fall.“ Die erste Woche seines Feldzugs in der großen Metropole war ein jämmerliches Fiasko, das in einem gefährlichen Aufruhr zu endigen

drohte und geendigt hätte, wenn die 300 Mann starke Polizeimannschaft, welche notwendig war, um Ordnung zu halten, der Situation nicht gewachsen gewesen wäre, und wenn Dowie nicht einem Wink von der Obrigkeit Folge geleistet und plötzlich ganz andere Saiten aufgezogen hätte. Der angebliche Prophet „Elias III.“, oder „Elias, der Wiederhersteller“, hatte mit seinem unfraglichen Organisationstalent seine Pläne fein berechnet. Seit Monaten war der große Feldzug gegen die gottlose Stadt angezeigt, der größte Sammelplatz in der Metropole, „Madison Square Garden“, zu $1000 per Tag gemietet und sein 3500 starkes „Heer“ von getreuen Nachfolgern auf acht großen Eisenbahnzügen in bester Ordnung transportiert und an Ort und Stelle einquartiert worden. Dowie selbst folgte in einem Spezial-Palastwaggon und bezog anfänglich ein eigenes Quartier von mehreren Zimmern in einem kostspieligen Hotel. Sein $5000-Gespann stand am Bahnhof bereit, um ihn an sein Hotel zu bringen, aber er änderte seinen Plan und stieg in einem anderen Bahnhof ab. Seine Versammlungen im großen Madison Square Amphitheater waren berechnet, den größtmöglichsten Effekt auf die Sinne auszuüben. Ein 600stimmiger Massenchor in weißen Gewändern zieht singend in den großen Saal ein und setzt sich auf die Bühne, worauf Dowie selbst in seinem glänzenden Gewand von Schwarz, Weiß und Purpur auf der Platform erscheint. In eben derselben Weise zieht sich der Massenchor nach Schluß der Versammlung singend zurück. Dowies äußere Erscheinung ist eine ehrwürdige und imponierende. Aber der Herr lehrt uns: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen,“ und wenn wir Dowies Worte und Werke nach diesem Maßstab bemessen, so erscheint er unzweifelhaft als ein falscher Prophet und ein Widerchrist — einer der vielen Widerchristen, vor denen die Schrift warnt und welche im Lichtgewande eines Engels fast die Auserwählten zu verführen vermögen. Ein Widerchrist ist nach der Schrift einer, der einmal die wahre Erleuchtung hatte, aber von derselben abgewichen ist. „Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns,“ schreibt der Apostel Johannes (1. Joh. 2, 19). Daß Irrlehrer, falsche Propheten und Widerchristen oft einen so großen Einfluß ausüben, kommt in erster Linie davon her, daß sie manches Wahre mit ihrer Irrlehre vermengen. Dieses ist bei Dowie der Fall. Er ist orthodox in Bezug auf die Gottheit Christi. Er gibt scheinbar Gott die Ehre für die Heilungen, die durch den eigenen Glauben der zu Heilenden bewirkt worden sind. Er predigt Keuschheit und gänzliche Enthaltsamkeit von alkoholischen Getränken und vom Tabak. Er geht weiter und verwirft Schweinefleisch, Austern und dergleichen als unreine Speisen, und ist ein Erzfeind aller Arzneimittel und Aerzte. Ebenso entschieden bekämpft er das Logenwesen der geheimen Gesellschaften. So gewinnt er von verschiedenen Seiten manch aufrichtigen und entschlossenen Anhänger von reinem Charakter und exemplarischem Lebenswandel. Und so hätte Dowie mit seinem treuen Anhang und den großartigen Vorkehrungen, die er für seinen Reformationsfeldzug in New York getroffen hatte, wirklich große Resultate erziehlen können. Aber — er wurde zu Schanden! Ein solches Schauspiel, wie dasselbe im Madison Square Garden sich entfaltete, hat New York nie zuvor gesehen, und wird es auch wahrscheinlich nie wieder sehen. Man hatte Dowie ja im Westen schon zur Genüge als ein Lästermaul sondergleichen kennen gelernt, aber in New York scheint er alle früheren Ausschreitungen in dieser Richtung weit übertroffen zu haben. Verblendet durch seinen riesenhaften finanziellen Erfolg und durch die fast abgöttische Verehrung seiner bemitleidungswürdigen Anhänger, aufgebläht

durch seinen kolossalen Egoismus, verstieg er sich zu einem solchen Höhengrad von wüsten Schimpfereien und Schmähreden, daß selbst die sensationellsten „gelben Journale" New Yorks inne halten und bekennen mußten, daß einige seiner Ausdrücke für ihre Spalten sich nicht schickten. Dabei wurde Dowie von einem solchen Jähzorn und einer solchen Wut ergriffen, daß das Publikum allen Respekt vor ihm verlor. In hellen Haufen verließen sie den Saal und die Polizei konnte nur mit Mühe den Tumult beschwichtigen. Dowie zeigte deutliche Vorzeichen jenes kommenden Wahnsinns, den viele für ihn prophezeit haben. Er prahlte vor seiner Ankunft in New York, daß er dort einen glorreichen Sieg erringen und daß Millionen von Dollars aus den Taschen der Reichen in seine Kasse fließen würden. Er begann seinen Feldzug in einer Weise, welche nur geeignet war, seine Zuhörer in Gegner, anstatt in Gönner zu verwandeln. Er beschimpfte in der gemeinsten Weise einige der angesehensten Prediger New Yorks, welche zum Teil ihm die Ehre angetan hatten, seine Versammlung zu besuchen, wie z. B. Dr. Henson, Dr. Parkhurst, Dr. Hillis. Er zeigte an, daß er hauptsächlich nach New York gekommen sei, um auf Dr. Buckleys Artikel über ihn, welcher vor etwa einem Jahre im „Century Magazine" erschien, zu erwidern. Aber er war in einem so aufgeregten Geisteszustand, daß er nur kurze Zeit mit Dr. Buckley sich abgab und seinen Text und sein Thema ganz und gar zu vergessen schien. Wir können die aufregenden Szenen, welche sich in der ersten Woche im Madison Square Garden abspielten, nicht verfolgen. Aber sie offenbarten Dowie in seinem wahren Charakter als einen Lästerer und Schmäher, der alle wesentlichen Charaktermerkmale eines wahren Propheten oder Boten Gottes schmerzlich entbehrt.

Die Schrift warnt uns, daß in den letzten Zeiten viele falsche Propheten und Irrlehrer auftreten werden, und Dowie selbst ist ein Beispiel derselben. Wir sollen „die Geister prüfen, ob sie aus Gott sind." Das erste auffallende Merkmal bei Dowie ist, daß seine äußere Lebensweise im grellsten Kontrast mit derjenigen eines wahren Propheten steht. Er prangt in dem massenhaften Reichtum, den er durch die Forderung des Zehnten von seinen bethörten Nachfolgern sich erworben hat. Alle Institutionen, welche er mit diesem Gelde gegründet hat, stehen in seinem Namen. Er ist absoluter Alleinbesitzer derselben und verwaltet sie wie er will. Er ist Präsident der „Zions Grundeigentum-Gesellschaft", der „Zions Bank", der „Zions Erziehungsanstalten", der „Zions Bau- und Fabrik-Gesellschaft", des „Zions Sekuritäten-Bureaus", der „Zions Zuckerwerk-Gesellschaft", der „Zions Druckerei", der „Zions Spitzen-Fabrik" u. s. w. Er verfügt vollständig über das ganze kolossale Vermögen der obigen Organisation.

Ein anderes prominentes Merkmal seines Charakters ist seine Eitelkeit und sein Hochmut. Sein ganzes Wesen ist himmelweit entfernt von der Demut und Selbstverleugnung eines wahren Propheten Gottes. Er hat auch keine wirkliche Botschaft der Rettung für die Menschheit. Er predigt nicht das Evangelium, sondern sich selbst. Sein Evangelium ist ein Evangelium der maßlosen Selbstverherrlichung. Notorität ist sein Lebenselement. Die Kehrseite seines Selbstruhms ist eine ebenso schamlose und unanständige Beschimpfung seiner Gegner. Seine schmutzigen Ausdrücke und seine offenbare Freude an denselben verraten den Abgrund, aus welchem sein Geist seine Inspiration schöpft. „Quillet ein Brunnen aus einem Loch süß und bitter?" frägt der Apostel Jakobus.

Nebstdem daß Dowie ein so wüstes Maul hat, entbehrt er andererseits den Mut und die Unerschrockenheit eines wahren Propheten Gottes. Er ist ein großer Maulheld auf der Plattform, aber er ist ein großer Feigling im Herzen und läßt sich beständig von seiner Leibgarde begleiten, aus der eingebildeten Furcht, daß jemand ihm nach dem Leben trachte. In diesem wie in anderen Stücken weicht er sehr weit ab von Elias und Johannes dem Täufer, seinen angeblichen Vorgängern.

Nachfolgenden offenen Brief hat Dr. Charles H. Parkhurst von New York an den falschen Propheten Dowie gerichtet, in welchem er sein Treiben in New York beim rechten Namen nennt und ins klare Licht stellt. Da der Brief durch die Presse Verbreitung über das ganze Land findet, so ist zu hoffen, daß dadurch manchen Verirrten und Verführten die Augen geöffnet werden. Folgendes ist der Brief: „Ich besuchte gestern abend Ihre Versammlung in Madison Square Garden. Ich ging mit dem Entschluß, dieselbe zu genießen, und wenn möglich gesegnet und in stand gesetzt zu werden, Anklagen, die, wie ich hörte, gegen Sie erhoben wurden, zu widerlegen. Allein mein Vorhaben wurde vereitelt. Ihr Benehmen auf der Rednerbühne vernichtete jede Spur von Sympathie, die ich mit Ihnen hatte. Niemals habe ich aus dem Munde eines öffentlichen Redners einen solchen Strom von schäumenden Zornesausbrüchen und gemeinen Schimpfereien vernommen. Ich kam, um Sie das Evangelium predigen zu hören; Sie predigten indessen nichts als Dowie, Zion City und ‚Stink Pot'. Ich mußte mich Ihrer schämen; und ich schämte mich fast in Ihrer Versammlung zu sein. Was ich hörte, war weit unter dem Niveau der Cirkusse, denen ich an demselben Ort beigewohnt habe. Der einzige Trost, den ich finden konnte, war, daß es so abscheulich und so weit unter aller Respektabilität war, daß selbst diejenigen unter Ihren Zuhörern, die mit dem Christentum nicht bekannt sind, keinen Gedanken haben konnten, daß dasselbe irgend etwas zu tun habe mit dem, was Sie sagten. Die Lächerlichkeit Ihres Gebahrens wurde nur erhöht durch die Grenzenlosigkeit Ihrer Anmaßungen. Würden Sie nur beanspruchen, ein gewöhnlicher Mensch zu sein, so wäre Hoffnung vorhanden, daß Sie Leute, die Sie Pöbel zu nennen belieben, erreichen könnten; allein selbst der Pöbel ist urteilsfähig und wohl im Stande zu unterscheiden zwischen einem Propheten und einem Gaukler, zwischen einem Elias und einem Prahlhans. Entweder ist Ihr Kopf verdreht, oder Ihr Herz vergiftet, oder Sie begehen arge Fehler in Ihren Methoden. Sie sind außer stande, das Volk durch Lärmen für den Zionismus, oder durch Schimpfen für das Himmelreich zu gewinnen. Ich hoffe, Sie nehmen dies in dem freundlichen Geist an, in welchem es gegeben ist, und daß es Ihnen zum Segen wird."

Das skandalöse Auftreten des falschen Propheten kam denn auch nach zwei Wochen zu einem kläglichen Abschluß. Seine Frau und sein Sohn reisten am Schluß der ersten Woche seines Kreuzzuges ab nach Europa. — Der finanzielle Erfolg, den er erhoffte, wurde zu Wasser. Etliche betrogene Schäfchen hat er in seinen Schafstall gelockt. Am 8. November hielt er in Carnegie Hall seine letzten, nur spärlich besuchten Versammlungen; in einer derselben taufte er 79 Personen, darunter 41 Frauen und zwei kleine Mädchen. Im Ganzen soll er, nach seinen Angaben 125 Personen in seine Kirche aufgenommen haben. In zwei Jahren, so kündigte er an, wolle er mit einem Heer von 10,000 wieder kommen.

Die plötzliche Abreise von Dr. Dowies Gattin und Sohn nach Europa

am Schluß der ersten Woche seines Feldzugs in New York gab Anlaß zu mancherlei Fragen und Gerüchten. Nach den stürmischen Erlebnissen Dowies in jener ersten Woche würde man schließen, daß die besänftigende Gegenwart seiner Frau nötiger als je wäre, um ihn im Zaum zu halten. Dowie erklärte, daß diese Reise schon längst zuvor geplant worden wäre und in keinerlei Beziehung zu den neulichen Vorkommnissen in New York stehe. Es ist aber immerhin auffallend, daß die Einschiffung gerade inmitten eines so wichtigen Unternehmens wie dieser Feldzug stattfand. Denn es hatte wohl niemand ein lebhafteres oder tieferes Interesse an dem Ausgang desselben, als Dowies eigene Frau und sein Sohn. Hat er sie fortgeschickt, oder wollten sie den Ausgang nicht abwarten? — In Verbindung mit der finanziellen Seite der Bewegung ist es interessant zu vernehmen, daß Dowie in seinen hohen Erwartungen arg getäuscht wurde. Nachdem der Prophet mit nicht geringer Selbstbefriedigung angekündigt hatte, daß er eine Anzahl Checks im Betrage von $500, $1000, und sogar einen im Betrage von $5000 empfangen habe, mußte er am nächsten Tage bekannt machen, daß mehrere davon gänzlich wertlos seien. Der prophetische Blick scheint ihm hier wenig zu statten gekommen zu sein. Als seine Gattin und sein Sohn so plötzlich nach Europa abreisten, wurde das Gerücht in Umlauf gesetzt, daß sie $7,000,000 in Gold mit sich genommen hätten. Dowie stellte dies den nächsten Tag in Abrede. Er konstatierte aber, daß er $23,000,000 besitze, er habe jedoch in seinem Testament nur fünf Prozent seiner Familie vermacht. Ein naives Bekenntnis in der That! Was denken die armen betörten Leute, welche ihren sauer verdienten Lohn in seinen großen Koffer fließen ließen, von dieser väterlichen Fürsorge des Propheten für seine Familie? Ein nettes Sümmchen, nicht wahr: $1,150,000! Aber die Summe wird wachsen, und wer verbürgt uns, daß dieser „Wiederhersteller" sich nicht veranlaßt sehen könnte, ein neues Testament zu machen und noch ein wenig besser für seine Familie zu sorgen? Während seines Aufenthalts in New York wurde seine Kutsche wegen einer unbezahlten Schuld von einem Gläubiger in Chicago gerichtlich belegt, und Dowie mußte die Sache ordnen. Er setzte dies auf die Rechnung der bösen Zeitungen, und konnte die $550, die er als Kompromiß auszahlen mußte, nicht verschmerzen. — Der Besuch seiner Versammlungen ließ mehr und mehr nach, je mehr sich sein Feldzug dem Ende nahte. Er konnte sich den Fehlschlag desselben nicht verhehlen, und äußerte sich öffentlich darüber in verdrießlicher Weise. „Packt euch nur fort!" schrie er den Leuten nach, die das Versammlungslokal vor Ende seiner Rede verließen, „in zwei Jahren, da ic im Chicago Auditorium redete, haben nicht so viele Leute meine Versammlungen verlassen, wie heute abend". Auf Dr. Parkhursts offenen Brief an ihn wußte er keine andere Antwort als: „Jener miserable Parkhurst! Was kümmere ich mich um ihn? Ich rede jede Woche zu mehr Zuhörern, als er in seinem ganzen Leben hatte, er ist nicht das Pulver wert, mit dem man ihn totschieße." Trotz seines jetzigen Mißerfolgs in New York prophezeit er große Dinge für die Zukunft: „Seit vielen Jahren kontrolliere ich 50,000 Stimmen in Chicago und beherrsche somit die politische Situation daselbst, und in fünf Jahren werde ich das auch in New York tun und euren Mayor erwählen." In Bezug auf sein „Restorations-Heer" sagte er, daß dasselbe „mit der Zeit auch Jerusalem wieder aufbauen werde, und dazu werde er die Juden nicht nötig haben. Die anglo-sächsische Rasse könnte ohne die letzteren fertig werden."

Ausland.

Das vierte Landesfest des bayerischen Hauptvereins des evangelischen Bundes fand vom 7. bis 9. September in Rothenburg o. T. statt. Die Begrüßungsansprachen am 8. September, als dem Hauptfesttage, nahmen ihren Anfang mit einer Rede des Rothenburger Bürgermeisters Mann. War schon der Beginn dieser Rede mit dem Worte: „Das aber ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den, den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen," bedeutsam, so gestaltete sich der fernere Verlauf derselben zu einem entschiedenen evangelischen Zeugnis. Nachdem der Redner erwähnt hatte, daß von den nahezu 5000 Einwohnern Rothenburgs 624 Katholiken und 115 Juden seien, fuhr er fort: „Es kann sich Rothenburg wohl noch eine protestantische Stadt nennen, und es wäre eine Schmach, wenn wir uns nicht unseres evangelischen Glaubens freuen und dieses offen bekennen würden. . . . . Welche gewaltige Macht würden die evangelischen Deutschen im Staatsleben repräsentieren, wenn auch nur im großen und ganzen eine Einigkeit vorhanden wäre. Aber in Wirklichkeit sehen wir massenhafte Abwendungen vom kirchlichen Leben und eine schreckliche Interesselosigkeit gegenüber den herrlichen Gaben des Christentums. Wie ist es wohl zu erklären, daß in allen Kulturstaaten die großen Volksmassen die wahre christliche Freiheit verschmähen und einerseits in knechtischer Zucht sich wohl fühlen, andererseits der Kirche und dem Christentume den Rücken kehren zur Verfolgung, eigener nicht zum Heile führender Ziele? Die Gegner des evangelischen Glaubens rühmen sich jederzeit ihrer Einigkeit, die sie stark mache. Das soll uns an unsere Pflicht zur Sammlung erinnern." Daß man im Rothenburger Stadtregiment noch evangelisch denkt und spricht, wirkt wohltuend gegenüber anderen protestantischen Städten Frankens, wo eine katholische Minderheit Anlaß gibt, immer von neuem mit Aengstlichkeit den paritätischen Charakter des Gemeinwesens hervorzuheben, wenn man nicht gar vor derselben förmlich zusammenknickt. Konf.-Rat Schmetzer aus Ansbach führte u. a. aus, der notwendig zu führende Kampf gelte den heiligsten Gütern. Darauf komme es an, daß derselbe mit maßvoller Besonnenheit, mit Waffen der Wahrheit und zugunsten der Wahrheit geführt werde. Daß der evangelische Bund sich dieser Aufgabe bewußt sei, habe er durch die Art seines Eintretens in Würzburg bewiesen, wo er die evangelische Lehre sichergestellt habe gegen tiefe Kränkung und die geschichtliche Wahrheit geschützt gegen trübe Umnebelung. Bei der zweiten großen Versammlung kam auch der altkatholische Pfr. Kreutzer aus Kempten zu Wort mit einem Vortrag über „Katholizismus und Ultramontanismus". Dieser Vortrag vor allem, dann der Umstand, daß auch die Amtsgebäude während des Festes beflaggt waren, und daß bei den musikalischen Vorträgen die Kapelle des 10. Infanterie-Regiments mitwirkte, hat die ultramontane Presse in Harnisch gebracht. Die „Augsb. Postztg." zitierte den Ausspruch des altkatholischen Pfarrers Kreutzer: „Mit den Ultramontanen in der Angst vor der Sozialdemokratie paktieren, heißt Deutschland einer Zukunft ausliefern, die um kein Haar besser ist, als wenn es dem Sozialismus verfiele." Solche Aeußerungen, gibt sie vor, müßten der Umsturzpartei massenhaft Rekruten zuführen. „Dieser Eventualität hat man auf dem Bundestage in Rothenburg bei festlich beflaggtem Bezirksamt, Rentamt und Rathaus, also sozusagen mit behördlichem Segen, zynisch und frivol ins Auge gesehen." Wenn freilich die Ultramontanen durch Wahlbündnisse die Sozial-

demokratie direkt fördern, wenn hohe römische Geistliche die Domsakristei in Speyer zu Verhandlungen hierüber benutzen, wenn weiter bei katholischen Festen die Staatsgebäude beflaggt und Regimentskapellen zu deren Verherrlichung beigezogen werden, dann ist es etwas durchaus anderes, denn den Römischen muß in Bayern alles erlaubt sein. — Am Tage nach dem Feste trat ein Rothenburger Zweigverein des Evangelischen Bundes ins Leben, dem sich sofort eine große Anzahl Mitglieder anschloß.

Auch ein Zeichen der Zeit: Mit dem Sitze in Leipzig hat sich ein „Buddhistischer Missionsverein in Deutschland" gebildet, der sich die Aufgabe gestellt hat, die buddhistische Regierungsphilosophie „durch Zusammenschluß vieler in weiteren Kreisen der Völker des Abendlandes zu verbreiten".

Am 4. Oktober abends starb in Greifswald der ordentliche Professor der Theologie, D. Dr. jur. Cremer, plötzlich infolge eines Gehirnschlages, nachdem er mehrere Monate mit schwerem Unwohlsein gekämpft hatte. Herman Cremer war am 18. Oktober 1834 zu Unna in Westfalen geboren, studierte in Halle und Tübingen und wurde 1859 Pfarrer in Östönnen bei Soest; seit 1870 wirkte er als ordentlicher Professor in Greifswald, 1886 wurde er zum Konsistorialrat daselbst ernannt, auch gehörte er der Prüfungskommission an. Professor Cremer hat auf seine Schüler einen außerordentlich nachhaltigen und segensreichen Einfluß geübt; seine Berufung an die Universität Greifswald bildete für die dortige theologische Fakultät den Beginn einer glänzenden Epoche; in großen Scharen strömten die Theologiestudierenden auf die pommersche Hochschule. Daneben übte Professor Cremer als Mitglied der pommerschen Provinzial- und der Generalsynode auch auf kirchenpolitischem Gebiete eine weitreichende Tätigkeit aus. Jahrzehnte lang war er das anerkannte Haupt der positiven Theologie in Preußen; die Universität Greifswald verdankt ihm in erster Linie ihre eigenartige Stellung und ihre langjährige, erstaunliche Blüte. Ein Mann von großer Gelehrsamkeit und kraftvoll polemischer Art, war er doch vor allem auf die Rettung der Seelen bedacht und übte durch die erbauliche Tendenz seiner Theologie auf die gläubigen Laienkreise großen Einfluß. Der Gruppe der Positiven Union hat er als ein eifriges und hochverehrtes Mitglied angehört und in der synodalen Arbeit mit großer Energie seine Anschauungen durchzusetzen sich bemüht. Sein Andenken wird von der großen Zahl seiner Schüler dankbar verehrt werden. Die Früchte seiner Arbeit werden auch den späteren Geschlechtern in Kirche und Theologie zugute kommen. Von seinen zahlreichen Schriften sind am bekanntesten das 1866 erschienene „Biblisch-theologische Wörterbuch der neutestamentlichen Gräzität", „Das Wort vom Kreuz", „Die Rechtfertigungslehre des Paulus" und „Zum Kampf um das Apostolikum".

„Aus Franken" schreibt man der „Augs. Abendztg.": „Geraume Zeit schon erfreut sich der Stand der protestantischen Geistlichen der gröblichsten Anwürfe von Seiten der Zentrumspresse. Wir erinnern nur an den Vorwurf, daß die „Herrn protestantischen Pastoren" vor Jesuitenfurcht, Romhaß und Zentrumsfresserei keine Zeit für ihre Schäflein hätten, und dieselben in die Arme der Sozialdemokratie laufen ließen, ein Vorwurf, der von dem „Korrespondenzblatt der evangelischen Geistlichen Bayerns" mit der treffenden Bemerkung abgefertigt wurde, daß bei den Gerichts-

verhandlungen „Im Armenhause verhungert" und „Im Armenhause verfault" nicht protestantische Pfarrer auf der Anklagebank saßen". — Indessen sind zwei neue derartige Fälle vorgekommen. Eltern in Breitenlesau, Amtsgericht Hollfeld, ließen ihren geistig nicht normalen Sohn ebenfalls bei lebendigem Leibe verfaulen. Der Zustand, in dem die Leiche gefunden wurde, war derart, daß es nicht wiedergegeben werden kann. Nur ein Satz mag genügen: Die bloßgelegten Knochen waren vermorscht und angefault. Der katholische Pfarrer der Gemeinde sagte aus, er habe den Kranken wiederholt besucht und nie eine Klage von ihm gehört! Von dem entsetzlichen Zustand desselben hat er, scheint es, nichts gesehen. Er meinte, das Lager sei ärmlich, schlecht, schmutzig gewesen, „wie halt die Zustände sind draußen in einem Gebirgsdorf!" — Kurz nach diesem Falle kam in Bamberg beim königlichen Landgericht ein ähnlicher Fall zur Verhandlung. Nachtwächterseheleute in Teuschnitz haben die Mutter der Frau in derselben grauenhaften Weise verfaulen lassen. Der Schwiegersohn äußerte sich der Kranken gegenüber: „Die ist nicht mehr wert, als daß sie die Würmer fressen. Die sollte man lebendig begraben." Selbst das zur Reinigung notwendige Wasser wurde der Mutter von der eigenen Tochter verweigert. Der katholische Pfarrer von Teuschnitz, der die Verstorbene 24 Stunden vor ihrem Tode mit den Sterbesakramenten versah, will von dem Verwesungszustande derselben nichts bemerkt haben, welche Aussage bei den Gerichtsherren und den Sachverständigen gerechte Verwunderung hervorrief. Angesichts solcher Vorkommnisse, angesichts der entsetzlichen Roheitsdelikte, Inzeste, Vater- und Muttermorde, die immer wieder aus den stockkatholischen Kreisen des Landes laut werden, sollten die Römischen doch mit ihrem Vorwurf gegen evangelische Pfarrer, als ließen diese „ihre Schäflein" verwildern, zurückhalten. Aber was will man von Leuten erwarten, deren Leiborgane eine Sprache führen wie das „Münch. Tagebl.", das im vorigen Jahre drohend hervorhob, daß es in Bayern noch Leute gebe, welche gegen nichtkatholische Geistesrichtungen und deren Vorkämpfer „mit Dreschflegeln und Mistgabeln" zu operiren wüßten.

Den schauerlichen Fall Dippold wollten ultramontane Blätter der Universitätsfreiheit auf Rechnung setzen. Nun kommt aber die über das Vorleben des scheußlichen Verbrechers anscheinend ausgezeichnet unterrichtete Würzburger „Neue Bayrische Landeszeitung", ein agrarisches Organ, und weist an ganz andere Stellen hin, auf Sümpfe, deren Existenz allein schon die Römischen in der Kammer bescheidener machen und vor allem abhalten sollte, über die „Luthermoral" zu höhnen. Das genannte Blatt erzählt von der guten Erziehung, die dem Dippold zuteil wurde. Ein tüchtiger Lehrer und Pfarrer vermittelten ihm den Eintritt ins Seminar zu Bamberg und Münnerstadt. „Was er hier gesehen und gelernt, wir wollen es mit Nacht und Grauen bedecken. Dippold mag es in seinen Selbstbekenntnissen niederlegen, wir müßten die Feder eines Marquis Sade haben, um das Unsagbare zu beschreiben. Grundverdorben an Herz, Seele und Phantasie kam Dippold an die Hochschule . . . Das Schwurgericht hat darum auch die sexuellen Vergehen Dippolds nicht weiter berührt und auch nicht bestraft, denn sonst hätte es dem Verteidiger Veranlassung gegeben, die Frage zu stellen: Wer waren die Lehrmeister Dippolds? Wenn man einen derselben, der ein ganzes Seminar und Gymnasium sittlich verpestet hat, straflos über die Grenze entkommen ließ, kann man dem Schüler und Opfer

nicht die höchste Strafe zuerkennen. Die Zentrumspresse hätte alle Ursache, in der Suche nach der Schuld des Dippold recht vorsichtig zu sein." Wenn das wahr ist, wofür wir natürlich die Verantwortung dem genannten Blatte überlassen, so wäre es wohl geeignet, die Behauptung Pichlers, daß 80 Prozent der nur zu häufig auftauchenden Skandalgeschichten aus priesterlichen Kreisen erlogen seien, in Frage zu stellen.

Wie sehr der in Frankreich herrschende radikale Geist gleich einem Krebsschaden um sich frißt, beweisen folgende Tatsachen: In den Lyzeen entstehen freidenkerische Gesellschaften, deren Glieder sich verpflichten, keinem Gottesdienst mehr beizuwohnen, hingegen aber an allen antiklerikalen Manifestationen teilzunehmen. — Bei dem letzten Kongreß der Unterrichtsliga wurde der Antrag gestellt, nur solche Lehrer an den Volksuniversitäten zuzulassen, die frei sind von jedem religiösen Glauben. Ein Gegenantrag, der die persönlichen Ueberzeugungen respektiert wissen wollte, wurde niedergestimmt. — Als das letzte Kriegsschiff „Jules Ferry" in Brest dem Meer übergeben wurde, verbot der Marineminister jegliche religiöse Zeremonie. Wenn man auch den „Schiffstaufen" das Wort nicht reden kann, so ist es doch peinlich zu sehen, daß jedes religiöse Element von solcher Feier ausgeschlossen wird. — In Lamelouse, einer Gemeinde des südlichen Frankreichs bei Alais, besteht eine konfessionslose Schule, in welcher durch die Haushälterin des Lehrers den Mädchen der Nähunterricht erteilt wird für ein Entgelt von 40 Frcs. jährlich, das ihr der Gemeinderat auszahlt. Nun beteiligte sich aber dieselbe Person als Gehilfin auch an dem Sonntagschulunterricht der protestantischen Gemeinde. Daraufhin schrieb der „Petit Meridional": „Frl. X. gibt sich dazu her, Sonntags die Kinder in der Bibel d. h. in dem Irrtum und der Lüge zu unterrichten," anstatt im Nähen. Das geschieht in der so ganz republikanischen und sozialistischen Gemeinde von Lamelouse. In dem Augenblick, wo der Kampf entbrannt ist zwischen dem konfessionslosen und dem religiösen Geist, muß solch ein Zustand aufhören." So verstehen die französischen Freidenker die Religions- und Gewissensfreiheit. Ueber solche Auslassungen darf man sich nicht wundern, wenn man bedenkt, daß sogar ein Professor der Sorbonne, Aulard, erst vor kurzen in einer öffentlichen Kontroverse mit dem bekannten Philosophen und Abgeordneten Buisson erklärt hat: „Nur keine Zweideutigkeit! Wir wollen die Religion zerstören!" und daß ein Hauptblatt der Radikalen schrieb: „Wenn unsere Partei die Macht in Händen hätte, so wären wir bald fertig mit den Kirchen; wir würden sie schon zu zerstören wissen durch eine Reihe von schnellen, unmittelbaren und entscheidenden Maßregeln, ohne uns um eitle liberale Sophismen zu bekümmern."

Einen gemäßigteren Gesetzentwurf über die Trennung von Kirche und Staat als derjenige von Fr. dePressensé hat der sozialistische Abgeordnete Briand verfaßt. Derselbe wird der Abgeordneten Kammer zur Beratung unterbreitet werden — wann? ist noch unbestimmt —, er wird aber deshalb jetzt schon von der Presse besprochen. Im ganzen genommen geht auch dieser Entwurf, der wesentlich gegen die politische Macht der römischen Kirche gerichtet ist, auf solche Einschränkung ihrer Tätigkeit hinaus, daß durch dessen Inkrafttreten Frankreich allmählich entchristlicht würde. Die materiellen Mittel der Kirche würden auf das dringend notwendigste reduziert, alle bestehenden christlichen Werke nach und nach

ruiniert, neue aber unmöglich; der Staat würde die Hand auf die Kirchen und Pfarrhäuser legen zugunsten der Zivilgemeinden. Der Entwurf spricht z. B. im Prinzipe die Kultusfreiheit aus, aber dann hemmt er deren Ausübung so sehr, daß er die Gottesdienste den öffentlichen Versammlungen gleichstellt, so daß jeder Gottesdienst angezeigt und ein „Bureau" wie bei einer politischen Versammlung gebildet werden müßte! Daß solch eine Bestimmung rein unannehmbar ist, liegt auf der Hand. Auch die protestantischen Kirchen wären selbstverständlich durch die Annahme dieses Entwurfs — die übrigens noch im weiten Felde steht — sehr geschädigt.

Russische Brutalität! Schon vor einiger Zeit brachten die Zeitungen die Nachricht, die russische Regierung habe verfügt, daß der armenisch-gregorianischen Kirche die selbständige Verwaltung ihres Vermögens nicht mehr gestattet werde, und daß die Regierung dieselbe übernehmen wolle. Ein solch brutaler Gewaltakt erschien sogar Kennern russischer Zustände nicht glaublich, und selbst als einzelne Tagesblätter von einem bewaffneten Widerstande berichteten, den armenische Gemeindeglieder an einzelnen Orten einer russischn Kommission geleistet hätten, die behufs Aufnahme des Kirchenvermögens dorthin gekommen sei, konnte man immer noch meinen, daß dieser Widerstand einem räuberischen Vorgehen einzelner russischer Tschinownik̄s gegolten habe. Jetzt freilich, nachdem die Regierung die näheren Bestimmungen über die Uebernahme der Kirchengüter der armenisch-gregorianischen Kirche veröffentlicht hat, müssen alle Zweifel schwinden. Diesen Bestimmungen ist folgendes zu entnehmen: Städtische Häuser, Buden, Karawanserais, Mühlen, Weinkeller und andere Oekonomiebauten, mit Ausnahme von Wohnhäusern und Wohnräumen, sowie von Wirtschaftslagern und Baulichkeiten, die für den Bedarf der Geistlichkeit zu deren Verfügung bleiben, werden mit dem gesamten zu ihnen gehörenden Inventar und mit dem Grundstücke, auf welchem sie stehen, übernommen. Sommerräumlichkeiten des Patriarchen und der Eparchialbischöfe, die diesen von altersher gehören, verbleiben nebst den ihnen anliegenden Frucht- und Gemüsegärten und Lustwäldchen den erwähnten geistlichen Personen zur Nutznießung. Bei den Land- und Forstgütern werden mit dem Gute gleichzeitig auch die Betriebsgerätschaften übernommen, während das Vieh, das Getreide und die übrigen vorhandenen Wirtschaftvorräte den Personen und Institutionen zu belassen sind, deren Verwaltung das betreffende Gut entzogen wird. Falls die im Besitze der Kirche oder einer geistlichen Institution befindlichen Grundstücke die vom Gesetz vorgeschriebene Norm von drei Dessätinen (ca. 10 Morgen) in unbedeutendem Maße übersteigen und nach der Abgrenzung keine weitere selbständige Wirtschaftseinheit bilden können, so unterliegen diese Ueberschüsse bis auf weitere besondere Anordnung nicht der Uebernahme, was im Protokoll zu bemerken ist. Von den Kapitalien sind sämtliche zinstragende Papiere, Hypotheken auf Immobilien und Schuldverschreibungen, sowie von den kirchlichen Barsummen alle Summen über Tausend hinaus in runden Hunderten zu übernehmen. Der Ueberschuß verbleibt für die laufenden Kirchenausgaben, was in dem Uebernahmeprotokoll zu bemerken ist.

Die Antwort der armenischen Kirche auf diesen brutalen Gewaltstreich des russischen Staates gibt folgende Nachricht:

Der armenische Erzbischof Mkirtitsch, der oberste Patriarch und Katholikos aller Armenier, hat in einem öffentlichen Gottesdienste in Tiflis vor allem Volke feierlich über den Zaren und dessen Regierung den

kirchlichen Fluch ausgesprochen. Da sich derlei geistliche armenische Flüche bisher nur gegen den Sultan und ab und zu gegen den Schah richteten und es das erstemal ist, daß ein christlicher Monarch einer solchen Prodezur ausgesetzt ist, erregt der Vorgang in Rußland ungeheures Aufsehen, zumal sich die russische Regierung seit Jahrhunderten zum speziellen Schützer armenischer Interessen aufwarf und die Unbotmäßigkeit der Armenier unter türkischer Herrschaft auf die Bedrückungssucht der Osmanen zurückführte. Die Ursache der gegen Rußland gerichteten Bewegung der Armenier liegt in der Konfiskation des armenischen Kirchenvermögens, das vorzugsweise für Schulzwecke dient, durch das Ministerium des Herrn v. Plehwe. Dieses Kapital reicht mit seinen Anfängen bis in das 8. Jahrhundert zurück und besteht aus Spenden von Armeniern aller Länder. Herr v. Plehwe glaubt, daß die Kinder in den armenischen Schulen nicht in russischem Sinne erzogen würden, und konfiszierte das für sie bestimmte Kapital mit einem der in Rußland üblichen Gewaltstreiche. Die Folgen waren mit Blutvergießen verknüpfte Unruhen unter der armenischen Bevölkerung des Kaukasus, denen sich nun die offizielle Verfluchung des Zaren und der russischen Regierung durch den Katholikos anschließt.

Litteratur.

Im eigenen Verlag (Eden Publ. House, St. Louis) erschien eine hübsche Jugendschrift, recht geeignet für den Weihnachtstisch: „Hanna", oder der Weg zum wahren Glück. Von Pastor Aug. Kuhn. 149 Seiten, in Leinwand mit aufgepreßtem Goldtitel. Preis: Einzeln 40 Cts.; Dutzend $3.85; 50 Stück $15.00; 100 Stück $26.70. Das Büchlein erzählt uns in sechs Kapiteln die Lebensgeschichte der „Hanna", die armer, verkommener Leute Kind, frühe verwaist zurückgelassen wird in einer rauhen Welt. Doch dem Schicksal, als Gemeindearme behandelt zu werden, entgeht sie durch die liebende Fürsorge des Ortspastors und scheint vom Glück geradezu begünstigt, da eine adelige Familie sie als Kind annimmt, aber die gesetzliche Adoption unterläßt. Aber sie muß erfahren, daß Reichtum nicht glücklich macht und — zerbricht wie Glas. Als zwar vornehme aber arme Waise kehrt sie ins heimatliche Pfarrhaus zurück, wo sie liebevolle und verständnisvolle leibliche und geistliche Pflege findet. Als Schwiegertochter wird sie nun erst recht ein Familienglied ihres Ortspastors, obwohl in der Ferne wohnend. Doch erst der Tod ihres Erstgebornen öffnet ihr das Geistesauge, daß sie den Heiland findet und nun erst recht ihrem Gatten und der Gemeinde zum größten Segen wird. So hat der Tod ihr erst den Weg zum wahren Glück gezeigt, auf welchem Weg sie dann auch bis zu ihrem frühen seligen Heimgang fortschreiten durfte. — Möge unter Gottes Segen dieses kleine Büchlein vielen, Jungen und Alten, ein Wegweiser zum wahren Glück werden.

Vom Verlag von Jul. Begas in Schleswig kam uns zu: Vier Kapitel von der Landeskirche. Den Freunden der Kirche zur Erwägung dargeboten von D. Theodor Kaftan, 232 Seiten. Ein äußerst inhaltreiches, markant geschriebenes Buch, das wir gerne in den Händen jedes Synodalen sehen möchten. Es ist keine leichte und seichte Lektüre, über die man schnell hinweglesen kann; sondern das Buch ist streng wissenschaftlich und logisch aufgebaut. Man kann das spätere nur dann verstehen, wenn man das frühere recht gefaßt hat. — Wir haben im Vorwort

Proben aus der Einleitung des Verfassers gegeben. Er fragt des weiteren, welche Gestalt der Kirche für die Zukunft am besten ihrem Zweck entsprechen wird und führt aus, daß das die Volkskirche als Landeskirche (im Gegensatz zur Freikirche) sein möchte. Bei dieser Darlegung angekommen, zerlegt sich seine Arbeit in vier Kapitel:

1. Die Kirche Jesu Christi und die Landeskirche.
2. Die Landeskirche und der Staat.
3. Die Organisation der Landeskirche.
4. Die landeskirchliche Arbeit. — Schluß.

Obwohl wir hier zulande die Freikirche, Synodalkirche, als das geschichtlich gewordene und einzig mögliche haben, so werden doch in dem Buche so viele ernste Fragen der Gegenwart angeregt und behandelt, Fragen, die auch für uns von größter Wichtigkeit sind, daß um ihrer willen das Buch auch für uns großen Wert hat. So z. B. die Frage des Verhältnisses zwischen der Kirche und den theologischen Fakultäten; die Frage der Lehrfreiheit; die Frage der Bekenntniszucht u. dgl. Das Buch ist geeignet, zu klarem und scharfen Urteil in diesen Fragen zu verhelfen.

Vom Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh, kamen uns folgende Schriften zu: K. Thimme, „Luthers Stellung zur Heiligen Schrift." 104 Seiten, Preis: Geh. 1.80 M.; geb. 2.40 M. Der Verfasser will eine von Einseitigkeiten freie, rein sachlich und geschichtlich begründete Auffassung der Stellung Luthers zur Schrift darbieten, in welcher „weniger der Verfasser als Luther selbst und zwar ‚der ganze Luther' das Wort führt." Es ist eine von der theologischen Fakultät der Universität Göttingen anerkannte Lizentiatenarbeit. Am Schluß folgt ein „Inhaltsverzeichnis", d. h. eine sehr ins einzelne ausgeführte Disposition des Ganzen, die aber dann im Text nicht durch Ueberschriften hervortritt.

Dreierlei kommt für das Verständnis der Stellung Luthers zur Bibel in Betracht:

1. Die katholische Anschauung, darin er aufgewachsen ist.
2. Seine persönliche Glaubenserfahrung, in der die letztere wesentlich umgebildet ist. Es bleibt dabei zu untersuchen, ob er nicht vielleicht unbewußt beträchtliche Reste des Katholischen beibehalten hat.
3. Die Kämpfe mit den Gegnern, in denen Luther seine Glaubenserfahrung vertreten und ihren Sätzen gegenüber in scharfen Gegensätzen ausgeprägt hat.

Der Verfasser führt zuerst aus, wie Luther die Heilskraft der Schrift an sich persönlich erfahren und als Wirkung des der Schrift innewohnenden Geistes Gottes erkannt hat. Daraus erwuchs ihm die Autorität der Schrift als in ihrem göttlichen Ursprung begründet und darum scharf verteidigt gegenüber allen kirchlichen und traditionellen Autoritäten. Des Weiteren kommen die Aussprüche Luthers in Betracht, worin seine freie, z. T. kritische Stellung zu den einzelnen Schriften des Alten und Neuen Testaments sich dokumentiert. Sein Kanon für die Autorität ist: was Christum treibet, erkennt er für prophetisch und apostolisch und für Gottes Wort; was diese Art nicht an sich hat, gilt ihm nicht viel.

Das Schriftchen ist gewiß vielen ein willkommener Beitrag zu der in Rede stehenden Frage, namentlich denen, die Luthers Schriften nicht selbst besitzen; aber auch denen, die sie haben; denn was sonst hin und her zerstreut ist in vielen Büchern ist hier mit großem Fleiß und Sorgfalt zusammenge-

sucht und im Originaltext, deutsch oder lateinisch, wiedergegeben. So wird diese Monographie zu einer Fundgrube für Belegstellen in betreff der Stellung Luthers zur Schrift.

Aus demselben Verlag: G. Stosch, Lic. Theol. „Das Heidentum“ als religiöses Problem in missionswissenschaftlichen Umrissen. 155 Seiten. Preis: 2.40 M.; geb. 3 M. — Die Schrift ist eine Ueberarbeitung von Vorlesungen, die der Verfasser an der Universität Berlin gehalten hat. In der Einleitung gibt er die Bestimmung und Abgrenzung seiner Aufgabe. Nicht eine ethnographische Beschreibung der Volksreligionen und -Sitten ist zu geben, sondern eine prinzipielle Darstellung des Heidentums nach seinem Wesen und Entstehung. Im Vergleich mit der vergleichenden Religionswissenschaft und der allgemeinen Religionsgeschichte wahrt sich diese Monographie ihre Selbständigkeit dadurch, daß sie die Absolutheit der christlichen Offenbarungsreligion voraussetzt und die heidnischen Religionen als Religionen des Abfalls von einer Uroffenbarung charakterisiert.

Durch diese Voraussetzung und den Gegensatz gegen die modernen religionsphilosophischen Systeme, die alle mehr oder weniger von den Voraussetzung des evolutionistischen Gedankens beherrscht sind, — wird dann auch die Einteilung der missionswissenschaftlichen Abhandlung bestimmt. Der Verfasser behandelt seinen Stoff in vier Hauptgruppen:

1. Der biblisch-theologische Begriff des Heidentums.
2. Wesen und Entstehung des Heidentums in allgemeinen Grundrissen nach biblischer Lehre und den literarischen Dokumenten und sonstigen Lebensäußerungen der vornehmsten Religionen.
3. Der gegenwärtige Bestand des Heidentums in Indien, China, Japan, und bei den kulturlosen Völkern.
4. Die Probleme, die der Mission aus dem religiösen Stande der Völkerwelt sich ergeben und ihre Macht, sie zu lösen.

Ein sehr instruktives Werk, das namentlich gegenüber dem modern-heidnischen Streben innerhalb der Christenheit sich als eine schätzenswerte Waffe erweisen dürfte gegen die buddhistischen und andern Missionen in unserem Lande.

Aus demselben Verlag kam: Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. 5. Heft, 1903 (7. Jahrgang). Es enthält zwei Arbeiten:

Der Begriff der Gnade im neuen Testament. Von R. Vömel; und Tertullians dogmatische und ethische Grundanschauungen. Von Dr. Theol. W. Vollert. 82 Seiten. Preis: 1.40 Mark.

Der erste Teil behandelt den Begriff der Gnade bei Lukas, Paulus, im Hebräerbrief, bei Petrus, Johannes, in der Apokalypse, dem Jakobus- und Judasbrief. Der Schluß faßt nachträglich das Resultat in Kürze zusammen und gibt ein Verzeichnis der neutestamentlichen Stellen, in welchen das Wort χάρις vorkommt.

Der zweite Teil gibt ein gutes Bild von dem Leben und Wirken des rühmlich bekannten Tertullian und gibt einen Einblick in die religiösen und dogmatischen Anschauungen des Mannes, die er im Kampfe gegen das Heidentum und die Häretiker verteidigt hat. Eine sehr interessante Lektüre für Leute unseres Jahrhunderts, deren Glaubenssystem von allerlei modernen Gedanken erschüttert zu werden droht.

Die römische Kirche hat Tertullian als Ketzer gebrandmarkt. Noch Hie-

ronymus und Cyprian lasen gerne und täglich seine Schriften; Augustin und Vinzenz von Lerinum rühmen seine Beredtsamkeit und Gedankenreichtum. „Die protestantische Wissenschaft ist ihm gerecht geworden und schätzt in ihm den Schriftsteller der alten Kirche, der neben Irenäus die christlichen Lehren am tiefsten erfaßt, am graziösesten formuliert und am gewandtesten entwickelt hat.“ . . . . „Tertullian ist gegenüber den Vorwürfen des modernen Heidentums gegen das Christentum und für die kühle Mattherzigkeit und die schrankenlose Sinnlichkeit unseres materialistischen Zeitalters der eigentliche Klassiker.“

Die „Neue kirchliche Zeitschrift“ erscheint monatlich im Verlag von A. Deichert (Nachf.). Das Oktoberheft 1903 enthält folgende Artikel:

Die Entstehung des Liedes Luthers: „Ein feste Burg u. s. w.“; Kleine Beiträge zur evangelischen Geschichte (von Dr. Th. Zahn); Die geschichtliche Glaubwürdigkeit der im Ev. Johannis enthaltenen Reden Jesu.

Novemberheft: Schluß des zuletzt genannten Artikels. — Der Christus in der jüdischen Dichtung. — Etwas über die Entstehung und Begründung der Sonntagsfeier. — Der Todestag des Apostels Paulus.

„Mancherlei Gaben und ein Geist.“ 43. Jahrgang, 1. Heft. Zugesandt von F. Schäfer & Konradi. Preis: Jährlich 12 Hefte, $2.50. Diese homiletische Monatsschrift gibt beständig eine reiche Auswahl von Dispositionen und Predigtentwürfen für Sonn- und Festtage und Kasualien aller Art.

Behandelt werden in diesem Jahrgang die bayrischen Evangelien; altkirchliche Eisenacher und Württembergische Episteln; sächsische Perikopen IV. c. und Eisenacher alttestamentliche Perikopen. Also reiche Auswahl. — Die Kasualien sind: Tauf-, Trau- und Leichenreden. — Jedes Heft hat voran eine theologische Abhandlung. Das vorliegende: Das evangelische Predigtamt und die Tagespresse.

Unsere anderen deutschen Wechselblätter: „Glauben und Wissen“, von Dr. Dennert; „Die Studierstube“, von Dr. J. Böhmer; „Reich Christi“, von Dr. J. Lepsius; „Die Wartburg“, aus Lehmanns Verlag; Die „Katechetische Zeitschrift“, von Aug. Spanuth. Sie alle geben, jedes in seiner Art stets eine reiche Fülle belehrenden und anregenden Materials und können den Brüdern im Amte bestens empfohlen werden.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 M., einzelne Hefte 1 Mk. 50 Pfg. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Novemberheftes: Was ist Wahrheit? Von W. Kuhaupt. — Leben. Die frohe Botschaft eines armen Sünders. Von Peter Rosegger. (Fortsetzung.) — Vierzehn Originalbriefe Niebuhrs. (Aus den Jahren 1806—1808.) (Schluß.) — Die vier Schiefertafeln. Eine Allerseelen-Betrachtung eines Freilüftlers. Von Anton Fendrich. — Zwei Arbeiterbücher. Von K. St. — Ritter, Christus der Erlöser. — Gottfried Semper. Von Prof. Dr. M. Schmid-Aachen. — Puppen- und Menschenspieler. Von Felix Poppenberg. — Die Kamarilla unter Friedrich Wilhelm IV. — Die Jagd nach dem Wunderbaren. Von E. Sokal. — Hohe Kasinogäste. Von E. v. W. — Zu dem Aufsatz „Kinderpsychologie und Pädagogik“. Von Gersch. — Türmers Tagebuch: Sozialdemokratie und bürgerliche Gesellschaft. — Die fahrenden Spielleute als Träger der weltlichen Musik im Mittelalter. Von Dr. Karl Storck. — Die Berliner Wagner-Denkmalsfeier. Von Karl Storck. — Was unserm Musikleben fehlt. Eine „musikalische Zeitfrage“. Von K. St. — Kunstbeilagen: Singende Engel. Von den Brüdern van Eyck. (Photogravüre.) Das Kgl. Hoftheater in Dresden. Das Polytechnikum in Zürich. Von Gottfried Semper. — Notenbeilage: Bitte. Komp. von Elisabeth Brauer.

Wegen Raummangel mußte einiges hier zurückgelegt werden für nächste Nummer.

❀ Magazin ❀

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 6. Band. St. Louis, Mo. März 1904.

Die Vorgeschichte Israels und die neuere wissenschaftliche Forschung.

Von Ludwig Couard, Pfarrer in Klinkow bei Prenzlau.

Aus „Beweis des Glaubens“ abgedruckt mit gütiger Erlaubnis der Redaktion.*)

(Schluß.)

5. Wenn ich nun noch ins einzelne gehe, so ist es nicht meine Absicht, alle Kapitel von Gen. 12—15 der Reihe nach durchzugehen — nein, ich möchte nur an einigen besonders drastischen Beispielen das Verfahren der modernen „Wissenschaft“ aufdecken.

Gen. 14 berichtet uns von dem Kriegszuge, den vier Könige des Ostens gegen den König von Sodom und seine Bundesgenossen unternommen haben. Auf jeden unbefangenen Leser macht gerade dies Kapitel den Eindruck größter Altertümlichkeit, und Klostermann hat recht, wenn er (Geschichte Israels S. 20) sagt, es nehme sich aus „wie der Abdruck einer aus den Tagen Melchisedeks stammenden Inschrift.“ Würde dies nun aber die neuere kritische Schule zugeben, so würde sie dadurch ihren ganzen mühsam aufgerichteten Bau zerstören, darum muß nach ihr auch dies Kapitel einer späteren Zeit angehören. Und mit welchen Gründen sucht sie diese Ansicht zu stützen? „Die Namen der an der Stelle des jetzigen Salzmeers gelegenen Städte sind aus dem Alten Testament zusammengetragen,“ sagt Holzinger (Genesis S. 146). Also weil hier Namen erwähnt werden, die sich auch sonst noch im Alten Testament finden, so können sie hier nicht original sein, sondern der spät schreibende Verfasser muß sich die große Mühe gemacht haben, das Alte Testament nach alten Städten in der Nähe des Toten Meeres zu durchzuforschen! Weiter: „Von Asphaltgruben zu reden, war keine Kunst; dazu genügte ein Rückschluß aus den Erscheinungen, die vor-

---

*) „Beweis des Glaubens“ erscheint in Monatsheften im Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. Preis jährlich 8 Mark. Jedem Heft ist beigefügt in gleichem Umfang: „Theologischer Litteraturbericht“, in welchem die neuesten Erscheinungen auf dem ganzen Büchermarkt in zuverlässiger Weise besprochen werden.

lagen.“ Nun, Holzinger scheint in solchen Rückschlüssen bewandter zu sein, als der angeblich im Exil arbeitende Verfasser! „Von den Bundesgenossen Abrahams sind zwei einfach Ortsnamen der sonstigen Ueberlieferung, beim dritten wird es dasselbe sein.“ Aber sind damit die Personen schon aus der Welt geschafft? Hat man nicht auch noch in späterer Zeit Orte nach ihren Gründern genannt? Hat es etwa keinen Alexander gegeben, weil es eine Stadt Alexandria gibt, keinen Dan und keinen Eglon, weil Ortschaften diesen Namen führen? „Die Zahl 318 ist eine offenkundig künstliche.“ *) Das letztere wird sie aber aber erst durch Holzinger, der an ihre Historizität nicht glauben will! „Die Figur Melchisedeks ist erst in späterer Zeit dem Volksbewußtsein bekannt.“ So, woher weiß denn das Holzinger so genau? Im ganzen Alten Testament kommt der Name Melchisedeks außer an unserer Stelle nur noch Ps. 110, 4 vor — läßt sich wirklich aus diesen beiden Stellen solch ein Schluß ziehen? Dies und ähnliches sind die Gründe, welche die neuere kritische Schule für ihre Behauptung exilischer Abfassung dieses Kapitels beibringt, Gründe, mit denen man schließlich, wenn man will, die Geschichtlichkeit sämtlicher Urkunden verneinen kann! Und solche windige Behauptungen nennt man in unsern Tagen „wissenschaftliche Gründe“!

Nun legen aber die Keilschriften ein gewichtiges Veto gegen die Annahme exilischer Abfassung von Gen. 14 ein. Man hat in ihnen neuerdings die Namen wiedergefunden, die hier den Königen des Ostens beigelegt werden, denn es ist heutzutage zweifellos, daß der V. 1 genannte König Ariok von Ellasar identisch mit dem von Hammurabi besiegten König Iri-Aku von Larsa ist, daß neben dem elamitischen Königsnamen Kudur-dugmal (resp. Kudur-lughamar) eine elamitische Göttin Lagamar sich findet, so daß Kudur-lughamar = Kedor-laghomer ist, daß Hammurabi dem Amraphel der Bibel entspricht, da aus dem arabischen Namen Hammurabi erst halbbabylonisch Hammu-rapaltu und zuletzt ganzbabylonisch Kimtu-rapaltu geworden ist, und der halbbabylonischen Form Hammu-rappaltu Amraphel entspricht, und endlich, daß Ellasar = Larsa ist. Und „gerade dies Ellasar = Larsa ist ist ein richtiger Faustschlag gegen die Hypothese exilischer Entstehung von Gen. 14. Denn im Babylonischen ist diese Stadt bis in die ältesten Keilschriftenzeiten ausschließlich Larsa-am geschrieben worden, während die Form El-lasar (abgeleitet aus larsa unter Einfluß des el-l . . .) eine rein sabäische mit dem alten sabäischen Artikel ist, wie sie sich nur in der rein bewahrten Tradition des Terachiden erhalten konnte, in

---

*) Auch Gunkel, der sonst viel zurückhaltender als Holzinger ist, wenn er freilich auch in der Datierung unseres Kapitels der Ansicht der neueren Schule folgt, stimmt dem (S. 259) zu und führt an, daß nach dem Midrasch der Zahlenwert des Namens Eliezer 318 ist, sowie daß Winckler (Geschichte Israels II, 27) feststellt, daß 318 eine astronomische Zahl ist: 318 Tage ist der Mond im Jahre sichtbar, und es könnte somit der Mythus den Mondgott als einen Helden darstellen, dem 318 „geweihte“ Diener in seine Kämpfe folgen.

Babylonien selbst aber nie gebraucht ist" (Dr. Rudolf Zehnpfund in einem Brief an den Verfasser). Nehmen wir schließlich noch hinzu, daß der Gen. 14, 1 genannte Thidal aller Wahrscheinlichkeit nach identisch mit dem keilinschriftlich erwiesenen Tudchala, sowie Gojim = dem Guti-Volk ist, so haben wir hier eine so völlige historische Bestätigung von Gen. 14, wie wir sie uns nicht besser wünschen können.

Doch auch dieses kräftigen Argumentes weiß sich die neuere kritische Schule zu entledigen. „Thatsächlich ist die vorausgesetzte historische Situation unmöglich: die vorausgesetzte Vorherrschaft Elams fällt in die Zeit 2300—2000, Amraphel = Hammurabi aber hat um 1700—1650 regiert, d. h. der Verfasser hat auch hier Namen zusammengetragen ohne genauere Kenntnis der Geschichte," lesen wir bei Holzinger. Wie steht es nun aber damit? Nach Hommel (a. a. O. S. 40 f.) verhält sich die Sache so: Nachdem auf die semitischen Könige von Ur solche von Larsa gefolgt waren, erlangt ums Jahr 1900 (nach Winckler, Delitzsch, Hilprecht um 2250) ein Elamit, Iri-Aku mit Namen, der sich auch semitisch Arad-Sin und halb semitisch, halb sumerisch Rim-Sin nennt, den Thron von Larsa bezw. Sumir und Akkad. Sein Vater, der den rein elamitischen Namen Kudur-Mabug trägt, wird bald König von Martu (d. h. vom Westland), bald Fürst von Jamutbal (einem Teile Elams) genannt; Elam selbst stand unter der Herrschaft des Königs Kudur-lughamar, dessen Vasall Iri-Aku gewesen ist. Unterdessen hat sich aber eine arabische Dynastie in Nordbabylonien festzusetzen gewußt, schon hundert Jahre vor der Regierung Iri-Akus, und aus ihr geht ein König hervor, der für alle Zeit als der bedeutendste Herrscher Babyloniens gelten muß, Hammurabi. Er besiegt sowohl den Kudur-lughamar als auch den Iri-Aku von Larsa und dessen von Iri-Aku als Mitregenten angenommenen Vater Kudur-Mabug, und einigt Nord- und Südbabylonien in so gründlicher Weise, daß von da an die Stadt Babel mit kaum nennenswerten Unterbrechungen der politische Mittelpunkt Babyloniens für anderthalb Jahrtausende geblieben ist. Daraus geht doch klar und deutlich hervor, daß eben Hammurabi es war, der der elamitischen Vorherrschaft ein Ende machte, und wenn nach Gen. 14, 4. 5 Kedor-laghomer als das Haupt der Koalition erscheint, so haben wir den Feldzug der Könige des Ostens gegen das Westland eben in die Zeit zu verlegen, die der Besiegung des Kedor-laghomer durch Hammurabi voranging.

Auch dieser Grund hält also nicht stich — die neuere kritische Schule muß andere Beweise für ihre Ansicht beibringen. Und sie tut es auch. „Wie babylonische und elamitische Königsnamen etwa lauteten," sagt Wellhausen (Komposition des Hexateuchs u. s. w.[2] S. 310), „konnte man zur Zeit des Berosus (um 290 v. Chr.) sehr gut wissen. Man kann ruhig die Möglichkeit zugeben, daß Amraphel, Ariok, Kedor-Laghomer und Thidal wirklich einmal über ihre Länder geherrscht haben, ohne daß daraus im mindesten die Wahrheit dessen folgt, was in Gen 14 über sie erzählt wird. Wenn das Subjekt nicht existiert, so fällt die Aussage

von selber, das ist wahr. Aber man darf die Sache nicht umkehren und aus der Wirklichkeit des Subjektes auf die Richtigkeit der Aussage schließen." Aber die Sache liegt hier doch anders. Wenn uns etwas, dem wir an sich die Glaubwürdigkeit abzusprechen keinen Grund haben, noch durch ganz andersartige Urkunden auch nur in einem und zwar wichtigem Punkte bestätigt wird, so nimmt das jeder aufrichtige Geschichtsforscher dankbar hin und freut sich dessen, daß er nun bestimmt weiß, er habe sichere Geschichte vor sich. Vom Standpunkt jener Schule aus wird man sich freilich nicht scheuen, weiterhin zu behaupten, daß dieses ganze keilinschriftliche Material für die Geschichtlichkeit Abrahams nichts beweise, da ja Abraham später mit diesem Kriegszuge in Verbindung gebracht sein könne, weil man Lots Wohnsitz nach Sodom verlegte und er also gleichfalls in die Gefangenschaft geraten sein mußte. Ja, wenn Abraham inschriftlich belegt wäre! Aber das ist bisher eben noch nicht geglückt! Der Oxforder Professor A. H. Sayce meint zwar in seinem 1895 edierten kleinen Buche "Patriarchal Palestine", daß der Name Abram (Abi-ramu) neben dem Namen Jakob-el) und Jasup-ilu (was aber keineswegs = Joseph-el ist, vgl. Hommel a. a. O. S. 111 Anm.) auf den babylonischen Kontrakttafeln der Epoche Hammurabis gefunden sei, und es ist das gewiß richtig, daß ein „Sha-Martu, der Sohn des Abiramu" in einer Kontrakttafel aus der Zeit des Königs Apil-Sin (des Großvaters Hammurabis) vorkommt, aber Hommel bemerkt dazu sehr richtig, daß dies nicht überraschend sei, da ja sowohl Hammurabi als auch sein dritter Nachfolger Ammi-satna sich als Könige des Westlandes bezeichnet hätten (S. 95 Anm.) und eben ein Teil dieser Dynastie arabischen Ursprungs ist. Daraus erklärt sich das Vorkommen hebräischer (genauer: arabischer) Namen völlig. Es wäre ja schön, wenn uns auch der Terachide inschriftlich belegt würde, aber zum Beweise seiner Geschichtlichkeit ist das nach dem bisher Bemerkten wahrlich nicht mehr nötig, und ich bin überzeugt, die neuere Schule würde selbst dann, wenn dieser Fall eintreten sollte, der Ausflüchte genug finden, um ihre einmal festgelegte Position zu retten.

Als letzten beachtenswerten Grund gegen die Historizität von Gen. 14 führt die kritische Schule an, daß Melchisedek in ihm „in Worten redet, die einer späteren Stufe israelitischer Frömmigkeit entsprechen" (Holzinger). Wie nichtig diese Behauptung ist, habe ich schon dargetan, da ja diese Wissenschaft alles alte Material, das ihr unbequem ist, in die spätere Zeit verlegt, und ich möchte hier noch kurz im Gegensatz zu Holzingers kühner Behauptung auf den Abschnitt in Hommels lesenswertem Buch (S. 56—118) hinweisen, in dem er die Namen der Araber in Babylonien vor und zur Zeit Abrahams behandelt und aus ihnen den Nachweis führt, daß jene alten Araber damals schon eine viel reinere Gottesauffassung als alle andern Völker hatten, „die gegenüber der der Babylonier nicht anders denn als ein sehr hoch stehender Monotheismus bezeichnet werden kann, der ganz auf derselben Stufe steht, wie nach der biblischen Erzählung die Religion des Patriarchen Abraham"

(S. 87). Ich kann hier auf das reiche Material, das uns da geboten wird, nicht näher eingehen; wer sich dafür interessiert, den muß ich bitten, diesen Abschnitt selbst zu lesen, und er wird sich dann mit mir darüber freuen, daß durch ihn die kecke Behauptung der modernen Theologie, nach der sich Israel noch bis in die Königszeit hinein in krassem Heidentum, in Fetischismus, Totemismus und Animismus befunden habe, als völlig ungerechtfertigt und unwissenschaftlich gebrandmarkt wird.

Nach dem bisher Bemerkten glaube ich der Mühe überhoben zu sein, auf die mancherlei sonstigen Einsprüche, welche die neuere Theologie gegen Geschichtlichkeit bald dieser bald jener Genesiserzählung erhebt, noch des weiteren eingehen zu müssen. Nur eins will ich noch erwähnen, was wiederum für die Methode der kritischen Schule charakteristisch ist. Bei der Besprechung der Erzählung in Gen. 19 über den Untergang Sodoms und Gomorrhas erwähnt Holzinger einen Aufsatz von Blanckenhorn über die geologische Frage der Entstehung des toten Meeres (Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins 1896, S. 51 f.) und schreibt da: „Blanckenhorn nimmt an, daß die südliche, 1—6 m tiefe Bucht Kulturland gewesen und in einer plötzlichen Katastrophe versunken sei. Er denkt an ein mit einem Erdbeben verbundenes Einsinken längs einer oder mehrerer Bruchspalten, infolgedessen das Salzmeer sich nach Süden ausdehnte. Einen vulkanischen Ausbruch hält er für ausgeschlossen. Als Anlaß des Einsturzes will er nicht sowohl Auslaugungen, etwa von Kochsalzlagern, ansehen, sondern er nimmt ein tektonisches Beben, eine Bewegung von Schollen der Erdkruste längs der Spalten an. Es mögen bei dieser Gelegenheit brennbare Gase, Kohlenwasserstoff und Schwefelwasserstoff, den Ausgang gefunden und sich entzündet haben, so daß, ob nun mit oder ohne Gewitter, die ganze Luft über den geöffneten Spalten in Flammen stand; auch Asphalt und Petroleum können emporgestiegen sein und sich entzündet haben. Der Annahme, daß menschliche Ansiedelungen davon betroffen worden seien, also eine wirkliche Erinnerung daran sich erhalten habe, stehe nichts entgegen." Was folgert nun Holzinger daraus? Daß dies wiederum eine erwünschte Bestätigung der Geschichtlichkeit der Genesiserzählungen sei? O nein! Wir hören das Gegenteil: „Für die Historizität der Patriarchengeschichte folgt daraus natürlich nichts" (Genesis S. 157)!

6. Ziehen wir das Resultat unserer bisherigen Betrachtung, so ergibt sich folgendes: Die Gründe, die von seiten der modernen wissenschaftlichen Forschung gegen die Geschichtlichkeit der Genesiserzählungen vorgebracht werden, sind so haltlos, daß sie bei genauerer Betrachtung in sich zusammenbrechen. Sie können die Zuverlässigkeit jener dem nicht erschüttern, der nicht mit vorher fertigen Ansichten an sie herantritt und nur das aus ihnen herauslesen will, was er zu finden wünscht. Da nun andrerseits neuere Ausgrabungen, Entdeckungen und Untersuchungen nur das in ihnen Berichtete bestätigen und die Genesis in sich selbst die Bürgschaft der Wahrheit trägt — denn wäre sie wirk-

lich nur ein Sagengewebe späterer Zeit, das die Patriarchen, namentlich den Abraham, den „Erzvater par excellence", wie Wellhausen sich ausdrückt, verherrlichen sollte, dann würde sie wahrlich nicht deren Sünden und Schwächen so rückhaltlos aufdecken, sondern ihren Helden nur Vollkommenheiten andichten! — so bleibt es dabei: Wir haben in ihr Darstellungen des Lebens und der Religion der Patriarchen, die uns, weil sie aller Wahrscheinlichkeit nach auf alten schriftlichen Aufzeichnungen beruhen, ein zum mindesten in den Hauptsachen geschichtich treues Bild jener alten Zeit bieten.

II.

Ich gehe zur ägyptischen Zeit über und fasse da wiederum zuerst kurz zusammen, was Genesis und Exodus uns darüber berichten.

1. Nachdem Jakob mit seiner Familie nach Aegypten übergesiedelt ist, wird ihnen von Pharao das Weideland Gosen als Wohnsitz angewiesen. Lange Zeit leben sie hier in Ruhe und Frieden, bis ein neuer König aufkommt, der sie zu Frondiensten zwingt. Das starke Anwachsen des Volkes dünkt ihm für den Bestand seines Reiches gefährlich zu sein, darum gibt er den Befehl, die neugeborenen Kinder zu töten. Moses entrinnt diesem Geschick, wird an Pharaos Hofe erzogen, muß aber hernach, als er einen Aegypter erschlagen hat, fliehen. Nach vierzigjährigem Aufenthalt in der Wüste ergeht an ihn der göttliche Befehl, sein Volk zu befreien. Mit Wunderkraft ausgestattet, tritt er mit der Forderung, sein Volk ziehen zu lassen, vor Pharao, doch weist dieser sein Verlangen zurück. Erst durch vielfache göttliche Plagen wird er dazu vermocht, seine Erlaubnis zu Israels Auszug zu geben, und so verläßt dann das Volk das Land seiner Knechtschaft.

2. Während die Anhänger der neueren kritischen Schule in der Verneinung der Geschichtlichkeit der Patriarchenzeit völlig einig sind, ist hier die Zahl der Forscher bedeutend kleiner, die diesen Abschnitt der israelitischen Ueberlieferung völlig ins Reich der Sage verweisen. Freilich, das steht ihnen allen völlig fest, daß die uns vorliegende Gestalt der Traditionen viel Sagenhaftes enthält: die Häufung der Wunder, die Unsicherheit der Ueberlieferung über die Größe und die Wohnsitze Israels in Aegypten u. a. sollen das deutlich beweisen. Zudem meint man behaupten zu können, daß der Bericht des Exodus, nachdem sich der Grundstock des Volkes Israel in Aegypten zum Volk der zwölf Stämme ausgewachsen habe, schon deswegen unmöglich sei, weil sich doch das Volk erst in Kanaan zur eigentlichen Einheit zusammengeschlossen habe (Holzinger, Exodus-Kommentar 1900, S. 50). Trotzdem aber hält der größere Teil der Forscher daran fest, daß die Vorstellung eines ägyptischen Aufenthaltes an sich keine Schwierigkeiten habe, und es frage sich nur, was wohl der mutmaßliche historische Kern des Exodus-Berichtes sei. Ich stelle hier kurz zusammen, was Wellhausen (Israelitische und jüdische Geschichte S. 10 f.), Stade (Entstehung des Volkes Israel), Guthe (Geschichte des Volkes Israel S." 15 ff.) und Holzinger in seinem Exodus-Kommentar (S. 51) darüber sagen.

Nach ihnen ist es wohl denkbar, daß der israelitischen Ueberlieferung ein vom ägyptischen Standpunkt aus nur unbedeutender und deshalb wenig beachteter Vorgang zu Grunde liegt. Israelitische Nomaden mögen, sei es mit, sei es ohne besondere Erlaubnis, die Landenge von Suez überschritten haben, entweder, um das Weideland im Delta zu benutzen oder um Brotfrucht zu bekommen. Sie blieben in Gosen, was sie gewesen waren, Hirten von Schafen und Ziegen. Obwohl sie innerhalb des Reiches der Pharaonen wohnten, durften sie doch ihr altes Wesen, ihre Sprache, ihre patriarchalische Verfassung, ihre ungebundenen Lebensgewohnheiten bewahren. Dann aber trat eine Aenderung ein. Sei es, daß ihnen das Verhältnis zu Aegypten drückend wurde, sei es, daß irgend ein Pharao sie zu Staatsbauten heranzog, sei es, daß bei irgend einem Konflikt mit der Verwaltung des ägyptischen Reiches dessen Behörden das Hausrecht wahrten, sei es endlich, daß man in Aegypten ohne einen solchen besonderen Anlaß durch allgemeine Erwägungen sich veranlaßt fand, die Oberhoheit, unter die sie sich gestellt hatten, praktisch werden zu lassen — genug, sie empfanden den Angriff, der auf sie gemacht wurde, als einen Angriff auf Freiheit und Ehre, als einen Versuch, sie zu entmannen, und stöhnten und murrten, aber fügten sich. Da kam ihnen Hilfe durch einen Mann Gottes, den die Not erweckte, durch Mose. Er bildete eine Konföderation zwischen den in Aegypten eingewanderten Rahelstämmen und den außerhalb der Beziehung zu Aegypten gebliebenen, nach dem Sinai gewanderten und mit den dort hausenden Stämmen in Berührung getretenen Leastämmen, und wurde von den letzteren, die sich unter den Schutz des von den Stämmen am Sinai verehrten Gottes Jahve gestellt hatten, zur Befreiung der in Aegypten geknechteten Stämme abgesandt. Er machte diesen die Selbstbehauptung gegen die Aegypter zur Religion, indem er sie an den Gott ihrer Väter erinnerte und ihre Sache als dessen Sache hinstellte, und einigte sie in dem Entschluß, in ihre alte Heimat zurückzuwandern, zu ihren Brüdern in der Wüste, mit denen er ja bereits Verbindungen angeknüpft hatte. Zu einer Zeit, in welcher eine schwere Pest Aegypten heimsuchte, machten sich die Hebräer von Gosen mit Weib und Kind und Vieh auf und wendeten sich der Halbinsel des Sinai zu. Da ihnen die Grenzbefestigungen die Straßen verlegten, wagten sie den Durchgang durch das Schilfmeer; durch einen gewaltigen Sturm entstand eine verstärkte Ebbe, die ihnen den Uebergang freilegte. Natürlich suchten die an der Landesgrenze liegenden Truppen das Entweichen der unbotmäßigen Nomaden zu verhindern; ein Offizier wurde mit ihrer Verfolgung beauftragt, ging aber mit seiner Abteilung infolge der wiederkehrenden Flut zu Grunde. Mag die ganze Geschichte auch „vom ägyptischen Standpunkt aus ein herzlich unbedeutender Grenzvorgang gewesen sein, für die beteiligten Stämme wurde er ein Ereignis von grundlegender Bedeutung; sie sahen darin eine Probe der Macht Jahves, in dessen Schutz sie sich gestellt hatten“ (Holzinger).

Dieser „nüchternen“ (wie Holzinger sagt; ich möchte lieber sagen

„rationalistischen") Geschichtsbetrachtung, auf die ich weiter unten noch des näheren eingehen werde, tritt nun der Assyriologe Hugo Winckler scharf entgegen, indem er jeden historischen Kern in der Exoduserzählung leugnet und das Ganze für eine reine Dichtung erklärt. In dem ersten Teile seiner „Geschichte Israels" stellt er die kühne Behauptung auf, der einzig tatsächliche Hintergrund der ganzen Ueberlieferung sei die frühere Ansässigkeit Israels bezw. der Stämme, die Palästina erobert haben, in Musri (Nordarabien), der Aufenthalt in Aegypten dagegen eine von Davids Hofdichtern ausgebildete, nicht volkstümlich, sondern litterarisch überlieferte Legende, deren Zweck der sei, die Zusammengehörigkeit der israelitischen Stämme mit Juda als alt zu beweisen. Die Aussagen der älteren Propheten über den ägyptischen Aufenthalt Israels bestreitet Winckler, da sie seiner Hypothese entgegen stehen; in Amos 2, 10; 5, 26 f.; 9, 7; Hos. 2, 17; 11, 1 f.; 12, 1; 13, 4—6 erkennt er sekundäre Zusätze und Amos 4, 10; Hos. 8, 13; 9, 3; 11, 5 sollen sich nicht auf diese Sage beziehen (S. 30 f.; 55—59). Aber mag auch hier und da einmal wirklich eine Verwechslung von Misraim (=Aegypten) und Musri vorgekommen sein, so ist es doch auf den ersten Blick evident, auf wie jämmerlich schwachen Füßen diese Hypothese steht, gegen die die Propheten Amos und Hosea ein gewichtiges Veto einlegen, das wahrlich nicht so leichter Hand wegexegesiert werden kann.

Andere Gelehrte haben einen scheinbar besseren Stützpunkt für ihre Behauptung, der Aufenthalt Israels in Aegypten sei völlig unhistorisch, gefunden, aber wir werden gleich sehen, daß auch dieser nicht standzuhalten vermag. Sie berufen sich für ihre Ansicht auf die bereits oben erwähnten Tell-el-Amarna-Briefe, aus denen die völlige Sagenhaftigkeit des Exodusberichtes evident hervorgehen soll. Ich folge hier der trefflichen Auseinandersetzung Buddes (Die Religion des Volkes Israel 1900, S. 4—7, da ich nichts Besseres an ihre Stelle zu setzen vermag.

Ich erwähnte bereits, daß sich unter den Tell-el-Amarna-Briefen auch eine große Anzahl von Briefen kleiner kanaanäischer Gaufürsten befindet, ja sogar sieben Briefe aus Jerusalem. Diese letzteren erbitten insgesamt des Pharao eilige Hilfe gegen das kriegerische Volk der Chabiri, das in Kanaan eingefallen ist und das Land der Macht Aegyptens zu entreißen droht.*) Mehrere Entzifferer dieser schwierigen Urkunden, vor allem Hugo Winckler, setzen nun diesen Namen „Chabiri"

*) Als Probe diene ein Stück aus einem Briefe des Abdicheba, das ich nach Niebuhr, „Die Amarna-Zeit" (Der alte Orient. Gemeinverständliche Darstellungen, herausgegeben von der vorderasiatischen Gesellschaft, Jahrg. I 1899, Heft 2, S. 23) wiedergebe: „Schändlichkeiten hat man gegen mich verübt. Sähe jemand danach, es würde Tränen aus den Augen des Königs hervorlocken, so schwer bedroht mich die Feindseligkeit. Sollen die Chabiri sich der königlichen Städte bemächtigen? Erscheinen die Pidati (die königlichen Truppen) nicht noch in diesem Jahre, so lasse mich der König durch seine Sendboten samt allen Brüdern abholen, daß wir sterben beim Könige, unserm Herrn."

gleich den Namen „Iberi" = Hebräer und ziehen daraus den Schluß: „Also hat Israel nicht erst um 1250 (s. u.), sondern schon um 1400, längst vor Ramses II., Kanaan mit bewaffneter Hand erobert und sich darin festgesetzt; der ganze ägyptische Aufenthalt samt dem Auszuge unter Mose ist also ein Märchen und weiter nichts!"

Diese Ansicht hat im Jahre 1896 dadurch noch eine scheinbare Stütze erhalten, daß in der ägyptischen Hauptstadt Theben ein Denkstein aufgefunden wurde, auf dem der Pharao Merneptah I., den man zur Zeit fast allgemein für den Pharao des Auszuges hält, seine Siege verherrlicht. Nach der Meinung vieler Gelehrten begegnen wir auf ihm zum ersten Mal in einer ägyptischen Inschrift unter den besiegten Völkern und Städten dem Namen Israel, und zwar erscheine derselbe hier in einer Weise, die es zur Gewißheit mache, daß Israel damals schon in Kanaan ansässig gewesen sei (den Wortlaut der Stelle s. u.). Es müsse demnach die Einwanderung in Kanaan erheblich früher angesetzt werden, und der Aufenthalt in Aegypten werde zu einer geschichtlichen Unmöglichkeit.

Was nun zunächst den Merneptah-Stein betrifft, so ist die Erwähnung Israels auf ihm so unbestimmt, und seine damaligen Wohnsitze sind so ungewiß, daß der Annahme nichts im Wege steht, Israel habe nach seinem Auszuge in der Wüste ein kriegerisches Recontre mit Merneptah gehabt, das dieser zu einem großen Siege aufgebauscht habe. Möglicherweise kann auch der Auszug Israels selbst von Merneptah als ein Sieg dargestellt worden sein. Nach einer brieflichen Mitteilung meines Freundes, des Pastors und Archäologen Dr. R. Zehnpfund, ist es übrigens falsch, wenn man behauptet, daß sich auf der Merneptah-Stele das V o l k Israel als Isir'il gefunden habe. „Man hat nur einen M a n n 'sr'El entdeckt, der wahrscheinlich Asri-el hieß." Vgl. dagegen jedoch Hommel a. a. O. S. 266 Anm.

In Bezug auf die Tell-el-Amarna-Briefe aber muß betont werden, daß die Gleichsetzung der Chabiri mit den Hebräern höchst ungewiß ist. Wahrscheinlich hat Hommel das Richtige getroffen, wenn er sie (a. a. O. S. 233 ff.) mit Hebron zusammenstellt. Aber selbst dann, wenn die Gleichung Chabiri = Iberi eine ausgemachte Sache wäre, so folgte daraus noch nichts gegen den ägyptischen Aufenthalt Israels. „Hebräer" (= die Jenseitigen) ist kein Name, den Israel sich selbst beigelegt hat, sondern er wurde ihm erst von den älteren Bewohnern Kanaans gegeben, als es den Jordan überschritt. Mit diesem Namen aber können jene ebensogut schon viele andere Völker vor den Israeliten benannt haben, wie die alten Deutschen alle fremden Nationen, die ihnen entgegentraten, als „Welsche" bezeichneten. Jedoch auch dann, wenn wirklich mit den Chabiri der Tell-el-Amarna-Briefe die Israeliten gemeint wären, so würde sich daraus noch nichts gegen den Bericht des Exodus ergeben, da wir nichts davon in den Briefen lesen, daß es den Chabiri wirklich gelungen wäre, sich d a u e r n d in Kanaan festzusetzen. „Recht wohl könnte der Pharao, um die lästigen

Eindringlinge unschädlich zu machen, ihren tapfersten Stämmen Weideland in den Grenzbezirken Aegyptens angewiesen haben, damit sie ihm als Grenzwächter gegen ihresgleichen dienten. Und so könnten die Nachkommen derselben Chabiri oder Hebräer, die uns unter Amenophis IV. in Kanaan begegnen, unter Ramses II. in Aegypten Ziegel gestrichen haben und unter Merneptah I. ausgezogen sein, um aufs neue in Kanaan einzubrechen" (Budde).

3. Haben wir somit nicht den richtigen Grund, die Geschichtlichkeit des Exodus-Berichtes zu bezweifeln, so lassen sich unschwer noch mancherlei positive Stützpunkte für diese Ansicht finden. Mit Recht weist Budde (a. a. O. S. 7) darauf hin, daß „über alle Anfechtungen erhaben das Selbstbewußtsein Israels bleibe, daß seine Väter aus ägyptischer Knechtschaft durch ihres Gottes Hilfe der Freiheit der Steppe wiedergegeben und aus ihr in ihre bleibenden Wohnsitze geleitet wurden. Das bezeugen nicht nur die geschichtlichen Quellen, sondern auch die ältesten Propheten setzen es als unumstößliche Wahrheit voraus (vgl. Amos 2, 10; 3, 1; 9, 7; auch 5, 25; Hosea 2, 17; 8, 13; 9, 3; 11, 1. 5; 12, 10. 14; 13, 4). Es wäre unbegreiflich, wie ein freies Volk seinen Vätern den Makel schimpflicher Knechtschaft sollte aufgedrückt haben, ohne daß dem Wahrheit zu Grunde läge." Sodann haben wir durch neuere Ausgrabungen eine Bestätigung der Nachricht, in Ex. 1, 11 erhalten. Ed. Naville hat im Jahre 1883 bei dem heutigen Tell-el-Maschuta in Unterägypten einen von ungeheuren, 7m breien Ziegelmauern eingeschlossenen, ungefähr 55,000 englische Quadratellen großen Raum entdeckt, in dem außer einem Tempel zahlreiche andere Baulichkeiten angelegt waren. „Am beachtenswertesten war eine längere Anlage, die aus zahlreichen, verschieden großen, viereckigen, nur von oben zugänglichen Kammern, die unter einander keine Verbindung hatten, bestand. Diese Kammern waren aus Nilschlammziegeln mit und ohne Stroh errichtet, nur selten war den Ziegeln der Name Ramses II. aufgedrückt, während sonst ein Stempeln der Ziegel mit dem Namen des jeweiligen Bauherrn sehr gebräuchlich ist. Die ganze Anlage entsprach der der ägyptischen Speicher, so daß man hier also eine befestigte Magazinstadt vor sich hatte, die, nahe der ägyptischen Ostgrenze gelegen, zur Verproviantierung eines nach Asien ausrückenden Heeres bestimmt war. Der Erbauer der Anlage war Ramses II. ihr Name Pa-Tum oder Pa-Atum, öfters mit dem Zusatze: „am Eingange des Ostens", um es von andern Pa-Tum, „Ort des Tum" genannten Städten zu unterscheiden. Dieses Pa-Tum entspricht dem Pithom im Lande Gosen des Alten Testamentes, wo nach dem Bericht des Exodus 1, 11 die Juden eine Magazinstadt zu errichten hatten. Das an derselben Stelle genannte Ramses läßt sich leider nicht mit Sicherheit nachweisen, da eine lange Reihe ägyptischer Orte den Namen Pa-Ramses führen und sich bisher bei keinem derselben Magazinanlagen gefunden haben" (A. Wiedemann, Geschichte von Altägypten 1891, S. 126 ff.). Ist demnach unzweifelhaft Ramses II. der oder ein

Pharao der Bedrückung gewesen, so fällt von da aus ein neues Licht auf die Notiz in Ex. 1, 8, daß ein neuer König aufkam, der von Joseph nichts wußte. Diese Worte können m. E: nur auf einen Dynastiewechsel sich beziehen. Der Sohn, der dem Vater folgte, regierte in der Regel in derselben Weise weiter, wie der Vater; mit einem Dynastienwechsel dagegen war meistens eine völlige Umwälzung der bestehenden Staatsformen verbunden, und auf eine solche läßt das Verhalten Aegyptens Israel gegenüber schließen.*) Da nun mit Seti I., dem Vater Ramses II., eine neue Dynastie (die neunzehnte) um 1390 zur Regierung kam, so würde auch die Angabe in Ex. 1, 8 einen neuen Beweis für die Geschichtlichkeit des Exodus-Berichtes bieten. Ob man mit Sayce (a. a. O.) aus den Worten der Merneptah-Stelle, in denen dieser darüber jubelt „daß der Same der Hebräer vernichtet wird, und daß ihre Töchter sein werden wie die Witwen in Aegypten," d. h. daß sie keine Männer finden würden, die Schlußfolgerung ziehen kann: „Diese Inschrift, die ein Loblied auf die Taten des großen Ramses darstellt, kann doch nur auf das Töten der hebräischen Knaben gedeutet werden, das Pharao angeordnet hatte," lasse ich dahingestellt. Mir scheint Sayce hier, wie er es so gern tut, zu kühn kombiniert zu haben, denn einmal lautet die betreffende Stelle nach der Uebersetzung Hommels (a. a. O. S. 266): „J-no-'am ist zu nichte gemacht, Jsir-'il ist verwüstet und seine Saaten vernichtet, Char ist wie die Witwen Aegyptens geworden," und zum andern prahlt hier Merneptah mit s e i n e n, nicht aber mit den Taten seines Vaters. Sollte dennoch die Uebersetzung und Schlußfolgerung von Sayce richtig sein, dann würde auch sie eine erwünschte Bestätigung der Nachricht in Ex. 1, 15. 22 darbieten.

4. Nach diesen allgemeinen Erörterungen sei es mir gestattet, noch auf einige Punkte besonders einzugehen. Ich erwähnte schon vorhin, daß die neuere wissenschaftliche Forschung nicht das gesamte Israel der zwölf Stämme, sondern nur die Rahelstämme nach Aegypten eingewandert, die Leastämme dagegen außerhalb der Beziehung zu Aegypten geblieben sein läßt. Diese Annahme kann m. E. nicht ohne weiteres als falsch abgewiesen werden. Freilich steht es fest, daß alle elf Jakobssöhne mit ihrem Vater und ihren Familien zu Joseph nach Aegypten gezogen sind — aber es wird uns weder in der Genesis noch im Exodus etwas darüber berichtet, daß sie bis zu dem Exod. 12 und 13 erzählten Auszuge in Aegypten geblieben seien. Es steht der Annahme nichts im Wege, daß, da Israel sich stark vermehrte, Gosen ihm bald zu eng wurde und Teile des Volkes so gezwungen wurden, sich anderweitige Wohnsitze zu suchen. Gestützt wird diese Vermutung durch

*) Dieser Ansicht neigt sich, wie ich nachträglich sehe, auch Bruno Bäntsch in seiner Erklärung der Bücher Exodus-Levitikus (in Nowacks Handkommentar 1900) zu, wenn er S. 3 sagt: „Es liegt darin auch zugleich ein Hinweis, wenn auch nicht gerade auf eine neue Dynastie, so doch auf die neue Gestaltung der Verhältnisse, die dieser König vorfindet und die es begreiflich macht, daß er von Joseph nichts mehr weiß."

die Tatsache, daß die hebräische Tradition selbst unter Gosen nicht bloß, wie man gewöhnlich glaubt (vgl. Strack, Genesis S. 143; Oettli, Deuteronomium, Josua, Richter S. 159; Gunkel Genesis S. 145), das eigentliche ägyptische Gosen, also den Wâdi Tumilat, das schmale Tal zwischen dem Nil und den Bitterseen, sondern auch noch ein Stück des angrenzenden Edom bis ins südliche Juda hinein versteht (vgl. Jos. 10, 41; 11, 16 und Hommel a. a. O. S. 227). Dadurch gewinnt auch die für mich unkontrollierbare Behauptung des englischen Gelehrten W. Max Müller in seinem Werke „Asien und Europa" S. 236 f., nach der sich schon unter Seti I., dem Vater Ramses II. (also etwa 1350 v. Chr.), der Stamm Asser (vielleicht auch noch einige andere) von seinen Brüdern trennte und in seine späteren Sitze nördlich vom Karmel wanderte, an Boden. Nur bei dieser Annahme lösen sich m. E. die mancherlei Bedenken, welche die Zahlen des Buches Numeri über die numerische Stärke des Volkes Israel erregen. Nach Num. 1 betrug nämlich die Gesamtsumme der waffenfähigen Männer auf dem Wüstenzuge nicht weniger als 603,550 (ungerechnet die 22,273 Leviten), die Gesamtsumme des Volkes also etwa 2—3 Millionen Menschen. Läßt man diese alle in dem eigentlichen ägyptischen Gosen wohnen und von dort ausziehen, so erheben sich die Fragen, einmal: Kann jenes Ländchen zur Aufnahme eines so gewaltigen Volkes wirklich fähig gewesen sein? und zum andern: Ist es denkbar, daß diese ungeheure Menschenmenge samt ihrem zahlreichen Vieh und sonstigem bedeutenden Besitztum in e i n e r Nacht an einer trockenen Stelle das rote Meer durchzogen habe? „Sogar ein sehr tüchtiger Feldherr," bemerkt Strack (Kommentar zu Genesis-Numeri S. 213), „der ausgezeichnete Intendanturbeamte zur Verfügung gehabt hätte, würde ein gut diszipliniertes Heer von zwei Millionen Streitern mit nur dem durchschnittlich für einen Feldzug erforderlichen Train in so kurzer Zeit hinüberzubringen außer stande gewesen sein." Ebenso undenkbar ist es endlich, daß diese Menschenmassen auf der verhältnismäßig kleinen, von Gebirgszügen ganz erfüllten und außerdem noch von andern Stämmen, wie Midian und Amalek, teilweise occupierten Sinaihalbinsel mit Wagen und Herden vierzig Jahre lang umhergezogen sein sollen, da die Sinaihalbinsel, deren jetzige Bevölkerung etwa 4000—6000 Menschen beträgt, nach den Berichten aller neueren Reisenden nicht einmal 50,000 Menschen zu ernähren fähig ist. „Auch wenn man der gnädigen Durchhilfe Gottes sehr viel zuschreibt (Wachteln, Manna u. s. w.), so ist doch ein fast vierzigjähriges Wohnen, Wandeln und Ernährtwerden eines so zahlreichen Volkes in der Sinaihalbinsel . . . . für diejenigen unvorstellbar, die über die hierzu als erfüllt vorauszusetzenden Bedingungen praktisch nachdenken" (Strack a. a. O.). Wenn nun aber Strack und Klostermann (a. a. O. S. 61) daraus den Schluß ziehen, „daß die Israeliten Aegypten nicht auf einmal, sondern in verschiedenen Abteilungen verlassen haben, und daß diese Abteilungen vor der Ueberschreitung des Jordan nicht zu einer kompakten Masse sich zusammen-

geschlossen hätten, sondern stets an verschiedenen Orten weilten" (Strack), so dürfte diese Ansicht schon aus dem Grunde zu verwerfen sein, weil doch offenbar nach dem Exodus-Bericht das gesamte, im ägyptischen Gosen wohnende Israel mit einem Male das Land seiner Knechtschaft verlassen hat. Nimmt man dagegen an, daß nur ein kleiner Teil des Volkes, dessen Seelenzahl sich später nach der Vereinigung mit ihren Brüdern auf ca. 2—3 Millionen belaufen hat, in Aegypten wohnte und dies verließ, so fallen alle Bedenken völlig hin. Eine Stütze dieser Annahme dürfte auch die Bemerkung in Ex. 1, 15 bieten, nach der zwei Hebammen für das in Aegypten weilende Israel genügten, dieses also nicht sonderlich zahlreich gewesen sein kann. (Die beliebte Annahme, daß die beiden hier genannten Hebammen die Vorsteherinnen ganzer Hebammengilden gewesen seien, sowie die Bemerkung Stracks (a. a. O. S. 165), daß hier „wohl die in der Residenz Wohnenden gemeint sind," entsprechen offenbar nicht der Meinung des Textes).

Im Anschluß hieran möchte ich gleich noch kurz auf die Frage nach dem Zeitpunkt des Auszuges Israels aus Aegypten eingehen. Soviel scheint zur Zeit festzustehen, daß Ramses II. der oder wenigstens ein Pharao der Bedrückung gewesen ist (s. o.). Dann kann aber der Auszug Israels erst unter seinem Sohne Merneptah I. vor sich gegangen sein, und da dieser nicht vor 1283 zur Regierung gelangt sein dürfte, so wird jener in die erste Hälfte des 13. vorchristlichen Jahrhunderts (etwa um 1275) zu verlegen sein. Widerspricht dies aber nicht der biblischen Chronologie, die als Datum des Auszuges das Jahr 1492 angibt? Gewiß, aber die biblische Chronologie der Richterzeit ist so verworren und schier unenträtselbar, daß auf ihr keine Schlüsse aufgebaut werden können (vgl. dazu Oettli a. a. O. S. 210—212), und die Zahlangabe in 1. Kön. 6, 1 drängt auch positive Forscher zu der Vermutung, „daß der entscheidenden Zahl 480 eine gewisse systematische Voraussetzung zu Grunde liegt, der auch die größere Zahl der Daten des Richterbuches sich anbequemen" (Oettli S. 212). Ich glaube somit nicht zuviel zu behaupten, wenn ich annehme — wie ich das schon im Jahrgang 1893 S. 157 ff. der Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft genauer dargelegt habe — daß diese schematischen Zahlenangaben (zwischen dem Auszug aus Aegypten und dem salomonischen Tempelbau, und wiederum zwischen diesem und dem zweiten Tempelbau werden je 480 Jahre, d. h. 12 Generationen zu je 40 Jahren gerechnet) erst späteren Ursprungs sind und deshalb bei der Frage nach dem Datum des Auszuges beiseite gelassen werden müssen. Dagegen ist es völlig unmöglich, irgend ein auch nur annähernd gewisses Datum der Einwanderung in Aegypten zu gewinnen. Nur auf eins möchte ich hier noch hinweisen. Nach Ex. 12, 40 hat Israel 430 Jahre in Aegypten gelebt; nach Gen. 47, 9 war Jakob bei seiner Uebersiedelung nach Aegypten 130 Jahre alt, und Isaak zählte nach Gen. 25, 26 bei Jakobs Geburt 60 Jahre. Zählt man diese Zahlen zusam-

men, so ergibt sich: 1275 (Datum des Auszuges) + 430 + 130 + 60 = 1895 als Datum für Isaaks Geburt. Dazu paßt vorzüglich Hommels Ansetzung für die Regierungszeit Hammurabis (1947 bis 1892), der, wie wir oben (I, 5) sahen, ein Zeitgenosse Abrahams gewesen sein muß. Setzt man dagegen Hammurabis Regierungszeit mit andern Assyriologen bedeutend früher an (Winckler: 2292—2237; Delitzsch: 2287—2232; Hilprecht: 2277—2222; Peiser: 2139—2084; Karl Niebuhr: 2081—2026), so müßte man entweder bei dem Jahre 1492 — oder genauer nach der berichtigten Chronologie 1455 resp. 1448 oder 1464, da der Regierungsantritt Rehabeams ins Jahr 938 resp. 931 oder 947 zu setzen ist (vgl. dazu Strack in Zöcklers Handbuch der theologischen Wissenschaften, 3. Auflage, Bd. 3, S. 327—336, und Guthe, Geschichte des Volkes Israel S. 127 ff.) — als Auszugsjahr stehen bleiben (was m. E. aber seine Schwierigkeiten hat), oder die Dauer des ägyptischen Aufenthaltes Israels verlängern wogegen, abgesehen von der Zahlangabe in Ex. 12, 40, sich keine Bedenken erheben würden. Im Gegenteil: das kolossale Anwachsen des Volkes würde so noch erklärlicher werden. Aber wie gesagt, die Chronologie jener alten Zeit liegt so völlig im Dunkeln, daß wir zur Zeit über Vermutungen nicht hinauskommen können.

Nur auf zweierlei sei zum Schluß noch hingewiesen. Daß die neuere kritische Schule die Geschichtlichkeit der Wunder vor Pharao leugnet, kann natürlich nicht befremden. Höchstens das letzte Wunder läßt sie bestehen, das dann aber als eine „schwere Pest" (Wellhausen) hingestellt wird, welche die Aktion ermöglicht oder erleichtert habe. Daß wir ihr darin nicht folgen wollen und können, ist selbverständlich; wir halten an der Tatsächlichkeit sämtlicher Wunder unentwegt fest. Anders aber stellt sich die Sache bezüglich des Durchgangswunders durch das Rote Meer. Da wird auch die positipste Forschung auf Grund von Ex. 14, 21 bei der Erklärung stehen bleiben müssen, daß durch einen gewaltigen Wind eine besonders starke Ebbe hervorgerufen worden sei — eine Erklärung, die das Wunder keineswegs beseitigt, da ja eben das rechtzeitige Sicheinstellen des Windes an sich schon etwas Wunderbares ist. Mit Recht bemerkt Strack (a. a. O. S. 212 f.), daß man nicht vergessen dürfe, „daß Gottes Größe gerade darin sich zeigt, daß er nicht größere Mittel anwendet, als zur Erreichung seiner Zwecke erforderlich sind," und erklärt demgemäß das Wunder so, daß er annimmt, die Israeliten seien wohl „auf einer durch den starken Ostwind unter Mitwirkung vielleicht auch einer starken und lang andauernden Ebbe freigelegten Bodenerhebung (Dünenbarre)" gegangen. Vgl. auch Klostermann (a. a. O. S. 61): „Wenn hier ein anhaltender überaus heftiger Nordoststurm (Ex. 14, 21) das Wasser nach Südwest in die Bucht hineintrieb, welche von der in Râs'Ataqa stark nach Osten ins Meer greifenden Uferwand umfaßt wird, so konnte mit Hilfe der bei oder oberhalb des jetzigen Suez liegenden Inseln der Meeresboden zeitweise passierbar werden."

5. Mit dem Auszuge aus Aegypten endet Israels Vorgeschichte und beginnt seine Geschichte. Durch Mose ist es auf dem vierzigjährigen Wüstenzuge zu dem Volk erzogen worden, das befähigt war, Kanaan mit bewaffneter Hand zu erobern, durch ihn ist es zu einer religiösen Gemeinschaft zusammengeschlossen worden, die das von den Vätern ererbte kostbare Gut des reinen Monotheismus bewußt ergriff, und in dem geoffenbarten heiligen Willen seines Gottes die alleinige Norm für Denken und Tun erkannte. Darin besteht des Mose epochemachende Bedeutung, und je klarer wir diese erkennen, desto verständlicher werden uns auch die Wege der göttlichen Heilsökonomie werden, die das Volk von Stufe zu Stufe weiterführte, bis sie ihm endlich in der Fülle der Zeit den gab, in dem alle Gottesverheißungen Ja und Amen sind.

Der Alttestamentliche Kanon.

Ein Repititorium von P. Fritz Hahn.

I. Die semitischen Sprachen überhaupt.

Das Hebräische ist ein Zweig des vorderasiatischen oder semitischen oder orientalischen Sprachstammes. Dieser hat sich geteilt:

A. In den ostsemitischen Sprachstamm:
   1. die assyrische Sprache (die assyrische Keilschrift ist aber nicht semitischen, sondern arischen Ursprungs);
   2. die babylonische oder chaldäische Sprache.

B. In den westsemitischen Sprachstamm. Dieser hat sich geteilt:
   1. In den arabischen Zweig im Süden:
      a. das Altarabische,
      b. das Neuarabische,
      c. das Aethiopische.
   2. In den aramäischen Zweig im Norden:
      a. das Westaramäische oder Syrische,
      b. das Ostaramäische (fälschlich chaldäisch genannt),
      c. das Samaritanische.
   3. In den kanaanitischen Zweig in der Mitte:
      a. der Phönicische oder Punische,
      b. das Hebräische.

1. das Althebräische, 2. das Neuhebräische, 3. das Rabbinische.

1. Die Lautverbindung, welche die Grundbedeutung eines Wortes trägt, nennt man Wurzel. Aus dieser einen Wurzel erwachsen zahlreiche Wörter, die man ihres gemeinsamen Ursprungs wegen Wortfamilien nennt. Wurzel einer Wortfamilie ist daher die Lautverbindung, die allen zu einer Familie gehörigen Wörtern zu Grunde liegt. In den japhetischen Sprachen besteht nun die Wurzel aus einer Silbe, d. h. ein oder mehrere Konsonanten grup-

pieren sich um einen Wurzelvokal zu einer Silbe. In den semitischen Sprachen besteht dagegen die Wurzel nur aus Konsonanten und zwar sind es meistens drei (sie werden daher die drei Radikale genannt). Also bloß die Konsonanten bilden den Wortkörper, die Vokale nur die belebende Seele.

2. Die Wortbildung erfolgt in den japhetischen Sprachen auf logischem Wege, indem man verschiedene Wurzeln (Verbal-Nominal und Partikal-Wurzeln) zusammensetzt; so ist z. B. aus der einen Wurzel sit: sitzen, Sitz, Sesse, ansässig, setzen, Gesetz, entsetzen, Satz, Sattel, siedeln, Sessel gebildet. Dieselbe Wurzel findet sich auch im Hebräischen: S. J. T. (Schin — Jod — Tav) aus ihr werden z. B. die Worte: Schat, Schit, Schet gebildet, also nur durch Vokalwechsel. Die Wortbildung entsteht also auf phonetischem Wege. Erst wo der Vokalwechsel nicht mehr ausreicht, nimmt man seine Zuflucht zur Vermehrung der Konsonanten: a. indem man die einzelnen Radikale spaltet, d. h. nüanciert, z. B. Sin zu Samech erweicht; b. indem man die Konsonanten verdoppelt; c. indem man neue Konsonanten anfügt; so drückt z. B. vorgesetztes Mem mit langem A-laut den Ort der Ruhe aus: Kum heißt stehen, Makum der Standpunkt.

3. Was nun die Formenbildung (Flexion) anbetrifft

a. so haben die semitischen Sprachen keine besondere Form für das Neutrum. In der frühesten Jugendzeit der Sprache war sicherlich ein Neutrum vorhanden. Wir haben noch eine Spur davon: Mi heißt wer? Mah dagegen was? Später, als die Sprache und auch die Sitte entartete, ersetzte man das Neutrum meist durch das Femininum, wahrscheinlich darum, weil durch die Poligamie das weibliche Geschlecht zu einer kauf- und verkaufbaren Sache entwürdigt wurde.

b. Während die japhetischen Sprachen in der zweiten und dritten Person des Verbums das Geschlecht nicht unterscheiden: du tötest, er tötet, sie tötet, hat das Hebräische verschiedene Formen für das Maskulinum und Femininum Qatal, Qatelah, Qataltа, Qatalt.

c. Während die japhetischen Sprachen eine reiche Tempusbildung haben, haben die semitischen Sprachen nur zwei Tempora, das Perfektum für die vollendete, das Imperfektum für die unvollendete Handlung.

d. Während die japhetische Sprache 2 (das Griechische 3) Genera Verbi haben (Activ, Passiv, Medium) haben die semitischen Sprachen meist 7, manchmal 11 Genera Verbi (Qal, Niphal, Piel, Pual, Hithpael, Hiphil, Hophal).

e. Während die japhetischen Sprachen (allerdings nicht die neueren) eine ausgebildete Deklination (das Lateinische 5 mit 6 Kasus, das deutsche 5 mit 4 Kasus) bilden, haben die semitischen Sprachen zwar verschiedene Nominalbildungen (z. B. Segolata), die aber nicht auf den Endungen, sondern in den Voka-

len beruhen, aber sie haben keine eigentlichen Kasusformen. Statt dessen wird das Genetivverhältnis durch engen Anschluß des abhängigen Wortes an das Nomen regens ausgedrückt. Die übrigen Casus obliqui werden durch Präpositionen gebildet. Allerdings finden sich Reste alter Kasusendungen.

f. Eine weitere Eigentümlichkeit der semitischen Sprachen besteht darin, daß sie die Personalpronomina in Form von Suffixen dem Nomen oder Verbum anhängen.

4. Endlich sind die semitischen Sprachen außerordentlich arm an Partikeln, daher ist die Satzbildung sehr einfach und ein Periodenbau fast gar nicht vorhanden.

Die arabische Sprache ist die ausgebildetste und reichste von allen semitischen Sprachen. Ueber ihre älteste Gestalt und Form fehlen uns Nachrichten, denn sie tritt erst im Jahre 600 n. Chr. in die Geschichte ein. Ihre Blütezeit reicht bis ins 15. Jahrhundert (altarabisch), von da an verfällt die Sprache und geht ins Neuarabische über. Daß sich die altarabische Sprache so lange Zeit unverändert erhalten konnte, erklärt sich aus der Isoliertheit in geographischer und politischer Beziehung, in der sich die arabischen Völkerschaften bis Muhamed befanden. Da das Hebräische schon ums Jahr 2000 vor Chr. als vollständig ausgebildet in die Geschichte eintritt und um diese Zeit schon seine Jugendfrische verloren hat, und als eine von einer höheren Stufe herabgesunkene Sprache erscheint, die keine Neubildungen mehr schafft, im Gegenteil steifer und ärmer wird, so gleicht das Hebräische mehr dem Neuarabischen als dem Altarabischen. Erst im Neuarabischen hat das Arabische den Punkt des Verfalls erreicht, auf dem wir das Hebräische schon zu Moses Zeiten finden. Das Hebräische hat eine gewisse Hinneigung zum Arabischen, mehr wie zu den übrigen semitischen Sprachen; z. B. hat es wie das Arabische den Artikel vorn, während das Aramäische ihn hinten hat; das Hebräische hat gleich dem Arabischen ein Niphal, dem Aramäischen fehlt es; ferner haben das Hebräische und Arabische das gemeinsam, daß viele Feminina im Plural Maskulinendung bekommen, z. B. Naschim=Weiber, Pelagschim=Kebsweiber, dagegen hat Em=Mutter immer Femininalendung: Immot.

Arabische Dialekte sind: 1. der Himjaritische in Jemen, 2. der Koraschitische, der die Schriftsprache geworden und in dem der Koran geschrieben ist.

Die äthiopische Sprache oder Geezsprache war unter allen semitischen Sprachen am biegsamsten und am geeignetsten für großartige Satzbildung, gerade so wie das Griechische unter den arischen Sprachen. Die Aethiopier müssen also im Gegensatz zu den Arabern schon frühzeitig zu hoher Bildung und üppigem Lebensgenuß gekommen sein. Doch wurde die äthiopische Kultur, wahrscheinlich von Egypten aus, vernichtet, so daß auch die Ausbildung der Sprache zum Stillstand kam und hinter dem Arabischen zurückblieb.

Der Ostaramäische Dialekt (fälschlich chaldäisch, richtiger babylonisch genannt) ist uns nur aus der Bibel bekannt (Dan. 2, 4—7, 28; Esra 4, 8—6, 18; 7, 12—26; Jer. 10, 11; Gen. 31, 47). Es ist die Sprache, welche die Kinder Israel im babylonischen Exil lernten, und die zur Zeit Christi die Landessprache im heil. Lande war. Sie unterscheidet sich lexikalisch und grammatikalisch vom syrischen Dialekt (Targumim und Gemaren).

Der westaramäische Dialekt oder syrische ist der ärmste und schwerfälligste von allen. Er kling rauh und hart, weil die Zischlaute häufig in die D= und T=Laute übergehen (gleich dem englischen th). Dieser Dialekt hat sich bei den christlichen Kurden und Nestorianern in Mesopotamien bis heute erhalten (Talmud).

Der samaritanische Dialekt ist eine Mischung aus Hebräisch und Aramäisch. Das Charakteristische ist die Vertauschung der Gutturalen.

II. Die Hebräische Sprache.

Die hebräische Sprache ist die älteste aller semitischen Sprachen. In ihren ältesten Dokumenten tritt sie uns schon in vollkommener Ausbildung entgegen. Die Mehrzahl der Wurzeln besteht schon aus drei Radikalen, ihre Wort= und Formenbildung ist schon vollendet, so daß sie eine Aenderung mehr seitdem erleidet. Viele, z. B. Kayser in Erlangen, halten sie daher für die Ursprache der Menschheit. Die Identität des Hebräischen mit der Ursprache läßt sich nun allerdings schwerlich erweisen, wohl aber scheint sie der Sprache Sems und damit auch der antediluvianischen am nächsten zu kommen von allen semitischen.

Die Erforschung der verschiedenen semitischen Sprachen weist nämlich auf eine gemeinsame semitische Ursprache mit einsilbigen Wurzeln zurück (Gen. 10, 21). Ebenso liegt allen japhetischen Sprachen eine gemeinsame Ursprache mit einsilbigen Wurzeln zu Grunde. Diese semitischen und japhetischen Wurzeln zeigen aber eine so große Uebereinstimmung, daß wir eine ursprüngliche Einheit voraussetzen dürfen. Waren aber die japhetischen und semitischen Sprachen ursprünglich eins, so kann man daraus schließen, daß ursprünglich alle Sprachen eins waren. Dagegen deutet die durchgreifende Verschiedenheit in der Fortbildung dieser Wurzeln auf eine unerklärliche, d. h. wunderbare Zerteilung und Verwirrung des ursprünglich einheitlichen Sprachbildungsprinzips hin, welche wissenschaftlich nie wird ergründet werden, ebenso wenig wie die Beschaffenheit jener Ursprache. Von allen Sprachen hat nun das Hebräische diese einsilbigen Urwurzeln am reinsten, einfachsten, regelmäßigsten und einheitlichsten fortgebildet, so daß man überall die Urwurzel mit Leichtigkeit wieder auffinden kann. Daraus kann man schließen, daß beim Hebräischen dieser Fortbildungsprozeß am frühesten und ungestörtesten vor sich gegangen ist. Darum mag es der Ursprache am nächsten von allen stehen.

Der Name „hebräische Sprache“ findet sich im Alten

Testament nicht. Jes. 19, 18 wird sie poetisch „Sprache Kanaans“, Jes. 36, 11. 13 „jüdische Sprache“ genannt. Letztere Benennung rührt wahrscheinlich daher, daß in Judäa das beste und reinste Hebräisch gesprochen wurde.

Von der überaus reichen hebräischen Litteratur (vgl. 1. Kön. 5, 12) haben sich nur die kanonischen Schriften des Alten Testaments erhalten. So gering diese Ueberreste auch sind (es findet sich im Alten Testament z. B. kein Wort für Hahn), so können wir doch aus ihnen folgendes entnehmen:

1. Von der gewöhnlichen Volkssprache war die prosaische Schreibart zur Zeit der Blüte nur wenig verschieden, nur näherte sie sich in der Aussprache etwas dem Aramäischen.

2. Die hebräische Sprache hatte nur wenige Mundarten, was sich leicht aus der geringen Ausdehnung ihres Sprachgebietes erklärt. Nur einmal, Rich. 12, 6, wird ausdrücklich bemerkt, daß die Ephraimiter nicht hätten Schibbolet (Aehre), sondern nur Sibbolet sprechen können.

Doch bei genauerer Betrachtung treten uns auch in den anderen Schriften des Alten Testaments verschiedene Mundarten entgegen, z. B. hat das Hohelied und das Lied Deborahs, die beide im Norden geschrieben wurden, eine aramäische Färbung, während Jes. 15, 16 moabitischen Dialekt enthält. Auch wurde auf dem Lande anders gesprochen wie in der Stadt. Die Bauern, Amos und Micha, schreiben nicht so fließend und elegant als Joel und Jesaias, die hochgebildeten Großstädter. Nach dem Exil verschlechterte sich die Sprache zusehends. Im Süden Judäas sprach man einen philistäischen Dialekt, den von Asdod (Neh. 12, 23. 24), und im Norden entstand die galiläische Mundart (Matth. 26, 73).

3. Im allgemeinen können wir drei Perioden der hebräischen Sprache unterscheiden. a. In der Zeit von Moses bis 600 v. Chr. hat sie sich fast gar nicht verändert. Die Hebräer lebten in dieser Zeit so abgesondert von anderen Völkern, daß diese keinen Einfluß auf die Sprache ausüben konnten. Die goldene Zeit. b. Seit dem 6. Jahrhundert verfällt die Sprache mit dem Volksleben immer mehr. Da die Unterjochung des Volkes meist von aramäisch redenden Völkern ausging, so bürgerte sich das Aramäische immer mehr ein, während das Hebräische zur Sprache der Priester und Gelehrten wurde. Zu Hiskias Zeiten verstand das Volk allerdings noch nicht Syrisch, wohl aber die Hofbeamten des Königs. Aber schon bald darauf vermischt sich das Aramäische so stark mit dem Hebräischen, daß wir von da an c. die dritte, die Neuhebräische Periode rechnen müssen. In diesem Neuhebräisch sind der Kohelet und einige Psalmen geschrieben (Ps. 120 ff.; 137; 139).

Die spätere hebräische Litteratur des Seder Olam ist nur noch eine Nachahmung der heil. Sprache. Sie ist in rabbinischem Hebräisch geschrieben.

III. Die hebräische Sprachwissenschaft.

Als während des Exils die hebräische Sprache aufhörte eine lebende zu sein, weil die in der Gefangenschaft aufgewachsenen Juden die aramäische Sprache angenommen hatten, machten es sich die jüdischen Schriftgelehrten zur Aufgabe, die Kenntnis der hebräischen Sprache fortzupflanzen. Sie erhielten ihre Ausbildung in Jerusalem, wo zwei berühmte theologische Seminare oder Schulen bestanden. Zur Zeit Christi war das Haupt der einen Hillel und sein Nachfolger Gamaliel, das Haupt der anderen Schammai. Nach der Zerstörung Jerusalems entstanden in verschiedenen Städten des heil. Landes solche Pflegstätten hebräischer Sprachwissenschaft. Am berühmtesten war die Schule in Tiberias, am See Genezareth, welche die Ueberlieferung am treuesten bewahrte. Doch nach dem fehlgeschlagenen Aufstande des Bar Cochba (132—135) flüchteten sich die jüdischen Gelehrten nach Babylonien, das unter neupersischer Herrschaft stand. Als später die Muhamedaner (651) dieses Reich zerstörten, zogen die rabbinischen Weisen nach Spanien und begründeten daselbst die berühmten Akademien von Granada, Barcelona und Toledo. Doch auch dort ließ man sie nicht in Frieden, König Philipp II. verhängte eine grausame Verfolgung über diese fleißigen und hochgebildeten Männer und vertrieb alle Juden aus seinem Reich. Diese fanden Aufnahme in den Niederlanden und in Deutschland, wo namentlich Frankfurt a. M., Mannheim, Speyer, Mainz und Offenbach Sitze jüdischer Gelehrsamkeit wurden. Auch hierin zeigte sich die göttliche Fürsorge, denn von ihnen lernten nicht bloß die Humanisten (Joh. Reuchlin), sondern auch Melanchthon, und Luther die hebräische Sprache.

Diesen Gelehrtenschulen verdanken wir also unsere Kenntnis der hebräischen Sprache und die Erhaltung des Alten Testaments. Man unterscheidet vier Perioden jüdisch-hebräischer Sprachforschung:

a. die Sopherim oder Numeratoren, vom Abschlusse des Kanons bis zur Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 n. Chr., welche es sich zur Aufgabe machten, die äußere und innere Gestalt des heil. Textes, also die richtige Les- und Schreibart, die Ordnung der Bücher und Paraschen, die Verseinteilung u. s. w. festzustellen, und durch Uebersetzung ins Aramäische dem Volke das Verständnis der Schrift zu vermitteln. Daß Jesus, ohne ihre Schulen besucht zu haben, doch die heil. Schrift verstand, war ihnen daher höchst befremdlich (Joh. 7, 15). Ihren Namen „Sopherim" erhielten sie aber deshalb, weil sie alle Buchstaben, Worte und Verse des Gesetzes und auch der Propheten zählten, um so spätere Interpolationen unmöglich zu machen.

b. Die Talmudisten bis 650, welche namentlich den dogmatischen, rituellen und juridischen Gehalt des Alten Testaments erforschten und ihre Resultate, samt den Aufsätzen und Auslegungen der Pharisäer in der Mischna und Gemara zusammenstellten.

c. Die Masorethen vom 6. bis 9. Jahrhundert, welche durch die Vokal- und Accentualpunktation, durch Aufzeichnung der Varianten und durch ihre textkritischen Anmerkungen das Qeri den heutigen Text fixierten.

d. Die Grammatiker vom 9.—16. Jahrhundert, welche in grammatikalischer und lexikalischer Hinsicht, besonders durch Vergleichung mit den übrigen semitischen Sprachen ein gründlicheres Verständnis des alttestamentlichen Textes ermöglichten. Der bedeutendste Grammatiker ist David Kimchi um 1190, der das erste, vollständige Wurzelbuch der hebräischen Sprache mit arabischen Erklärungen herausgab. Dieses Buch wurde schon 1490 in Neapel gedruckt.

Obwohl das christliche Altertum das Studium des Alten Testaments aufs eifrigste betrieb, befaßte man sich doch nur wenig mit der hebräischen Sprache, da man allen Forschungen die Septuaginta zu Grunde legte. Origenes und Hieronymus, sowie die Verfasser der Peschito scheinen die einzigen gewesen zu sein, die eine gründliche Kenntnis der hebräischen Sprache besaßen. Im Mittelalter lag das Studium der hebräischen Sprache ganz danieder. Erst mit dem Wiederaufleben der klassischen Sprachen nahm man auch die hebräische Sprache wieder vor. Die Rudimenta hebraica Reuchlins bildeten den Anfang einer grammatikalischen Bearbeitung dieser Sprache von christlicher Seite. Aber erst das Zurückgehen der Reformatoren auf den Urtext führte zu einem genauen und systematischen Studium derselben. Doch blieben die Forschungen der christlichen Gelehrten anfangs noch völlig abhängig von ihren jüdischen Vorgängern, erst W. Gesenius und H. Ewald führten eine unabhängige und rationelle Behandlung der Sprache ein und H. Hupfeld und F. Delitzsch erweiterten durch Vergleichung der rabbinischen Resultate mit den Forschungen der komparativen Linguistik unsere Kenntnis von der hebräischen Sprache.

IV. Die hebräische Schrift.

Das semitische Alphabet, aus dem das Hebräische entstanden ist, war wahrscheinlich schon lange vor Moses im Gebrauch und wurde schon frühzeitig von den Phöniziern zu den Griechen und anderen Völkern verbreitet. Es ist zwar von der egyptischen Bilderschrift entlehnt, aber nach den Bedürfnissen der semitischen Sprache völlig umgewandelt. (Andere dem semitischen Alphabet gleichaltrige Schriftzeichen sind die sinesischen, die Keilschrift, die indischen).

Seine 22 Konsonanten, aus denen alle Wörter zusammengesetzt sind, stellen sämtlich Bilder von Gegenständen vor, die den auszudrückenden Laut zum Anfangsbuchstaben hatten, z.B. bei dem Bilde eines Zahnes (Schin) dachte man an den Laut "sch". Die Namen dieser Gegenstände sind zwar die Namen der Buchstaben geblieben, aber die ursprünglichen Formen der Zeichen sind im Laufe der Zeit sehr verändert worden, weil man beim Schreiben nicht

mehr an den Gegenstand dachte, den das Bild darstellen sollte, sondern nur noch an den Laut, den man fixieren wollte.

Im Talmud findet sich eine Sage, wie eine solche Hauptveränderung in der Schrift entstanden sei. Ist es auch nur eine Sage, etwas Geschichtliches liegt ihr doch zu Grunde. Sie erzählt, die jetzige Quadratschrift habe Esra aus der assyrischen, d. i. chaldäischen Verbannung mitgebracht, daher werde sie auch die assyrische Schrift genannt, während die althebräische Schrift in der der Codex Samaritanus geschrieben ist, immer mit hebräischer Schrift bezeichnet wird. Wir haben uns diese Veränderung in der Schrift folgendermaßen zu erklären: Als man anfing, viel und schnell zu schreiben, verflüchtigte sich die althebräische Schrift immer mehr zu einer Kursivschrift, und aus dieser entstand dann aus kalligraphischen Rücksichten die sogenannte Quadratschrift. Diese wurde die heilige Schrift. Sie verdrängte wahrscheinlich erst im letzten Jahrhundert vor Christus die althebräische Schrift, da die Münzen der Hasmonäer noch althebräische Inschriften tragen. Aber es war Sitte, alle Veränderungen und Zusätze dem Esra oder gar dem Moses zuzuschreiben, um so ihre Einführung zu erleichtern.

In der Quadratschrift sind alle Buchstaben von gleicher Größe, außer Jod, Qoph und Lamed. Daß das Jod schon zu Christi Zeit so stark verkürzt gewesen sein und dieselbe Form gehabt haben muß, geht aus Matth. 5, 18 hervor, wo es der kleinste Buchstabe und ein Hörnchen genannt wird. Alle Buchstaben haben oben einen derberen Strich, eine Art Grundstrich; manche, die zu lang waren, sind nach unten umgebogen worden, wenn sie am Anfang oder in der Mitte des Wortes stehen, nur beim Qoph ist diese Umbiegung unterblieben, obwohl sie in anderen Sprachen vorgenommen wurde, denn Q ist der ihm entsprechende Buchstabe in der lateinischen Schrift. Endbuchstaben hat diese Schrift nur wenige, nur fünf haben sich zu einer besonderen Finalform bequemt.

Aus dem Streben nach Gleichmäßigkeit folgt die Gewohnheit, mit dem Ende der Zeile auch das Wort zu schließen. Füllte das letzte Wort die Zeile nicht ganz, so zog man die Buchstaben in die Länge, oder man füllte den leeren Raum mit lauter Qoph aus.

Daß die Buchstaben schon sehr früh in die jetzige Reihenfolge gebracht waren, ersieht man aus den alphabetischen Liedern des Alten Testaments. (Nur Ps. 25 macht eine Ausnahme, wo Pe zweimal vorkommt, einmal für P, das zweite Mal für S). Welches Prinzip dieser Anordnung zu Grunde liegt, läßt sich nicht mehr ermitteln.

Sehr eigentümlich mutet es den Indogermanen an, daß man in den semitischen Sprachen von rechts nach links schreibt. Nur das Aethiopische macht eine Ausnahme.

Die hebräische Schrift war aber niemals bloße Konsonantschrift, doch beschränkte man sich, so lange die Sprache lebend war, auf die

Grundvokale a, i, w (Aleph, Jod, Waw), von denen der erstere aber nur im Anlaut gebraucht wurde, da im Auslaut der Vokal so wie so immer gesprochen wurde, die beiden anderen aber nur in zweifelhaften Fällen; doch zeigt sich in den späteren Schriften des Alten Testaments ein Fortschritt in der Vokalbezeichnung, indem die sogenannte scriptio plena viel häufiger sich angewendet findet.

Daß man früher, so lange die Sprache lebend war, viele Worte anders vokalisiert haben muß als wir es in unseren Bibelausgaben tun, kann man aus der Septuaginta sehen, wo hebräische Eigennamen oft ganz abweichend ins Griechische übertragen sind, z. B. Mauses statt Moses. Dagegen im Talmud und in der Vulgata ist die Vokalisation schon der unsrigen entsprechend.

Nach Vollendung des Talmud, der sich noch auf den unpunktierten Text stützt, schritt man zur Zeit der Massorethen zur Herstellung unseres jetzigen Vokalisationssystems. Das nahm geraume Zeit in Anspruch; man verfuhr dabei nach dem Muster der arabischen und syrischen Vokalisation, worauf auch die Namen der Vokale deuten, die sämtlich arabischen Ursprungs und nur hebraisiert sind. Zu Anfang des 11. Jahrhunderts kennt der Grammatiker Chajug schon alle sieben Vokale, daher muß um diese Zeit das Vokalisationssystem schon vollendet gewesen sein.

Während in der althebräischen Schrift die Worte wahrscheinlich durch Punkte voneinander getrennt waren, wie wir sie im samaritanischen Pentateuch, sowie in griechischen und römischen Hand- und Inschriften finden, ließ man bei Einführung der Quadratschrift diese Punkte fort und statt derselben zwischen den einzelnen Wörtern kleine Zwischenräume.

Außerdem trennte man zusammengehörige Schriftabschnitte durch offne Räume von verschiedener Größe. So ist der Pentateuch in 54 Paraschen eingeteilt, deren Anfang durch drei Pe oder drei Samech angedeutet wurde. Jede dieser großen Paraschen zerfiel in mehrere kleine. Fiel der Anfang der Parasche mit dem Anfang der Zeile zusammen, so wurde die Ptuchah, nämlich ein Pe gesetzt, fing aber der Abschnitt mitten in der Zeile an, so setzte man die Sethumah, nämlich ein Samech. Das Vorhandensein dieser Paraschen läßt sich bis über Philo zurückverfolgen, die Tradition schreibt die Paraschen-einteilung dem Moses zu. Ebenso sind die Propheten in Haphtaren eingeteilt. In den poetischen Stücken des Alten Testaments, die vermöge ihrer rhythmischen Natur eine regelmäßige Wiederkehr paralleler Glieder (Parallelismus membrorum) zeigen, sind die einzelnen Glieder zeilenweise abgesetzt und je zwei Zeilen bilden einen Pasuq.

Schon früh teilte man den Kanon in Verse ein, die auch Pesuqim heißen, wahrscheinlich um das Vorlesen zu erleichtern. Diese Pesuqim stimmen mit unsern heutigen Versen so ziemlich überein. Anfangs wurden sie durch kein besonderes Zeichen angedeutet, später, aber noch vor der masorethischen Punktation wurden die einzelnen Pesuqim

durch zwei Punkte (:) voneinander getrennt, die darum Soph Pasuq heißen. Daß der Soph Pasuq älter ist als die übrige Punktation, geht daraus hervor, daß er sich auch in unpunktierten Handschriften findet.

Eine Einteilung des hebräischen Textes in Kapitel findet sich in hebräischen Handschriften nicht. Unsere Kapiteleinteilung stammt aus der Vulgata und ist von dort aus auch in die hebräischen Bibelausgaben eingeführt worden (die Kapitel heißen im Hebräischen Siderim).

Gleichzeitig mit der Vokalisation entstand die Akzentuation. Die Accente zerfallen in Meamim, die die Worte und Sätze dem Sinne nach trennen (Interpunktionen) und Negginot (Accente) die angeben, auf welcher Silbe der Ton liegt.

V. Die Entstehung des alttestamentlichen Kanons.

Von der ganzen hebräischen Litteratur sind uns nur die kanonischen Schriften des Alten Testaments erhalten. Vor dem Exil wurde mit der Sammlung der heiligen Schriften des israelitischen Volkes nicht begonnen. Doch wurden schon vor dem Exil die heiligen Schriften durch Abschriften vervielfältigt, und diese Abschriften mögen von einzelnen auch gesammelt worden sein. Nach 2. Chr. 17, 7—9 schickte Josaphat Priester im Lande umher, welche das Volk im Gesetz unterrichten sollten, doch sicherlich nach Abschriften. Auch wäre eine so genaue Kenntnis des Gesetzes nicht möglich gewesen, wie wir sie bei allen Propheten finden, wenn es nicht in zahlreichen Abschriften verbreitet gewesen wäre. So müssen auch die Psalmen in vielen Exemplaren existiert haben, wenn sie von den vielen levitischen Sängern beim Gottesdienste gesungen werden sollten.

Nach der Rückkehr aus dem Exil machte sich zwecks Wiederherstellung des Kultus in erhöhtem Maße das Bedürfnis geltend, die heiligen Schriften der verschiedenen Gottesmänner zu sammeln und zu einer Einheit zu verbinden. Nur so hatte man eine Garantie dafür, daß Religion, Ritus und Kultus rein erhalten bliebe. Dazu kam das allmähliche Aussterben der hebräischen Sprache nach dem Exil, so daß die in der Fremde geborene und aufgewachsene Generation die heiligen, in hebräischer Sprache geschriebenen Schriften nicht mehr verstehen konnte und daher schriftgelehrter Männer bedurfte, die durch Uebersetzungen und Erklärungen in aramäischer Sprache die heiligen Schriften dem Volke zugänglich machten. Diese Schriftgelehrten brauchten aber eine vollständige Sammlung der heiligen Schriften, um aus ihnen das Volk unterrichten zu können. Noch einen Grund gab es, warum man gerade damals zur Sammlung und Herstellung des Kanons schritt; mit Maleachi erlosch nämlich das Prophetentum in Israel und darum hatte man nun niemand mehr, der die Authentie und göttliche Inspiration eines Buches kraft des in ihm wohnenden Geistes beglaubigte. Darum stand man allen neu erscheinenden Schriften mißtrauisch gegenüber. Daher machte sich der Schriftgelehrte Esra daran, durch eine authen-

tische Sammlung der heiligen Schriften der Religion und dem Gottesdienst eine sichere Grundlage zu geben.

Die Regierungszeit des Artaxerxes, unter dem Maleachi weissagte, bildet also die Grenze für die heilige kanonische Litteratur der Hebräer. Die nach dieser Zeit geschriebenen Bücher wurden nicht in den Kanon aufgenommen. So wurde z. B. die Spruchsammlung des Jesus Sirach nicht dem alttestamentlichen Kanon hinzugefügt, obwohl sie Anspruch auf göttliche Dignität machte (24, 30 ff.). Dieses Buch bezeugt auch, daß es damals schon eine dreiteilige Sammlung, ja schon eine griechische Uebersetzung der heiligen Schriften gab. (Vorrede.)

Der alttestamentliche Kanon zerfällt in drei Teile, und zwar ist diese Dreiteilung keine zufällige, sondern eine beabsichtigte. Er muß also das Werk eines Mannes sein. Die einzelnen Bücher sind nämlich nach der Stellung des Verfassers zu Gott und nach ihrer eigenen Stellung zur göttlichen Offenbarung zusammengestellt.

1. Die erste Stelle nimmt die Thora ein, als die Grundlage der ganzen göttlichen Offenbarung im Alten Testament. Ihr Verfasser, Mose, hat mit Gott von Mund zu Mund verkehrt.

2. Die zweite Stelle nehmen die Schriften der Propheten ein, welche die Entwicklung der Theokratie und die fortlaufende Offenbarung Gottes zum Inhalt haben: a. die historischen, b. die weissagenden. Ihre Verfasser waren mit dem Geiste der Weissagung erfüllt.

3. Die dritte Stelle nahmen die übrigen Schriften (Ketubim oder Hagiographen) ein, welche zeigen, wie die Offenbarung Gottes subjektives Eigentum des heil. Volkes geworden ist. Die Verfasser dieser Schriften waren mit dem Geiste der Weisheit erfüllt.

Der Name dieser Sammlung, „das Alte Testament," ist durch eine falsche Uebersetzung von 2. Kor. 3, 14 durch die Vulgata entstanden, der Name „Bibel" ist zuerst von Chrysostomus ihr beigelegt worden. Sie umfaßt nach dem Talmud 24, nach Josephus 22, nach Luther 39 Bücher.

VI. Die Handschriften des alttestamentlichen Kanons.

Alle Handschriften, die wir vom hebräischen Kanon haben, stammen aus nachmasorethischer Zeit (erst in allerkürzester Zeit sind einige ältere Handschriften, wie es scheint, aus dem 6. Jahrhundert aufgefunden worden). Der Grund dafür ist, daß man alte, abgenutzte und unleserlich gewordene Exemplare sorgfältig vernichtete, d. h. vergrub. Der Text ist in allen derselbe. Man teilt die Handschriften ein in heil. Synagogenrollen, die nur den Pentateuch enthalten, in Quadratschrift geschrieben sind, ohne Vokale und Accente, auf Perga=

ment, mit der größten kalligraphischen Genauigkeit. Die Haphtaren und Megilloth (Ruth, Klagelieder, Koheleth, Hoheslied, Esther) wurden auf besondere Rollen geschrieben; und in gemeine Privathandschriften mit vollständiger masorethischer Erklärung auf Papyrus geschrieben, entweder in Quadrat- oder rabbinischer Kursivschrift. Doch ist der Text und die Masora mit verschiedener Tinte geschrieben. Gewöhnlich haben sie einen Targum oder eine arabische Uebersetzung neben sich. Der Schreiber des Textes hieß Sopher, der Schreiber der Masora Nagdan. Auf dem oberen und unteren Rande war die große Masora mit Gebeten, Psalmen geschrieben, auf dem äußeren Rande standen die Varianten und Korrekturen, die Angabe der Paraschen und Hephtaren und die rabbinischen Kommentare oder Hagadas, auf dem inneren Rande die kleine Masora, die sich auch in unseren Bibelausgaben findet, zwischen den Zeilen die Uebersetzungen oder Targumim. Der beste Kenner hebräischer Handschriften war Kennikott. Auch die bei sinesischen Juden aufgefundenen Kodizes stimmen mit den unsrigen völlig überein.

VII. Die Uebersetzungen des hebräischen Kanons.

Solche Uebersetzungen des Alten Testaments sind deshalb wichtig für uns, weil wir aus ihnen schließen können, wie damals, als sie angefertigt wurden, der hebräische Text beschaffen war.

A. Griechische Uebersetzungen.

Nach einer Sage, die sich in einem (wahrscheinlich unechten) Briefe Aristans, ferner bei Josephus und in den Στρώματα des Clemens Alexandrinus findet, soll Ptolemäus Philadelphus auf Betrieb seines Oberbibliothekars Demetrius Phalerus eine Sammlung der Gesetze aller Nationen veranstaltet haben. Auch die jüdischen sollten ihr einverleibt werden. Darum ließ er 72 Schriftgelehrte aus Palästina kommen, die einzeln in Zimmer eingeschlossen wurden, bis sie mit der Uebersetzung des Alten Testaments fertig waren. Und siehe da, sämtliche Uebersetzungen stimmten genau überein. In dieser Sage spiegelt sich das hohe Ansehen ab, welches die Septuaginta (nach den 70 Uebersetzern so genannt) damals genoß, daß man sie nämlich für göttlich inspiriert hielt.

Obwohl diese Nachricht längst als Sage erwiesen ist, steht doch das fest, daß unter Ptolemäus Philadelphus eine griechische Uebersetzung des hebräischen Kanons begonnen und auch bald darauf vollendet wurde, denn der Enkel des Jesus Sirach bezeugt uns in der Vorrede zu der Spruchsammlung seines Großvaters, daß damals schon eine dreiteilige griechische Uebersetzung des hebräischen Kanons vorhanden war, also die Septuaginta.

Diese Uebersetzung ist in der seit Alexander dem Großen gebräuchlichen dialectus communis geschrieben und in Aegypten verfertigt worden, wie 1. aus den vielen ägyptischen Worten hervorgeht, die sie enthält und 2. aus der freien und willkürlichen

Behandlung des hebräischen Textes, aus der Vertauschung anthropomorphistischer Ausdrücke mit eigentlichen, aus der Vermeidung anstößiger Worte, aus Weglassungen und allerhand Zusätzen, wie sie dem egyptischen Hellenismus eigen war. Haben doch Zenodot und Aristarch in derselben Weise den Homer behandelt, so daß Cicero sagte: Aristarchios Homeri versum negat quem non probat. Sie ist nicht das Werk eines Mannes, sondern mehrerer. Am besten ist der Pentateuch übersetzt und die Proverbien; weniger sorgfältig und mit mangelhafter Kenntnis der hebräischen Sprache die historischen Bücher; völlig geistlos und willkürlich die Propheten, ganz miserabel die Psalmen und der Prediger; im Hiob hat sich der Uebersetzer gar keinen Rat gewußt, weshalb er schwierige Stellen einfach weggelassen hat. Das Buch Daniel, das kürzlich aufgefunden wurde, ist dagegen mehr eine Ueberarbeitung als eine Uebersetzung, weshalb es später durch die Uebersetzung des Theodotion ersetzt wurde.

Wegen dieser in die Augen fallenden Mängel kam sie trotz des anfänglichen Ansehens, das sie genoß, mit der Zeit in Mißkredit; zuerst bei den Juden, die sie aufs heftigste angriffen, ja sie mit Spott und Verachtung überschütteten. Daher unternahm es Aquila, angeblich ein Neffe des Kaisers Hadrian, und Pontus, der zum Judentum übergetreten war 125 n. Chr., eine wörtliche Uebersetzung des hebräischen Kanons anzufertigen, was ihm auch so vollständig gelang, daß sie oft völlig sinnlos und unverständlich wurde. So übersetzte er Gen. 1, 1 folgendermaßen: Ἐν κεφαλαίῳ ἔκτισεν ὁ Θεὸς σὺν τὸν οὐρανὸν καὶ σὺν τὴν γήν. Aber gerade dieser Wörtlichkeit wegen, stand sie in hohem Ansehen bei den Juden.

Nicht viel später z. Z. des Kaisers Commodus, übersetzte der Ebionit Theodotion den hebräischen Kanon aufs neue; es war aber mehr eine verbesserte Auflage der Septuaginta. Ueber das Buch Daniel siehe oben. Unter Kaiser Severus verfertigte der Ebionit Symmachus eine mehr sinngemäße als wortgetreue Uebersetzung des hebräischen Kanons, aber nicht in gutem Griechisch.

Da aber die Septuaginta, wie alle alten Bücher, die durch Abschreiben vervielfältigt werden mußten, bald voller Fehler und Irrtümer wurde, teils auch absichtliche Fälschungen, Zusätze und Abänderungen erfuhr, wurde mit der Zeit der Text so korrumpiert, daß Origenes sich entschloß, den Text der Septuaginta nach dem hebräischen Urtext mit Zurateziehung der übrigen Uebersetzungen zu revidieren. Er stellt daher in einer Polyglotte, Hexapla genannt, die verschiedenen Versionen kolonnenweise nebeneinander: 1. den hebräischen Urtext, 2. den Urtext mit griechischen Buchstaben, 3. Die Uebersetzung des Aquila, 4. die des Symmachus, 5. die der Septuaginta, 6. die sogenannte Quinta, 7. die Sexta, 8. die Septima. Die letzten drei erstrecken sich nur über einzelne Teile des Alten Testaments. Dann verglich er nun den Text der Septuaginta mit dem der übrigen sechs Kolonnen und berichtigte ihn in der Weise, daß er das Fehlende, mit einem Sternchen

Asteriskus versehen, einrückte, das Ueberflüssige dagegen zwar stehen ließ, aber durch einen Obolus, einen kleinen Kreis, als unecht bezeichnete. . Dieses äußerst umfangreiche Werk, das natürlich nur in wenigen Exemplaren erschien, ist bis auf einige Auszüge bei Eusebius und Pamphilus verloren gegangen. Wie lange er daran gearbeitet, ist unbekannt. Wahrscheinlich hat er das Werk in Alexandria begonnen und in Cäsarea und Tyrus vollendet. Da aber die Abschreiber die kritischen Zeichen des Origenes nicht beachteten oder verwechselten, so wurde die Textverderbnis immer größer, so daß keine einzige Handschrift der Septuaginta einen reinen Text vorweist. Die beste Ausgabe ist die von Tischendorf.

Schon in den ersten Zeiten des Christentums wurde die Septuaginta mehrfach ins Lateinische übersetzt. Nach dem Urteil Augustins war von diesen Uebersetzungen die Itala diejenige, welche sich durch Wörtlichkeit und Deutlichkeit auszeichnete. Sie ist uns nur in wenigen Fragmenten erhalten. Da diese lateinische Uebersetzung noch mehr wie das griechische Original von Abschreibern korrumpiert wurde, so verbesserte Hieronymus einzelne Teile der Itala, von denen aber nur der Psalter und Hiob auf uns gekommen sind.

Auf Veranlassung des monophysitischen Patriarchen Anastasius von Antiochien fertigte der Bischof Paul von Tella in Mesopotamien eine syrische Uebersetzung der Septuaginta an, die aber nicht mehr vollständig erhalten ist; es fehlen alle historischen Bücher bis auf das vierte Buch der Könige.

Von Abba Salama, d. i. Tramontius, wurde die Septuaginta in die heil. Geczsprache der Aethiopier übersetzt. Sie ist in über 20 Kodizes vollständig erhalten, aber nur einzelne Teile sind bis jetzt gedruckt.

Auch ägyptische Uebersetzungen entstanden im vierten Jahrhundert, eine koptische in Niederägypten und eine sahidische in Oberägypten, ebenso arabische und armenische. Auch die gotische Bibel des Ulfilas ist eine Uebersetzung der Septuaginta.

B. Orientalische Uebersetzungen.

1. Aramäische Uebersetzungen oder Targumim. Als nach dem Exil die hebräische Sprache aufhörte, eine lebende zu sein, stellte sich die Notwendigkeit heraus, beim Gottesdienst den heil. Text ins Aramäische zu übertragen, zunächst mündlich, bald aber auch nach schriftlichen Ausarbeitungen. Die erste Spur dieser Sitte finden wir Neh. 8. Jesu Wort am Kreuz: Eli Eli Lama Asaphthani, scheint einem solchen Targum entnommen zu sein. a. Der Targum des Onkelos. Onkelos war ein Zeitgenosse Christi und ein Schüler Gamaliels und ein Mitschüler des Apostels Paulus. Er schrieb ein Targum zum Pentateuch in vorzüglicher aramäischer Sprache, die aber manche dunkle Ausdrücke enthält, die schon den Talmudisten unverständlich waren. Er macht nur wenige erklärende Zusätze, die sich meist

darauf beschränken, Anthropomorphismen des göttlichen Wesens zu beseitigen, und seine Anschauungen über den Messias zum Ausdruck zu bringen. Doch deutet er nur zwei Stellen des Pentateuch auf den Messias, während die Talmudisten 17 auf ihn bezogen. b. Targum des Jonathan ben Usiel. Dieser war ein Schüler Hillels, lebte also vor Christus und Onkelos und verfaßte ein Targum zu den Propheten. Er ist weniger treu in der Uebersetzung, enthält mehr Umschreibungen, rabbinische Sagen und Legenden, Zusätze und Kommentare (Hagadas). c. Der Targum des Pseudo Jonathan zur Thorah. Dieser ist eine Fälschung und erst im 7. Jahrhundert entstanden und lehnt sich an den Talmud an.

2. Die Peschito. Schon Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. wurde der hebräische Grundtext von christlicher Hand ins Syrische übersetzt, wahrscheinlich in Edessa. Diese ausgezeichnete Uebersetzung erhielt den Namen Peschito, die Treue, Wörtliche, dem Wortsinn Folgende, im Gegensatz zu den allegorischen und paraphrasierenden Uebersetzungen der Juden. Ursprünglich umfaßte sie nur die kanonischen Bücher, erst später wurden die Apokryphen hinzugefügt. Wir haben zwei Rezensionen, eine Nestorianische, die sich bloß in der Punktation unterscheidet und eine Monophysitische, die eine eigentümliche, der griechischen Orthographie angepaßte Punktation und eine abweichende Anordnung der Bücher hat.

3. Der Samaritanus. Nach der sammaritanischen Rezension wurde der Pentateuch schon im ersten Jahrhundert v. Chr. ins Samaritanische übersetzt, ziemlich wörtlich, doch wo samaritanische Dogmen ins Spiel kommen, den Text verändernd.

C. Die Vulgata.

Während Hieronymus mit der Korrektur der Itala beschäftigt war, kam ihm der Gedanke, eine neue lateinische Uebersetzung unmittelbar aus dem hebräischen Grundtext anzufertigen. Er begann mit den vier Büchern der Könige im Jahre 385 und vollendete seine Arbeit 405. Obwohl er eine gute hebräische Sprachkenntnis hatte und dazu einen tüchtigen hebräischen Lehrer, den Rabbiner Barhanina, machte es ihm doch unendliche Schwierigkeiten, eine gute, genaue und sinngemäße Uebersetzung herzustellen. Weil sie aber sowohl von der Septuaginta wie von der Itala stark abwich, konnte man sich zuerst gar nicht mit ihr befreunden, ja Hieronymus hatte ihretwegen viele Anfeindungen zu erdulden; namentlich Rufinus beschuldigte ihn der Schriftverfälschung und Ketzerei und verglich seinen Lehrer Barhanina mit Barraba und warf ihm vor, er habe Christus verleugnet und Barrabam erwählt. Selbst Augustinus verhielt sich anfangs ablehnend. — Zuerst fand seine Uebersetzung im aufgeklärten Gallien kirchliche Anerkennung, dann auch in der griechischen Kirche, wo sie von Sophronimus ins Griechische übertragen wurde, und zuletzt wurde sie besonders auf Empfehlung Gregors des Großen allge-

mein angenommen und verdrängte alle übrigen Uebersetzungen. Daher bekam sie 200 Jahre nach Hieronymus Tode den Namen Vulgata.

Aber bald wurde der Text der Vulgata durch die Abschreiber und Mönche teils absichtlich, teils unabsichtlich so verderbt, daß sich das Bedürfnis geltend machte nach einer neuen Rezension. Auf Befehl Karls des Großen unternahm daher Alcuin 802 eine solche, die aber der Verderbnis des Textes auch nicht Einhalt tun konnte. Von gelehrten Mönchen wurden im 11. Jahrhundert dann sogenannte Epanorthotae oder Correctoria biblica, d. h. revidierte Bibeltexte veranstaltet, die aber ihren Zweck auch nur unvollkommen erreichten. Als daher die Vulgata gedruckt wurde, machte sich die Verderbnis des Textes erst recht fühlbar, da die verschiedenen Ausgaben alle einen anderen Text zeigten. Darum mußte das Concilium Tridentinum, welches 1546 die Vulgata als kanonischen Bibeltext sanktionierte, erst den päpstlichen Stuhl beauftragen, eine authentische Ausgabe der Vulgata zu veranstalten. Nach mehreren mißlungenen Versuchen gelang es denn auch, einen leidlichen Text herzustellen, der bis jetzt immer noch unverändert abgedruckt wird. Die neueste Ausgabe ist die von Leander van Eß vom Jahre 1822, der sie auch ins deutsche übersetzt hat.

VIII. Die kritische Behandlung des hebräischen Kanons.

Trotz der sorgfältigsten Bemühungen der jüdischen Schriftgelehrten, den Text des alttestamentlichen Kanons rein zu erhalten, schlichen sich doch beim häufigen Abschreiben einzelne Fehler in den Text ein. Doch kann kein Fall absichtlicher Entstellung des Textes nachgewiesen werden. Vielmehr sind alle Irrtümer durch falsches Sehen und Hören, durch Untreue des Gedächtnisses und andere Mißverständnisse entstanden.

Es läßt sich nun allerdings nicht leugnen, daß die parallelen Stellen des hebräischen Kanons mancherlei Abweichungen zeigen. Diese sind aber nicht durch Nachlässigkeit beim Abschreiben entstanden, sondern sie deuten eher auf das Gegenteil hin, nämlich daß man eine heilige Scheu davor hatte, den Text irgendwie zu ändern, selbst dann nicht, wenn er offenbare Fehler und Widersprüche mit anderen Stellen enthielt.

Diese Scheu vor jeder Aenderung des Textes veranlaßte auch den Sammler des Kanons, Esra, die verschiedenen Bearbeitungen der einzelnen Teile der Schrift (wie die Jahweurkunde und die Elohimurkunde im Pentateuch) unverändert nebeneinander in den Kanon aufzunehmen, ohne die darin befindlichen Varianten, Differenzen, Widersprüche und Wiederholungen auszugleichen, z. B. die zweimal vorkommenden Psalmen, die Parallelstellen in den vier Büchern der Könige einerseits und in der Chronika, Jesaias und den Psalmen anderseits,

der Wechsel der Gottesnamen Jahweh und Elohim, und die Vereinigung beider Gottesnamen zu Jahweh Elohim, wo der Text gleichlautend und nur die Gottesnamen verschieden waren u. s. w. Es wäre ja dem Esra ein leichtes gewesen, einen wirklich einheitlichen Text herzustellen, aber aus Pietät vor dem Gotteswort unterließ er jede Veränderung des Textes und stellte lieber zwei einander widersprechende Berichte nebeneinander.

Seit Esra also steht der Text unwandelbar fest und hat seitdem keine Aenderung mehr erfahren, außer durch Fehler beim Abschreiben, die aber nur geringfügig sind und den Glaubensgehalt des Kanons durchaus nicht antasten. Die richtige Lesart dieses Textes stand auch seit Esra fest, die Mikra, und man suchte auf allerlei Weise und mit allerlei Kunstgriffen die Integrität des Textes zu sichern, z. B. durch Zählung der Worte, Verse und Buchstaben (das Vav in gahvan in Lev. 11, 42 ist der mittelste Buchstabe des Gesetzes, Lev. 10, 16 enthält das mittelste Wort, Lev. 13, 33 ist der mittelste Vers des Pentateuchs, Ps. 80, 14 ist der mittelste Vers der Psalmen). Man wollte dadurch verhindern, daß irgend ein fremdes Wort eingeschoben werden könnte. Daher stimmt der Text, aus dem z. B. die Peschito übersetzt ist, genau mit unserem heutigen masorethischen Texte überein. Weniger Sorgfalt wurde außerhalb Palästinas auf die Erhaltung des Textes verwandt, man sieht das aus dem Codex Samaritanus und der Septuaginta, die aber nicht verschiedene Lesarten, sondern grammatische, historische und dogmatische Korrekturen enthalten, so daß in beiden Textesrezensionen, die übrigens an über 1000 Stellen sich berühren, keine einzige echt kritische Variante sich findet.

Auch die im Talmud vorkommenden Besprechungen verschiedener Lesarten beziehen sich nicht auf wirkliche Varianten des Textes, sondern auf Varianten der Auslegung. Also die Unterscheidung von Ketib und Qeri, von Mikra und Misrat deutet nicht auf kritische Zweifel an der Richtigkeit der Lesart hin, sondern auf theologische Varianten, d. h. der eine Talmudist meinte, die Stelle müsse so ausgelegt werden, der andere so. (Daß der Text schon lange vor Christus genau feststand, kann man aus den von den Sopherim und Talmudisten erwähnten ungewöhnlichen Buchstaben und den puncta extraordinaria über einzelnen Buchstaben und Worten schließen, deren Bedeutung man schon damals nicht mehr recht wußte, die aber trotzdem bis auf unsere Zeit sich erhalten haben.)

Obwohl also die Talmudisten bloß den unpunktierten Text benutzten, stand doch die Mikra, d. h. Punktation, die Aussprache des Textes auch damals schon genau fest. Nur wurde die Ueberlieferung mündlich fortgepflanzt. Später aber, als sich die traditionellen Bestimmungen so häuften, daß man eine mündliche Ueberlieferung nicht mehr als sicher genug ansah, schritt man dazu, die feststehende Lesung des biblischen Textes durch Einführung von Vokalzeichen und Accen=

ten auch schriftlich zu fixieren. Diese schriftliche Aufzeichnung der Mikra hieß Misra und der nun punktierte Text hieß (die große) Masora, d. h. Tradition. Die Masora ist also die Gesamtheit des durch die Ueberlieferung gegebenen Materials, also das Resultat der Arbeiten Esras, der Sopherim und Talmudisten. — Daneben aber machten die Masorethen zu der überlieferten Mikra ihre eigenen grammatischen und kritischen Glossen, die sie auch dem Texte beifügten, doch so, daß der Text selber unangetastet und unverändert blieb und doch im Sinn und Geist masorethischer Auffassung gelesen werden konnte. Den Text nannten sie das Ketib und ihre Auffassung, wie er ihrer Meinung nach gelesen werden sollte, Qeri (die kleine Masora).

Nachdem nun das Ketib und das Qeri festgestellt war, war die Arbeit der Masorethen vollendet, und es kam nun bloß noch darauf an, durch treue Abschriften für Vervielfältigung des Textes und der beigefügten Masora zu sorgen. Dabei schlichen sich natürlich allerlei Varianten ein und die folgenden jüdischen Gelehrten beschäftigten sich nun damit, durch Vergleichung der einzelnen Handschriften die Varianten festzustellen, so hat z. B. Jakob ben Chajim 220 Varianten abdrucken lassen in der Ausgabe von Bomberg.

Nach Erfindung der Buchdruckerkunst schritt man auch zum Drucke des alttestamentlichen Kanons. Die ersten Druckausgaben versuchten die Handschriften so genau wie möglich wiederzugeben; sie erschienen meist mit Kommentaren von Kimchi und Raschi. Die erste vollständige Bibelausgabe erschien 1488 zu Loncino und 1514—17 die „Bibli Polygl. Complutensia", 1525 zu Venedig die Bibel des Rabbi Bomberg, 1611 zu Basel die von Buxtorf. Die heutigen hebräischen Bibelausgaben sind meist von meinem Großvater, August Hahn, redigiert.

Der Hebräerbrief.

P. G. Fr. Schütze.

Jedermann wird bei der Lektüre eines Briefes, dessen Adressat er nicht selber ist, Schwierigkeiten im Verständnis finden, von denen der eigentliche Empfänger nichts weiß. Und zwar werden diese Schwierigkeiten in dem Maße zunehmen, als der Schreiber und Empfänger mit einander in intimem Herzensverkehr stehen, weil da ein Satz, ja oft ein einzelnes Wort genügend ist, in dem oder den Empfängern gewisse Erinnerungen, Empfindungen und Gedanken auszulösen. Ein Brief ist dem elektrischen Strom vergleichbar, der, wie zwischen den beiden Polen eines Elementes, so zwischen den beiden Herzen die Verbindung herstellt. Oder besser gesagt, der Briefschreiber drückt auf den Knopf, und im Herzen der Empfänger strahlt das Licht, während der Uneingeweihte vergeblich sucht, die geistige Verbindung herzustellen und darum im Dunkeln bleibt. Dies Schicksal teilen denn auch die Briefe des Neuen Testa=

ments; was den Empfänger sonnenklar gewesen sein muß, wird uns zum Gegenstand der gelehrten Forschung und kühnsten Hypothese, weil wir eben Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts sind, die bei allen Errungenschaften und Fortschritten es verlernt haben, an des Meisters Brust zu liegen und auf das Klopfen seines Herzens zu lauschen.

Der Brief aber, der von jeher zu Hypothesen am meisten Anlaß bot, ist der Hb.[1] Wir wissen von ihm so gut wie gar nichts, außer dem, was wir zwischen den Zeilen lesen. Wie das verschleierte Bild von Sais steht unser Brief da, geradezu den Scharfsinn der Theologen herausfordernd, den Schleier zu lüften. Es ist absolut unmöglich, über Verfasser, Empfänger, Ort und Zeit mit unumstößlicher Sicherheit etwas anzugeben. Solche isagogische Versuche können immer wieder umgestoßen werden. Noch keinem ist es gelungen, das Bild unter dem Schleier hervorzuholen und der staunenden Mitwelt zu zeigen. Wir können nur nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft unter den verschiedenen Möglichkeiten die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit feststellen, und die am wenigsten angreifbare Hypothese als Wahrheit annehmen, freilich mit dem Vorbehalt, daß neuere Forschungen und Entdeckungen jederzeit unsre Erkenntnis als irrig hinzustellen vermögen.

1. Der Verfasser.

In der ältesten Zeit hatte die theologische Wissenschaft naturgemäß ihr ganzes Vermögen auf Apologetik und Polemik konzentrieren müssen. Sowie sie aber anfing, die ersten schüchternen Schritte auf die andern theologischen Gebiete zu machen, fing sie auch an zu empfinden, wie merkwürdig es ist, daß der Hb. als einzige von allen neutestamentlichen Schriften uns anonym überliefert ist. So begann denn schon um 150 n. Chr. das Suchen nach dem Autor. Pantänus nämlich, „der selige Presbyter“ [2] des Clemens von Alexandrien, hat diese Frage zuerst aufgeworfen. Wenn er nämlich auch ohne Bedenken den Paulus als Verfasser bezeichnet, so ruft doch das ganz unpaulinische Fehlen der Grußüberschrift in ihm Bedenken wach, die er so beseitigt, daß er erklärt, Paulus als der Heidenapostel habe seinen Namen in einem Brief an Hb. nicht nennen mögen [3]. Clemens dagegen stellt eine andere Hypothese auf, nämlich, daß der Hb. ursprünglich von Paulus auf aramäisch geschrieben, danach aber von Lukas in das Griechische übertragen sei [4]. Origenes endlich, der dritte der berühmten Alexandriner, schließt sich seinen Lehrern völlig an und behauptet zuversichtlich die Paulinische Abstammung des Hb., doch modifiziert er deren Hypothese

1) In folgendem wollen wir diese Abkürzung immer brauchen und zwar sowohl für den Titel des ganzen Briefes, als auch zuweilen für die Empfänger allein. In welchem Sinne es zu lesen ist, ergibt ja der Zusammenhang.

2) Daß unter dem „seligen Presbyter“ ὁ μακάριος πρεσβύτερος Eus. h. e. VI., 14, 2 ff) des Clemens dessen Lehrer Pantänus zu verstehen ist, darf nach Zahn Forschungen z. Gesch. d. ntl. Kanons III, 83 als sicher gelten. (Vgl. auch meine Abhandlung in Magazin 1903. Januar. S. 12—14.)

3) Cf. Cramer Cat. VII, 286.

4) Eus. l. c.

folgendermaßen: Paulus habe den Hb. in seinen Richtlinien und Grundgedanken entworfen [5], einer seiner Schüler aber habe ihn mehr oder minder selbständig ausgeführt [6]. Wer aber dieser Schüler gewesen sei, darüber gibt Origenes keine bestimmte Ansicht, sondern erwähnt nur als gewissenhafter Kritiker, daß die Forschungen der verschiedenen Gelehrten teils auf Lukas, teils auf Clemens von Rom hinweisen. Bei späteren, besonders lateinischen, Autoren ist diese Origeneshypothese falsch wiedergegeben [7]. Wir zählen daher, rekapitulierend, die Hypothesen der Alexandrinischen Kirche noch einmal auf: 1. Paulus ist der alleinige und volle Verfasser, hat aber als Heidenapostel seinen Namen nicht genannt, da der Brief an Hb. gerichtet ist (Pantänus), 2. Lukas ist der Uebersetzer eines von Paulus aramäisch geschriebenen Urhb. (Clemens), 3. Lukas oder Clemens von Rom ist der Schlußredakteur eines Paulinischen Entwurfes (Origenes).

Jedoch erscheint die Kirche von Alexandrien mit der Hypothese des Paulinischen Ursprungs ganz isoliert gestanden zu haben; denn Origenes verteidigt sie gegen Anfeindungen, die sie wegen dieser Ansicht von andern Kirchen erleidet [8].

Im Laufe eines Jahrhunderts ist aber die Paulushypothese im ganzen kirchlichen Oriente die herrschende geworden; denn im vierten Jahrhundert ist sie in ihrer ältesten Gestalt, wie Pantänus sie ausgesprochen, in der ganzen griechischen und syrischen Kirche akzeptiert [9].

Doch nun entsteht die Frage: Wie besteht diese Hypothese im Licht der wissenschaftlichen Forschung? Meines Erachtens läßt sie sich schlechterdings nicht aufrecht erhalten; denn abgesehen davon, daß der Brief höchst wahrscheinlich erst nach der Zerstörung von Jerusalem, also jedenfalls erst nach Pauli Tode geschrieben ist, enthält der Hb. auch Aussagen, die unmöglich von Paulus gemacht sein können. Paulus nämlich rechnet sich nie zu den Leuten, die das Evangelium durch die Apostel

5) Daß solches im N. T. wirklich geschehen, beweist der erste Petrusbrief, den nach 1. Petr. 5, 12 Sylvanus ausgearbeitet hat, cf. Zahn: Einleitung in das N. T. Bd. II, pag. 10 f.

6) Eus. h. e. 6, 25, 11—14; cf. Zahn Gesch. des Kan. Bd. 1, 287 Anm. 1.

7) So berichtet Eus. h. e. 3, 38, 2 von Origenes, daß dieser als Uebersetzer, nicht als Bearbeiter, den Lucas oder Clemens genannt habe; Hieronymus (vir. ill 5; ep 129, 3 ad Dardanum) meint: Barnabas sei von Tertullian, Clemens oder Lucas von andern genannt. Ebenso sagt Philaster (haer. 89) nur, Barnabas, Lucas oder Clemens seien von Gegnern der Paulinischen Abfassung als Autor genannt. Ephraim (comm. in Pauli epist. ed. Mekhitar. p. 200) zitiert beide Ansichten, daß Clemens der Verfasser und der Uebersetzer sei. Severianus von Gabala nennt unter Berufung auf Euseb Clemens und Lucas als wahrscheinliche Uebersetzer (Cramer Cat. VII, 115).

8) Eus. h. e. 6, 25, 11 — 14.

9) Die Peschittha hat den Hb. anonym an die Paulusbriefe angeschlossen. Das Konzil zu Antiochia 264 n. Chr. zitiert Hb. 11, 26 ausdrücklich als Paulinisch. Ephraim stellt den Hb. zwischen Röm. und Eph. (cf. Zahn Grundriß der Gesch. des ntl. Kanon pag. 49) und verknüpft einmal Hb. 10, 31 mit Röm. 2, 16 und Eph. 5, 15 durch die Einleitung: „Hinsichtlich dieses Tages ruft auch der Apostel Paulus“ (cf. J. P. Lange Bibelwerk 12 § 2 pag. 5.)

empfangen haben, wie es der Verfasser des Hb. tut, 2, 3. Es ist im Gegenteil ja so allbekannt, daß man füglich es nicht sollte erwähnen müssen, wie stark Paulus immer die unmittelbare Göttlichkeit seines Berufes betont (Gal. 1, 1. 12; 2, 5—9; 1. Cor. 11, 23; 2. Cor. 11, 5; 12, 11). Auch gegen das Urteil des Origenes [10], daß der Stil des Hb. gegen Paulus zeuge, der (2. Cor. 11, 6) einen Mangel rhetorischer oder dialektischer Schulung eingestehe, wird man wohl nichts einwenden können. Gegen die Paulinische Autorschaft sprechen ferner die Erwägungen, daß im Hb. die Rechtfertigung aus dem Glauben gar nicht berührt wird [11]. Ferner ist da die absolute, wir möchten sagen, prinzipielle Verschiedenheit im Gebrauch des Namens Jesu [12] und der Gebrauch des Majestätsplurals [13], der den Hb. von den genuinen Briefen Pauli scheidet.

Auch das Fehlen der Einleitung und Grußüberschrift ist ganz und gar unpaulinisch; denn daß eine solche je bestanden habe, läßt sich, bei dem Fehlen irgend welchen Beweismaterials, nicht annehmen.[14] Es wäre auch seltsam, daß gerade nur von diesem einen Briefe in allen Codices die Vorrede sollte abhanden gekommen sein. Und daß, wie Overbeck (Zur Gesch. des Kanons, 1880) behauptet, der Brief in Alexandria absichtlich seiner Einleitung beraubt und dafür mit einem an Paulus anklingenden Schlußwort versehen sei, um den Brief, das Produkt eines geringeren Apostelschülers, als Paulinisch in den Kanon

10) Eus. h. e. 6, 25, 11—14.

11) Es hätte nahe genug gelegen und Paulus hätte sich sicherlich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, in Kap. 11, das ausschließlich dem Glauben gewidmet ist, die Rechtfertigung oder Zurechnung von Gerechtigkeit deutlich zu betonen. Aber nur in V. 7 lesen wir beiläufig von Noah, daß er „hat ererbet die Gerechtigkeit, die durch den Glauben kommt."

12) In Pauli Briefen wird rund 600 mal der Name unseres Heilandes erwähnt, darunter aber nur zehn mal der schlichte Name Jesus gebraucht, (was in Hb., mit Ausnahme von 10, 10; 13, 8. 21, ständige Regel ist) sonst stets die volle Formel „unser Herr Jesus Christus", oder „Christus", oder „Jesus Christus", oder „der Herr". In den spätesten Briefen Pauli (Phil. 1. 2. Tim. Tit.)) kommt das nackte Jesus überhaupt nicht vor.

13) Hb. 2, 5; 5, 11; 6, 1. 3. 9; 13, 18 steht das „wir" zur Bezeichnung des Autors alleine, was eine dem Paulus ganz fremde Gewohnheit ist. Bei Paulus vielmehr meint wir wir, und ich ich, cf. Gal. 1, 9, wo der Uebergang vom wir zum ich überzeugend wirkt. Cf. auch Zahn Einleitung I, 150 Anm. 3; 226 Anm. 3.

14) Fr. Overbeck, der dies behauptet, müßte uns auch eine annehmbare Erklärung dafür geben, daß dieser Brief, der nach seiner Hypothese in Alexandrien 160—170 noch eine Vorrede hatte, zu derselben Zeit schon von Pantänus und Irenäus in Lyon ohne Vorrede gelesen ist. Der Dolus einer Fälschung ist von ihm nur behauptet, nicht bewiesen. Auch ist der Zweck einer solchen Fälschung unerfindlich, da es doch nur einen lokalen, nicht aber allgemeinen kirchlichen Kanon gab, und somit der Vergleich mit dem Texte andrer Kirchen doch sofort die Fälschung blos legen mußte. Auch erklärt Overbecks Hypothese nicht die Entstehung der Barnabastradition. Hätte der Hb. in einer Einleitung den Namen Barnabas enthalten, so lag erst recht kein Grund zur Fälschung vor; denn der sogen. Barnabasbrief galt um diese Zeit in Alexandrien ja auch als kanonisch. Schließlich müßte man den Fälschern, die Hb. 13, 22—25 erdichteten, doch auch soviel Mut und Schlauheit zugestehen, daß sie einen entsprechenden Eingang hätten erfinden können.

einschmuggeln zu können, ist doch eine zu greifbar aller Grundlage entbehrende Hypothese, um ernst genommen zu werden.

Eine weitere sprachliche Differenz zwischen dem Autor des Hb. und Paulus zeigen die Zitate, die von beiden zwar gewöhnlich aus der LXX, aber, wie Bleek zuerst bemerkt, von Paulus nach dem Codex Vaticanus gemacht werden, während der Hb. den Codex Alexandrinus benutzt.

Die Hypothese der Tübinger Schule endlich, von Schwegler und Baur vertreten, daß der ganze Brief eine pseudopaulinische Fälschung sei, richtet sich selbst; denn, würde ein solcher Fälscher nicht vor allem dafür gesorgt haben, daß der Name des Mannes, für dessen Werk der Brief gelten sollte, in demselben auch deutlich zu Tage trete?

Wie aber steht es mit der Uebersetzungstheorie? Sie beruht nicht etwa auf einer alten Tradition, sondern auf einer Konsequenz, die man aus dem falschen Verständnis des Titels Hb. zog. An die Hb., argumentierte man, könne Paulus doch nur hebräisch geschrieben haben, also müsse hier eine Uebersetzung vorliegen. An Lukas zu denken lag aber nahe, da dieser der einzige Paulusschüler ist, von dem Schriften in den Kanon rezipiert sind, und von dem überhaupt schriftstellerische Tätigkeit berichtet ist. Auch scheinen stilistische Vergleiche mit der Apostelgeschichte bestimmend mitgewirkt zu haben. Jedoch müssen wir diese Hypothese schon aus sprachlichen Gründen ablehnen.[15] Zudem finden sich nirgendwo sonst Spuren dieses angeblichen Urhb., außer dieser Klemensnotiz und den auf ihr beruhenden Stellen; was, unter Vergleichung der Geschichte des aramäischen Urmatthäus, diese Hypothese zu Fall bringt. Auf Klemens von Rom hat man aber geraten, weil in seinem Korintherbriefe sich zahlreiche Anklänge an den Hb. vorfinden, die aber nur auf Zitaten und Benutzung desselben beruhen.

Müssen wir also die Person des Paulus gänzlich aus dem Spiel lassen, so müssen wir doch den Verfasser unter seinen Schülern und Mitarbeitern suchen, weil der Gedankenkreis und Lehrgehalt entschieden Paulinisch ist.

15. So spricht der grammatisch durchsichtige Periodenbau gegen eine Uebersetzung aus dem Hebräischen. Man versuche doch Perioden wie 1, 1—4; 2, 2—4; 5, 1—3; 6, 16—20; 7, 18—25; 10, 19—25 in das Hebräische zurück zu übertragen! Solche Satzbildungen sind in dem damaligen Hebräisch einfach unmöglich. Auf den vielleicht unfreiwilligen Hexameter 12, 13 *καὶ τροχιὰς ὀρθὰς ποιήσατε τοῖς ποσὶν ὑμῶν*, wollen wir weiter kein Gewicht legen, obwohl er für das rhythmische Gefühl des Verfassers spricht; aber die Alliterationen und Paronomasien (1, 1 *πολυμέρως, πολυτρόπως, πάλαι, πατράσιν προφήταις*. 2, 1 *περισσοτέρος, προςέχειν, παραῤῥυῶμεν*. 2, 10 *πάντα, πάντα, πολλοὺς, παθημάπων*. 5, 8 *ἔμαθεν — ἔπαθεν*. 7, 3 *ἀπάτώρ — ἀμήτωρ*) deuten entschieden auf eine originalgriechische Arbeit. Auch mannigfache Hebraismen würde ein Uebersetzer vermieden haben, so z. B. den adjektiven Gebrauch des Genetivs 9, 5 *χερουβὶμ* (al. *χερουβεὶν*) *δοξῆς* 3, 12 *καρδία ἀπιστίας* 12, 15 *ῥίζα πικρίας* 4, 2 *λόγος τῆς ἀκοῆς* 1, 1 *ἐπ ἐσχάτου τῶν ἡμέρων τούτων*, 1, 3 *τῷ ῥήματι τῆς δυνάμεως αὐτοῦ*. Man vergleiche auch das hebraisierende *ἧς τὸ τέλος εἰς καῦσιν* 6, 8 mit Num. 24, 20. Ps. 109, 13. Jes. 5, 5. Rein semitisch gedacht ist auch *ἐνώπιον* mit d. Gen. 4, 13; 13, 21.

Bei Tertullian[16]) finden wir den Hb. nun aber als ein Werk des Barnabas zitiert; und zwar spricht er diese Ansicht nicht als seine Privatansicht aus, sondern als eine kirchlich begründete Tradition.[17]) In Nord-Afrika aber war nach dem Zeugnis des Cyprian der Hb. nicht kanonisch (er scheint ihn entweder nicht zu kennen, oder für akanonisch zu erachten, da er ihn nie zitiert). Auch Rom kann die Heimat dieser Tradition nicht sein, weil Rom in Fragen der Kanonizität stets von Karthago sich beeinflussen ließ, und an Lyon dürfen wir endlich wegen der noch zu besprechenden Ansicht des Irenäus nicht denken. Somit bleiben nur die griechischen Kirchen Kleinasiens als Heimatsort der Barnabashypothese übrig; wofür auch die Erwägung spricht, daß Phrygien die Heimat des Montanismus ist, und daß Tertullian nicht eher den Hb. zitiert, als bis er durch seine Verbindung mit dem Montanismus in der Lage war, über die Heimatskirche desselben und deren Traditionen genau unterrichtet zu sein.

Insofern steht nun aber die Barnabashypothese günstiger als die Paulushypothese, als wir von Barnabas so wenig wissen, daß wir nirgends mit Bestimmtheit sagen können, diese Tatsache oder jenes echte Barnabasschreiben macht seine Verfasserschaft unmöglich. Daher sind denn auch namhafte Gelehrte für Barnabas als Verfasser des Hb. eingetreten.[18]) Barnabas war schon im Jahre 38 n. Chr. (Apost. 9, 27) in Jerusalem ein prominentes Gemeindeglied, muß also doch wenigstens damals schon in den dreißiger Jahren gewesen sein. Er könnte also um das Jahr 70—80 als ein Greis den Hb. geschrieben haben. Allerdings erweckt der Hb. durchaus keinen greisenhaften Eindruck eines Verfassers. Auch der Zwiespalt, der auf der ersten Missionsreise zwischen Paulus und Barnabas eintrat, darf nicht gegen Barnabas gepreßt werden; denn ebenso wie Markus, sein Vetter (nicht Neffe) später wieder mit Paulus Hand in Hand gearbeitet hat (Kol. 4, 10; 2. Tim. 4, 11), so kann auch Barnabas später mit Timotheus zusammengearbeitet haben. Als Prediger wurde Barnabas zwar von Paulus ganz in den Schatten gestellt (Apost. 14, 12); doch darauf darf man bei der Beurteilung des Hb. kein Gewicht legen. Mancher hat eine schwere Zunge und ist doch mit der Feder sehr beredt. Aber unwahrscheinlich ist eine so hervorragende rhetorische Bildung, wie sie der Hb. verrät, bei dem aus Cypern gebürtigen und in Jerusalem ansässigen Leviten Joses doch (Apost. 4, 36 f.) Also die Möglichkeit, daß „der Sohn des Trostes", das „Wort der Ermahnung" [19]) (Hb. 13, 22) geschrieben, ist wohl vorhanden; die

16) Cf. Tertullian: De pudicitia 20: Extat enim et Barnabae titulus ad Hebraeos a deo satis auctorati viri, ut quem Paulus iuxta se constituerit in abstinentiae tenore; et utique receptior apud ecclesias epistola Barnabae illo apocrypho Pastore moechorum.

17) Nur mündlich, ohne Autorität einer Kirche, überlieferte Ansichten pflegt Tertullian anders anzugeben, z. B. mit affirmatur, ascribere solent. c. Marc. iv, 5.

18) Von den Theologen der neueren Zeit sind die Hauptvertreter der Barnabashypothese Wieseler und Ritschl.

19) *υἱὸς τῆς παρακλήσεως* und *λόγος τῆς παρακλήσεως*.

Wahrscheinlichkeit aber nicht, und das aus folgenden Gründen: 1. wegen des Widerspruchs in der Tradition, 2. wegen der rhetorischen Bildung, 3. endlich, weil Barnabas ebenso wie Paulus auf dem Apostelkonzil zum Apostel der Heiden bestimmt war. Am meisten lege ich aber das Gewicht auf den mangelnden Beweis aus der Tradition; denn wenn es schon gegen alle Analogie ist, daß ein Brief in verschiedenen Kirchen verschiedenen Autoren zugeschrieben wurde, was sich nur dadurch erklären ließe, daß in Alexandrien der Name Barnabas durch den Pauli ersetzt wäre, oder umgekehrt der Pauli durch den des Barnabas in Kleinasien, so ist damit doch noch nicht die dritte Tradition, die von Rom und Lyon, erklärt, die den Brief von jeher als anonym bewahrt. Ferner ist dann unbegreiflich, daß diese Kirchen, die die Autorschaft des Paulus verwarfen,[20] nicht den rechten Namen aufbewahrt haben. Wäre die Barnabastradition die originale, so müßte Irenäus sie mit aus Kleinasien nach Gallien gebracht haben.

In der Tat ist denn auch noch wirklich eine dritte Tradition vorhanden, die von vornherein den Hb. als anonym überliefert bezeichnet. Diese muß aber die älteste und originale sein; denn es ist wohl vorgekommen, daß ohne ausreichende Gründe ein Name zu einer Schrift hinzugesetzt ist,[21] aber nicht, daß ein Name durch einen anderen verdrängt ist. Diese dritte Tradition finden wir in Rom, Karthago und Lyon. Irenäus zeigt sich mit dem Hb. bekannt,[22] den er nach Photius und Stephanus Gobaras,[23] ebenso wie sein Schüler Hippolyt dem Paulus abgestritten hat. Hätten Irenäus und Hippolyt in Rom, in seinem Streit gegen die Theodotianer, einen Namen anstatt des bestrittenen Paulus genannt, so wäre es unerklärlich, daß Eusebius, Photius und Stephanus diesen nicht mit berichtet haben. Der Brief muß von Anfang an ohne Namen in den Handschriften gewesen sein; denn eine Lehrschrift, die Klemens von Rom,[24] Justin,[25] Irenäus, Hippolyt und dessen Gegner Theodotus d. J., gebrauchen, aber doch nicht in den Kanon, eben weil namenlos, aufnehmen, hätte durch das Gewicht des Namens Paulus oder Barnabas in den Kanon der gottesdienstlichen Lesebücher gezogen werden müssen, auch wenn der Inhalt speziell für Ju-

---

20) Cf. Hieronymus de vir. ill 59. Euseb. h. e. iv, 20: Gaius von Rom kennt nur 13 paulinische Briefe (200 n. Chr.). Ebenso kennt der can. Muratori nur 13 Paulinen; der Kanon des Damasus (382 n. Chr.) erst rezipiert den Hb. unter Pauli Briefen.

21) Marcion, Tertullian und Origenes haben z. B. Ephes. 1, 1 ἐν Ἐφέσῳ nicht gelesen. Als Beispiele von Autorschaften, die unbegründeterweise Schriften beigelegt sind, sind außerdem zu nennen Clemens in Bezug auf den zweiten Korintherbrief, sowie Justinus für den Brief ad Diognetum.

22) Nach Euseb. h. e. 5, 26 bringt Irenäus ein Zitat aus dem Hb. ohne Namensangabe und beweist sich auch (adv. haer. ii, 30, 9) mit dem Hb. bekannt durch die Anspielung "verbo virtutis suae."

23) Cf. Photii Biblioth. cod. 121, ed. Becker über Hippolyt. Stephanus Gobaras l. c. cod. 232: ὅτι Ἱππόλυτος καὶ Εἰρηναῖος τὴν πρὸς Ἑβραίους ἐπιστολὴν Παύλου οὐκ ἐκείνου εἶναί φασι.

24) Cf. Euf. h. e. III, 28.

25) Cf. Kirchhofer Quellensammlung p. 239.

denchristen bestimmt war. Hat doch die heidenchristliche Kirche auch den Matthäus, Jakobus, 2 Petrus und Judas rezipiert!

Die Hb. werden natürlich wohl gewußt haben, wer an sie schrieb. Die Kunde muß aber bald, sehr bald, vielleicht in einer großen Verfolgung, ausgelöscht sein, so daß es uns jetzt absolut unmöglich ist, mit positiver Gewißheit den Verfasser zu nennen. Man hat den ganzen Schülerkreis des Paulus durchgeraten, um den Verfasser zu finden. So denken an Barnabas außer den schon genannten, besonders: Keil, Weiß und Kübel; an Lukas, besonders Delitzsch; an Silas, Mynster; an Klemens von Rom, Erasmus und Calvin. Luther endlich sagt[26]: „Wer sie (die Epistel) geschrieben, ist unbewußt, will auch wohl unbewußt bleiben noch eine Weile." Später aber stellt er als Hypothese die Autorschaft des Apollo auf.[27] Diese Hypothese hat gegen sich nur den Umstand, daß bis auf Luther niemand im Altertum an Apollo gedacht hat. Im übrigen passen alle aus dem Brief sich ergebenden Verhältnisse auf ihn noch am besten. Hebräer von Geburt, Hellenist von Anlage und durch Erziehung, in gleicher Weise ausgerüstet mit rabbinischer Schriftgelehrsamkeit und rhetorischer Dialektik, war er von einem glühenden Eifer für die Bezeugung des Glaubens beseelt, besonders unter seinen Brüdern nach dem Fleische (Apost. 18, 24—28). Das alles stimmt vortrefflich mit dem Hb. Apollo kann aber auch sehr wohl Hb. 2, 3 geschrieben haben. Im Jahre 54 brachte er aus Alexandrien den Glauben an den Heiland aber ohne die kirchliche Taufe mit nach Ephesus. Wir finden also in ihm einen Johannisjünger, der von Leuten, die vor dem Pfingstfest, also etwa durch Jesu Predigt selbst, gläubig geworden, seinen Glauben empfangen hatte. Anläßlich seiner alexandrinischen Geburt sei es noch bemerkt, daß die Parallelen zwischen dem Hb. und den Schriften Philos,[28] die man zu Gunsten des aus Cypern, das ja mit Alexandrien in enger Beziehung stand, gebürtigen Barnabas hat anführen wollen, doch viel unmittelbarer für die Autorschaft eines Apollos sprechen. Mit Paulus stand Apollo in andauernd freundlichem und doch völlig selbständigen Verhältnis (1. Kor. 16, 12). So war er einer der Ueberbringer des Titusbriefes (Tit. 3, 13), womit wieder das freundschaftliche Verhältnis zu Timotheus (Hb. 13, 23) übereinstimmt. Daß er in hohem kirchlichen Ansehen stand, ergibt sich aus 1. Kor. 1, 12; 3, 6; 4, 6; 16, 12. Das wenige also, was wir von Apollo wissen, stimmt vorzüglich auf den Autor des Hb., ja besser, als die Ereignisse und Verhältnisse irgend eines anderen Paulusschüler tun würden. Anderseits läßt sich aber auch absolut nichts vorbringen, was unbedingt die Annahme der Apollohypothese verbietet. Nach dem jetzigen Stande unserer Erkenntnis dürfen wir also den Apollo als den Verfasser des Hb. bezeichnen.

26) Erlanger Ausg. Bd. 63. S. 154 f.

27) Auctor epistolae ad Hebraeos . . . ut ego arbitror, Apollo. (Enarr. in Gen. 48, 20 in Opp. exeg. XI, 130). Vgl. auch die Predigt zu 1. Cor. 3, 4 f von 1537 (Erl. Ausg. Bd. 18, S. 181).

28) Cf.: J. B. Carpzov. Sacr. exercit. in S. Pauli ep. ad Hebr. e Philone Alex. 1750. Riehm: Lehrbegr. d. Hebr. S. 855 ff.

II. Die Empfänger.

Der Titel „an die Hb." kann zwar von Apollo in dieser Gestalt nicht geschrieben sein, ist aber doch uralt. In sämtlichen Handschriften findet sich diese Ueber- bezw. Unterschrift und kein Schriftsteller hat den Hb. ohne diesen Titel gekannt. Vielmehr bildet dieser Titel das gemeinsame Band zwischen den drei Traditionen über den Autor. Sowohl Pantänus, Clemens, Origenes, als auch Irenäus, Hippolyt und endlich Tertullian an den angeführten Stellen reden ausdrücklich von dem Hb. Besonders wichtig ist dafür das Zeugnis des Tertullian, der ausdrücklich l. c. über den Barnabastitel redet,[1] nicht vom Barnabasbrief. Es hat zwar nicht an Versuchen gefehlt, unsern Hb. in dem apokryphen Alexandrinerbrief des Canon Muratori erkennen zu wollen;[2] aber das ist ja gänzlich haltlos; denn im Hb. kann man mit größter Mühe keine marcionitische Häresie finden. Auch die von Klostermann in Kiel hingeworfene Andeutung, Hebräer sei ein Schreibfehler für Beröäer, ist doch sehr gewagt.[3] Die Empfänger sind also Hb. Wann und wo dieser Titel entstanden ist, können wir zwar nicht mit Bestimmtheit angeben; es ist jedoch wahrscheinlich, daß man den Hb. einer Sammlung von Sendschreiben an andere Adressen einverleibte, und ihn wie die andern Schriften der Sammlung zum Zweck bequemeren Auffindens und Anführens mit einem kurzen Titel versah.[4] Ist nun der Hb. einer Sammlung von Paulusbriefen angehängt worden, so begreift sich leicht, wie man dazu kam, ihn in Alexandrien dem Paulus zuzuschreiben. Da aber dieser Titel das einzige sichere Moment der Tradition bildet, so müssen wir seinem Sinn genauer nachforschen. Was bedeutet nun Hb.?

Seitdem zur Zeit des Jeremias das Wort „Jude" aufkam (zum ersten Male in der Bibel kommt das Wort Jude vor Jer. 32, 12), ist das Volk der Juden Hb. genannt, 1. zur Bezeichnung der alten patriarchalischen Zeit, insbesondere im Gegensatz zu den gojim. So stehen Jer. 34, 9 das moderne jehudi und das historische ʻibri bei Berufung

1) Tertullian scheidet stets zwischen titulus, dem äußern Buchtitel und corpus ipsum einer Schrift. Cf. contra Marc. 4, 2. Man vergl. auch c. Marc. 5, 17: nihil autem de titulis interest.

2) Can. Mur. l. 64 ff: fertur etiam ad Laudicenses, alia ad Alexandrinos, Pauli nomine finctae ad haeresem Marcionis. Cf. Semler, Hug, Wieseler, Hilgenfeld. Der Laodicenerbrief aber ist der noch unter diesem Namen erhaltene apokryphe Brief, und über den Alexandriner wissen wir nichts sicheres.

3) Cf. Klostermann, Zur Theorie d. bibl. Weissag. und z. Charakteristik des Hb. 1889, S. 55. Danach habe Apollo die Apost. 18, 27 geplante Reise ausgeführt und an die judenchristliche Gemeinde zu Beröa diesen Brief gerichtet. Aber abgesehen davon, daß die absolut allgemeine Verbreitung des Titels Hb. sich nicht durch einen Schreibfehler erklären läßt, so ist die Gemeinde von Beröa, im Grundstock allerdings judenchristlich (Apost. 17, 11), wie die andern Gemeinden von Maccedonien und Achia zu den heidenchristlichen zu rechnen (cf. Röm. 15, 26 f; 16, 4.)

4) So besteht in den ältesten Handschriften (ℵ, A, B, C, K) der Titel nur aus den Worten πρὸς Ἑβραίους ohne ἐπιστολή. Erst cod L und P haben diesen Zusatz.

auf eine mosaische Gesetzesbestimmung nebeneinander.[5] Sehr selten werden die Juden von Griechen und Römern Hb. genannt.[6] 2. In Bezug auf die Sprache im Gegensatz zu den Hellenen und Hellenisten (Apost. 6, 1; 2. Kor. 11, 22; Phil. 3, 5).[7] 3. Während sich die Juden mit Stolz selbst so nannten (Röm. 2, 17) hatte das Wort Jude einen bösen Klang bei den Christen bekommen, seitdem Israel das verfluchte Volk geworden ist und den Messias kreuzigte, und Johannes,[8] sowie Paulus (Gal. 1, 13 f.) das Judentum stigmatisiert hatten. Es genügte bald nicht mehr echte und falsche Juden zu unterscheiden (Röm. 2, 28 f.; Offb. 2, 9; 3, 9), da unter Juden schon im Neuen Testament (1. Thess. 2, 14; 2. Kor. 11, 24; Matth. 28, 15 und in der Apostelgesch. häufig) die Feinde des Christentums verstanden waren. Man sagte dafür lieber „die aus der Beschneidung" (Gal. 2, 12; Kol. 4, 11; Tit. 1, 10). In nachapostolischer Zeit nannte man dann die Juden und Judenchristen Hb.[9] Die Deutung Hb. auf Juden in unserem Brieftitel ist ja nun selbstverständlich ausgeschlossen; also können wir nur an die unter 3 genannten Hb. denken, d. h. Christen, die (nicht etwa der Sprache wegen gegen die Hellenisten) in Hinsicht auf ihre Abstammung aus dem Volke Israel waren. Im Neuen Testament finden wir diesen Gebrauch zwar nicht; aber seitdem Jerusalem und Antiochien die Zentren eifriger Missionstätigkeit geworden waren und durch Pauli rastlose Arbeit die Heidenchristen das numerische Uebergewicht über die Judenchristen bekamen, — seitdem tritt die Bedeutung Hb.=Judenchrist hervor.[10]

Das ist also nun feststehend; alles weitere über die Empfänger des Hb. müssen wir diesem selbst und zwar meist zwischen den Zeilen entnehmen. Zunächst ist nun festzustellen, daß das, was Apollo 2, 3 f. von sich selber sagt, auch von den Lesern gilt. Wenn Apollo nämlich auch gewöhnlich von sich alleine mit „wir" redet, so geht doch aus dem ganzen Abschnitt 2, 1—4 ganz deutlich hervor, daß es sich hier wirklich um eine Mehrheit von Personen handelt. Also auch die Hb. gehören zur zweiten Generation, die von der ersten Generation, den Aposteln nämlich, den Glauben empfangen haben. Es wird von ihnen das gleiche Verhältnis zu Christo und dem Evangelium ausgesagt, wie 2. Petr. 1,

5) Vgl. auch für diesen Sprachgebrauch: Philo: Vita Mosis 1, 2. 4. 26; Josephus: antiquitates I, 6, 2. 4. 5; II, 5, 4; bellum IV, 8, 3 und öfter.

6) Plutarch hat einmal τὰ Ἑβραίων ἀπόῤῥητα, ebenso Tacitus hist. 5, 2 einmal: hebraeas terras; häufiger ist es bei Pausanias 1, 5, 5; 5, 5, 2; 6, 24, 8; 10, 12, 9.

7) Cf. Philo: Vita Mos II, 6. Josephus ant. 1, 1, 1 f; 3, 6, 7; 10, 10, 6.

8) Cf. Meine Abhandlung im Magazin 1903, S. 94.

9) Die Stammeszugehörigkeit zum Judentum bezeichnen durch Hb. Clemens paedag 1, 34; strom 1, 11; Eusebius h. e. I, 11, 9; II, 4, 3; IV, 5, 2 cf. IV, 22, 7 Ἑβραῖοι ἀνέκαθεν oder ἄνωθεν. Zur Bezeichnung der Religion setzt Clemens Ἰουδαῖοι paed I, 34. Irenäus III, 1, 1 sagt vom Ev. Matth. ἐν τοῖς Ἑβραίοις.

10) Vgl. Tertullian c. Marc III, 12. Hebraei Christiani=Judenchristen. Vgl. auch unten unter Abschnitt 3.

16; 3, 2; Jud. 17 f. von den Lesern jener Briefe. Dadurch nun werden als Empfänger alle Gemeinden ausgeschlossen, die von Paulus und seinen Mitarbeitern gegründet sind.[11] Damit ist der Kreis, innerhalb dessen wir die Leser zu suchen haben, schon bedeutend verengert; denn nunmehr bleiben uns von den bekannten Gemeinden nur noch übrig Jerusalem, sowie ganz Palästina, Antiochien, Alexandrien und Rom.

Anderseits können aber unter den Lesern auch keine persönlichen Jünger des Herrn mehr gewesen sein, oder doch nur in so verschwindender Anzahl, daß sie keine besondere Erwähnung finden. Vielmehr wird von der ersten Generation ausdrücklich gesagt (13, 7), daß sie schon dahin ist. Diese Erwägung aber empfiehlt, nicht an Jerusalem als Wohnort unserer Hb. zu denken. Ja ich möchte sogar behaupten, daß durch diese beiden Stellen (2, 3 und 13, 7) Jerusalem geradezu ausgeschlossen ist, wenn ich auch schon weiß, daß ich mit dem Nachdruck, den ich auf diese Erwägung lege, bisher in der wissenschaftlichen Erörterung des Hb. allein stehe. Ich meine aber: 1. Die Gemeinde zu Jerusalem kann unmöglich als eine apostolische Gründung angesehen werden. Vielmehr hat unser Herr die Gemeinde selbst gegründet.[12] Da wäre es denn doch im höchsten Grad auffällig, daß die Tätigkeit des Herrn mit dem kurzen Wort 1, 1 und 3, 1 abgemacht wird, während von den Aposteln so viel Aufhebens gemacht wird. So hätte der Autor in 13, 7 viel wirkungsvoller auf Jesu Tod hinweisen können, als auf den der Apostel. 2. Der Hb. würde aber durch 13, 7 in der Zeit weit herabgedrückt werden, wenn er nach Jerusalem geschrieben wäre; denn wo anders als in und um Jerusalem sollte man Ohrenzeugen der Predigt Jesu suchen? Sind diese aber schon dahingegangen, so müßte man bei der verhältnismäßig geringen Dauer und Strenge der Verfolgungen (z. B. im Vergleich mit der Neronischen in Rom), wenigstens bis 90—100 n. Chr. mit dem Datum heruntergehen. Das geht aber nicht gut an, da dann unerklärlich ist, daß Clemens zu derselben Zeit in dem weit entfernten Rom denselben so ganz genau und zwar auch ohne Namen des Verfassers kennt. Könnten wir allerdings in Clemens ein Glied der angeredeten Gemeinde sehen, so fielen alle diese Schwierigkeiten weg. Auch konnte in Rom die kleinere Zahl der Ohrenzeugen leichter aussterben als in Jerusalem.[13] So werden unsere Blicke denn nach Rom gelenkt; obwohl diese Gründe noch nicht entscheidend sind.

---

11) Die an Paulinische Gemeinden gerichteten Briefe 1. Petr., 1. Joh. sagen nie, wo von deren Ursprung die Rede ist, eine Gründung durch Ohrenzeugen aus (cf. 1. Petr. 1, 12. 23 ff; 2, 25; 1. Joh. 2, 7. 24; 3, 11.)

12) Nach der Anschauung der vier Evangelien ist schon von vornherein die Trennung der christlichen Gemeinde vom Judentum ausgesprochen. Christus selbst redet von der Gemeinde (Matth. 18, 17). Auch bei dem Bericht über das Pfingstfest (Apost. 2, 41. 47), an dem nach landläufiger Anschauung die Gemeinde gegründet, heißt es nur: Es wurden hinzugetan zu der (also schon bestehenden) Gemeinde. Von einzelnen Gemeinden hören wir zuerst (Apost. 11, 20) in Antiochien. Aber schon da sind die Gründer der Gemeinde angegeben und seitdem regelmäßig. Nie aber hören wir von dem Anspruch eines Apostels auf die Gründung der Gemeinde zu Jerusalem.

13) Wenn wir 10, 32 ff und 13, 7 auf die Neronische Verfolgung beziehen

Einen weiteren Grund, wegen dessen wir von Jerusalem als Wohnort der Leser absehen müssen, bietet 6, 10 die Erwähnung der Liebestätigkeit an den Heiligen in vergangener und gegenwärtiger Zeit. Diese Mildtätigkeit müssen unsere Hb. nun aber in ganz besonderem Maße geübt haben; denn Apollo begründet auf sie seine Hoffnung (6, 9), daß es bei den Lesern zum äußersten, dem völligen Abfalle, nicht kommen werde. Durch den Wortlaut des Urtextes aber verbietet es sich an die tägliche Liebestätigkeit der Wohlhabenden gegen die Armen zu denken.[14] Wir müssen vielmehr an die große Kollekte für Jerusalem denken. Nun ist aber die Gemeinde zu Jerusalem von jeher notorisch arm gewesen, — ganz abgesehen davon, daß sie nicht gelobt werden kann wegen der Kollekte, deren Empfängerin sie gewesen ist — wie in gewissem Maß auch die übrigen palästinensischen Gemeinden (Apost. 11, 28). Das wird auch von Profanschriftstellern bezeugt.[15] Das spricht aber gegen eine hervorragende Beteiligung der Palästinensischen Gemeinden an der Liebestätigkeit. Auch von der Gemeinde in Alexandrien ist nichts bekannt. Haben wir also das diakonein richtig ausgelegt, so weist uns dieser Vers entweder nach Antiochien oder nach Rom.

Weiter finden wir Hb. 5, 12 ausdrücklich berichtet, daß die Gemeinde schon eine der älteren ist. Wenn das auch auf Jerusalem und Antiochien paßt, so schließt doch der Zusammenhang beide Gemeinden aus. Schon längst, ruft Apollo emphatisch aus, hätte sie sollen Meister sein, also ein Lehrer für andere, und brauche doch noch selbst den allerelementarsten Unterricht. Dieser Vorwurf aber wäre für beide Gemeinden ganz unbegründet; denn Antiochien war ja der Ausgangspunkt aller christlichen Mission, und auch Jerusalem war stets in hohem Maße eine aktive Missionsgemeinde. Nach Galatien, Korinth und Rom sind nachweislich Missionare aus Jerusalem gekommen,[16] manchmal zum nicht geringen Verdruß des Paulus, der jedoch die Gemeinde von Jerusalem stets dankbar als die Quelle des Evangeliums ansah

können, so können wir bis ca. 75 mit dem Brief hinaufgehen, denn in Petrus stirbt (64 n. Chr.) der einzige Ohrenzeuge Jesu, von dessen Wirken in Rom wir Kunde haben.

14) Armenpflege innerhalb der Gemeinde wird (Apost. 2, 45; 4, 32—37) anders bezeichnet, und selbst das *διακονία* (Apost. 6, 1) ist nicht mit Hb. 6, 10 zu vergleichen. Vielmehr ist *διακονεῖν τοῖς ἁγίοις* ein stehender Kunstausdruck für die von Paulus seit 44 betriebene große Kollekte für Jerusalem (cf. 2. Kor. 16, 1. 15; Röm. 15, 26. 31). Es findet sich also die Bezeichnung *οἱ ἅγιοι* ohne Ortsangabe für die Gemeinde der heiligen Stadt, wie aus diesen Stellen hervorgeht, auch außer Hb. 6, 10. Daneben unterscheidet *ἅγιοι* die Christen von den Nichtchristen, besonders mit *πάντες*. (Eph. 1, 15; 3, 18; 6, 18; 1. Kor. 14, 33). Dies *πάντες* würde hier auch nicht fehlen, wenn die Mildtätigkeit sich auf die ganze Christenheit (wie 1. Thess. 3, 12 ff; Kol. 1, 4; Philm 5) und nicht eben nur auf eine Gemeinde erstreckt hätte.

15) Sueton berichtet in seiner Biographie des Claudius (Kap. 18) daß die ganze Regierungszeit dieses Kaisers mit assidua sterilitas verfolgt war. Dasselbe berichtet Josephus (antiquit. 3, 15, 3; 20, 2, 5. 5, 2) speziell über Palästina.

16) Gal. 6, 12; die Kephasleute 1. Kor. 1, 12; das aramäische Maranatha 1. Kor. 16, 22, das auf judenchristliche Missionare hinweist; Kol. 4, 11.

(Röm. 15, 27). Dagegen steht auch hier nichts im Wege an Rom zu denken. Zwar wissen wir nicht das Jahr der Gründung der Gemeinde in Rom, aber wir wissen aus dem Römerbrief — nebenbei bemerkt, halten und gebrauchen wir auch das Grußkapitel als echt —, daß in Rom Christen waren, die sich früher als Paulus bekehrt hatten (Röm. 16, 7). Rufus z. B., der Sohn des Simon von Kyrene, war in Rom (Röm. 16, 13). Also der Grundstock der Gemeinde sind Christen, die ihren Glauben aus Jerusalem mitgebracht hatten. Bringen wir nun die feststehenden Jahreszahlen in Verbindung mit diesen Erwägungen, so finden wir Pauli Bekehrung 35 n. Chr., also in der Zeit von 30—35, auch sicher auch Andronikus, Junias, Rufus. Nun berichtet aber Apost. 18, 2 sowie Sueton,[17] daß die Juden von Klaudius, wahrscheinlich 52 n. Chr. aus Rom vertrieben seien. Klaudius aber starb den 13. Oktober 54, und die Juden kehrten dann sofort nach Rom zurück. In diesem Jahre mag unter den zurückeilenden Juden sich die Christengemeinde gebildet haben; denn im Jahre 58, vor Ostern, schrieb Paulus an die Römer (15, 23), daß ihn schon viele Jahre her verlangt habe, zu ihnen zu kommen. Man muß schon dem überschwenglichen Eifer Pauli zu gut halten, wenn er die vier Jahre als viele bezeichnet. Zu dieser Zeit nun waren in Rom die Hb. noch die Majorität, obwohl eine starke Minorität von Heiden sich schon bemerkbar macht. Solch ein Erfolg setzt aber immerhin einige Jahre treuer Berufsmissionsarbeit voraus. Wir dürfen also das Spätjahr 54 als die Gründungszeit der Gemeinde ansehen. Nun wissen wir aber von einer aktiven Mission der Römer zur Zeit der Apostel nichts, so daß der Verfasser wohl mit gutem Grund gehandelt hat, wenn sein Vorwurf der Missionsträgheit nach Rom gerichtet ist.

Weiter hören wir über den Leserkreis, daß sein Glaube sich in früheren Tagen in schwerer Verfolgung glänzend bewährt habe (10, 32 ff.). Man hat aus 12, 4 schließen wollen,[18] daß die Verfolgung keine blutige gewesen sei; aber mit Unrecht; denn es ist ja gar nicht in 12, 4 die Rede von einem Leidenskampf, sondern von dem inneren Herzenskampf der Gläubigen gegen ihre eigene Sünde.[19] In diesem drohen die Leser zu unterliegen; in dem vergangenen großen Leiden aber haben sie sich bewährt. Freilich mit dem Leben sind sie davongekommen, aber Gefangenschaft und Vermögensverluste haben sie freudig getragen. Sie haben sich auch nicht gescheut, mit denen, welchen es schlimmer ging als ihnen, tatkräftig zu sympathisieren.[20] Daß die Märtyrer

---

17) Claudius Kap. 25.

18) Cf. J. P. Lange: Bibelwerk. Bd. 12. S. 181. Anm. 1.

19) so mit Recht Holtzmann, Hofmann und Zahn.

20) Die alte Lesart τοῖς δεσμοῖς μου in Hb 10, 34 ist sicher falsch. Sie ist überliefert in den codd. ℵ, HLPK und den meisten Minuskeln, Clemens Alex. strom. 4, 103. Origenes: Exhort. mart. 43. Theodoret zu Hb. 10, 34. Vgl. Cramer Caten. VII, 241. Jedoch ist diese Lesart sicher falsch, wie denn auch in codd AD* S 1 S 3 und andren die richtige Lesart δεσμίοις συνεπαθήσατε gegeben wird. Die Lesart des Origenes (vinculis eorum) läßt erken-

nicht nachdrücklicher erwähnt sind, hat seinen guten Grund darin, daß die Leiden der Ueberlebenden nicht als relativ gering, sondern als recht groß dargestellt werden sollen, um sie auch jetzt zum Aushalten zu ermahnen.[21] Damals boten sie der ganzen Welt ein Schauspiel[22] des Leidens und Glaubens. So sollen sie auch jetzt in dem Sündenkampf sich wieder bewähren!

Wo und wann hat nun diese große Verfolgung stattgefunden? Wohl gemerkt, nur von einer Verfolgung ist die Rede.[23] Ueber Alexandrien liegt ein tiefes Dunkel, Antiochien ist aber von großen Verfolgungen im ersten Jahrhundert verschont gewesen; es bleiben also nur Jerusalem und Rom. An die erstere Stadt zu denken, wäre aber unnatürlich; denn wir müßten in dem Leidenskampf die Verfolgung durch Saulus (35), den Tod des Zebedäiden Jakobus (44), sowie den des Bruders des Herrn (66) sehen. Es wäre aber doch unpassend, diese drei einzelnen Martyrien als einen großen Leidenskampf zu bezeichnen, da doch dazwischen über 30 Jahre liegen, die auch (cf. Apost. 9, 31) Perioden der Ruhe und ungestörten Entwicklung einschlossen. Auch müßte in einem später als 70 n. Chr. nach Jerusalem gerichteten Briefe das Ende der Stadt erwähnt sein. Nun hat man zwar in 13, 13 eine Anspielung auf den Auszug der Christen aus Jerusalem kurz vor der Einschließung der Stadt gefunden. Aber das ist verkehrt; es ist vielmehr das Aufgeben des jüdischen Volkstums gemeint. Das Herausgehen aus dem Lager (merke: nicht der Stadt) würde den Christen ja nichts geholfen haben: das Reich Gottes ist in uns (Luk. 17, 21). Vor den Toren Jerusalems hätten sie den Heiland nicht gefunden, wohl aber beim Ausscheiden aus dem eiteln Wandel nach väterlicher Weise im Gesetz Mosis. Man muß sich eben, wie wir später ausführlicher zeigen werden, absolut davon frei halten, im Hb. eine Erwähnung des Tempelkultus zu finden. Das haben viele Ausleger nicht genügend berücksichtigt,[24] sonst hätte nie die Hypothese aufkommen können, die Leser in Alexandrien wegen des schismatischen Tempels in Leontopolis[25] zu suchen.[26] An diesen dachte man, weil man einsah, daß Jerusalem nicht wohl gemeint sein könne. Aber diese Hypothese schwebt, wie Mohameds Sarg, zwischen Himmel und Erde. Berührung mit dem Erdboden, d. h. der Logik der Tatsachen, könnte sie nur gewinnen, wenn

---

nen, daß δεσμοῖς zuerst durch einen Schreibfehler aus δεσμίοις entstanden ist. Der Zusatz von μου erinnert verdächtig an 2. Tim. 1, 16 und ist wohl zur Stütze der Paulushypothese eingefügt.

21) In diesem einen großen Leidenskampf ist denn auch anzunehmen, sind die Verstorbenen ἄνδρες ἡγούμενοι gestorben.

22) θεατριζόμενοι.

23) Daß in 10, 32 ff und 13, 7 dieselbe Not gemeint ist, bezeugt auch die in beiden Stellen gleiche Wurzel MNA cf. ἀναμι — μνή — σκεσθε und μνη — μονεύετε.

24) Cf. J. P. Lange, l. c. Bd. 12, S. 10 f.

25) Cf. Wieseler: Unters. II, 81 ff. Stud. und Krit. 1867.

26) So Wieseler: Chron. 479 ff. Köstlin: Theol. Jahrbb. 1854, Ritschl: Stud. und Krit. 1866, Hilgenfeld: Einleit. 385 ff.

man Verfolgungen in Alexandrien aufweisen könnte. Nun ist aber die Geschichte der Alexandrinischen Kirche bis Pantänus in so absolutes Dunkel gehüllt, daß es mehr als leichtsinnig wäre, dieser Hypothese zu Liebe eine große Verfolgung anzunehmen.[27)]

Hingegen lassen sich alle diese Beobachtungen ohne die geringste exegetische oder logische Gewalttat auf Rom vorzüglich anwenden. In Rom ist eine große blutige Verfolgung gewesen. In Rom hatten schon vorher auch die Juden Verfolgungen erlitten.[28)] In Rom war ferner die Liebesarbeit an den Märtyrern reichlich betrieben (vgl. Tychicus Eph. 6, 21; 2. Tim. 4, 12; die kaiserliche Hausgemeinde Phil. 4, 21 f.; Markus und Jesus Justus Kol. 4, 10 f.; Lukas und Markus 2. Tim. 4. 11). Auch gewinnt für Rom eine ganz andere, weil tiefere Bedeutung das „ein Schauspiel worden," Hb. 10, 33.[29)] Ein Schauspiel für alle Welt (1. Kor. 4, 9), das war viel eher in Rom, der Weltmetropole, der Fall, als in dem abgelegenen Erdenwinkel, in dem Jerusalem stand. Und ein Schauspiel wurden die Christen ja gerade in Rom, weil gerade dort und damals Nero den scheußlichen Gebrauch aufbrachte, die Christen in der Arena des Amphitheaters den Tod erleiden zu lassen, also wirklich als ein Schauspiel im Schauplatz.

Rekapitulieren wir: An Antiochien dürfen wir nicht denken,[30)] weil 1. dort keine Verfolgung stattgefunden, 2. dort stets Mission getrieben, 3. dort Juden- und Heidenchristen nach Apost. 15, Gal. 2 sich nicht so lange getrennt haben halten können, 4. endlich für Timotheus keine besondere Beziehung nachweislich ist.[31)]

An Alexandrien dürfen wir aus denselben Gründen (1 und 4) nicht denken. Dazu kommt, daß über 2 und 3 dort absolut nichts be-

---

27) Vielmehr ergibt sich aus dem blühenden Zustande, in dem die Kirche von Alexandrien uns gleich bei ihrem Auftauchen entgegentritt, dem berühmten Ruf der großen Katechetenschule, ferner aus dem absoluten Stillschweigen der Didache (wahrscheinlich 110 in Alex.), daß keine Verfolgungen stattgefunden haben. Wo ist in den Gemeinden, die Verfolgung litten, eine so großartige christliche Akademie wie in Alexandrien entstanden?

28) Erst in der Beziehung auf Rom gewinnt das „nachdem ihr erleuchtet waret" ein rechtes Verständnis. *φωτισθέντες* und *φωτισμός* bedeutet die Bekehrung und Taufe, cf. 6, 4; Eph. 3, 9. Justin dial. 122, apol. 1, 61. Hier wird eben unterschieden zwischen den Leiden vor der Bekehrung und nach derselben. Von den ersteren (cf. Anm. 17) ist hier nicht die Rede. Das entscheidet auch gegen Jerusalem. Von einer Judenverfolgung in Jerusalem zu reden, ist ja absurd. Eine solche hat nur zur Zeit der Diadochen stattgefunden. Cf. 1 und 2 Makk. Da aber bei *φωτισθέντες* kein *ἄρτι* oder *προσφάτως* (1. Thess. 3, 6; Matth. 9, 18 cf. 1. Petr. 2, 2; Apost. 18, 2) steht, so darf man nicht wie Ebrard in seinem Kommentar S. 414 an Neophyten denken.

29) Durch den Vergleich von *θεατριζόμενοι* Hb. 10, 33 und *θέατρον* Apost. 19, 29 wurde Roeth: Epistolam vulgo ad Hb. inscriptam etc. 1836 S. 256 f auf die heidenchristliche Gemeinde zu Ephesus geführt. Das ist aus schon angeführten Gründen aber widersinnig.

30) Gegen Böhme: Ep. ad Hb. 1825 S. 32 ff. Hofmann V, 531 ff.

31) Cf. Zahn: Einl. II, S. 152, Anm. 2.

kannt ist. Ebendasselbe gilt auch von den außerjerusalemischen Gemeinden in Palästina.[32)]

Auch Jerusalem[33)] ist ausgeschlossen aus folgenden Gründen: 1. wegen des nichtapostolischen, sondern von Gott selbst gewirkten Ursprungs der Gemeinde, 2. wegen der deshalb in Jerusalem noch anzunehmenden großen Zahl von Ohrenzeugen, 3. wegen des Stillschweigens des Hb. über die Beteiligung am Tempelkultus, 4. wegen der notorischen Armut der Gemeinde, 5. wegen des von Jerusalem aus stets geübten Missionsbetriebes, 6. endlich wegen des Mangels an einer großen Verfolgung.

Gegen Rom scheint zu sprechen, daß in Rom auch ein starkes Heidenchristenelement vorhanden war, das angeblich keine Berücksichtigung im Hb. findet. Dennoch entscheiden wir uns für Rom als den Bestimmungsplatz des Hb.[34)] Als Paulus nämlich vor Ostern 58 den Römerbrief schrieb, redete er trotz der heidenchristlichen Minorität die Gemeinde als judenchristlich an. Es haben auch neben Paulus judenchristliche Missionare in Rom gearbeitet (Kol. 4, 11; Phil. 1, 14 ff.). Der überwiegend judenchristliche Charakter der römischen Gemeinde wird kaum vor dem Ende des ersten Säkulums verschwunden sein. Die beiden ersten römischen Autoren, Klemens (90—100) und Hermas (ca. 140), zeigen sich mit dem Hb. wohl vertraut und sind wahrscheinlich gewesene Juden.[35)] Für Rom sprechen auch mancherlei Parallelen des Hb. und Römerbriefes.[36)] Der Jakobusbrief ist von Paulus bei Abfassung des Römerbriefes berücksichtigt und hat ebenfalls deutliche Berührungspunkte mit dem Hb. Die Röm. 9, 1—11, 12 geschilderte Stimmung der Judenchristen, die mit Unlust empfanden, daß ihre Brüder im Fleisch im Christentum, wie in nationaler Beziehung hintantraten, ist die natürliche Vorläuferin der im Hb. geschilderten Verbitterung. Schon Röm. 14 wird die Richtung erwähnt, die wir Hb. 13, 9 wieder finden, die den Genuß von Wein und Fleisch verdammt. Ebenso stimmt, daß weder die Römer des Paulus, noch die Hb. des Apollo am Synagogendienst sich beteiligten.[37)] Auch noch eine sprachliche Beobachtung im Hb. weist nach Rom. Es ist nämlich beachtenswert, daß der Hb. nicht von Presbytern = Aeltesten und Bischöfen

---

32) Gegen W. Grimm Ztschr. f. wiss. Theol. 1870. Westcott S. 42, J. P. Lange 12, S. 11.

33) Gegen Bleek, Lünemann, Riehm u. a. m.

34) Mit Wetstein N. T .2, 386 f; Holtzmann, Kurz, Zahn, cf. Prot. Realencycl. V^{2}, 666 ff, VII^{3}, 501 f.

35) Clemens ist von Lightfoot: Clement II, 205 für einen hellenistischen Juden angesehen, Hermas von Th. Zahn: Der Hirt u. s. w. S. 485—497, als von jüdischer Herkunft reklamiert.

36) Bezeichnend ist, daß der Hb. ein Zitat (Hb. 10, 30) abweichend vom Grundtext und zugleich von der LXX, aber im selben Wortlaut wie Röm. 12, 19 bringt. Ist also der Hb. nach Rom gerichtet, so darf es uns als klar erscheinen, daß der Hb. hier nicht die LXX, sondern den Röm. zitiert.

37) Für Rom beweist das das absolute Schweigen über solche Verhältnisse, wie wir sie in Ephesus und Korinth finden, cf. Tacitus annales 15, 44; für die Hb., vgl. Hb. 10, 25.

redet, sondern von Lehrern,[38] eine Bezeichnung, die in Paulinischen Gemeinden nie üblich war, in Rom sich aber noch längere Zeit erhielt. Endlich ist in dem Gruße 13, 24 eine Bestätigung der römischen oder doch wenigstens italischen Adresse des Hb. zu finden. Man könnte zwar zur Not aus ihnen herauslesen, daß der Verfasser sich in Italien befindet und daher nur von den Brüdern aus Italien Grüße zu übersenden hat. Aber dieser so allgemeine Gruß wäre wunderbar. Entweder müßte Apollo Namen aufzählen, wie in Röm. 1. Kor. (der allgemeine Gruß die Gemeinen in Asien erklärt sich daher, daß Paulus auf der Reise ist und kürzlich also mit mehreren in Berührung gekommen ist), Kol., 2. Tim., Philem., 1. Petr. oder aber die Grüßenden bezeichnen als die, welche um ihn sind, wie in Phil., Tit., oder sonst eine genauere Bezeichnung geben, wie „die von des Kaisers Hause" (Phil. 4, 22), oder „die samt euch erwählet sind zu Babylon" (1. Petr. 5, 13). Es erscheint aber viel ungezwungener, wenn man annimmt, daß diese Brüder aus Italien an der Gemeinde, oder umgekehrt diese an jenen, ein besonderes Interesse haben. Letzteres aber läßt sich leicht erklären, wenn beide italisch sind. Der Autor also, der nicht in Italien weilt, hebt aus seiner Umgebung die Landsleute hervor, die ihre Landsleute grüßen lassen.

So heben sich ganz einfach alle Schwierigkeiten, wenn man nur im Auge behält, daß die Hauptzahl der römischen Gemeinde Judenchristen sind. In der Tat ist die falsche Ansicht über die Zusammensetzung der Gemeinde der Haupthinderungsgrund, warum diese so plausible Ansicht noch nicht mehr Anhänger gefunden hat.

Aber, wendet man ein, im Hb. ist auch keine Spur der Berücksichtigung des heidenchristlichen Gemeindeteils zu finden.[39] Das ist aber nur sehr bedingtermaßen richtig. Wenn unbestritten ist, daß der Brief an Judenchristen gerichtet ist, so erlaubt doch Inhalt und Ton unseres Hb. nicht, an einen allgemeinen Brief an alle Judenchristen zu denken. So gleichmäßig konnten weder die äußeren noch inneren Erlebnisse der ganzen Judenchristenheit sich abgespielt haben. Wir müssen notgedrungen an e i n e Gemeinde denken, und zwar eine z. T. heidenchristliche, an deren judenchristlichen Teil, wie Hilgenfeld zuerst richtig bemerkt, dies Schreiben gerichtet ist. In einem solchen den andern Gemeindebestandteil zu erwähnen, lag natürlich kein Grund vor. Indessen finden sich doch Anspielungen, die auf den gemischten Bestand schließen lassen. Was für ein Grund wäre z. B. erfindlich für die Mahnung (13, 24) a l l e Lehrer und a l l e Heiligen zu grüßen, wenn nicht eben einige Vorsteher und Heilige der Gesamtgemeinde sich an andern — nämlich den heidenchristlichen Versammlungsorten — zu erbauen pflegten? Auch die Mahnung, nicht unsere Versammlungen zu verlassen (10, 25), kann sich nicht auf solche beziehen, die ins Judentum oder zum

38) Hb. 13, 7. 17. 24. *ἡγούμενοι* cf. Apost. 15, 22. Clem. 1 Kor. 1, 3. *προηγεῖσθαι* Clem. 1. Kor. 2, 6; Hermas vis. 2, 2, 6; 3, 9, 7.

39) Cf. J. P. Lange l. c. Bd. 12, S. 10.

Unglauben zurückzufallen drohten — von solchen konnte Apollo doch nicht verlangen, die andern zu ermahnen —, sondern auf geförderte Christen, die, wegen des niedrigen Niveaus ihrer Teilgemeinde, sich zu anderen Versammlungslokalen zu halten anfingen.[40] In der Tat lassen sich für Rom schon so früh als Winter 57—58 besondere Hausgemeinden nachweisen. Wie im ersten Jahrhundert n. Chr. in Rom sieben getrennte Synagogalgemeinden sich durch Inschriften nachweisen lassen, so wissen wir aus dem Neuen Testament von vier verschiedenen christlichen Hausgemeinden, nämlich der des Aquila (Röm. 16, 3—13), der des Asynkritus (Röm. 16, 14), der des Philologus (Röm. 16, 15) und der des kaiserlichen Hofes (Phil. 4, 22); obwohl für letztere nicht ganz sicher ist, ob sie (wegen des Namens Julia, Röm. 16, 15) nicht identisch mit der Hausgemeinde des Philologus ist. An eine dieser Hausgemeinden ist der Hb. gerichtet, und nicht etwa an die ganze Gemeinde.[41]

„Unwahrscheinlichkeiten ergeben sich nicht bei der Annahme, daß der Hb. an eine durchweg aus geborenen Juden bestehende Gruppe römischer Christen gerichtet war." So urteilt Zahn, will aber unentschieden lassen, ob die Röm. 16, 14 genannte oder eine andere Hausgemeinde die Hb. unseres Briefes seien, da vielleicht inzwischen andere Gruppierungen eingetreten seien.

Ich möchte aber einen Schritt weiter gehen und die uns bekannten Gruppen einer genaueren Durchforschung unterwerfen, ausgehend von dem Grundsatz, die Bibel durch die Bibel zu erklären, was exegetisch und dogmatisch unanfechtbar ist,[42] um den Leserkreis zu eruieren. Freilich wieder betone ich, über Hypothesen kommen wir nicht hinaus. So stellt Zahn, ohne sich auf nähere Begründung einzulassen, die Vermutung hin, die Hb. in Röm. 16, 14 zu suchen. So finde ich dieselben in Röm. 16, 3—13 und zwar nicht ohne starke Gründe.

In dieser Hausgemeinde werden 16 einzelne Personen und zwei Gruppen erwähnt. Davon sind aus der Bibel als Juden bekannt: 1. Aquila, 2. Priscilla, 3. Rufus (Mark. 15, 21) und naturgemäß 4. dessen Mutter. Weiter sind hier als Juden charakterisiert: 5. Junias, 6. Andronikus. Diese beiden sind vor Paulus bekehrt, müssen also

---

40) Das Wort ἐπισυναγωγή bezeichnet nicht die Kirche im Gegensatz zum Juden- oder Heidentempel, sondern den privaten Conventikel im Gegensatz zu anderen. Vgl. die Parallele bei Hermas: συναγωγὴ ἀνδρῶν δικαίων mand. 11, 9, ἐγκαταλείπειν heißt im Unterschied von καταλείπειν im Stichlassen, cf. Hb. 13, 5; 2. Kor. 4, 9; 2. Tim. 4, 10. 16.

41) Nach Analogie der neutestamentlichen und nachapostolischen Briefe (2. Kor. 6, 11; Phil. 4, 15; 1. Theß. 1, 1; 2. Theß. 1, 1; Clem. 1. Kor. 47, 6; Ignat. Eph. 8, 1; 11, 12; Magn 15; Trall. 13; Phil. 11) würden die Empfänger mit dem Namen der Stadt bezeichnet sein, wenn die ganze Gemeinde angeredet wäre. Auch kann der Gesamtgemeinde von Rom eine Vernachlässigung der Mission nicht vorgeworfen werden, cf. Clem. 1. Kor. 1, 1. Ignat. ad Rom 3: „Andre habt ihr gelehrt."

42) Vgl. bei den älteren Dogmatikern die Lehre von der perspicuitas scripturae sacrae, von der als im Annexum oder Synonym die semet ipsam interpretandi facultas ausgesagt wird.

Juden sein, ganz abgesehen von ihrer Verwandtschaft mit Paulus, da Paulus der erste Heidenapostel und noch nach Pauli Bekehrung, abgesehen von Petri Tätigkeit zu Cäsarea, Lydda und Joppe, nach Apost. 11, 19 nur den Juden gepredigt wurde; 7. Herodion, als Verwandter des Paulus, 8. Epänetus, als der erste Christ aus Achaia. Da aber Paulus in Korinth auch zuerst in der Schule Bekehrungen erzielte, so ist der Schluß nicht unangemessen, ihn zu den Juden zu zählen. 9. Maria, durch ihren Namen. Wahrscheinlich orientalisch-semitischen Ursprungs sind 10. Tryphäna. Es hat eine geschichtliche Person dieses Namens, eine Verwandte des Kaisers Claudius, in Antiochien in Pisidien gegeben,[43] unter deren Sklavinnen oder Freigelassenen wir diese sowohl wie 11. die daneben stehende Tryphosa vermuten dürfen. Daß die Wurzel dieser Namen „Tryph" auf jüdischen Ursprung hinweist, beweist auch Justins Dialog mit dem Juden Trypho, dem er als Repräsentanten des Judentums doch sicher einen spezifisch jüdischen Namen beigelegt hat. Auch 12. Persis, die Perserin, weist auf semitisch-orientalische Abstammung hin. Unbekannt sind nur 13. Amplias und 14. Urbanus. Vielleicht haben wir in den beiden zwei Freigelassene zu sehen, die nach einer Inschrift vom Jahre 115 an den kaiserlichen Münze angestellt waren.[44] Völlig unbekannt sind endlich 15. Apelles und 16. Stachys. Wir können also von völlig drei Vierteln der Personen mit Berechtigung auf jüdischen Ursprung schließen; und die letzten vier möchten sich auch als solche herausstellen, wenn wir nur mehr von ihnen wüßten. Wenden wir uns nun zu den zwei Gruppen, den Narcissianern und Aristobulianern. Narcissus, der im Jahre 54 gestorbene Günstling des Claudius, und Aristobul, der Bruder des dem Claudius befreundeten Herodes Agrippa I, waren vornehme Herren, mit natürlich großen Sklavenfamilien. Wenn solche Sklavenfamilien in andre Hände übergingen, so wurden sie doch noch häufig nach ihren früheren Herren genannt. Wir haben es also mit Sklaven oder Freigelassenen dieser beiden vornehmen Häuser zu tun. Bestärkt wird diese Annahme dadurch, daß Herodion neben dem Gesinde des Aristobulus genannt wird. Der Name schon weist hin auf die Zugehörigkeit zum Hause des Herodäerprinzen. Nun können die 58 erwähnten Sklaven des Aristobul Juden und darum doch noch z. Z. des Hb. Sklaven gewesen sein, denn wenn auch alle jüdischen Sklaven alle Halljahre freigegeben werden mußten (2. Mose 21, 2), so ist doch auch im Gesetz eine lebenslängliche, vererbliche Leibeigenschaft vorgesehen (2. Mose 21, 6). Es ist ja auch natürlicher im Dienst des jüdischen, nur zeitweilig in Rom lebenden, Fürsten Juden als Heiden anzunehmen. Von dem Gesinde des Narcissus wissen wir nichts. Auch die sprachliche Namenform der genannten Glieder spricht für meine Ansicht, denn in dieser Hausgemeinde sind echt jüdische Namen vertreten, während in den beiden an-

---

43) Cf. Corpus inscr. lat. VI, 15241. 15280. 15622—15626. Zahn Gesch. d. Kan. II, 906 f. Einl. I, 297.
44) Cf. C. J. L. VI, 44.

deren, V. 14 und 15, auch nicht ein jüdischer Name vorkommt. Für meine Hypothese spricht ferner, daß alle Personen der Gemeinde des Aquila mit Paulus in enger Beziehung standen, also auch wohl zu Apollo. Für Aquila persönlich ist es sicher. (Apost. 18, 26).

Aber auch die aus dem Hb. entnommenen Umstände passen auf diese Hausgemeinde. Zunächst paßt Hb. 2, 3 auf Rufus ganz genau. Simon von Kyrene war am Tage der Kreuztragung noch nicht Christ, sonst hätte er nicht auf dem Felde gearbeitet. Von Andronikus und Junias sagt Paulus auch nicht, daß sie schon zu Jesu Lebzeiten bekehrt waren. An der Liebestätigkeit für Jerusalem müssen sie sich gerade so beteiligt haben, wie die andere Gemeinde. Wenigstens liegt absolut kein Grund zu einer gegenteiligen Annahme vor. Aquila und Priscilla haben für Paulus ihre Hälse in Gefahr gebracht; so mögen sie später (64) auch das Martyrium erlitten haben, wie auch noch andere ihrer Hausgemeinde. Somit fände Hb. 10, 32 ff.; 13, 7 seine Bestätigung. Damit scheiden aber auch die aus, deren Eifer für die Mission den Vorwurf der Trägheit in derselben ungerecht machen würde. Schon längst sollten sie Lehrer sein. Auf wen paßt das besser als auf Rufus, Andronikus, Junias? Geförderte Christen halten sich zu anderen Konventikeln, anstatt bei ihren Volksgenossen auszuharren. Wieder könnten das diese drei sehr wohl gewesen sein. Wozu also unsere Phantasie anstrengen, um passende Gemeinden[45] zu erraten, wo uns die Bibel selbst eine bietet, wo Zug für Zug alles übereinstimmt, wie die Photographie mit dem Originale? Zuerst freilich steht man vor der Frage nach dem Leserkreises des Hb. wie vor einem Rembrandtschen Bilde. Alles scheint verschwommen in mystischem Helldunkel. Aber je länger und tiefer man sich in die Anschauung versenkt, desto klarer und deutlicher treten die Linien und Umrisse zu Tage, so daß man sich zuletzt wundert, das alles nicht auf den ersten Blick gesehen zu haben. So geht es auch mit unserem Hb. Die Bestimmung nach Rom für eine Hausgemeinde (Zahns Hypothese) und zwar für die des Aquila (meine Hypothese) erscheint je länger je mehr klar und deutlich aus dem dunklen Hintergrunde hervorzutreten; so daß ich, unter nochmaliger Betonung des hypothetischen Charakters, nicht einsehen kann, warum diese so nahe liegende Annahme nicht sollte allgemeine Billigung finden.

(Fortsetzung folgt.)

45) Nicolaus de Lyra: Spanien; Ewald: Ravenna; M. Weber, Mack, Tobler: Corinth; Semler, Nösselt: Thessalonich; Ullmann: Cyprus oder Alexandria; Bengel, Schmid, Cramer: Kleinasien; Stein: Laodicea; Credner: Lykaonien; Mynster, Storr: Galatien; Roeth: Ephesus; W. Grimm: Jamnia; Klostermann: Beröa.

Bei Kranken sei nie ohne liebevolles Mitleid, ohne die ernste Absicht, ihnen nützlich und tröstlich zu sein — ohne sie mit weiser Bescheidenheit und dich selbst mit ihnen — kräftig an die gewisse Sterblichkeit und Unsterblichkeit zu erinnern. Lavater.

Die Erziehungsmittel.

Von Lehrer J. H. König.

Die ganze Welt ist eine große Erziehungsanstalt, und alle Menschen sind Zöglinge. Der Mensch ist, wenn er in diese Welt tritt, noch sehr wenig, fast nichts; aber er kann sehr viel, fast alles werden. Auf diesem unaufhörlichen Werden beruht die Würde des Menschen und sein Vorzug vor allen übrigen Geschöpfen der Erde. Der Mensch wird anfangs fast ganz durch fremde Hilfe erzogen; aber er muß dahin kommen, sein eigener Erzieher zu werden. Der Mensch kann seine Menschlichkeit nur durch sich selbst zur Gottähnlichkeit erziehen und erheben.

Bei der Erziehung der Kinder muß man deshalb darauf hin wirken, daß das Kind befähigt wird, sein eigener Erzieher zu werden. Es gibt viele Faktoren, die alle mithelfen,die Menschen zu erziehen. Da ist zuerst die Familie (Vater, Mutter, Geschwister, Dienstboten); dann kommt die Schule, Sonntagschule (Pastor, Lehrer, Mitschüler), die Gesellschaft, die Obrigkeit, die Natur u. s. w., welche alle die Erziehung und Entwicklung des Menschen beeinflussen. Doch ist die Familie der wichtigste Erziehungsfaktor. „Aus der Kinderstube wird die Welt regiert.“

Welches sind die Mittel, die bei der christlichen Erziehung, sowohl in der Familie als auch in der Schule, gebraucht werden sollen?

1. Das Wort Gottes; 2. die Strafe; 3. das Gebet.

Wie diese Mittel zu gebrauchen sind, soll, nach Lindemanns Erziehungslehre, näher beleuchtet werden. Der Inhalt des Wortes Gottes ist Gesetz und Evangelium. Das Gesetz ist ebensowohl Gotteswort als das Evangelium, und beide sind zur Erziehung gleich notwendig. Das Gesetz lehrt die Sünde erkennen, aber es heilt die Sündenkrankheit nicht. Um zur Erkenntnis der Sünde zu gelangen, muß man die Gebote Gottes kennen. Das Evangelium ist ein Wort, welches den Heiligen Geist in sich hat und deshalb kräftig ist, ein neues heiliges Leben zu wirken. Es ist also die eigentliche und einzige Arznei, welche die verdorbene Natur heilt, daß sie ein heiliges Leben schon in dieser Zeit beginnen und fortführen kann. Deshalb müssen wir und unsere Zöglinge das Evangelium in uns aufnehmen. Gesetz und Evangelium müssen aber auch in mancherlei besonderen Fällen als Belehrung, Bitte, Verheißung, Lob, Tadel, Ermahnung, Warnung, Drohung und Trost angewendet werden.

Die Menschen müssen den Willen Gottes lernen, den sie tun müssen, um recht glücklich zu sein. Den Willen Gottes muß man in der Familie, in der Schule, im Gottesdienst und durch das Lesen der Bibel kennen lernen.

Gleichwie Gott die Menschen bittet, daß sie sich möchten mit ihm versöhnen lassen, so sollen christliche Erzieher auch ihre Zöglinge bitten, daß sie Gottes Wort annehmen, seine Gebote halten, die Sünde meiden

und sich auch willig in jede löbliche Ordnung schicken möchten. Eine freundliche Bitte kann oft viel ausrichten.

Es kommen auch Fälle vor, in denen der Erzieher dem Zöglinge die göttlichen Verheißungen vorhalten soll, die denen gegeben sind, welche sich der Gottseligkeit befleißigen. Dies ist auch ein wichtiges Mittel, in dem Herzen Lust zu erwecken, dem Heilande in einem christlichen Leben zu dienen.

Hat ein Kind seine Pflicht getan, so ist ab und zu ein Lob nötig, denn es muß wissen, daß sein Erzieher mit ihm zufrieden ist, um mit Lust und fröhlichem Gemüt weiter arbeiten zu können. Nur muß das Lob so eingerichtet sein, daß nicht allein das Kind, sondern Gott die Ehre bekommt. Man muß sagen: Das ist dir mit Gottes Hilfe gelungen! Siehe, Treue und Fleiß segnet Gott! Lob, richtig angewandt, ermutigt und erfreut den Zögling. Nur muß man nicht zu freigebig damit sein, sonst verliert es seinen Wert und erfüllt seinen Zweck nicht.

Ermahnungen sind Vorstellungen und Bitten, die in der Absicht geschehen, das Kind beim Guten zu erhalten, oder es dazu zu bewegen, es vom Bösen abzuhalten. Schädlich sind solche Ermahnungen, die den Ehrgeiz befördern. Wie schädlich und verkehrt war die Ermahnung jener Mutter, die ihren Sohn mit folgenden Lehren zum Fleiß ermahnen wollte: „Lieber, lerne doch fleißig, und gib dir doch recht Mühe! So kannst du studieren und ein Pfarrer werden, dann bist du vornehmer als deine Verwandten und Kameraden, die nur grobe und gemeine Handwerksleute werden, und hast ein bequemeres Leben, und brauchst nicht so viel zu schaffen wie der H., und bekommst eine schöne Besoldung, und jedermann heißt dich: Herr Pfarrer! und bückt sich vor dir!"

Vermahnungen sind Erinnerungen an die bisher versäumten Pflichten, die zugleich die Aufforderung in sich schließen, sich ernstlicher und eifriger zu bemühen, denselben fortan nachzukommen. Ermahnungen und Vermahnungen müssen kurz und deutlich sein; sie müssen freundlich, ernst sein und zu rechter Zeit geschehen. Gewöhnlich unter vier Augen. Bei der Warnung mache man den Zögling auf die üblen Folgen aufmerksam, die sein übles Verhalten nach sich ziehen wird. Bleibt die Warnung ohne Frucht, so folgt die Drohung, d. i. die Zusage gewisser Strafe, die man Gewissenshalber verhängen müsse, wenn man nicht Gott erzürnen und den Schuldigen durch verkehrte Gelindigkeit ins Verderben stürzen wolle. Bei Verheißungen und Drohungen hat man wohl die Gemüter der Kinder zu unterscheiden. Rambach sagt: „Man kann nicht alle über einen Leisten schlagen. Wenn man ein mutiges Pferd so behandeln wolle, wie einen Esel, wäre es töricht. Den Esel mag man liebkosen wie man will, und sagen: Lieber Esel! u. s. w. er geht deswegen doch keinen Schritt weiter."

Wenn ein Kind gesündigt hat, so daß sein Gewissen es verklagt, daß es weint wie Petrus; wenn es Strafe erleiden mußte und nun bußfertig ist, dann muß der Erzieher es trösten. Die Ermahnung zum

Herrn besteht dann in der freundlich ausgesprochenen Aufforderung: Christi Verdienst zu ergreifen und sich der Gnade Gottes zu getrösten.

Das zweite Erziehungsmittel ist die Strafe, welche geschehen soll, um dem bösen Fleische zu wehren, und vor ferneren Sünden abschrecken soll. Gott selbst braucht nicht nur mancherlei äußerliche Strafen, die Bosheit zu strafen, der Sünde zu wehren; sondern er will auch, daß Eltern ihre Kinder strafen. Doch muß man sich vor dem Wahne hüten, als hätten Strafen an sich die Kraft, den Menschen zu bessern. Sie heilen die Krankheiten des Willens und des Herzens eben so wenig, wie das Messer des Arztes die Wunden heilt, die es aufschneidet. Doch ist es zu Zeiten nötig, daß der Arzt sein Messer und der Erzieher die Rute gebraucht. Der eigentliche Zweck der Strafe ist ein dreifacher: 1. Schmerz zu bereiten, damit das Kind erfahre, daß der Sünde ein Fluch folge, und damit es sich fortan vor ihr hüte; 2. dem neuen Menschen Raum zu schaffen, der sich eben dann lebendig erzeigen kann, wenn der alte getötet wird; 3. andern ein Beispiel zu geben, daß sie die Sünde fliehen und die Tugend suchen.

Aeußere Strafen müssen zunehmen, je mehr der Leichtsinn, Eigensinn, der Trotz, der Starrsinn, überhaupt das Böse zunimmt. Körperliche Züchtigung erfahren nur diejenigen Kinder, die sich gröblich vergehen, aus Bosheit sündigen und der Vermahnung nicht folgen wollen; z. B. Lügner, Betrüger, offenbarer Ungehorsam, Diebe, beharrlich Faule, Unbarmherzige und dergleichen, aber nie diejenigen, die sich aus Schwachheit eines geringen Vergehens schuldig gemacht haben. Je nach dem Alter und Geschlecht u. s. w. muß auch die körperliche Züchtigung verschieden ausfallen. Bei einigen Kindern wird durch Schärfe die sonst gute Natur mehr niedergeschlagen als gebessert; bei andern aber kann man durch Liebe und gute Worte nicht das Geringste ausrichten, bis ihre halsstarrige Natur gebrochen und überwunden ist. Hast du ein Kind strafen müssen, so trage ihm das nicht nach. Ist das Kind bestraft, dann sei alles vergeben und vergessen, und nie werde es wieder an das Vergehen und die Strafe erinnert, so lang es nicht selbst durch neuen Leichtsinn oder durch neue Schuld dazu Veranlassung gibt.

Das dritte Erziehungsmittel ist das Gebet. Die Erzieher haben, wie alle Christen, das Gebet zu üben; aber davon kann hier nicht die Rede sein; es muß sich vielmehr um das handeln, was sie zu beten haben. Ohne Gebet, ohne Fürbitte kann die Erziehung der Kinder nicht gedeihen; denn da Gott selbst der eigentliche Erzieher ist, da nur der Heilige Geist die Herzen ändern kann, der aber von uns also geehrt sein will, daß wir ihn um alle guten Gaben bitten, so darf dieses nicht unterbleiben. Ein christlicher Erzieher hat für sich allein zu beten, er hat mit den Kindern zu beten und soll auch für die Kinder beten. Für sich allein in seinem Kämmerlein hat der Erzieher in der Absicht und mit dem Verlangen den Herrn zu bitten, daß er seine Erziehung an den Kindern segnen wolle; daß er ihm Liebe und Weisheit geben und ihn auch sonst tüchtig machen wolle, damit er die ihm anvertrauten Kinder

recht erziehen könne; daß der Herr sich der Kinder annehmen, sie behüten und leiten wolle, damit sie vor Sünden bewahrt bleiben und als seine Kinder hier leben, bis sie endlich das ewige Leben ererben.

Glaube doch ja niemand, daß das Gebet bei der Erziehung entbehrt werden könne. Luther schreibt wohl: „Daß unsere Kinder wohl geraten, ist nicht in unserer, sondern in Gottes Gewalt und Macht. Wo er nicht im Schiffe ist, da fähret man nimmer wohl." Lasset uns bei der Erziehung das Wort Gottes, die Strafe und das Gebet nach bestem Wissen und Können gebrauchen, zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen!

Der 6. April 30 Jesu Todestag?

In der Sitzung der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften vom 1. November 1902 hat Professor Hans Achelis von Königsberg einen Versuch, den Karfreitag zu datieren, vorlegen lassen, der in den „Nachrichten" der Gesellschaft (Philologisch-historische Klasse 1902. Heft 5) veröffentlicht ist. Mit Hilfe genauer Rechnungen, die für ihn im Königlichen Astronomischen Rechen-Institut in Berlin angestellt sind, hat er auf folgendem Wege den Todestag Jesu zuverlässig datiert.

Jesus ist an einem Freitag gekreuzigt (Matth. 27, 62; 28, 1; Mark. 15, 42; Luk. 23, 54; Joh. 19, 31).

Jesus ist nach Johannes am 14. Nisan (Frühlingsmonat), nach den andern drei Evangelien am 15. Nisan gekreuzigt.

Das Jahr fehlt. Pilatus war Landpfleger von 26—36; Ostern 36 war er schon abgesetzt.

Im Jahre 26 fiel der 14. Nisan auf Sonnabend, der 15. auf Sonntag; im Jahre 27 fiel der 14. auf Mittwoch, der 15. auf Donnerstag; im Jahre 28 fiel der 14. auf Montag, der 15. auf Dienstag; im Jahre 29 fiel der 14. auf Sonntag, der 15. auf Montag; im Jahre 30 fiel der 14. auf Freitag (den 6. April), der 15. auf Sonnabend; im Jahre 31 fiel der 14. auf Dienstag, der 15. auf Mittwoch; im Jahre 32 fiel der 14. auf Montag, der 15. auf Dienstag; im Jahre 33 fiel der 14. auf Freitag (den 3. April), der 15. auf Sonnabend; im Jahre 34 fiel der 14. auf Dienstag, der 15. auf Mittwoch; im Jahre 35 fiel der 14. auf Montag, der 15. auf Dienstag.

Hieraus ergibt sich zweierlei: 1. Johannes hat das genaue Datum: Jesus kann nicht am 15. Nisan gekreuzigt sein. 2. Es bleibt die Wahl zwischen dem 6. April 30 und dem 3. April 33.

Zur Entscheidung in dieser Wahl helfen uns andere Datierungen bei Lukas und Johannes. „Das angenehme Jahr des Herrn", die öffentliche Wirksamkeit Jesu, beginnt nach Lukas im unmittelbaren Anschluß an das Auftreten Johannes des Täufers, dieser aber trat auf: 1. im fünfzehnten Jahre des Tiberius, 2. als Pontius Pilatus Judäa verwaltete, 3. und in Galiläa Herodes Tetrarch war, 4. sein

Bruder Philippus aber Tetrarch war über Ituräa u. s. w., 5. und Lysanias Tetrarch über Abilene, 6. unter dem Hohenpriester Hannas und Kaiphas (Luk. 3, 1). Das ist die Zeit zwischen dem 19. August 28 und dem 18. August 29.

Johannes läßt beim ersten Auftreten Jesu die Juden zu ihm sagen (2, 20): In 46 Jahren wurde dieser Tempel aufgebaut u. s. w. Das führt auf das Jahr 27—28.

Da nun Jesus bei Lukas ein Jahr, bei Johannes zwei (oder drei) Jahre wirkt, so haben beide Evangelien als Todesjahr das Jahr 30 angenommen. Diese Annahme findet ihre Bestätigung dadurch, daß gerade in diesem Jahre der Todestag ein Freitag ist, und wir können also mit guten Gründen den 6. April 30 als den wahren Karfreitag ansehen.

Diese Berechnung sieht sehr einfach aus. Daß sie es nicht ist, wird klar, wenn wir noch einen Versuch betrachten, den Achelis zu ihrer Sicherung angestellt hat.

Ein jüdischer Monat gibt kein so festes Datum wie ein römischer. Denn er dauert vom Neumond, genauer vom Sichtbarwerden der neuen Mondsichel, bis wieder zum Neumond. Er ist also nur 27 bis 28 Tage lang, und 12 Monate sind kein Sonnenjahr, sondern nur 354 Tage. Mindestens alle drei Jahre mußten also die Juden am Jahresende einen Schaltmonat einschieben. Das Jahr fing an mit dem Frühling, und der Frühlingsmonat hieß Nisan.

Wenn der Monat mit Neumond anfängt, so ist am 14—15. Vollmond. Der Nisan, als der Frühlingsmonat, wurde so gelegt, daß sein Vollmond n a c h dem Frühlingsäquinoktium fiel. So war der Anfang des Nisan, und damit des Jahres, ziemlich genau bestimmt. Nun gibt es aber zwei Wege, den ersten Nisan zu finden, und wir wissen nicht, welchen von beiden die jüdischen Kalendermacher gegangen sind. Haben sie den zuverlässigen Weg gewählt, vom Vollmond aus rückwärts den Monatsersten (also vom ersten Frühlingsvollmond aus den Jahresersten) zu berechnen? Das ist an sich schon das Wahrscheinliche und es ist umso mehr, als sie nur so erreichen konnten, daß beim Feste des Frühlingsvollmonds, in der Passahnacht, auch wirklich der Vollmond am Himmel stand. Dann mußten sie aber (wie jeder Blick in unsre Kalender zeigt) manchmal schon den ersten Nisan beginnen, ohne daß sie den neuen Mond, die schmale Mondsichel, schon wirklich am Nachthimmel gesehen hatten.

Haben sie aber den unzuverlässigen Weg gewählt, daß sie erst den Neumond s e h e n w o l l t e n, ehe sie den ersten Nisan ausriefen, so kann das Kalenderdatum sich natürlich etwas verschoben haben, und neben die oben gegebene Tabelle muß noch eine andere treten. Auch diese hat Achelis berechnen lassen. Danach fiel im Jahre 27 der 14. Nisan auf Donnerstag, der15. auf F r e i t a g, (den 11. April); im Jahre 30 der 14. auf F r e i t a g (den 6. April), der 15. auf Sonn=

abend; im Jahre 33 der 14. auf Freitag (den 3. April), der 15. auf Sonnabend.

Die anderen Jahre kommen nicht in Betracht. Natürlich ist hier alles unsicherer, da obenein bei trübem Wetter der Neumond sogar noch etwas später bemerkt werden konnte, als er wirklich am Himmel stand. Trotzdem führt eine Vergleichung auch dieser Tabelle mit den beiden chronologischen Angaben über den Anfang des Wirkens Jesu auf Freitag den 6. April 30.

Nachschrift.

Der Todestag Jesu. Zu unsrer Notiz über das Datum des Karfreitags geht uns von Professor Achelis in Königsberg eine Mitteilung zu, die seinen Aufsatz, der unser Referat veranlaßte, berichtigt. Während der Amtszeit des Pilatus ist der 14. Nisan einmal auf einen Freitag gefallen, nämlich am 3. April 33, ebenso aber der 15. Nisan einmal, am 7. April 30. Zur Entscheidung zwischen diesen beiden Möglichkeiten können die angeführten Stellen aus Lukas (3, 1) und Johannes (2, 20) dienen: sie führen beide auf das Jahr 30 als Jesu Todesjahr. Danach ist das wahrscheinliche Datum des Karfreitags der 7. April 30. Das war in jenem Jahre der erste Tag des Passah; also hätte die Darstellung der Synoptiker Recht, nicht die des Johannes. („Christl. Welt".)

Todestag des Apostels Paulus. — Prof. Dr. Kittel, Leipzig: Die Babel-Bibel-Frage. — Prof. Dr. A. Klostermann, Kiel: Zur Entstehungsgeschichte des Pentateuchs. — Prof. Dr. Wilhelm Lotz, Erlangen: Der Bund vom Sinai. V. — Lic. Noth, Dresden: Die christliche Willensfreiheit. — Pastor M. Peters, Leer: Zur Frage nach dem Glauben. — Pastor Rische, Warin: Das öffentliche Wortzeugnis von Laien. — Pastor Lic. Schäfer, Cöslin: Das Herrenmahl nach Ursprung und Bedeutung. — Oberkonsistorialrat Dr. Schick,, Regensburg: Ueber Entstehung und Begründung der Sonntagsfeier. — F. W. Schiefer, Leipzig: Theologen als pädagogische Klassiker; Der Christus in der jüdischen Dichtung. — Dr. D. Schmidt, Elberfeld: Zur Prinzipienfrage. — Prof. Dr. Wilh. Schmidt, Breslau: Ethische Fragen. IX. K.—Prof. Dr. R. Seeberg, Berlin: Die Person Christi der feste Punkt im fließenden Strom der Gegenwart. — Prof. Dr. Stange, Halle: Die reformat. Lehre von der Freiheit des Handelns. — Pastor Stocks, Arnis: Zum Petrusevangelium II. — Prof. Dr. P. Tschackert, Göttingen: Die Entstehung des Liedes „Ein feste Burg ist unser Gott“. — Pfarrer Dr. Wetzel, Waiblingen: Die geschichtliche Glaubwürdigkeit der im Evangelium Johannis enthaltenen Reden Jesu. — Oberkonsistorialrat Prof. Dr. A. Wiesinger, Göttingen: Sola fide, nunquam sola; Ueber Glaube und Rechtfertigung. — Prof. Dr. Th. Zahn, Erlangen: Beitrag zur evang. Geschichte.

Auch der neue (15.) Jahrgang wird an Reichhaltigkeit und Wert nicht zurückbleiben, und steht, soweit die „Neue Kirchliche Zeitschrift“ noch nicht bekannt sein sollte resp. behufs weiterer Orientierung das Januarheft mit Beiträgen von H.H. Oberkonsistorialrat K. v. Burger; Prof. Dr. Th. Zahn; Schloßpfarrer Lic. Dr. Theodor Simon; Pastor Dr. Otto Siebert gern zur Ansicht zur Verfügung. — In der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ soll im Jahre 1904 u. a. erscheinen: Beiträge zur Lebensgeschichte des Apostels Paulus. Von Prof. Dr. Zahn in Erlangen. — Die Aufgaben der Dogmatik. Von Prof. Dr. Ihmels in Leipzig. — Exegetisch-theologische Studie über Galat. 3, 20 und 4, 4. Von Pfarrer Siebert in Obergimpern (Baden). — Die neutestamentliche Lehre vom Lohn. Von Pfarrer Müller in Münchberg (Oberfranken). — Gibt es Citate im Alten Testament? Von Prof. D. Dr. Ed. König in Bonn. — Umkehr zum Ideal-Realismus. Von Kirchenrat Dr. Rocholl in Düsseldorf. — Der Wert der Sitte für die Kirche. Von Prof. Dr. A. Freybe in Parchim. — Gliederung der sozialen Ethik. Von Pfarrer Kretschmer in Oberbrüden (Württ.). — Die Genugtuung nach Thomas Aquinas. Von Pastor Schreiber in Sülze (Mekl.). — Die Berichte von der Legio fulminatrix. Von Pfarrer Lic. Dr. Bönhoff in Pleißa (Sachsen). — Christus in seinem Verhalten zu den Zwölfen ein Vorbild in der Seelsorge. Von Pastor Scholz in Sal-

der (Braunschw.). — Augustins de rudibus katechizandis. Von Rektor Eberhard in Zarrentin (Mekl.).

Diese ausführlich gegebene Inhaltsübersicht kann den Lesern unseres Blattes auch ohne viele Empfehlung einen Begriff geben von der Mannigfaltigkeit, Wichtigkeit und dem gediegenen Inhalt der vorgenannten Zeitschrift.

Speziell das Januarheft 1904 enthält einen Artikel: „Der Geist des Antichristen in Friedr. Nietzsche's Schriften. Von Lic. Dr. Th. Simon. Wer sich durch den greulichen Wust dieser Modephilosophie der Welt nicht selbst durcharbeiten will, bekommt hier eine Ahnung, welch ein satanischer Haß wider Gott, Christum und die ganze sittliche Weltordnung diese sogen. Philosophie durchglüht. Man meint das ohnmächtige Zähneknirschen des Abgrunds selbst zu hören aus dieser Höllenphilosophie, die alle sittlichen und Rechtsbegriffe auf den Kopf stellt.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Die 29. Versammlung des Generalkonzils der evangelisch-lutherischen Kirche in Nordamerika. Es sind nun 36 Jahre her, seit das Generalkonzil zum ersten Male in Fort Wayne, Indiana, zusammentrat (1867). Da aber seit einiger Zeit die Konventionen nur alle zwei Jahre stattfinden, so war die diesjährige Versammlung erst die neunundzwanzigste. Sie wurde im Oktober 1903 abgehalten in der englisch-lutherischen Trinitatiskirche zu Norristown, einer pennsylvanischen Landstadt, so nahe bei Philadelphia gelegen, daß es als eine Vorstadt der Stadt der Bruderliebe betrachtet werden kann. Die verschiedenen Distriktssynoden waren durch zahlreiche, die meisten durch vollzählige Delegationen vertreten. Kanada und der ferne Westen waren repräsentiert, und von der Augustanasynode (schwedisch), die zu mehr als siebzig Abgeordneten berechtigt ist, waren gegen vierzig gegenwärtig. Das Generalkonzil besteht jetzt aus 1371 Pastoren, 2216 Gemeinden, 386,132 Kommunikanten, die zu folgenden Synoden gehören: Pennsylvania, New York, Pittsburg, Distrikt von Ohio, Augustana Kanada, Chicago, Englische Synode des Nordwestens, Deutsche Synode von Manitoba und den nordwestlichen Territorien, Pacific Synode, Englische Synode von New York und New England, Nova Scotia, die beiden letzteren wurden bei dieser Versammlung aufgenommen.

Der seitherige Präsident, Dr. M. E. Ranseen (Schwede), hielt die Eröffnungspredigt in englischer Sprache über Deuteronimium 1, 21, — ein schlichtes biblisches Zeugnis „von dem Auftrag, den Gott seiner Kirche gegeben," mit besonderer Anwendung auf die Stellung der lutherischen Kirche in Nordamerika. Der amtliche Bericht des Präsidenten wies auf die Schwierigkeiten hin, die für die amerikanische Kirche immer wieder aus der Mannigfaltigkeit der Sprachen sich ergeben, und ermahnte die englischen Lutheraner zur Geduld, die Eingewanderten zur treuen Arbeit an dem ungeheuren Material, das durch die Immigration der Kirche zuströmt, und alle zu beständigem Festhalten an der Einigkeit im Glauben, die hoch über allen

sprachlichen und nationalen Differenzen stehen muß. Die Versuche zur Annäherung zwischen verschiedenen lutherischen Kirchenkörpern des Landes wurden beifällig besprochen, auch auf die allgemeine lutherische Konferenz in Europa hingewiesen, mit dem Wunsche, daß dieselbe in Bälde eine ihrer Versammlungen in Amerika abhalten möge, wie dies auch schon von der Augustanasynode befürwortet sei.

Zum Präsidenten wurde Dr. theol. Theodor E. Schmauck von Lebanon, Pennsylvania, erwählt, ein noch junger Amerikaner, Sohn eines Pastors der Pennsylvaniasynode. Er ist Chefredakteur der "Lutheran Church Review", und auch sonst auf literarischem Gebiete, besonders für die planmäßige Gradierung des Sonntagsschulunterrichts tätig gewesen. Seine Ausbildung hat er auf der University of Pennsylvania und auf dem theologischen Seminar zu Philadelphia empfangen.

Zum ersten Male wieder seit einer Reihe von Jahren war die Synode von Jowa beim Generalkonzil repräsentiert, und ihr Delegat Professor W. Pröhl, vom theologischen Seminar in Dubuque, Jowa, wurde in der ersten Sitzung aufs freundlichste empfangen. In einer eingehenden Begrüßungsrede erinnerte der Delegat von Jowa an das innige Freundschaftsverhältnis, das zwischen den Vätern und Gründern des Generalkonzils und den heimgegangenen Führern der Jowasynode bestanden, und dankte dem Generalkonzil für die wichtige Handreichung, die es in großherziger Weise der Jowasynode geleistet (besonders durch den Verlag des in Jowa eingeführten Deutschen Kirchenbuches). Das Bedürfnis eines engeren Anschlusses komme bei der Jowasynode immer mehr zur Geltung, man sei sich bewußt, daß man in völliger Glaubens- und Bekenntniseinheit mit dem Generalkonzil stehe. Man sehe in seiner Lehrstellung die gesunde Basis für die Vereinigung aller wahren Lutheraner in Amerika und finde in ihm einen ebenso konservativen als progressiven Geist, der bei aller Treue gegen Wort und Bekenntnis ein offenes Auge habe für die Aufgaben der Gegenwart.

Es wurde dann Bericht erstattet über folgende Arbeitszweige der Kirche: Emmigrantenmission, New York, Missionar P. G. Döring; Heidenmission unter den Telugus in Ostindien, das deutsche einheimische Missionswerk im Nordwesten (Manitoba), Mission in Porto Rico, Englische einheimische Mission, einheimische Mission der schwedischen Augustanasynode, kirchliche Ausbildung und Erziehung der Jugend von der Gemeindeschule bis zum theologischen Seminar.

Es wurden auch Beschlüsse gefaßt über das Verhältnis des Generalkonzils zu der allgemeinen lutherischen Konferenz in Europa, ein Komitee wurde ernannt, um diese Beziehungen zu pflegen und Dr. Späth abgeordnet als Delegat an die nächste Versammlung der allgemeinen lutherischen Konferenz, um diese Beschlüsse mit den herzlichsten Grüßen des Generalkonzils an die Konferenz in Europa offiziell zu überbringen.

Eine neue Sekte. In Boston ist eine neue Sekte entstanden, die sich „Christliche Israeliten" nennt und bereits Anhänger in Charlestown, Somerville, Medford und Roslyndale hat. Die Schwärmer erwarten das „tausendjährige Reich" im Jahr 1916. Ihre Glaubensregeln schreiben unter anderem vor, daß sie den Bart so lang wie möglich und das Haupthaar bis zu einer solchen Länge wachsen lassen sollen, daß es ähnlich dem Frauenhaar aufgewickelt werden kann.

Die Bibel in den öffentlichen Schulen. Diese Frage will nicht zur Ruhe kommen. Vor einiger Zeit wurde berichtet, daß das Obergericht des Staates Nebraska entschieden habe, daß das Bibellesen in den öffentlichen Schulen verboten sei. Am 21. Januar 1903 gab dann aber Oberrichter Sullivan eine Erklärung oder Auslegung des Urteils des hohen Gerichtshofes ab, worin gesagt wurde, das Urteil beziehe sich nur auf den vorliegenden Fall. Das Lesen der Bibel werde nicht verboten, das Gericht müsse aber entscheiden, ob der Lehrer einer Schule das Lesen der Bibel zu sektionistischen Zwecken benütze. In dem vorliegenden Fall sei das geschehen, deshalb sei es untersagt worden. Es sei in der Machtbefugnis des Schulvorstandes, das Lesen der Bibel zu erlauben oder zu verbieten. — Daraufhin wurde der Lehrerin das Singen religiöser Lieder und das Beten verboten, aber das Bibellesen fortgesetzt. — Der Kläger, ein abgefallener Katholik, brachte nun eine katholische Bibel und forderte, daß daraus gelesen werde, woran sich der Vorstand jedoch nicht kehrte, sondern die King James Uebersetzung gebrauchte.

Inzwischen wurde ein neuer Vorstand gewählt, drei neue Beamte; das eine Glied war die Frau des Bibelfeindes. Dieser neue Vorstand glaubte nun, der Befehl des Obergerichts habe nur dem alten Vorstand gegolten und der alten Lehrerin, und kümmerte sich wenig um die Umtriebe jenes Mannes. Eine neue Lehrerin wurde berufen, die wieder nicht blos das Bibellesen, sondern auch das Beten und Singen anfing. Und gerade Frau Freemann, die Gattin jenes Bibelfeindes, die mit zum Schulvorstande gehörte, war es, welche die Lehrerin instruirte, mit dem Bibellesen fortzufahren. Doch Freeman ging wieder ans Gericht, und nun kam der Erlaß:

„Wir befehlen ihnen, unverzüglich nach Empfang dieses Erlasses der angestellten Lehrerin der Schule des 21. Distrikts, Gage County, das Lesen der Bibelabschnitte, das Singen religiöser Lieder aus den Büchern genannt Gospel Hymns und Pentecostal Hymns, sowie das Beten zur Gottheit während der Schulstunden zu untersagen. Dieser Befehl ist nach unserer am 10. Oktober 1902 erlassenen Order und im Lichte der am 21. Januar 1903 erlassenen Erklärung auszulegen."

Der Schulvorstand hat darauf die mannhafte Stellung eingenommen, das Lesen der Bibel beizubehalten und seine Stellung zu verteidigen auf Grund der von Richter Sullivan gegebenen Erklärung.

Angesichts dieser Tatsache muß nun der neueste Verstoß der katholischen Prälaten dieses Landes gegen das öffentliche Freischulsystem beurteilt werden. Erzbischof Quigley hielt am 19. Dezember 1903 in Chicago vor der „Katholischen Frauen Liga" eine Ansprache, in welcher er schwere Beschuldigungen gegen das Freischulsystem erhob. Seine Forderung gipfelte in dem Anspruch: Teilung des Schulfonds, damit wir katholische Schulen gründen können. Die Anklage gegen die Schule ist, sie sei gottlos und religionslos! Wenn sie es aber leider an vielen Orten ist, wer ist dafür mit verantwortlich? Die Katholiken fordern die Entfernung der protestantischen Bibel aus der Schule! Gibt man ihnen nach, dann klagen sie die Schule als gottlos und religionslos an! — Jene Forderung Quigleys würde, wenn bewilligt, den Ruin der Freischule bedeuten! Und das ist's ja, was die Herren wollen! — Hier heißt's auch: Caveant consules ne detrimenti quid capiat patria! d. h. Seien die leitenden Staatsmänner auf der Hut vor diesem Erzfeind aller Freiheit, der offenbar einen Hauptangriff plant auf die freiheitlichen Prinzipien unseres Landes.

Die andere Seite. Nicht alle Katholiken sind mit dem Programm Quigleys einverstanden. Auch aus dem römischen Lager kommen ernstliche Proteststimmen dagegen. So z. B. vom Präsidenten der öffentlichen Schulbehörde in Milwaukee, Wis., Jeremia Quin, einem eifrigen Katholiken, welcher sagte:

„Ich bedauere sehr diesen Angriff auf die eine Institution, auf welcher nach der Ansicht aller Amerikaner die zukünftige Wohlfahrt der Republik ruht. Und was wäre in der Tat diese heterogene Nation ohne unsere öffentlichen Schulen? Sie wäre eine Nation des Sektierertums im bitteren Streit, wo jede Sekte für einen Teil des Schulfonds kämpfen würde. Jeder wahre Amerikaner wird einer solchen Bewegung bis aufs allerletzte opponieren.“— In der New Yorker „Sun“, welche seit mehreren Monaten ihre Spalten zur Besprechung dieser Frage offen hielt und den Dank des Publikums verdient, erschien unlängst folgende Aeußerung von einem katholischen Priester. Es war allerdings für einen solchen eine mutige Sprache. Er sagte:

„Die Katholiken in den Ver. Staaten stehen im Durchschnitt lange nicht so gut in Bezug auf Bildung und Moral, wie die Protestanten und die Nicht-kirchlichen. Man besuche nur die Gefängnisse und sehe die große Ueberzahl der katholischen Verbrecher in denselben — zum wenigsten neunzig Prozent, wenn im Verhältnis zur Bevölkerungszahl die Katholiken nicht mehr als vierzehn Prozent liefern sollten. Das beweist zur Genüge, daß die vielgerühmte Erziehung der Katholiken nichts wert ist. Dieselbe erzieht ihre Anbefohlenen nicht zur moralischen Selbstverantwortung. Sie trägt nicht zur Verminderung des Verbrechens und verbrecherischer Tendenzen bei, wie dies bei den Protestanten der Fall ist. Sodann taugt diese ganze Lehre von der übermenschlichen Macht des Priesters nicht für das 20. Jahrhundert. Spanien ist infolge dieser Lehre am Rande der Revolution. Dort ist die Schulfrage ganz unter der Herrschaft der Kirche. Es ist die Sache der Eltern zu entscheiden, was für eine Erziehung sie ihren Kindern geben wollen, und es gebührt dem Priester nicht, sich in den Familienkreis einzudrängen und zu befehlen, was dieses oder jenes Kind lernen soll. Das kommt allein den Eltern zu.“

Ausland.

Die fünfte ordentliche Generalsynode der evangelischen Landeskirche der älteren Provinzen der preußischen Monarchie trat am 15. Oktober 1903 in Berlin zusammen. Die Versammlung währte bis zum 4. November, und hat in 17 Sitzungen ein großes Arbeitspensum erledigt. Den Verlauf der einzelnen Tagessitzungen auch nur kurz zu skizzieren, würde zu viel Raum in Anspruch nehmen. Wir geben nachstehend ein Referat von Superintendent Meyer in Belzig, das derselbe in „Studierstube“, Januarheft 1904, veröffentlicht hat.

Eindrücke von der preußischen Generalsynode. — Welchen Eindruck nach außen hin die Verhandlungen der fünften Generalsynode der preußischen Landeskirche gemacht haben,, weiß ich nicht, und welche Beurteilung sie erfahren werden, auch nicht. Darauf kommt es mir auch nicht an; ich möchte nur einiges wiedergeben von den Eindrücken, die ich als Mitglied der Synode empfangen habe und dabei einige Beiträge zur Beurteilung liefern.

Ohne Frage wird ein Urteil wieder nicht ausbleiben, das lautet: Es ist viel leeres Stroh gedroschen; es ist viel schöne Zeit und Kraft an ziemlich

nichtige Dinge gewendet und verschwendet. Dies Urteil hat einen Schein des Rechts für sich, ist aber doch nicht gerecht. Einmal darf man nicht vergessen, daß die wichtigsten Vorlagen stets in Kommissionen bearbeitet werden und bearbeitet werden müssen, und während diese arbeiten, die Synode reichlich Zeit hat, auch minder wichtige Dinge mehr oder weniger eingehend zu behandeln. Dann aber ist auch von dem Synodalen von Wedel in der letzten Sitzung darauf hingewiesen, daß die Generalsynode mit Petitionen, Anträgen von einzelnen Personen, Vereinen, Körperschaften, Kreis- und Provinzialsynoden förmlich überschwemmt wird. Davon muß vieles an die Kommissionen gehen und muß verhandelt werden; manches könnte unter den Tisch fallen, dann heißt es aber meist: Die Leute, von denen die Petition oder der Antrag ausgegangen ist, warten auf Antwort; sie würden sich gekränkt fühlen, wenn ihr Anliegen gar nicht zur Sprache käme. Das ist jedenfalls ein Beweis von dem Wohlwollen und der Gewissenhaftigkeit, womit die Generalsynode alles aufnimmt, was an sie gebracht wird.

Fast unglaublich ist es, wie leichthin und in welcher Fülle Anträge auf Gesetzesänderungen gestellt werden, auch zu solchen Gesetzen, deren Durchführung kaum oder gar nicht beendet ist, wie beispielsweise die des Diensteinkommensgesetzes. Daß es bei der Durchführung eines Gesetzes nie ohne Schwierigkeiten und Härten abgeht, ja daß mit der Zeit hier und da ein Fall vorkommt, der zwar nach einem bestimmten Gesetze zu behandeln ist, aber in seiner Eigenart in dem Gesetze nicht vorgesehen ist, so daß die Anwendung des Gesetzes auf ihn Not und Mühe macht, liegt für jeden, der einige Erfahrung auf diesem Gebiete besitzt, auf der Hand — wohin aber sollte es führen, wenn um jedes derartigen Vorkommnisses willen die Gesetze geändert werden?

Oft hat auch augenscheinlich den Stellern von Anträgen das Maß für deren Tragweite gefehlt — so bei dem gewiß sehr gut gemeinten auf Anschluß der Hilfsprediger an den Pensionsfonds, der damit begründet wird, daß es doch vorkommen kann, ja vielleicht schon einmal vorgekommen ist, daß ein solcher dienstunfähig wird. Die Erfüllung dieses Wunsches ist einfach unmöglich. Nach dem jetzt gültigen Gesetze über das Ruhegehalt der Geistlichen erwirbt nicht der einzelne Geistliche für seine Person, sondern die geistliche Stelle verleiht ihrem Inhaber das Recht auf Ruhegehalt. Nur unter dieser Voraussetzung ist die Pfründenabgabe möglich — deren Abschaffung aber, wenn auch noch so wünschenswert, so doch unmöglich. Nur ihrem Vorhandensein ist es zu danken, daß der Besoldungszuschußfonds von andern Verpflichtungen derart konnte entlastet werden, daß den künftig ins Amt tretenden Geistlichen ihr Einkommen von Anfang an auf 2400 Mk. erhöht werden kann — und das scheint mir das wertvollste Ergebnis der Tätigkeit der Generalsynode auf dem Gebiete der äußeren Angelegenheiten der Kirche. Deren Bedeutung für das innere Leben der Kirche wird aber meist unterschätzt, abgesehen davon, daß auf diesem Gebiete mit Gesetzgeberei überhaupt nicht viel auszurichten ist; und diese ist doch die Hauptaufgabe der Generalsynode.

Auch die übrigen gesetzgeberischen Maßnahmen, die die Generalsynode beschlossen oder befürwortet hat, die sämtlich darauf ausgehen, die äußere Lage der Geistlichen und der Hinterbliebenen von Geistlichen zu verbessern, werden sich wohl allgemeinen Beifalles zu erfreuen haben.

Anders wird es wohl stehen mit zweien der nun verabschiedeten Kirchengesetze. Das die Kirchensteuern betreffende ist ohne alle Frage insofern mit

Freude zu begrüßen, als es endlich eine klare, feste und bestimmte Ordnung gibt auf einem Gebiete, wo bisher noch mancherlei Unklarheit und Unsicherheit herrschte, aber die Besteuerung der in Mischehe lebenden Evangelischen, die ganz gewiß recht und billig ist, wird wohl einzelne nicht angenehm berühren, und ob die Frage der Besteuerung der Personen mit doppeltem oder mehrfachem Wohnsitze ihre beste Lösung gefunden hat, bleibe dahingestellt. Ein Uebelstand bleibt es, daß juristische Personen, z. B. Aktiengesellschaften, nicht können besteuert werden; er ließ sich aber nicht beseitigen.

Das Gesetz, durch welches die Hebungen für landeskirchliche Zwecke um den geringen Betrag von einem Viertelhundertstel der Staatseinkommensteuer erhöht werden, ist zünächst in der Generaldebatte auf so viele Bedenken gestoßen, als es zuerst vorgeschlagen wurde, daß wohl nur wenige an sein Zustandekommen glaubten. Die Bedürfnisse, um deren Befriedigung es sich dabei handelt, die Vermehrung und Verstärkung vornehmlich der evangelischen Seelsorge und Liebestätigkeit an Stellen, wo durch plötzliches und rasches Anwachsen der Bevölkerung, Eindringen von Sekten u. s. w. die Bildung neuer Gemeinden nötig oder der Bestand alter Gemeinden gefährdet wird, wurden als so dringend nachgewiesen, daß bei der überwiegenden Mehrheit die Bedenken überwunden wurden. Es handelt sich da oft um Notstände, denen die höchste Behörde unserer Landeskirche nicht mittellos und daher machtlos gegenüberstehen darf. — Dies wird hoffentlich in ihrem Bereiche je länger je mehr erkannt werden.

Zwei Dinge scheinen zum eisernen Bestande für die Verhandlungen der Generalsynode werden zu sollen — das Duell und die sogen. Professorenfrage. Es ist ja begreiflich, daß das Duell nicht von der Tagesordnung verschwinden will, solange immer und immer wieder Zweikämpfe vorfallen, die mit gutem Grunde und vollem Rechte großes Aufsehen erregen, große Aufregung und Entrüstung hervorrufen. Aber wäre es dann nicht besser, diese Fälle selbst zur Sprache zu bringen und an ihnen das Verwerfliche und Widersinnige nachzuweisen, das ihnen ganz besonders anhaftet, aber bei keinem Duell fehlt? Zu einem bestimmten Falle Stellung zu nehmen und Farbe zu bekennen ist ein ganz anderes Ding, als mit allgemeinen Behauptungen und Grundsätzen umzugehen. Dabei wird eben möglich, was wir erlebt haben, daß der Berichter grundsätzlich allem, was gegen das Duell gesagt wird, zustimmt, sich aber scheinbar ebenso grundsätzlich als Mitglied seines Standes vorbehält, sich tatsächlich damit gegebenenfalls in Widerspruch zu setzen. Was ist das für ein Standpunkt!

Aehnlich verhält es sich mit der Professorenfrage. Die Verhandlungen darüber im Herrenhause zogen ja wohl mit einer gewissen Notwendigkeit die in der Generalsynode nach sich. Ob sie aber dort wie hier nötig waren, das ist eine andere Frage. Daß die Art, wie manche Professoren der Theologie die Aufgabe ihres Berufes ansehen und zu erfüllen suchen, schwere Bedenken und lebhafte Beunruhigung in kirchlichen Kreisen erweckt hat und wach erhält, ist schon oftmals zum Ausdruck gebracht in Anträgen an die Synoden und in Beschlüssen von Synoden. Das Allgemeine und Grundsätzliche ist auch hier reichlich erörtert. Daß es keine schrankenlose Lehrfreiheit geben kann, daß es aber auf keinem Gebiete schwieriger ist, der Lehrfreiheit Schranken zu ziehen, als auf dem der Theologie, darüber herrscht wohl Einstimmigkeit. Von der einen Seite sollte man es daher nachgerade unterlassen, unversehens an die Stelle der Lehrfreiheit die Freiheit der Forschung

und der Wissenschaft zu setzen und so zu tun, als ginge man auf der andern Seite darauf aus, die Studierenden der evangelischen Theologie gegen die geistigen Strömungen ihrer Zeit abzuschließen — als ob das überhaupt möglich wäre? Jeder gebildete evangelische Christ wird es als einen hohen Vorzug des Protestantismus anerkennen, daß in ihm eine theologische Wissenschaft entstanden und gewachsen, die nicht abläßt, mit den wechselnden Zeitströmungen sich auseinanderzusetzen. Ihr Bestes aber wird sie niemals leisten, wenn sie von diesen Strömungen sich mit fortreißen läßt.

Auf der andern Seite sollte man aber statt allgemeiner ganz bestimmte Beschwerden vorbringen und sich auch nicht scheuen, Namen zu nennen. Das würde ja gewiß zur Folge haben, daß die in der Synode stattgehabten Erörterungen außerhalb fortgesetzt würden — aber gewiß nicht zum Schaden der Sache. Sehr beachtenswert waren die Ausführungen des königlichen Kommissarius. Er wies darauf hin, daß früher die meisten theologischen Professuren mit Pfarrämtern verbunden gewesen sind und so eine innige Verbindung und Wechselwirkung zwischen wissenschaftlicher und praktischer Tätigkeit stattgefunden hat. Dieser ersprießliche Zustand ist zwar mit der Zeit unhaltbar geworden, aber er spricht für die Berechtigung des Wunsches, daß tüchtigen Männern, die im Pfarramte stehen, der Uebergang ins akademische Lehramt ermöglicht und erleichtert werde. Von seiten des Kirchenregimentes wird also die Erfüllung dieses Wunsches wohl Förderung zu erwarten haben. Von der Mitwirkung des Synodalvorstandes bei den Aeußerungen des Evangelischen Oberkirchenrates zu den von dem Herrn Minister beabsichtigten Berufungen theologischer Professoren wird kaum ein nennenswerter Erfolg zu erwarten sein. Außerdem ist sie ein zweischneidiges Schwert. Mehrheiten sind wandelbar, und es kann leicht einmal vorkommen, daß das kirchliche Interesse bei der Besetzung theologischer Professuren von dem Oberkirchenrate allein viel wirksamer vertreten werden kann, als in Verbindung mit dem Vorstande der Generalsynode.

Leider kann es auch bei keiner Generalsynode ohne einige Anträge und Beschlüsse, die ihre Spitze mehr oder weniger scharf nach der katholischen Seite wenden, abgehen. Mit Absicht sage ich nicht gegen die katholische Kirche. Mit der haben wir es nicht zu tun, sondern mehr nur mit unsern lieben katholischen Mitbürgern im deutschen Vaterlande. Wie gern lassen sich die es gefallen, wenn sie ihre große Jahresversammlung in einer Stadt mit konfessionell gemischter Bevölkerung halten, daß die protestantischen Einwohner dieser Stadt sie auch freundlich begrüßen und so tun, als ob der Festtag ihrer katholischen Mitbürger auch ihr Festtag wäre. Und es ist nicht einmal ein kirchlicher Feiertag! Wäre es da nicht billig, daß die Führer der Katholiken ihren Leuten sagten: Karfreitag ist der Todestag des Herrn. Der wird von unsern evangelischen Brüdern gefeiert als ihr Fronleichnamsfest — stört ihnen diese Feier nicht, sie stören ja auch die unsre nicht? Wäre es nicht rücksichtsvoll, wenn die Katholiken da, wo sie in der Minderheit sind, nicht einen allzu weiten Raum im öffentlichen Leben für ihre Prozessionen in Anspruch nähmen? Doch davon ist nicht die Rede, und daher muß solche Billigkeit und Rücksicht immer wieder gefordert werden. Und wenn wir auf den sog. Toleranzantrag des Zentrums sehen, der geradezu auf einen Rechtsbruch ausgeht und dem Reiche Entscheidungen zuweisen will, die den Einzelstaaten mit gutem Bedachte vorbehalten sind, und dabei wahrnehmen, wie er weiter darauf ausgeht, gesetzliche Bestimmungen zu beseitigen, die z. B.

in betreff der konfessionellen Erziehung von Kindern aus gemischten Ehen dem stets nach Parität schreienden Zentrum zu paratätisch sind, dann gilt es für uns einfach, uns unsrer Haut zu wehren. Mag der Toleranzantrag vorläufig für ein Schicksal haben, was er will, die Ziele, die es damit verfolgt, wird das Zentrum nicht aus dem Auge verlieren. Daher ist Wachsamkeit geboten. Auf Entgegenkommen an der Stelle hat es ja wohl stets zu rechnen, von wo ihm die teilweise Aufhebung des Jesuitengesetzes schon so freundlich in Aussicht gestellt ist. Aus dem Teile würde wohl bald das Ganze werden. Daher mußte die Generalsynode es als ihre Pflicht ansehen, daran zu mahnen, daß die Jesuiten die geschworenen Feinde des evangelischen Christentums sind. Weil und solange sie in der katholischen Kirche die Macht in Händen haben, können wir mit dieser nicht in Frieden leben, und wenn zehn Friedenspäpste einander auf dem sog. Stuhle Petri folgen.

Nur hingedeutet sei an dieser Stelle darauf, daß wirklich erhebend die Verhandlung war über die Bestrebungen, die auf einen engeren Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen abzielen. Es ist ja ein recht kleiner, bescheidener Anfang nur gemacht. Im Reiche Gottes gilt jedoch noch heute Senfkornart.

Tiefere Bewegung der Geister und Gemüter riefen selbstverständlich auch alle Vorlagen hervor, die sich auf die Arbeit, das Leben und die Sitte der Kirche bezogen. Hier standen im Vordergrunde die Bestrebungen, die sich auf eine Aenderung der Konfirmationspraxis richten. So sehr es nun auch vielfach anerkannt wurde, daß wir mit der Erteilung des Vorbereitungsunterrichts und der Einsegnung, der Zulassung zum heiligen Abendmahle und zur Patenschaft gewiß in neue Bahnen gedrängt werden, so schien das Bedürfnis, diese Bahnen gesetzgeberisch zu erschließen, noch nicht dringend genug, zumal die alte Praxis doch in weiten Kreisen unserer Landeskirche noch unangefochten und im Segen besteht. Auch wird man sich hüten müssen, bei der Vorbereitung von Maßregeln zur Aenderung sich von einseitigen Beobachtungen und Erfahrungen leiten zu lassen. Gibt man die alte Ordnung auf, so wird sich schwerlich etwas Einheitliches an die Stelle setzen lassen. Die großen Städte stellen ganz andere Anforderungen, auch an das geistliche Amt, als das platte Land. Beide mit gleichem Maße zu messen ist nicht mehr möglich.

Daneben stand die Frage nach der Stellung und dem Verhalten der Geistlichkeit gegenüber einer Leichenfeier, auf die Verbrennung der Leiche folgen soll. Sehr verschieden waren die Gründe, die für seine Beteiligung geltend gemacht wurden, verschieden von der früheren war auch die jetzige Haltung des Kirchenregimentes — nicht mehr so entschieden ablehnend. Die Mehrheit der Synode ließ sich jedoch von der Auffassung nicht abbringen, daß die Leichenverbrennung einen zu schroffen und willkürlichen Bruch mit der christlichen Sitte darstelle, als daß die Kirche ihr, auch wenn sie das Mäntelchen der Feuerbestattung umhängt, gewissermaßen die Gleichberechtigung mit der Bestattung von Erde zu Erde einräumen dürfe. Damit wird der größte Teil der Christen im deutschen Vaterlande wohl einverstanden sein.

Doch nun genug. Es wäre noch manche Einzelheit und manche scheinbare Kleinigkeit es wert, erwähnt zu werden. Allein das führte allzuweit. Nur das mag noch gesagt sein: Auch die Besprechung solcher Dinge in den Gruppen und den Kommissionen war meistens lehrreich und förderlich. Dort erfuhr man, wie verschieden manche Dinge in den verschiedenen Provinzen

nicht nur tatsächlich liegen, sondern auch beurteilt werden. Hier erfuhr man, welche Riesenarbeit von unserm Kirchenregimente jahraus jahrein geleistet wird und mit welchen Schwierigkeiten es dabei zu kämpfen hat. Wenn ich so manches Angriffes gedachte, den es in letzter Zeit gerade erfahren hat, dann fiel mir öfters Jules Favre ein mit seinem Bekenntnisse: Als Minister habe ich alles gemacht, was ich als Abgeordneter verworfen und bekämpft habe. Eines aber hat sich als Wunsch in meinem Herzen, wo ich ihn schon früher hegte, noch mehr befestigt durch die eigene Erfahrung: Wenn es doch möglich wäre, daß die Generalsynode öfter tagte als nur alle sechs Jahre, damit dieser Austausch zwischen den Vertretern der einzelnen Provinzen noch viel lebhafter, die Fühlung zwischen dem Regimente und der Vertretung der Kirche viel inniger werden könnte! Vielleicht könnten die Kreissynoden etwas seltener, und dafür die Generalsynode etwas häufiger tagen. Doch davon lieber ein andermal!

In Baden, wo die Evangelische (unierte) Kirche vorherrschend ist, gibt es auch eine Anzahl separierter lutherischer Gemeinden, die zum teil mit dem Breslauer Oberkirchenkollegium der evang.-luth. Kirche in Preußen in Verbindung stehen und von diesem kirchlich versorgt werden, zum teil sich als lutherische Synode im Großherzogtum Baden organisiert haben. Zwischen diesen zwei getrennten lutherischen Kirchenkörpern kam es nun im letzten Jahre zu einer Vereinbarung betreffs der Kanzel- und Altargemeinschaft. Es wurde anerkannt, „daß, was nach Artikel 7 der Augs. Konfession genug ist zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirche, und folglich auch zur gegenseitigen Gemeinschaft am heiligen Abendmahl, auf beiden Seiten vorhanden sei, daß nämlich einträchtig nach reinem Verstande das Evangelium gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Worte gemäß gereicht werden, daß aber das voneinander abweichende Verständnis des lutherischen Bekenntnisses in den Lehren von Kirche, Kirchenregiment und Kirchenordnung nicht kirchentrennend wirken und also die gegenseitige Abendmahlsgemeinschaft verhindern müsse."

Aus der Vereinbarung läßt sich auch die Verbreitung der Lutheraner in Baden erkennen. Zur evang.-luth. Kirche in Preußen gehören: Parochie Heidelberg, 80 Seelen; Lörrach, 20 Seelen. Zur evang.-luth. Synode in Baden gehören: Ispringen, mit 650 Seelen; Karlsruhe, 200 Seelen; Freiburg-Ihringen, 400 Seelen. — Hinsichtlich der Abendmahlsgemeinschaft, bezw. Gemeindezugehörigkeit sollen folgende Regeln gelten: 1. Die Gemeindeglieder beider Kirchenkörper haben zu allen Altären freien Zutritt. Erforderlich bleibt die Beibringung des Kirchenscheines von seiten des zuständigen Seelsorgers. 2. Wenn Gemeindeglieder des einen Teils an Orte verziehen, wo bloß eine Gemeinde des andern Teils ist, so werden sie von ihrem bisherigen Seelsorger durch Erteilung des Kirchenscheines der anderen Gemeinde zugewiesen. 3. Wenn in anderen Fällen einzelne Gemeindeglieder sich der Gemeinde des andern Teiles anschließen wollen, so kann dies nur mit Zustimmung des bisherigen Seelsorgers unter Erteilung des Kirchenscheines geschehen. Zusatz: Es soll in Zukunft vermieden werden, daß an demselben Orte von beiden Kirchenkörpern öffentlicher Gottesdienst aufgerichtet wird. — Die Pastoren beider Kirchenkörper werden sich bei allen Amtshandlungen, wo es die Not erfordert oder sonst erwünscht erscheint, in der unter Amtsbrüdern gleicher Konfession üblichen Weise vertreten, eventuell unter Ausstellung eines Dimissoriale. — Die kirchenzuchtlichen Maßnahmen

werden gegenseitig anerkannt. — Die Pastoren beider Kirchenkörper werden ihre Gemeindeglieder anhalten, brüderlich mit den Gliedern des andern Kirchenverbandes zu verkehren und, wo immer sich Gelegenheit bietet, die Gemeinschaft des Glaubens zu betätigen, daß aller Hader und alle Eifersüchtelei vermieden werde. — Die Bestimmungen finden, soweit angängig, auch ihre Anwendung auf die aus Preußen nach Baden oder aus Baden nach Preußen verziehenden Lutheraner.

Der zweiunddreißigste Kongreß für Innere Mission tagte vom 21. bis 24. September in Braunschweig. Nach der amtlichen Liste zählte er 518 Teilnehmer. Er wurde am 21. abends eröffnet durch einen Festgottesdienst in dem alten Dome. Pastor Buschmann vom Diakonissenhause „Marienstift" in Braunschweig predigte über 1. Kor. 15, 58. Um die übrigen Gottesdienste gleich hier anzuschließen, sei erwähnt, daß am zweiten Tage Generalsuperintendent Viereck-Magdeburg über Röm. 12, 5. 6, am dritten Tage Pastor Josephson-Bremen über Luk. 7, 36—50 predigte und daß Stöcker am vierten Tage den Schlußgottesdienst hielt (Text: Ev. Joh. 7, 37—39). Die Bevölkerung Braunschweigs zeigte eine erfreuliche Teilnahme, so daß die größten Kirchen der Stadt, die gewählt waren, nicht ausreichten.

Nach dem Eröffnungsgottesdienste fand die Begrüßungsversammlung im Saale des Evangelischen Vereinshauses statt. Kreisdirektor Langerfeldt begrüßte den Kongreß als Vorsitzender des Lokalkomitees, Exzellenz Hartwig im Namen des abwesenden Prinzregenten und des Herzogl. Staatsministeriums. Außerdem redeten Vertreter des Braunschweiger Konsistoriums, der Geistlichkeit, der Stadt und des „Evangelischen Vereins". Ober-konf.-Rat Webers-Berlin als Vertreter des Evangelischen Oberkirchenrats hob hervor, daß seine Behörde sich vor allem interessiere für die Verhandlungen über die Fortbildungsschule und die Krankenpflege auf dem Lande. Es folgten noch weitere Begrüßungen seitens verschiedener Kirchenbehörden, des Komitees für deutsche Seemannsmission in Großbritannien (Pastor Harms-Sunderland), des Vereins für Ev. Kirchengesang (Sup. Nelle-Hamm), der theol. Fakultäten (Prof. Lemme-Heidelberg).

Die erste Hauptversammlung fand am 22. September im Wilhelmsgarten statt. Nach den Begrüßungen und der Absendung einiger Huldigungstelegramme erhielt Prof. Dr. Mayer-Straßburg das Wort zu seinem fast zweistündigen Referat über: „Die Aufgabe der Innern Mission gegenüber der gegenwärtigen Gefährdung der christlichen Lebensanschauung durch antichristliche Geistesströmungen". Er hatte folgende Leitsätze aufgestellt: 1. Der Widerspruch nicht bloß gegen die Kirche, sondern gegen das Christentum überhaupt, der sich gegenwärtig in auffallender Weise bemerkbar macht, hat seine letzten Gründe auf praktischem Gebiet, d. h. im Bereich des Gefühls- und Willenslebens. Neben anderen Gemütsverfassungen spielt da die Hauptrolle eine durchaus einseitige Schätzung und Ueberschätzung der rein zeitlichen und irdischen Güter und Erfolge. 2. Diese praktische Opposition findet aber Halt und Stütze in gewissen theoretischen Systemen, die zur Rechtfertigung dienen und in schroffem Gegensatz zur christlichen Welt- und Lebensanschauung dienen. Als besonders wichtige Typen, nicht als die einzigen, lassen sich erwähnen: a) der moderne theoretische Skeptizismus (bestimmte Formen des Positivismus und Agnostizismus), b) der theoretische Materialismus oder Pseudomonismus, c) die Nietzschesche

Philosophie. 3. All diesen antichristlichen Welt- und Lebensanschauungen ist es gemeinsam, daß sie im Namen der Wissenschaft auftreten, daß sie mit mehr oder weniger wissenschaftlichen Argumenten operieren und sich als das letzte Ergebnis wissenschaftlicher Erkenntnis gebaren. Das ist mit einer der Hauptgründe, warum sie auf die Geister Einfluß üben in einem Zeitalter, das für den Wert wissenschaftlicher Forschung die lebhafteste Empfindung hat. 4. Wenn der antichristlichen Praxis gegenüber die Aufgaben der Innern Mission wesentlich dieselben bleiben, die sie von jeher gewesen sind, so erfordert die theoretische Opposition besondere Gegenmaßregeln. Es gilt mit einer antichristlichen Philosophie die öffentliche Diskussion aufzunehmen und die unzureichende wissenschaftliche Grundlage aufzudecken, darauf sie ruht. Es gilt speziell Publikationen und Vorträge anzuregen und zu verbreiten, in denen jene antichristlichen Welt- und Lebensanschauungen nicht nur einer religiösen, sondern auch einer wissenschaftlichen Kritik unterzogen werden, in denen der Beweis geführt wird, daß mit allen gesicherten Ergebnissen wissenschaftlichen Erkennens das Christentum durchaus vereinbar sei. Solche Arbeit müßte freilich, um heutzutage zu wirken, in gründlichster Sachkenntnis unternommen werden, und auch da, wo sie popularisierte, streng wissenschaftlichen Charakter tragen. 5. Selbstverständlich vermag die geforderte theoretische Einwirkung, durch wissenschaftliche und philosophische Diskussion noch kein Christentum begründet zu werden, das ja seinerseits in letzter Instanz Herzens- und Willenssache ist. Wohl aber können einzelne intellektuelle Bollwerke einer antichristlichen Praxis hinweggeräumt und so der christlichen Predigt den Zugang zu den Gemütern in etwas erleichtert werden. — Redner schloß damit, daß doch Indizien dafür vorhanden seien, daß der Geist der Diesseitigkeit seinen Höhepunkt bereits überschritten habe.

Der 23. September war vier Spezialkonferenzen geweiht. Die erste galt der Prostitution und ihrer Bekämpfung. Referent P. Philipps-Berlin. Die zweite Spezialkonferenz befaßte sich mit der Fürsorge für die Fabrikarbeiterinnen nach einem Referat des Gewerberates Hirsch-Magdeburg. In der dritten Spezialkonferenz referierte Direktor Dr. Dunker-Berlin über „Die Innere Mission und die Fortbildungsschule". Endlich die vierte Spezialkonferenz brachte das Referat von P. Swierczewski-St. Ulrich bei Mücheln: „Der evangelische Christ und seine Zeitung."

Am 24. September fand die zweite Hauptversammlung des Kongresses statt, die zugleich Schlußsitzung war. „Innere Mission und humanitäre Liebestätigkeit" war das Thema, das Dr. Wurster-Blaubeuren behandelte. Auch hier drucken wir die Leitsätze ab. 1. Pietismus und Humanität des 18. Jahrhunderts sind, geschichtlich angesehen, die Erzeuger der Inneren Mission gewesen, denen sie beiden für ihren eigenartigen Segen Dank schuldig bleibt. 2. Die Humanität unserer Zeit leidet an ihren ererbten Schwächen, deren tiefster Grund in ihrer ungenügenden religiösen Fundamentierung liegt (daher ungenügende Erkenntnis der Ursachen der Volksnot, des Zieles, der Mittel und Motive erfolgreicher Liebesarbeit). 3. Die Humanität hat trotzdem heute noch ihre eigentümlichen, wichtigen und umfassenden Aufgaben im Volksleben. 4. Die Innere Mission hat allen Grund, gegenüber der drohenden Zersplitterung in humanes Vielerlei sich gerade jetzt wieder auf ihren Namen und ihr eigentliches Wesen (Missionsaufgabe!) zu besinnen. 5. Wo es ihr aus äußeren und inneren Gründen möglich ist, wird sie der Humanität überlassen, was diese besorgt, besorgen will und kann.

6. Die Innere Mission hat sich auf die schwersten Aufgaben zu konzentrieren, welche auf dem Gebiet der Seelengewinnung liegen, insbesondere a) die Rettungsarbeit mit aller Kraft zu treiben, b) die besten persönlichen Kräfte zur Mitarbeit heranzubilden. 7. Ein Zusammenwirken von Innerer Mission und Humanität an der gleichen Vereinssache ist im Interesse der Konzentration im allgemeinen zu widerraten: Ausnahmen mögen in besonderen lokalen und Zeitverhältnissen begründet sein. 8. So verlockend und vielfach dankenswert die Hilfe der Humanitätskreise besonders in Geldsachen sein mag, so eifersüchtig muß die Innere Mission darüber wachen, daß daraus keine in prinzipiellen Fragen lähmende Abhängigkeit entstehe.

Die 16. Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Ulm, 28. September bis 1. Oktober v. J.

Die alte Reichsstadt Ulm ist heute Reichsfestung und in ihrem „Zivilverhältnis" eine württembergische Landstadt von 43,000 Einwohnern. Das Verhältnis der Konfessionen ist, wie im ganzen württembergischen Land dasjenige von ⅔ Evangelischen und ⅓ Katholiken. Trotzdem ist Ulm seit einer Reihe von Jahren dadurch gewissermaßen zu einer halbkatholischen Stadt gestempelt worden, daß die schwäbischen Katholiken dort mit Vorliebe ihre Katholikentage halten. Ulm ist zugleich der Eingang zu dem fast ausschließlich katholischen Oberschwaben. Und sein gewaltiger Münsterturm steht da wie ein weitausschauender Wachposten an der Grenze des größten katholischen Staates in Deutschland, Bayern. Trotz dieser mannigfachen Berührungen mit dem Katholizismus ist die Bürgerschaft Ulms im ganzen erfüllt von einem lebendigen evangelischen Bewußtsein. Das hat sich in der herzlichen Aufnahme des Evangelischen Bundes und in der trefflichen Vorbereitung seiner Tagung durch den Ortsausschuß deutlich gezeigt.

Der erste Tag, Montag 28. September, war angefüllt mit Sitzungen der verschiedenen Kommissionen und Ausschüsse. Der Abend brachte die Begrüßungsversammlungen, die in zwei verschiedenen Lokalen abgehalten wurden. Im „Saalbau" eröffnete Stadtpfarrer Lic. Dr. Holzinger die Reihe der Reden, indem er die Anwesenden namens des Ortsausschusses begrüßte und daran etwas längere Ausführungen über Recht und Aufgabe des Evangelischen Bundes anschloß. Er erklärte, daß der Bund den Namen eines „Kampfvereins" tragen müsse und wolle nach zwei Seiten hin: gegen Rom und gegen die lauen evangelischen Christen. „Wir kämpfen gegen die Ideenlosigkeit, um Ideen und Ideale."

Dienstag, den 29. September, begann morgens 8 Uhr die geschlossene Mitgliederversammlung, die nur formell getrennt war von der Delegiertenversammlung. Die öffentliche Abendversammlung mußte getrennt gehalten werden. Pfarrer Fikenscher sprach über „Zeichen der Zeit im Lichte des Protestantismus." Prof. D. Arnold über „Protestantisches Leben in den Vereinigten Staaten". Supt. Dr. Meyer über: „Der Jesuitenorden und die deutsche Volksseele."

Aus den Verhandlungen vom 30. September seien genannt: Begrüßungsansprachen; Vortrag von Dr. Kolde über: „Der Staatsgedanke der Reformation und die römische Kirche". Bezüglich der Jesuitenfrage wurde die Forderung an die Reichsregierung gestellt, ein festes „Niemals" dem ultramontanen Drängen auf Widerruf des Jesuitengesetzes entgegenzustellen.

Ueber den Zusammenschluß der deutsch-evangelischen

Landeskirchen wurde beschlossen: Die Generalversammlung bekundet ihre Freude über die Einsetzung des deutsch-evangelischen Kirchenausschusses. Sie hofft, daß die Kirchenregierungen durch diesen Zusammenschluß die Kraft gewinnen, die gemeinsamen Aufgaben des Protestantismus im deutschen Reiche und im Auslande wirksam zu vertreten. Sie vertraut, daß auch die Mitwirkung einer synodalen Vertretung in diesem Ausschuß ihre baldige Regelung finden werde.

Das Rätsel der Weltgeschichte. Aus dem Syrischen Waisenhaus in Jerusalem berichtete der „Bote aus Zion": Unsere Druckerei zeichnet sich jetzt nicht nur durch ein zahlreiches Arbeitspersonal aus, sondern sie erfreut sich auch eines fleißigen Zuspruchs, den wir den Juden zu verdanken haben. Bald sind es Bücher, bald Kalender, bald Druckwerke mit Clichés versehen und in bunten Farben ausgeführt, die ins Abendland versandt werden. Wir haben da ein bescheidenes Stück Zionismus. Denn die Drucksachen werden versandt und sollen Propaganda machen für die Interessen der Juden, damit die zerstreuten Glaubensbrüder die Blicke auf das irdische Jerusalem richten. Ja, diese Juden, sie sind das Rätsel der Weltgeschichte, und ein Christ kann nicht anders, als die in der Gegenwart sich anbahnende Lösung des Rätsels aufmerksam verfolgen. Uns und vielen gläubigen Christen steht es außer Zweifel, daß der Zionismus nichts anders als die gottwollte Sammlung des Volkes Israel ist, (oder eine Anbahnung derselben), (s. S. 1315 u. Jahrg. 1897 S. 828) von der der Prophet Hesekiel im 37. Kapitel spricht. Israel gleicht den verdorrten Gebeinen (Vers 2), die auf dem weiten Felde (Vers 1), das ist auf der ganzen Erde zerstreut, liegen. Jetzt ist die Zeit gekommen, da sie sich zu regen beginnen und Gebein zu Gebein sich zusammenfindet (Vers 7). Und dieses ist das gegenwärtige Stadium. Die Juden fühlen heute mehr als je, daß sie ein zusammengehöriges Volk sind und schließen sich zusammen. Wenn auch noch zahlreiche jüdische Kreise der Bewegung ferne stehen, — sie ist ja noch sehr jung — so wird sie doch immer weitere Wellen schlagen, und bereits bekennen sich einflußreiche Glieder zu ihr. Das Charakteristische und Biblische aber ist, daß sie auch nicht die Spur von religiöser Tendenz an sich trägt. Das Programm des Zionismus erwähnt nirgends den Namen Gottes. Es ist lediglich der nationale Zusammenschluß und die gemeinsame Rückkehr ins Land der Väter, (Sach. 12, 9. 10. Erst wenn das Volk Israel zurückgekehrt sein wird, soll es zur Buße und zur Erkenntnis Gottes und seines Heils und seiner Wege kommen), was die Bewegung erstrebt. Diesem Ziel sind die Juden schon ziemlich nahe gekommen, und nicht etwa im Lauf vieljähriger Anstrengung, sondern — und das ist das Ueberraschende — in dem kurzen Zeitraum von zehn, höchstens zwanzig Jahren. Heute sind 50,000 Juden in Jerusalem. Der größte Bruchteil der Bewohner Jerusalems wohnt heutzutage außerhalb der Stadtmauern. Die Häuser reichen bis zur westlichen Höhe bei Lifta und das ist nach manchen Auslegern der Hügel Gareb, von dem Jeremia (31, 38—40) als einem Grenzposten der einstigen Ausdehnung Jerusalems spricht. In der Ebene und im oberen Jordantal haben die Juden etwa 30 Ackerbaukolonien, zu denen je ein Dorf mit einem großen Landgebiet, meistenteils schön mit Reben, Eukalyptus, Oliven-, Maulbeer-, Feigen- und Palmbäumen bepflanzt, gehört. Und in allerjüngster Zeit haben sie, wie wir soeben hören, eine Anzahl Dörfer Galiläas (man spricht von 15 und mehr) samt Markungsgebiet angekauft; die bisherigen Einwoh-

ner werden in den Hauran auswandern. Trotz aller Einwanderungs- und Landkaufverbote haben sie sich doch stetig gemehrt, weil der Jude weiß, wo er den Hebel ansetzen muß. „Geld regiert die Welt" sagt der Abendländer, der Orientale aber: "hutt flussak u bint ess-ssultan 'arussak", „lege Geld dar und du wirst die Tochter des Sultans zur Frau bekommen." Geld hat es ohne Zweifel zu Wege gebracht, daß mit diesem Jahr das den Juden gegoltene Landkaufverbot aufgehoben worden ist, Geld hat auch die oben erwähnten Erwerbungen gezeitigt. Mit Genugtuung berichten die hiesigen Juden von der 2½stündigen Audienz, welche der Sultan unlängst dem Führer des Zionismus, Dr. Herzl, gewährt hat, und von der ihm durch Verleihung eines hohen Ordens zu teil gewordenen Ehrung. Das alles sind die Erfolge weniger Jahre. Und wie stellt sich Gott dazu? Nun wir halten dafür, daß aller Menschen Tun und Treiben, all ihre Machinationen, wenn auch ungewollt, seinen Heilsabsichten dienen müssen, und helfen müssen, die alten Weissagungen zu erfüllen. Wir glauben, daß die Juden in nicht allzuferner Zeit wieder in den Besitz des heiligen Landes kommen werden. So sind denn zwar die Gebeine beisammen, sie werden auch Adern und Fleisch haben, und diese werden mit Haut überzogen sein, aber es wird noch kein Lebensodem Gottes in ihnen sein (Hes. 37, 7. 8), wie es auch heutigen Tages ist. Doch auch dieser wird kommen, wenn Gottes Stunde geschlagen hat, vielleicht wenn unser Herr und Heiland kommen wird in den Wolken des Himmels. Dann werden sie ihren Irrtum einsehen und sprechen: „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn (Matth. 23, 39)!" (A. E. L. K.)

Die Korrespondenz der Deutschen Orientmission teilt eine Kriegserklärung des Islam mit. Scheich Abdul Hagk von Bagdad, Glied der heiligen islamitischen Liga, hat unter ausdrücklichem Auftrage derselben in schwungvollem eleganten Französisch in einer französischen Zeitschrift „Ein letztes Wort des Islam an Europa" veröffentlicht, dem wir folgenden Auszug entnehmen: „Christliche Völker! Es ist Zeit uns zu hören. Der Haß des Islam gegen Europa ist unversöhnlich. Nach Jahrhunderten voll Anstrengungen, uns freundlich zu stimmen, bleibt als einziges Resultat unserer Tages dies, daß wir euch verabscheuen, mehr als in irgend einer anderen Epoche unserer Geschichte. — — Lernt, ihr europäischen Klugen, verstehen, daß ein Christ, mag seine Stellung sein, welche es will, durch die einzige Tatsache, daß er ein Christ ist, unseren Augen wie ein Blinder erscheint, der alle menschliche Würde verloren hat. — — Wir wissen genau, was wir sind, es ist durchaus notwendig für euch, wenigstens in diese fundamentale Wahrheit einzudringen, daß das ganze Gebäude des Islam gegründet ist auf die Einheit des einen Gottes, der unendlich ist, unvergleichlich, ewig, der nie gezeugt ist und nichts gezeugt hat. Dieser Glaubensartikel ist speziell gegen die Christen gerichtet. Durch diesen Artikel wird die christliche Dreieinigkeit der geschworene Feind des islamitischen Gottes. Der Gegensatz dieser beiden Grundgedanken ist die brennende und grausamste Geduldprobe für jede muselmännische Seele. Ihr Christen, erzogen von Jugend auf in den Lehren euerer Kirche, ihr könnt euch gar nicht vorstellen, welcher Schauder und Schrecken uns ergreift allein beim Namen eurer Dreieinigkeit. Gestattet also wenigstens den Zulaß dieser undiskutierbaren Tatsache: Zwischen uns und eurem Glauben an die Gottheit Jesu ist ein ewig unüberbrückbarer Abgrund. Wißt, daß, erfüllt wie wir sind von einem grenzenlosen Glauben an unsern einigen Gott, es uns absolut

unmöglich ist, etwas zuzulassen, etwas zu dulden, etwas zu verzeihen, das von fern oder nah nur den geringsten Eintrag der absoluten Einheit unseres unvergleichlichen, ewigen, unendlichen Gottes tun könnte.— — Wir haben eure Kreuzzüge nicht vergessen! Sie setzen sich jetzt unter hundertmal fluchwürdigeren Formen fort. Ihr habt uns durch alle eure Mittel bekämpft und gedemütigt. Ihr habt die Grenzen des Islam auf allen Punkten des Erdballs zurückgedrängt. Und den Rest sucht ihr ohne Aufhören durch eure Diplomaten und Missionare zu zersetzen. Euer Plan ist fertig. Ihr verfolgt ihn offen, systematisch: Den Ruin des Islam. Statt aller Entschuldigung werft ihr uns vor, Rebellen gegen eure Zivilisation zu sein. Ja, Rebellen! und Rebellen bis zum Tode! Aber ihr, ihr allein seid schuld daran! — — — Nein, liebe Diplomaten, wir haben zu teuer unser naives Vertrauen bezahlt. Wir wissen ganz genau, daß eure Zivilisation, solidarisch mit euren Kirchen verbunden, nicht anderes will und kann, als die Zerstörung des Islam. — — — Kein Zweifel, daß in Indien, in Afrika, in Zentralasien ihr uns große materielle Vorteile gebracht habt, aber bei der unendlichen Größe des Gottes des Islam, ist es denn möglich, daß wir auch nur einen einzigen Augenblick die Herrschaft eines gekreuzigten Gottes verzeihen können, eines Gottes, der die Erniedrigung unseres unendlichen Gottes, des allmächtigen Herrn der Welt, proklamieren will! — Wißt also, christliche Eroberer, daß kein Rechenkunststück, kein Goldschatz, kein Wunder uns jemals mit eurer gottlosen Herrschaft versöhnen kann. Wißt, daß schon der Anblick eurer Fahnen allein, die in unserem Lande wehen, eine Qual für die Seele des Islam ist. Eure größten Wohltaten sind ebenso viele Schandflecke, mit denen unser Gewissen besudelt wird, und unser brennenster Wunsch ist der, zweifelt nicht daran, daß der glückliche Tag komme, wo wir die letzten Spuren eurer verfluchten Herrschaft auslöschen könnten. — — — Uebrigens, das müssen wir auch heute bekennen, sind wir an erster Stelle euren Gewalttaten dankbar.— Sie haben uns gelehrt, uns besser kennen zu lernen. Wir wissen jetzt, daß wir 300 Millionen sind. Eine organisierte Konzentration hat uns gefehlt, ihr habt sie uns gelehrt mit gebieterischer Notwendigkeit. — — Die islamitische Einheit erhebt sich von einem Ende der Welt zum andern und ein geheimnisvolles Wesen treibt uns zu unserer heiligen Bestimmung. „Droht uns nicht mit euren Waffen! Was verschlagen uns die Dinge der Welt! Sieg oder Niederlage, das ist Gottes Werk! Unsere Pflicht ist es, gut zu sterben, und die Welt weiß durch 13 Jahrhunderte, wie wir zu sterben wissen."

Litteratur.

Vom Verlag von A. Deichert, Nachf. (Georg Böhme) kamen ein: „Im Schatten des Kreuzes." Predigten über freigewählte Texte von Miron Pohanc, Pastor am Krankenhause St. Jakob zu Leipzig. 146 Seiten. Preis: 2.50 M.

Verfasser möchte mit dieser Gabe von 15 Predigten einem speziellen Leserkreis dienen, nämlich solchen, die in schwerer Zeit länger auf den kirchlichen Gottesdienst verzichten müssen und das Bedürfnis der Erbauung haben. Sie möchte aus den dunklen Schatten des Kreuzes zu dem erquickenden Schatten des Kreuzes Jesu führen. Es dürfte also das Buch manchem zu empfehlen sein, der durch jahrelanges Siechtum oder Schwachheit u. drgl. vom öffentlichen Gottesdienst ferngehalten wird und doch dabei im Stande

ist, selbst zu lesen und sich im Gebet zu Gott zu wenden. Es sind herzergreifende Predigten, die auf wirkliche Nöten und Leiden des Lebens eingehen und die dem in Leiden und Trübsalsnacht dahingehenden den einzigen wirklichen Trost und Hilfe zu bieten suchen.

Aber nicht nur unmittelbar den im Leide Stehenden wird dieses Buch dienen. Auch der Seelsorger, der auf seinen Amtswegen so oft in den Fall kommt, Trauernde zu trösten, Tiefbekümmerte aufzurichten u. drgl., wird hier Anleitung finden, wie er mit den müden und bekümmerten Seelen reden soll. Auch für Leichenfeiern mag hier das rechte Trostwort gefunden werden. Es sei daher das Buch auch den Brüdern im Amte empfohlen, die hinwiederum es solchen empfehlen mögen, die einsam ihr Leid tragen müssen und wenig Trost und Zuspruch finden.

Aus demselben Verlag kam: Die Lehre von der Vollendung aller Dinge aus der Heiligen Schrift begründet und verteidigt von L. Prager. 140 Seiten; Preis 2.40 M. Der Verfasser ist in den letzten Jahren erst durch zwei Bücher hervorgetreten, die von der Kritik rühmlich anerkannt und auch in früheren Jahrgängen von uns besprochen wurden. Das eine ist ein zweibändiger Kommentar zur Offenbarung Johannes; ein Buch, in welchem eine ganze Lebensarbeit steckt. Das zweite ist: „Das tausendjährige Reich," in welchem er einen Ausschnitt aus dem größeren Werk in erweiterter Form darbietet.

Schon im ersten Werk tritt der Verfasser mit großem Fleiß ein für die Allbeseligungslehre oder die sogenannte „Wiederbringung aller Dinge." Das jetzt vorliegende Buch ist ganz und gar diesem Gegenstand gewidmet. In drei Abschnitten von allerdings ungleicher Länge legt er seine Gedanken dar.

1. Die Endlosigkeit der Verdammnis.
2. Die Lehre von der allmählichen Vernichtung aller Verdammten.
3. Die Vollendung aller Dinge.

Die beiden ersten Abschnitte umfassen nur 28 Seiten des Buches, der Rest ist dem dritten Abschnitt zugewandt. Im ersten sucht der Verfasser zu erweisen, daß die Schriftausdrücke, die von der Verdammnis handeln, keineswegs im Sinne von unendlich und unaufhörlich zu verstehen seien. Er bringt auch Urteile anderer Theologen in Erinnerung. So z. B. „K. J. Nitzsch und R. Rothe haben die Annahme, daß Gott ewig erfolglos Strafe leiden lasse, sogar für eine furchtbare Gotteslästerung erklärt."

In der Tat: Die Lehre von der Unendlichkeit der Verdammnis läßt mit dem Charakter Gottes sich nicht reimen, weder mit seiner Allmacht, noch mit seiner Gerechtigkeit, noch mit seiner Weisheit oder Liebe.

Daher hat die andere Ansicht von der endlichen Vernichtung oder Selbstzerstörung der Verdammten um so mehr Anhänger gefunden. Die Unhaltbarkeit dieser Lehre sucht der zweite Abschnitt zu erweisen. Inwiefern seine Ausführungen stichhaltig sind, wollen wir unentschieden lassen.

Der dritte Abschnitt sucht dann den positiven Beweis zu erbringen für die schließliche Wiederbringung aller Dinge. Wie dieselbe durch fortgesetzte Verkündigung des Evangeliums bei Lebendigen und Toten allmählich herbeigeführt wird, und auch die Pein des Gerichts schließlich mit dazu beiträgt, wird ausführlich abgehandelt. Das Buch sollte von allen Bibelforschern, ob sie Freunde oder Gegner dieser Lehre sind, gründlich studiert werden.

Aus demselben Verlag: Kommentar zum Neuen Testament, unter Mitwirkung von Lic. Ph. Bachmann, Prof. in Erlangen, D. Dr. P. Ewald, Prof. in Erlangen; D. Dr. J. Hausleiter, Prof. in Greifswald; Lic. E. Riggenbach, Prof. in Basel; Dr. R. Seeberg. Prof. in Berlin; Lic. G. Wohlenberg, Pastor in Altona; herausgegeben von Dr. Theodor Zahn, Prof. in Erlangen.

Bisher erschienen ist: 1. Band: Das Evangelium Matthäi, ausgelegt von Th. Zahn. 12. Band: Erster und Zweiter Thessalonicherbrief, ausgelegt von G. Wohlenberg. Noch ein Kommentar bei der Fülle von Kommentaren, und doch kein überflüssiger; denn es ist leider eine unbestreitbare Tatsache, daß in der ganzen Hochflut der Kommentare nicht einer ist, „welcher geeignet wäre, den Studierenden zu einem eindringlichen Studium des Neuen Testaments zweckmäßige Anleitung zu geben, und ihnen, wie den im Amte stehenden Theologen, die zur Gewinnung eines selbständigen Verständnisses erforderlichen Materialien zur Verfügung zu stellen. „In diese Lücke tritt dieser Kommentar, soweit er vorliegt, mit Geschick und Erfolg ein. In welchem Geiste dieser Kommentar gehalten, ergibt sich aus den vereinbarten Richtlinien, nach denen die Verfasser die einzelnen Schriften selbständig bearbeiten. Das Hauptziel des Kommentars will sein, vor allem die Gedanken der neutestamentlichen Schriftsteller aus dem mit den vorhandenen Mitteln festzustellenden Text ihrer Schriften zu ermitteln. Um für diesen Zweck Raum und Uebersichtlichkeit zu gewinnen, sind die in anderen Kommentaren oft so störend den Gedankengang unterbrechenden textkritischen, lexikalischen und archäologischen Exkurse in die Fußnoten verwiesen. Ebenso haben sich die Verfasser eine weise Beschränkung in der Anführung und polemischen Kritik älterer Ansichten aufgelegt, und gewöhnlich nur den Urheber besonderer Ansichten, die bedeutungsvoll geworden sind, angegeben. Wer sich in älteren Kommentaren durch die oft zeilenlangen Nomenclaturen hat durcharbeiten müssen, wird den Herren Verfassern dankbar sein, daß sie den toten Ballast über Bord geworfen haben. Die literargeschichtliche Kritik soll von ihren uferlosen Ansprüchen zurückgedämmt werden, in der richtigen Erwägung, daß sie die Exegese nicht beherrschen, sondern auf ihren Schultern stehen soll.

Was nun die Verwirklichung dieser Vorsätze angeht, so dürfen wir uns eine Kritik erst erlauben, nachdem wir den Kommentar in langem, sorgfältigen Studium erprobt haben. Die wenigen Ausschnitte, die Rezensent bisher hat lesen können, haben ihm Freude gemacht und Lust, das ganze Buch nach der Beendigung des Konfirmandenunterrichts im Zusammenhang gründlich zu studieren. So viel dürfen wir aber schon sagen, daß niemand, der den Kommentar studiert, ohne Förderung und Anregung bleiben wird, auch wenn man nicht überall derselben Ansicht ist. Wenn die Voranzeige die Hoffnung ausspricht, daß der neue Kommentar das wissenschaftliche Verständnis fördern und besonders bei der studierenden Jugend Lust und Liebe zur Forschung in der Schrift wecken möchte, so scheint uns allerdings dies Werk in sehr hohem Maße dazu geeignet, besonders auch die Liebe zur Forschung zu wecken; denn, was man leider von den wenigsten exegetischen Werken sagen kann, er ist interessant und auch sprachlich elegant geschrieben. Hoffentlich beschert uns der Kommentar übrigens noch mehr solch wissenschaftlich bedeutende Exkurse, wie den von Wohlenberg über den Antichrist.

Der Preis der vorliegenden Bände ist 14.50 Mk. und 4.50 Mk., doch

tritt bei Annahme des ganzen, auf 17 bis 18 Bände berechneten Werkes ein Rabatt von 10 Prozent ein. Der Kommentar soll in ca. sechs Jahren vollendet sein. Demnächst stehen in Aussicht: Der Korintherbrief von Prof. Lic. Ph. Bachmann, und die Briefe an die Epheser, Kolosser, Philemon von Prof. D. Dr. P. Ewald. S.

Vom Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh kamen uns folgende Schriften zu: Ueber das Wesen des Christentums und seine modernen Darstellungen. Zwei Vorträge gehalten von Dr. Erich Schäder auf der sechsten theologischen Lehrkonferenz in Völln i. L. Preis: 1 Mark, geb. 1.50 M., 78 Seiten.

Der erste dieser Vorträge: „Stand der Frage" stellt die Vertreter der neueren rationalistisch entleerenden Theologie: Harnack und Seeberg und deren Gegner Herm .Cremer gegenüber. Präzis und scharf werden die Hauptpunkte auf beiden Seiten hervorgehoben und so ein Bild gegeben von dem, was Harnack und Seeberg gemeinsam haben, was andererseits Cremer als das Wesen des Christentums ihnen gegenüber stellt.

Der zweite Vortrag: „Die Wahrheit des paulinischen Christentums" (Paulus und die Synoptiker) geht den modernen Entleerern des Evangeliums noch schärfer zu Leibe. Diese wollen durchaus einen Widerspruch feststellen zwischen dem Evangelium Jesu nach den Synoptikern und dem Evangelium des Paulus. Dieser Gegensatz soll darin bestehen, daß nach Paulus die Sündenvergebung geknüpft ist an Jesu Tod und Auferstehung, wovon bei den Synoptikern nichts zu finden sei.

In überaus trefflicher, klarer und bestimmter Weise führt der Verfasser aus, wie sich die paulinische Versöhnungslehre stützt auf die in den Synoptikern berichteten Tatsachen des Todes und der Auferstehung Jesu. Wir erinnern uns nicht, sonstwo eine so kurze, bestimmte und klare Darstellung der biblischen(resp. paulinischen) Versöhnungslehre gefunden zu haben, wie in diesem Vortrag. Hier sind in der Tat die wesentlichen Punkte des biblischen Christentums in scharfen theologischen Sätzen aufs kürzeste zum Ausdruck gebracht. Nichts von der kirchlichen Lehre ist preisgegeben als nur die stellvertretende Gesetzeserfüllung, worüber indeß noch zu verhandeln wäre.

Aus demselben Verlag: Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. 7. Jahrg. 1903. 6 Hefte. 50 Seiten. Preis: 80 Pf. Sturhahn, A. „Zur systematischen Theologie Johannes Tobias Becks. Mit diesem Hefte liegt der siebente Band der Beiträge fertig vor. Preis: 10 M.) Derselbe bietet wiederum hervorragend tüchtige Aufsätze, welche auch in der Presse gebührende Beachtung gefunden haben; z. B. Heft 1: Prof. Riggenbach, „Der trinitarische Taufbefehl"; Heft 3: Möller, „Entwicklung der alttestamentlichen Gottesidee"; Heft 4: Caspari, „Die Religion in den assyrisch-babylonischen Bußpsalmen" u. a. Wir empfehlen die Beiträge, in deren Redaktion nach Prof. Dr. Cremers Heimgang dessen Schüler Prof. Dr. Lütgert eingetreten ist, aufs angelegentlichste. Inhaltsverzeichnis über die sieben Bände sendet die Verlagshandlung auf Wunsch unentgeltlich.

Wohl wenige unserer Leser sind mit der Theologie des hervorragenden Schrifttheologen Joh. Tobias Beck von Tübingen bekannt; und sehr dünn gesät wird die Zahl derjenigen sein, die seine sämtlichen Schriften besitzen und— gründlich kennen. Beck hat es unternommen, die theologische Wissen-

schaft ganz auf die Heilige Schrift zurückzuführen und sie als ein einheitliches, wohl gegliedertes Ganzes aus ihr entwickelt. Wer einen Einblick in das großartige biblische System gewinnen will, der hat hier eine Darstellung desselben, in welcher die charakteristischen Grundzüge seiner Theologie hervorgehoben sind. Voran werden als Quellen die Hauptschriften Becks genannt und dann an der Hand derselben das System kurz und bündig entwickelt. Die Dogmatik und Ethik Becks werden in ihren Grundzügen dargestellt und man gewinnt einen Eindruck von dem sogenannten biblischen Realismus Becks, der nicht mit windigen, hohlen Phrasen und Abstraktionen die Leser abspeist, sondern mit real gefaßten biblischen Begriffen. Jesus Christus, der als Logos schon der Mittler der Schöpfung ist, ist auch der einzige, der als Erlösungsmittler für die verlorene Menschheit eintreten konnte. Ein Gedanke, dem man bei neueren Theologen kaum je begegnet. Hier wird voller Ernst gemacht mit dem paulinischen „in Christo“. Seine Eschatologie hat ihn leider in eine feindliche Opposition gegen die innere und äußere Mission getrieben; woraus zu ersehen, wie menschlich fehlbar auch die Besten unseres Geschlechts sind. Das sollte aber niemand abhalten, das großartige Schriftsystem Becks zu studieren. Da gibt's wuchtige, markige Gedanken, fruchtbar für Herz und Amt; nicht Verflüchtigungen und Entleerungen, bei denen man zuletzt nicht weiß, was eigentlich noch übrig bleibt. „Zurück zur Schrift“, ruft man uns zu! Hier ist ein Führer, dem man sich anvertrauen darf.

Aus demselben Verlag kam: Die Tugendlehre des Christentums geschichtlich dargestellt in der Entwicklung ihrer Lehrformen, mit besonderer Rücksicht auf deren zahlensymbolische Einkleidung. Ein Beitrag zur Geschichte der christlichen Sittenlehre und Sitte. Von Prof. Dr. O. Zöckler. Preis: 6 M., geb. 7 M. Aus dem Inhalt: Die Tugendlehre der Bibel und des Urchristentums. — Die Tugendlehre der Griechen und Römer. — Die Tugendlehre im Bann der Siebenzahl bei den Scholastikern. — Die Tugendlehre der Mystiker. — Tugenden und Laster im Kultusleben. — Evangelische Beiträge zur Tugendlehre.

Der Name des Verfassers, Dr. O. Zöckler, ist längst rühmlichst bekannt als Herausgeber einer Reihe theologischer Werke und Redakteur der Zeitschrift: „Beweis des Glaubens.“ Er bietet hier in dem 378 Seiten starken Buch eine gedrängte Uebersicht der Tugend- und Lasterlehre der alten und neuen Zeit. Die vorchristliche Tugendlehre der Griechen und Römer wird dargestellt. Dann folgt die Tugendlehre der älteren christlichen Theologen vor Augustin; dann Augustin und seine nächsten Nachfolger. Man sieht dann, wie das scholastische System der sieben Tugenden und sieben Todsünden allmählich entstanden ist und in der bildenden Kunst und Poesie feste Gestalt gewinnt. Die vorzüglichen Dichtungen des Mittelalters, deren beste in dieser Hinsicht Dante's göttliche Komödie ist — kommen zur Besprechung. Dann kommt die Darstellung der neueren Zeit von Luther bis in die Jetztzeit und werden die betreffenden Schriften sowohl protestantischer als katholischer Theologen kurz besprochen. — Der Leser bekommt hier ein Gesamtbild der Tugend- und Lasterlehre einer mehr als 2000jährigen Kulturgeschichte von den Zeiten eines Sokrates bis in die Gegenwart herein, was wohl die Edelsten ihrer Zeit in diesem Stück gedacht und geleistet haben.

Vom Verlag von Ernst Röttger, Kassel, kam uns im Auftrage des Herrn Verfassers zu: Die Judenfrage und ihre göttliche Lösung nach Römer Kap. 11. Von Prof. E. F. Ströter. 227 Seiten. Preis: geb. 2 M., einf. geb. 3 M., fein gebunden auf starkem Papier 4 Mark. Wir geben die Inhaltsübersicht, die am besten den Inhalt des Buches charakterisiert. Einleitung: Das Problem der Verwerfung Israels (nach F. Godet). — 1. Der Kern der Judenfrage. V. 1. — 2. Eine persönliche Antwort auf die sachliche Frage. V. 2. — 3. Die Bedeutung des Ueberrestes nach der Wahl der Gnade. V. 2—6. — 4. Israels nationale Verblendung, ein Gottesgericht. V. 7—10. — 5. Aus Israels Fall der Nationen Heil. V. 11. — 6. Wieviel mehr ihre Vollzahl! V. 12. — 7. Mit euch Heiden rede ich. V. 13 und 14. — 8. Israels Annahme; — Leben aus den Toten. V. 15. — 9. Erstling und Masse; — Wurzel und Zweige. V. 16. — 10. Rühme dich nicht wider die Zweige. V. 17 und 18. — 11. Sei nicht hochmütig, sondern fürchte dich! V. 19—21. — 12. Sonst wirst du auch ausgeschnitten werden. V. 22. — 13. Die Wiedereinpfropfung der natürlichen Zweige. V. 23 und 24. — 14. Das Geheimnis bei Israels Verstockung. — Die Fülle der Heiden. V. 25. — 15. Und also wird ganz Israel gerettet werden. V. 26 und 27. — 16. Feinde und doch Geliebte. V. 28. — 17. Gottes Gnadengaben und Berufung unwiderruflich. V. 29. — 18. Ein zusammenfassender Rückblick. V. 30 und 31. — 19. Ein unergründlicher Ratschluß. V. 32. — 20. O Tiefe des Reichtums! V. 33—36.

Der Kern der Judenfrage ist nicht, wie sich die übrigen Völker zu der jüdischen Nation stellen, ob sie dieselbe anerkennen oder befeinden, sondern ob Gott sein Volk verstoßen hat? Die zionistische Bewegung erstrebt nichts weiter als die Anerkennung der jüdischen Nationalität seitens der anderen Völker und die öffentlich-rechtliche Sicherung einer Heimstätte für die Juden in dem Lande ihrer Väter. Aber das zionistische Losungswort: Wir wollen wieder ein Volk werden, bedarf nach St. noch eines kleinen aber ungemein schwerwiegenden Zusatzes. Es muß heißen: Wir Kinder Israels wollen wieder sein Volk, das Volk des Gottes Israels werden. Der Kern der Frage ist: Gibt's nur noch eine Mission an Israel oder auch einmal wieder eine Mission für Israel als Volk des Allerhöchsten an die übrige Menschheit?

Das obige Inhaltsverzeichnis läßt ahnen, zu welchem Resultat der geehrte Verfasser an der Hand von Röm. 11 kommt und kommen muß! Alle, die Israel lieb haben um des einen Juden willen, werden gerne nach diesem Buche greifen. Doch nicht bloß von den Juden handelt das Buch: Es hält der hochmütig aufgeblasenen Christenheit unserer Zeit auch einen Spiegel vor's Gesicht und ruft ihr unter 11 und 12 die apostolischen Warnungen zu, die von dem leichtsinnig oberflächlichen Geist, der auch das Kirchentum unsrer Tage durchdringt, nur zu sehr mißachtet werden. Ein Mene, mene, tekel für die Christenheit unserer Tage enthält das Buch, das allen ernstlich ins Gewissen dringen sollte.

Aus dem Verlag der Missionsbuchhandlung in Basel, Schweiz, kamen folgende Schriften: 1. P. Steiner: Im Heim des afrikanischen Bauern; in Leinw. geb. 1.20 M., 115 Seiten. — 2. L. Schaal: Freud und Leid unter dem Zeichen des Kreuzes; Bilder aus dem Leben von Missionaren. 78 Seiten. In Leinw. geb. 1.20 M. — 3. Basler Missionsstudien. 3. Hefte, No. 19.

Missionszeit, Missionsmethode, Missionsgeist von Pf. E. Miescher; No. 20. Die religiöse und sittliche Erziehung heidenchristlicher Gemeinden nach den Korintherbriefen. Von Lic. Prof. Ed. Riggenbach. No. 21. Die mohammedanische Gefahr in Westafrika. Von Missionssekretär F. Würz in Basel. Preis des Heftes 40 Pf.

1. Das an erster Stelle genannte Buch erweckt bei dem Schreiber allerlei Erinnerungen aus der Zeit, in welcher er selbst ab und zu nach Abokobi, der Basler Missionsstation an der Goldküste in Westafrika kam. Die Gründungsgeschichte dieser Station und einige andere interessante Mitteilungen werden hier gegeben, umrahmt von den Schilderungen afrikanischen Lebens und Treibens. Darunter ist mitgeteilt die Bekehrung des Fetischpriesters Paulo Mohenu, und die Geschichte des Brunnens von Abokobi. An diese möchten wir eine auf den alten, versiegten Brunnen in Umlauf gekommene Anekdote anknüpfen, die s. Z. in Afrika kursierte. Als der alte Brunnen noch reichlich Wasser gab, predigte einst Pfarrer S. in St. Elisabet über die Stelle: Jes. 43, 20. Als dann im Basler Komitee der Bericht vorkam, daß dieser Brunnen versiegt sei, soll der geehrte Vorsitzer in urgemütlichem Baslerdütsch sich an Pfr. S. gewandt haben, mit den Worten: Du, hesch du net emol über den Brunna von Abokobi predigt: Ich will Wasser in der Wüste und Ströme in der Einöde geben, zu tränken mein Volk, meine Auserwählten? Do hammer's jetz! Hoffentlich hält der jetzt gebohrte Brunnen an mit seinem edlen Naß! Das wünschen wir den Geschwistern und Christen von Abokobi. Das Buch ist mit naturgetreuen Bildern ausgestattet. — 2. Das zweite Buch hat einen recht passenden Titel; das Kreuz ist hier doppelsinnig, das südliche Kreuz am Sternhimmel Indiens, und das Kreuz, das Missionsgeschwister zu tragen haben. Es sind fünf von einander unabhängige, ergreifende Erzählungen von Freude und Leid und Selbsthingabe im Dienst der Mission, recht geeignet zur Nacheiferung im Dienste Christi anzuspornen. — Beide Büchlein sind empfehlenswert, teils für Missionsstunden und die Missionsfeste, teils zum Vorlesen oder Erzählen in Jugend- und Frauenvereinen, wo es oft an Stoff mangelt.

3. Heft No. 19 ist ein Vortrag, gehalten bei einem Missionskurs für Pfarrer und Kandidaten in Basel.

Missionszeit ist eine von Gott gegebene Zeit, Saat- oder Erntezeit, in welcher die dafür nötigen Konstellationen zusammentreffen: Missionssubjekt: Missionare und Missionsgemeinden, welche jenen als Stützpunkt dienen; und Missionsobjekt: erschlossene Wege, erschlossene Herzen und Völker. Diese Zeit ist eine Gabe, aber stellt auch eine heilige Aufgabe, die es zu erfüllen gilt. Die Missionsmethode muß sehr nach den Völkern und Individuen sich richten, obgleich gewisse allgemeine methodische Grundsätze sich übereinstimmende Anerkennung errungen haben und auch von uns nicht unbeachtet bleiben sollten. Das wichtigste ist der rechte Missionsgeist, der in der Heimat geweckt und gepflegt werden muß, der aber auch den Missionaren und den heidenchristlichen Gemeinden not tut, wenn das Werk gesegneten Fortgang und Bestand haben soll. Dieser Geist muß durch echt evangelische Predigt und den Hinweis auf das Ziel: „Gewinnung der Welt für Gott" geweckt werden. — Heft No. 20 ist ebenfalls ein Vortrag bei gleicher Gelegenheit gehalten. Derselbe dürfte besonders für Missionsleitungen in der Heimat und in der Heidenwelt sehr empfehlen sein. Verfasser zeigt, wie der Apostel Paulus in väterlicher Weisheit und mit einem durch Gottes Geist und die Liebe Christi geschärften Blick die Gemeinde in Korinth auch abwesend in hl. Liebesernst zu unterweisen und in der Zucht des Geistes zu erhalten sucht. — Heft No. 21. „Die muhamedanische Gefahr in Westafrika." Eine hochinteressante Studie, die dem Leser zeigt, welche Fortschritte der Islam vom Norden (Sudan) und dem Innern Afrikas her nach dem Süden und den Küsten zu macht. Es wird uns hier eine Art Kulturgeschichte Afrikas dargestellt, und

die Gründe aufgezeigt, warum jetzt schon der Islam mit Leichtigkeit bei den Negern Eingang findet, und warum für die Zukunft zu fürchten ist, daß der muhamedanische Fanatismus der christlichen Mission in ganzer Schärfe entgegentreten wird. Zum Verständnis der großen und schwierigen Aufgabe, welche die von der Küste ins Innere dringende christliche Mission vor sich hat, gibt diese Studie die beste Anleitung.

Aus J. F. Lehmann's Verlag in München kam uns zu: Der Kampf um das Deutschtum. Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Dr. Julius Göbel, Professor der deutschen Philologie und Literatur an der Stanford Universität, Californien. Ein Heft von 90 Seiten. Dieses Heft ist das 16. von einem auf zwanzig Lieferungen berechneten Werk mit obigem Titel, das in zusammenfassender Weise über alle deutschen Ansiedlungen auf der ganzen Erde berichtet und Mittel und Wege angeben will, deren diese Glieder unseres Volkes bedürfen zu gedeihlichem Fortbestande und kraftvoller Weiterentwicklung. Preis: 1.60 Mark.

Das vorliegende Heft sollte jeder gebildete Deutsche unseres Landes besitzen und gründlich studieren. Kein deutsches Pfarrhaus sollte ohne dieses Heft sein. Sind es doch zur Zeit vorzugsweise die deutschen Pfarrer, die in stiller und unauffälliger Weise mehr tun für die Aufrechterhaltung des Deutschtums in Amerika, als die marktschreierischen Vereine, die im Gurgelbefeuchtungskultus, im Phrasendreschen, in prahlerischen Umzügen und ähnlichem hohlen Wesen ihr Deutschtum zu beweisen und zu erhalten suchen. Daß auch die deutsche Kirche nicht mächtig genug ist, die Erhaltung der deutschen Sprache zu bewirken, ist ja leider wahr. Aber sie trägt doch das ihre dazu bei, so lange als möglich den Amerikanisierungsprozeß hinauszuschieben und deutschen Sinn und Geist im nachwachsenden Geschlecht zu pflanzen und zu pflegen. Welchen Geist des Hasses gegen die Ausländer, besonders die Deutschen, die angelsächsische Rasse von anfang an bis heute nährte, und wie dieser Haß zur Geschichtslüge und zur Unterdrückung führt, das wissen wir ja aus der Erfahrung; hier aber ist in kurzer Darstellung zusammengefaßt, was jener feindselige Geist von Anfang an getan hat, um dieses Land ausschließlich englisch zu machen, und welche Ursachen im deutschen Nationalcharakter mitwirkten, daß der Deutsche nur als „Kulturdünger" für andere Nationen sich gebrauchen läßt.

„Der Türmer". Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk ,.einzelne Hefte 1 Mk. 50 Pfg. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Januarheftes: Zur Frage des modernen Strafvollzuges. Von Max Treu. — Leben, Die frohe Botschaft eines armen Sünders. Von Peter Rosegger. (Fortsetzung.) — Moritz von Schwind. Von Dr. Karl Stock. — Aus Holberg: Der politische Kannegießer. — Ein halbes Hundert Bände neuer Belletristik. Von Hans Murbach. — Hofmann, Eine poetische Heimatkunde. — Die Ergebnisse der deutschen Südpolar-Expedition. Von Franz Violett. — Elektrische Vollbahnen. Von Hans Dominik. — Aus dem Berliner Kunstleben. Von Walter Gensel. — Königsspiegelungen. Von Felix Poppenberg. — Kriegsbriefe aus den Jahren 1870—71. Von Alfred H. Fried. — Zur Psychologie des Todesstunde. — Krieg und Kultur. Von O. Umfrid. — Türmers Tagebuch: Wie der Staat gerettet wird. Die Geschichte der Programmusik. Von Dr. Karl Storck. Der verrückt gewordene Flügel. Von Hektor Berlioz. Neue Berlioz-Literatur. Von K. St. Richard Wagner über Berlioz in „Oper und Drama". — Kunstbeilagen: Einsiedler, Rosse tränkend. Von M. v. Schwind. (Photogravüre.) Zwei Blatt Zeichnungen von M. v. Schwind. — Notenbeilage: Aus den „Bildern aus der Märchenwelt". 1. Im Walde schlief ein Mädchen. 2. Da kam ein Bär des Wegs daher. Komp. von Victor Hansmann. Aus „Kinderleben". 1. Gehenlernen. 2. A-B-C. Ged. von E. Esmarch. Komp. von Victor Hansmann. „Hör' ich das Liedchen klingen." Ged. von H. Heine. Komp. von Victor Hansmann.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 6. Band. St. Louis, Mo. Mai 1904.

Die Fortsetzung der Versuchung Jesu Christi in seinen Jüngern.

Von Pastor Heinrich Voß.

Da die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz getan, auf daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlösete, daß wir die Kindschaft empfingen. Das von Gott als notwendiges Mittel dieser Erlösung erkannte Schicksal des Sohnes Gottes war das Kreuz. Das Triumphwort Christi: „Es ist vollbracht," konnte nur vom Kreuze gesprochen werden. Der Sieg des Herrn bedeutete den Sieg über das Reich der Finsternis. Diese Erkenntnis hatte den Fürsten dieses Reiches aufgeschreckt und angestachelt, daß er so zu sagen Himmel und Hölle in Bewegung setzte, sein Reich zu retten. Er beginnt den Kampf in Form von Versuchungen. Dem Wesen des Herrn entsprechend setzt er mit seinen Versuchungen ein, nicht da, wo bei den Menschen die sündige Lust ein leichtes Feld darbietet, sondern, da der Herr nach dieser Seite unversuchlich ist, auf dem Gebiete seines Heilandsberufs. Das Kreuz ist der bittere Kelch, den der Herr trinken muß, um seinen Beruf zu erfüllen, sein Werk auszurichten. Den Herrn durch Vorspiegelung verlockender Bilder dazu zu verleiten, daß er statt diesen bittern Kelch zu trinken sich irre machen läßt zur Wahl eines anderen Weges, auf welchem er auch scheinbar die Welt würde erlösen können, das ist offenbar der Zweck der in den Evangelien erzählten Versuchung Christi, wie der Versuchungen, die nachher noch je und je an den Herrn herantraten. Wäre Christus in den Versuchungen unterlegen, so hätte er seinen Beruf verfehlt. Ein zweiter, dem im Paradies ähnlicher, nur verhängnisvollerer Betrug wäre geglückt. Der Herr wäre ein Weltheiland geworden, aber nicht der Heiland der Welt.

Hat der Meister Versuchungen unterstanden, so sind auch die Jünger dieses Meisters Gegenstand raffinierter Versuchungskünste dieses

Vaters der Lüge. Wenn von irgend einem Christen, so gilt von den Dienern Christi das Wort: „Euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge."

Abgesehen von den natürlichen menschlichen Versuchungen, liegt auch hier die Versuchung auf beruflichem Gebiete. War es Christi Beruf, der Welt den Heiland zu bringen, so ist es der Diener Christi Beruf, die Welt zum Heiland zu bringen. War es die Frage nach dem Wie der Ausführung des Berufs, welche Anlaß gab zur Versuchung des Herrn, so ist der Anlaß der Versuchung der Diener Christi ein gleichartiger. So zeigt sich deutlich eine Fortsetzung der Versuchung Christi, nämlich an seinen Dienern. Ist das Hauptmittel, die Welt zum Heiland zu bringen, die Predigt des Wortes Gottes, d. h. das Evangelium im weitesten Sinne, so setzt hier der Versucher ein. Eine seiner üblichsten Taktiken zeigt sich darin, daß er dem Diener Christi die klare Erkenntnis in dieser Sache raubt. Er sucht ihn derartig zu verwirren, daß er in bezug auf seinen Beruf die Dinge auf den Kopf stellt, sich bei Kleinigkeiten zersplittert und die Hauptsache vergißt, daß er Mücken seigt und Kamele verschluckt. In dieser Verblendung wirft er das von Gott selbst dargebotene Werkzeug, das Wort Gottes, verächtlich beiseite und bestrebt sich mit selbst ersonnenem Werkzeug an die Arbeit zu gehen. Von dieser Geringschätzung der Predigt legt manche fast sprichwörtlich gewordene Redensart Zeugnis ab. So erlauben z. B. nicht nur Weltleute, sondern Diener Christi sich nicht selten die gedankenlose Phrase: „E i n gutes Beispiel wirkt mehr, als zehn gesalbte Predigten"; oder: „Gute Musik ist eindrucksvoller als 100 Predigten"; sogar auf den Gedanken ist man schon gekommen, in bezug auf Einfluß das Schauspiel der Kirche an die Seite oder gar über sie zu stellen. Mögen das gedankenlose Redensarten sein, die sich beim zweiten Gedanken als Unsinn zeigen, bedenklicher zeigt sich die Geringschätzung der Predigt in einer immer mehr einreißenden Praxis bei der Gestaltung der Gottesdienste. Wie man ein minderwertiges Bild durch einen teuren Rahmen, ein wertloses Buch durch einen Prachteinband, schlechte Ware durch gute Reklame anziehend und zugkräftig zu machen sucht, so bemüht man sich, in den Gottesdiensten so zu sagen die Predigt in einen glänzenden Rahmen zu stellen, um die Nachfrage des Publikums zu steigern. Wie mancherlei Künste werden da nicht erprobt, empfohlen, geübt, um den schönsten Rahmen zu bieten! Auf die sinnliche Seite des Menschen spekulierend empfiehlt man bald schöne Kirchenmusik; bald, den Begriff des Gottesdienstes verkennend, eine kunstüberladene Liturgie; ein anderer wieder rät zur Anstellung junger Damen als ushers; noch ein anderer schwärmt für Verdunkelung der Kirche und was dergleichen Mittelchen mehr sind. Welch verächtliche Behandlung des Wortes Gottes liegt doch in solchen Hin- und Her- und -Versuchen; zu welcher Gotteslästerung läßt sich mancher verleiten! „Sie suchen viele Künste und kommen weiter ab vom Ziel." Eine der landläufigsten Versuchungen besteht ferner

darin, daß der Versucher bemüht ist, den Eifer, die Treue, die Kraft der Diener Gottes in Vielgeschäftigkeit zu zersplittern; daß er bemüht ist, es dahin zu bringen, daß das weise Wort Petri: „Es taugt nicht, daß wir das Wort Gottes unterlassen und zu Tische dienen," außer Wert gesetzt, ja umgekehrt wird; daß vor lauter Rennen und Laufen das eigentliche, zielbewußte, wirkungsvolle Arbeiten, d. h. das Wort Gottes unterlassen wird; daß man vor lauter Arbeit nicht zur Arbeit, vor lauter „zu Tisch dienen" nicht zum Worte Gottes kommt.

Ein Mensch, der dieser Versuchung unterliegt, ist nicht mehr als ein drummer, der für die Firma Christentum tätig ist. Wie ein drummer ist er beständig hinter den Leuten her, um ihnen seine Ware anzupreisen, vielleicht aufzudrängen; wie ein drummer läßt er sich vieles gefallen und wird er vorn abgewiesen, steht er alsbald an der Hintertür mit dem Hut in der Hand. Er ist nie zu Haus, immer unterwegs, immer auf Reisen, ein Reisepastor auf beschränktem Gebiet. Er ist fleißig vom Anfang bis Ende der Woche und dieser Fleiß findet Lob und Anerkennung von seiten der Gemeinde und Behörde, obwohl es auch nicht an Einsichtigeren fehlt, die ihn im Stillen einen Bummler heißen, welcher sein Geld mit Spazierenfahren oder -gehen verdient. Was ist die selbstverständliche Folge dieses Bestrebens, die Gemeinde solchergestalt zur Entwicklung zu bringen und zusammenzuhalten? Das Studium des Wortes Gottes wird unterlassen. Das ist eine Folge von verhängnisvoller, unermeßlich schädlicher Bedeutung. Weil der betr. das Brot Gottes selbst nicht genießt, bleibt er selbst naturgemäß schwächlich und kränklich; es fehlt an einem tieferen Einblick in das Wesen des Christentums; das Gold in Gottes Wort bleibt verborgen, weil man immer nur an der Oberfläche ein wenig herumschippt; die Erkenntnis erfährt keine Entwicklung, sondern bewegt sich, stets mit Milch genährt, auf der Kindesstufe; der Glaube gewinnt eine bedenkliche Neigung zum Aberglauben hin; man ist unfähig, Verantwortung zu geben jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in einem ist. Man wird ein blinder Blindenleiter, und die man leiten soll, bleiben auf dem falschen Weg. Denn wie kann man geben, was man selbst nicht hat? Was man den Menschen als Gottes Wort bietet, ist nicht Gottes Wort. Mangelhaft, entstellt, ja verkehrt, womöglich noch bunt und nebelhaft in der Darstellung, das muß das Gepräge sein, welches eine solche in Eile aus dem Aermel geschüttete Predigt, tragen wird. Wo da der Erfolg liegt, ist außer Frage; natürlich auf seiten des Versuchers. Aller scheinbare Erfolg gleicht dem Haus auf Sand gebaut. Der ganze „Segen" dieses Rennens und Laufens liegt vielleicht darin, daß der Pastor die Leute gewinnt für seine Person, aber nicht für Christus; für die Gemeinde, aber nicht für den Himmel. Wenn seine Besuche allerdings das Gepräge der altchristlichen ὁμιλίαι trügen, stände es anders; aber wo wäre solches möglich, durchführbar in unserer materiellen Zeit? In praxi zeigen sich solche Besuche, je häufiger sie stattfinden, und vor allem,

je mehr sie die Form von Dauervisiten tragen, nur zu oft als Quellen von allerlei Klatsch, profaner Gespräche, als Herde von viel Aergernis und Unzuträglichkeiten, von Feindschaft und Unfriede. Ohne Zweifel: die Ursache der Geringschätzung pastoraler Arbeit und entsprechenden pekuniären Entschädigung, dürfen wir suchen in der vielfach beliebten, sagen wir: Abneigung gegen das Studierzimmer, welche für den Arbeitenden den Stempel des „jeden Tag Sonntag" trägt.

Macht der Versucher den einen die Vielgeschäftigkeit zum Irrweg in ihrem Berufe, so muß ihm bei andern die Predigt selbst zum Fallstrick dienen. Er zeigt diesen ein verlockendes Bild, an welchem ihr trunkenes Auge wie gebannt haftet. Der Diener Christi sieht sich im Geiste auf eine hohe Kanzel gestellt. Er schaut um sich und wird eine wogende Menschenmenge gewahr, deren Augen an dem Mann auf der Kanzel hängen, Enthusiasmus und Verzückung offenbarend. Eine Stimme spricht: „Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest." Es ist der gefeierte „Kanzelredner", den der Diener Christi geschaut. Und diese Versuchung geschieht so schlau, so unauffällig, so mit dem Schein des Rechts, daß die Diener Christi massenweise wie die Schmetterlinge am Licht in dieser Versuchung fallen, in ihrem Berufe sich von derselben leiten lassen, ohne sich je dessen bewußt zu werden, wie sie von dem klugen Widersacher genasführt werden.

„Kanzelredner" ist ja ein Wort von eigentümlichem Zauber. Unsere Zeit steht unter dem Zeichen des Kanzelredners. Ein Kanzelredner zu werden ist das Ideal manchen jungen Schwärmers, wie auch sonst besonnenen aber heimlich ehrgeizigen theol. Strebers; ein Kanzelredner zu sein, ist der Stolz manchen langjährigen Arbeiters Christi, dessen Haupt schon die silberne Krone des Alters schmückt; einen Kanzelredner als Pfarrer zu haben, ist das Streben und Suchen nicht nur der Gemeinden der Großstadt, sondern auch der entlegensten Landgemeinde; einen Kanzelredner von Weltruf in ihrer Mitte zu haben, dünkt den kirchlichen Körperschaften als ein beneidenswerter Vorzug. Die Notiz in einer Zeitung, daß der berühmte Kanzelredner Dr. Wunderbar aus X. sein Erscheinen bei einer feierlichen Gelegenheit zugesagt habe, ist ein starker Kitzel für den Doktor, für die feiernde Gemeinde, für die Leute, welche eilen, die günstige Gelegenheit, den berühmten Mann einmal zu sehen, sich nicht entgehen zu lassen.

Ist es unter solchen Umständen ein Wunder, wenn einem jungen Anfänger, ja dem gereiften Mann, der Kopf verdreht wird, Nüchternheit und Besonnenheit weichen und er voll ist von dem einen Seufzer: Ach, wer doch auch so reden könnte — und daß er dann mit heißem Bemühen sich bestrebt, es ihm nachzutun?

Zu diesen persönlichen versuchlichen Neigungen gesellen sich dann als Verstärkung die verführerischen Darstellungen in den Büchern der „Geschichte der Predigt." Da werden sie alle vor Augen geführt, jene

glänzenden Sterne und ihr Ruhm der Nachwelt verkündet. Berückend sieht man sie vor sich stehen in all ihrem Glanz, ihrem beispiellosen Erfolg, ihren Lorbeerkränzen — ihr Beispiel reizt zur Nacheiferung und, gleichsam als Leitfaden zur Erreichung seiner Vollkommenheit, findet man dann am Schluß der Biographie eine fast stereotype Enthüllung des Geheimnisses solcher Größe.

Der schlimmste Verbündete des Versuchers in dieser Richtung ist aber die jetzt zeitgemäße allgemeine Nachfrage nach Kanzelrednern. Wie schon bemerkt: überall will man Kanzelredner, „gute, tüchtige Redner", wie man es nennt, haben. Durch diese Nachfrage wird die Kanzelrednerei zur Existenzfrage, zur Notwendigkeit, zum Zwang. Durch die Predigt wird ja vorwiegend die Pfarrwahl einer Gemeinde bestimmt. Das ist ohne Zweifel sehr gut und ein Beweis instinktiven Erkennens der Bedeutung der Predigt. Aber mit welchem Maßstabe wird der Wert der Predigt und mit ihr die Tüchtigkeit des Predigers gemessen? Ja, hier liegt eine gefährliche Falle des Versuchers. Jeder mißt mit dem Maßstab, den er hat. Der Maßstab der großen Masse, der Majorität, wird aber fast stets ein äußerlicher, ein sinnlicher sein. Es ist das einnehmende seiner Erscheinung, die Eleganz seiner Gestikulation; die vollendete Sicherheit seines Auftretens; das Feuer seines Auges; der glockenreine Tenor oder grundgewaltige Baß seines Organs; der Fluß seiner Rede, der blühende Stil — in Summa: die äußere Erscheinung und die Gewalt der Stimme ist es, welche den Prediger zum Kanzelredner, die Predigt zur gewaltigen stempelt. Ein Mann wie der große Paulus würde nach den jetzt geltenden Gesichtspunkten bei der Pfarrwahl schlechte Aussicht haben und schwerlich „reüssieren". — Demnach befinden sich die Diener Christi in heutiger Zeit ganz gewiß in schwieriger Lage, gefährlicher Versuchung; der Versucher hat seine Züge so vorzüglich, so satanisch raffiniert gezogen, daß das Schachmatt kaum vermeidlich scheint. Zu der eigenen Schwärmerei für Kanzelberedtsamkeit kommt die Idealisierung derselben in den Lehrbüchern; hierzu als schlimmstes der allgemein menschliche Respekt und Hochschätzung der Redekunst und Kunstrednern gegenüber — was bleibt da übrig, als Kanzelredner zu werden um jeden Preis? Und dies Ziel ist ja jedem erreichbar, der es erreichen will. Fester Wille, Beharrlichkeit und Fleiß, dazu unersättlicher Ehrgeiz als Sporen und Peitsche vermag ja selbst einen schwerzüngigen, linkischen Demosthenes in den größten Redner der Welt zu wandeln. Man hört bisweilen den Satz aufstellen: die Menschheit verlangt Kanzelredner, ergo lasset uns Kanzelredner sein. Ist der Satz richtig oder falsch? Er schmeckt entschieden etwas nach dem bekannten Wort: mundus vult decipi, ergo decipiatur. Aber sollte es wirklich ein Unrecht sein, die Beredtsamkeit, die menschliche Kunst in den Dienst Gottes zu stellen und demselben nutzbar zu machen? Stolz weist man hin auf den Erfolg solcher Redeleuchten und Sterne und fragt: siehe hier, siehe da, ist nicht dieser glänzende Erfolg

die beste Widerlegung, die schlagendste Zurückweisung der Behauptung, daß die kirchliche Beredtsamkeit eine Falle des Versuchers sei?

Allerdings: der Erfolg ist großartig. Wie eilen die Menschen, einen Kanzelredner zu hören, unbekümmert um Wetter, Wind und Weg; bis auf die Straße hinaus stehen die Hörbegierigen mit gereckten Hälsen und gespitzten Ohren und gespanntem Blick — ihre ganze Persönlichkeit unter dem Bann des Redners; wo es ein Fest zu feiern gilt, muß der Kanzelredner als Lockvogel herhalten. Der Erfolg ist großartig, denn großartig sind die Kollekten, welche die großartige Versammlung aufbringt. Der Erfolg ist großartig, denn der Redner braucht nicht suchen, sondern wird gesucht und hat die Qual der Wahl unter den großartigsten Gemeinden. Und solchem schreienden Erfolg gegenüber wollte jemand behaupten, mit der Kanzelrednerei sei es nichts? Allerdings, denn dieser Erfolg ist eines der geschicktesten Blendwerke des Versuchers. Der Erfolg ist großartig auf seiner Seite; er ist ein Theatererfolg. Betrachten wir doch einmal diesen gerühmten Erfolg im rechten Lichte, um ihn in seiner Fragwürdigkeit zu erkennen. Schon ein paar Fragen genügen, um das zweifelhafte des Erfolges zu zeigen. Könnte man es wirklich glauben, daß die göttliche Wahrheit menschlicher Zutat bedürfe, um sich Bahn zu brechen, daß das göttlich Große das menschlich Große bedinge, um seinen vollen Wert zu erhalten, daß Bekehrung, Glaube, Heiligung, das Wachstum in der Erkenntnis abhängig sei von der Redekunst der Prediger? Man wäre gezwungen dies zu glauben, wenn der Erfolg ein realer sein würde. Aber — wie viele übersehen das und lassen sich täuschen — der Erfolg ist Blendwerk, Sinnestäuschung weiter nichts.

Wenn man gesagt hat: „Ein gutes Konzert, Schauspiel u. s. w. wirke mehr als Predigten, so mag man in bezug auf eine Art der Predigt Recht haben, in bezug auf die Kanzelrede. Worin liegt denn z. B. die Wirkung der Musik? Es wird ja die Macht der Musik in mancherlei Weise besungen und gepriesen. Ein David schlägt die Saiten und der böse Geist verläßt Saul und in seinem Gemüt kehrt Friede und Ruhe ein. So mancher wird geplagt von dem Geiste der Schwermut, die Musik ist das Heilmittel, das die Finsternis vertreibt und den Menschen von dem drückenden Bann auf seinem Gemüte befreit. Arion, der Töne Meister, läßt seine Weisen erschallen, und wie im Zauberbann folgen ihm die Fische des Meeres. Der Sänger Uhlands nimmt alle Kraft zusammen und — „die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott; des Königs trotzge Krieger, sie beugen sich vor Gott; die Königin zerflossen in Wehmut und in Lust, sie wirft den Sängern nieder, die Rose von ihrer Brust.“ Vom langen Marsch ermattet schleppt sich der Soldat mühsam seinen Weg, aber siehe, die Kapelle setzt ein, neue Kraft durchströmt zauberhaft seine müden Glieder und taktmäßig nach den Klängen der Militärmusik marschiert er frisch und fröhlich, als wäre er durch lange Ruhe erfrischt.

Ja, es liegt eine magische Kraft in den Tönen. Alle Musik hat etwas von Oberons Zauberhorn an sich. Wie der Mann mit dem Taktstock die Musik dirigiert, so kommandieren die Töne die Gefühle des Auditoriums. Dasselbe ist wie unter einem Bann, unter einer Suggestion. Der Puls paßt sich dem Takte an, bald geht es im brausenden Sturm, bald im ruhigen, friedlichen Pianissimo; bald fühlt man wie die Tränen ins Auge und Wehmut ins Herz schleicht; bald im bunten Gemisch fühlt man sich erfüllt von Heldenbegeisterung, Kampfes- und Sterbensfreudigkeit; bald wieder sich betrübt bis zu Tode, bald wieder himmelhoch jauchzend; bald möchte man von Lieb erfüllt die ganze Welt mit Freund und Feind umarmen, bald schwelgt man in den Wonnen der Weltverachtung, der Eremitage, der Einsamkeit. Jetzt entstehen Vorsätze, man weiß nicht welche, um sofort Platz zu machen den Ansätzen von Vorstellungen, Ideen, Gedanken, die alsbald verwehen wie Rauch vor dem Winde. Ohne Frage, die Musik hat eine wunderbare Macht, eine Macht, wohltätig in mancher Beziehung. Aber ob es wahr ist, daß sie bessernd, veredelnd wirkt; bessernd, veredelnd bei den unbestimmten und unbestimmbaren Gefühlen, die sie weckt, bei dem Mangel an klaren Gedanken? Das läßt sich mit gutem Grunde bezweifeln.

Woher kommt es, daß Berufsmusiker überwiegend zweifelhafte Weltkinder sind? Daß die besten Sänger, die eben noch durch den Zauber ihrer Stimme die schönsten Gefühle erweckt und Tränen hervorgelockt, sobald der letzte Ton verklungen, das Gotteshaus verlassen, ohne nach der Predigt Verlangen zu haben?

Die Musik befriedigt eben die s i n n l i c h e Seite am Menschen. Und nun wollen wir sagen, daß die gerühmte Kanzelrede mit ihrem Erfolg auf die gleiche Stufe gestellt werden muß mit der Macht der Musik. Sie hat ihren Wert, resp. Wertlosigkeit, darin, daß sie das darbietet, wonach den Leuten die Ohren jucken. Ihr Erfolg zeigt genau dieselben Symptome, wie der Erfolg der Musik. Nervenkitzel, mehr nicht. Nach dem Apostel Paulus haben wir zu unterscheiden zwischen dem ἄνθρωπος ψυχικός oder σαρκινός und dem ἀνθρ. πνευματικός. Die ganze Zugkraft, der ganze Erfolg, die ganze Macht der Musik sowohl als der Kanzelrede, als einer Kombination von Musik und Schauspiel, beschränkt sich auf den ἀνθρ. ψυχικός, d. h. die Wirkung ist eine rein seelisch-leibliche, eine Wirkung auf die Nerven; eine Art Suggestion, wenn nicht wirkliche Suggestion; eine ästhetische Wirkung mit gewissem wohltätigem Einfluß auf den Körper — aber das πνεῦμα bleibt unberührt, unbefriedigt, denn seine Nahrung ist andersartig.

In dieselbe Erfolgskategorie wird man auch zu rechnen haben die oft gerühmten Erweckungspredigten; dieselben sind eine Art Massensuggestion; der „Erfolg“, den man rühmt, ist eine naive Verwechselung von momentaner Aufregung mit sittlicher Kraft. Dieselbe Erscheinung zeigt sich in dem Zug des natürlichen grobsinnlichen Menschen zur römischen Kirche. Das Geheimnis dieser Anziehungskraft liegt in der

sinnberückenden Methode derselben. Da findet der Geruchssinn im Weihrauch, der Gesichtssinn in den Bildern und dem Schmuck, das Gehör im einschmeichelnden Gesang oder betäubenden Orgelspiel, das Gefühl durch die Summa aller Vorgänge ihren Kitzel und Befriedigung; ein Wirken auf den natürlichen Menschen, von dem der Apostel sagt: „Der natürliche Mensch vernimmt nichts von dem Geiste Gottes." Es ist darum ein schwerer Irrtum, aber ein sehr allgemeiner Irrtum, wenn man wähnt, die Befriedigung der Sinne sei ein bequemer Weg, um Menschen für Religiosität, für Christentum zu gewinnen. Dieser bequeme Weg ist ein Holzweg; verlorene Liebesmüh; durch Brot wird eben der Geist nicht genährt.

Nun ließe sich hier allerdings einwenden, man bediene sich ja aller jener Mittel, welche die Sinne befriedigen, nur als eine Art Lockmittel, einer Einkleidung oder Umkleidung der geistlichen Speise, die zu bieten im Grunde der eine Zweck ist, dem alles dienen soll. Man handelt also wie ein praktischer Arzt. Wie dieser dem Kranken die bittere Pille verzuckert, so versucht man, das Geistliche, Göttliche, nach dem die Menschen nicht verlangen, gleichsam durch Sinnenkitzel zu verzuckern. Der Gedanke scheint ja ganz gut und praktisch, aber ob man wirklich das erreicht, was man beabsichtigt, das ist die wichtige Frage. Sollten Sinnenmenschen sich so fangen lassen? Das wahrscheinlichere ist, sie werden handeln wie Kinder, welche den Zucker ablecken und die bittere Pille ausspeien. Der natürliche Mensch vernimmt eben nichts vom Geiste Gottes, er ist für geistliche und göttliche Dinge unempfänglich und unempfindlich. Das Vergebliche aller jener krampfhaften Bestrebungen, Menschen bei der Sinnlichkeit zu packen und nolens volens, gleichsam unter Suggestion oder Hypnose ins Himmelreich zu schmuggeln, läßt sich leicht erweisen. Dieser Mißerfolg läßt sich in einer langen Reihe deutlich redender Tatsachen mit Händen greifen. Wir nennen das Handgreiflichste: die Existenz so vieler geistlich Schwacher und Kranker.*) Eine erschreckende Unwissenheit in religiösen Dingen; Mißverständnis, Schwanken, Zweifel in bezug auf das A B C der christlichen Wahrheit; Leute mit grauen Haaren, die lange Jahre im Gotteshaus sich eingefunden, aber doch im Punkte Erkenntnis so unschuldig sind, wie ein kleines Kind. Infolge dieser krassen Ignoranz und schlechten Fundamentierung blüht das Sektenwesen. Keine Sekte so abgeschmackt

---

*) Verfasser macht sich die Beweisführung denn doch etwas zu leicht. Die Evidenz obiger Behauptung ist nicht ersichtlich. „Schwache und Kranke" gibt's doch wohl überall, nicht nur, wo man die so scharf gerügte „Kanzelrednerei" treibt. Die göttlichen Wahrheiten sind doch gewiß goldene Aepfel, die es wert sind, in silberne Schalen gefaßt zu werden. Daß Gefahren mit der Kanzelredekunst verbunden sind, ist ja unleugbar, doch darf man nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Näher wäre es doch gelegen, einen kleinen exegetischen Exkurs in 1. Kor. 2, 1—12 zu machen, dessen Schluß ja zitiert ist und der Redekunst die echt apostolische, pneumatische Predigt gegenüber zu stellen, die darauf berechnet ist, den ἔσω ἄνθρωπος zu wecken.

und unsinnig, daß ihr nicht die Haltlosen in Masse zur Beute fielen; es blüht der Aberglaube und bietet der geriebenen Wahrsagerin oder Doktorin der Jetztzeit ein reiches Feld für ihren Schwindel und eine ergiebige Quelle für ihren Geldbeutel. Warum fallen so viel der besten Leute in die Hände der Aufklärung, der Freigeister? Wir suchen die Schuld immer bei ihnen — aber wohin sollen sie gehen? Soll ihr strebender Geist Befriedigung finden an den kirchlichen Künsten und rednerischen Leistungen, welche ihnen doch selbst in einem mittelmäßigen Theater oder Konzerthaus noch viel vollkommener geboten werden; oder an der aufgewärmten Milch, den dünnen Wassersuppen, die ihnen von trägen, vielgeschäftigen Aermelschüttelrednern vorgesetzt werden? So nehmen sie das ihnen Gebotene irrtümlich für Christentum, verzweifeln, verachten es, ohne zu bedenken, daß sie immer an der Oberfläche, am Schein gehalten wurden, aber das Wesen ihnen fremd blieb. Schließlich noch eins: die Aufrichtigsuchenden, die Hungernden und Dürstenden, die Mühseligen und Beladenen bleiben da fern, wo ihnen nur minderwertige Geistesspeise gereicht wird. Sie finden weder bei der Prunkpredigt noch in der Aermelschüttelpredigt ihre Rechnung. Sie finden Stein statt Brot; hungrig wie sie kamen gehen sie wieder hinweg. Somit ließe sich der Mißerfolg kurz so zusammen fassen: denen, die sich einfinden, wird in keiner Weise geholfen; die geistig Strebenden kommen nicht hinein; die aufrichtig Frommen gehen hinaus. Dieser Mißerfolg gilt von allen Veranstaltungen, welche auf die sinnliche Seite am Menschen spekulieren. Ueber diesen offenbaren Schaden nun blendet der Versucher die Augen. Der äußerliche Glanz täuscht über verborgene Aermlichkeit und Dürftigkeit hinweg. Es ist glänzendes Elend! Wenn es zu spät ist, wird mancher den satanisch grinsenden Versucher erblicken. Er wird sehen, wie er einem Irrtum sich geopfert; wie er der Menschen Knecht war, aber nicht Gottes; wie er sich selbst gepredigt, aber nicht Christum; wie er wähnte Gottes Reich zu bauen und dabei dem Feinde in die Hände gearbeitet; wie er, der auf seine Art der Ausübung seines Berufes so stolz war, in Wahrheit seinen Beruf verfehlt, vergl. 1. Kor. 3, 12. 13.

Eine andere Versuchung: Nicht nur anziehende Bilder, sondern auch abschreckende dienen dem Versucher als Mittel der Versuchung. Den Dienern Christi den rechten Weg in abschreckender Gestalt zu zeigen, bildet die Vollendung seiner Versuchung. Gottes Wort soll der gewissenhafte Prediger verkündigen. Ad. Monod seufzte: "O croix de la prédication de la croix." (O Kreuz der Predigt vom Kreuz!) Ja, die Verkündigung von Gottes Wort ist ein schweres Kreuz, sie ist das Kreuz des Predigers. In dieser Schwere des Kreuzes nimmt der Feind Anlaß zur Versuchung. Gottes Wort ist dem treuen Diener Christi A und O seiner Wirksamkeit. Durch dieses alles, ohne es nichts. Was einst Philipus dem Kämmerer aus demMohrenlande war, das will der Prediger der wahrheitsuchenden Menschheit werden. So ist seine Aufgabe, Gottes Wort voll und ganz, unverfälscht und unverändert,

ohne Zusätze und ohne Kürzung mit vielem Fleiße und ohne Künste zu verkünden. Das ist aber nicht leicht. Eigenes Wort, eigene Ideen, eigene Phantasie werden leichter geboten als Gotteswort, wobei man durch massenhafte biblische Zitate vergeblich für sich und andere den Schein von Gottes Wort zu retten bemüht ist. Wenn man Predigten, Entwürfe, homiletische Hilfsmittel studiert, muß man oft ein- übers anderemal staunend fragen: Was hat die Darstellung mit dem Text zu tun? Statt Gottes Wort zu liefern aus einem Guß wird eigenes Wort geboten, mit einem dünnen Faden mit Gottes Wort mühsam und dürftig zusammen geknüpft. Es geht da wie mit gewissen Flaschen: auf der Etiquette das stolze "Bourdeaux", inwendig Alkohol und gefärbtes Wasser. Wem aber die Bibel Gottes Wort ist, der geht an die Arbeit mit dem Gebet: „Rede, Herr, dein Knecht höret," und dann gilt es, das Vernommene getreu wie Moses, wie die Propheten, wie die Apostel der Gemeinde zu übermitteln unter Leitung der Regel: „An einem Gotteswort soll man nicht drehen noch deuteln."

Predigten dieser Art sind dann aber eine Arbeit. Sie werden nicht aus dem Aermel geschüttelt; sie werden nicht in einer Stunde entworfen; ein Tag ist zu wenig, zwei Tage nicht zu viel — nein, um solche Predigt zu stande zu bringen, muß man in Gottes Wort leben, weben und sein, muß Psalm 1, 2 ins Leben setzen: „Wohl dem Menschen, der Lust hat zum Gesetz des Herrn, und erwägt sein Gesetz Tag und Nacht." Nur so ist es möglich den Anforderungen der Treue und Wahrheit einigermaßen zu entsprechen. Es gilt mit Einsetzung der edelsten Kräfte zu graben, um das Gold zu heben; es gilt die Schale zu brechen, um den Kern zu finden; es gilt die Hülle des Wortes zu durchdringen, wenn man das Wesen, den Geist losgelöst erfassen will. Welch eines Aufwandes von meditatio, oratio, tentatio bedarf es, um dies Ziel zu erreichen! Dem Faulen offenbart der Heilige Geist nichts, wie Kl. Harms trefflich und allzu wahr gesagt. Aber den treuen, eifrigen Arbeiter läßt Gott hineinschauen in die herrlichen Schätze seines Wortes. Ihnen ist vergönnt, das zu erkennen, was „kein Auge je gesehen, kein Ohr je gehört, in keines Menschen Herz gekommen ist." Ja, „wohl dem Menschen, der Lust hat am Gesetz des Herrn, und meditiert Tag und Nacht über ihm." Daß zur getreuen Auffassung und Darlegung von Gotteswort die gramm. histor. Exegese des Grundtextes unumgänglich ist, ist außer Frage. Ausgenommen vielleicht die einfache Missionspredigt, welche sich auf das einfachste, die Milch, zu beschränken hat. Bei der eigentlichen Einführung in die Tiefen des Gotteswortes aber ist die Verwendung der Uebersetzung ein gefährliches Risiko, führt leicht zu ungewollter und unbewußter Umprägung oder Urkundenfälschung. Die einfachen deutschen Worte „wie sie lauten", womöglich losgerissen von ihrem Zusammenhang, ihrer eigentlichen Bedeutung, ihrer Zeit, fordern nur zu oft Mißverständnisse geradezu heraus, dermaßen, daß sie nicht selten das Gegenteil von dem zu sagen scheinen, was sie sagen wollen.

Die Folge davon ist der beklagenswerte Wirrwarr in Lehre und Leben wie derselbe sich im Sektenwesen verkörpert findet, von denen jede ihre Ideen mit Gotteswort zu begründen sucht; mit einem Gotteswort, welches richtig verstanden, ganz anderes besagt als sie dabei verstehen. Will man diesem Zwiespalt vorbeugen, denselben aus der Welt schaffen, so gibt es nur ein Mittel: gewissenhafte, sorgfältige, treue, unverfälschte Darbietung von Gotteswort unter Verwendung aller der Handreichungen, welche heute dargeboten werden. Alle Sektiererei und Differenzen auf religiösem Gebiete, sind vorwiegend die natürlichen Folgen von Unwissenheit. Aufklärung auf diesem Gebiete ist der Weg zur Einheit und zum Frieden der Kirche Christi.

Aus dieser Erkenntnis heraus werden ja auch in den Seminarien diese Sprachen gelehrt und gelernt und Anleitung zur Exegese gegeben. Ohne Anwendung des Gelernten im Amt wird diese Vorbereitung zur Farce. Exegese ist das A und O der Vorbereitung für das heil. Amt. Alle anderen Disziplinen, welche gelehrt werden, müssen im Grunde dem einen dienen: der Erläuterung von Gottes Wort. Wohl der kirchlichen Anstalt, welche Lehrer besitzt, die es verstehen, alles in Beziehung zu bringen zu diesem einen Nötigsten; in ihnen hat sie Lehrer von Gott gelehrt, selbst wenn es ihnen niemals gelang als Kanzelredner zu glänzen und zu „reüssieren“.

Die weitere Aufgabe des treuen Predigers ist dann, das Verstandene verständlich wiederzugeben, das Gold umzuprägen in gangbare Münze. Auch eine schwere Aufgabe, besonders wenn es heißt, die schwierigsten Dinge in durchsichtiger, klarer, einfacher Weise darzubieten. Man sagt wohl, Schriftverständnis, wie die Schriftauslegung sei eine besondere Gabe. Wenn dem so ist, sollte sich niemand unterwinden Lehrer zu sein, dem diese Gabe fehlt. Es scheint aber doch, es handle sich bei der Gabe der Schriftauslegung viel um eine durch Fleiß und Treue erlangte Fertigkeit und beim Fehlen dieser Gabe um einen durch Trägheit und Gewissenlosigkeit begründeten beklagenswerten Mangel. Der Herr ist auch hier der Meister und lehrt uns gewaltig zu reden und nicht wie die Schriftgelehrten. Zugleich bewahrt sein Beispiel aber auch davor, zu reden und lehren, als habe man es mit geistesarmen und denkunfähigen Kindern zu tun. Er verlangt, daß seine Hörer ihre Ohren zum Hören benutzen; er spricht scharfe Worte, wenn er auf Unverstand und Geistesträgheit trifft. Verachtung der intellektuellen Fähigkeit liegt überhaupt nicht in der Schrift begründet, sondern in Geistesträgheit, die den Heiligen Geist nur gar zu gern zum gefälligen Faktotum herabwürdigt und das Wort Pauli: „Wissen blähet auf,“ als willkommenes Ruhepolster ergreift. Der Mensch ist ein geistiges Wesen. Die Forderung der Erkenntnis Gottes vermöge des νοῦς setzt das Gottgewollte der Verwendung der geistigen Kräfte voraus. Wenn man darum mit Recht die Regel aufstellt, die Predigt müsse populär sein, so darf man unter populär nicht jene beleidigende Art zu reden verstehen, als habe man

Leute vor sich, bei denen man wenig oder nichts voraussetzen dürfe. In unserer Zeit des Fortschritts, da durch mannigfaltige Schulung die intellektuelle Seite des Menschen in jeder Richtung geübt und gefördert wird, sollte man doch aufhören, sobald es sich um Religion handelt, Milch, Milch und wieder Milch als alleinige verdauliche Nahrung zu empfehlen. Das führt zu Ekel, oder Entkräftung; das Verlangen nach stärkerer Speise treibt, wenn es nicht befriedigt wird, naturnotwendig in eine andere Küche, worüber man sich dann gar nicht zu wundern braucht. Der geistige Magen der modernen Christenheit *kann* stärkere Speise vertragen; die Speisekammer, Gottes Wort, ist voll davon; die Jünger haben die *Pflicht*, dieselbe zu reichen und diese Speise wird munden, wird verdaulich sein, wird zur Kräftigung dienen, wenn sie nur in rechter Weise zubereitet und mundgerecht gemacht wird.

Außer der Schwierigkeit der Arbeit, welche die treue Schriftdarbietung in sich schließt, findet der Versucher noch einen starken Verbündeten nach dieser Seite hin, nämlich die landesübliche Geringschätzung geistiger Arbeit und Ueberschätzung praktischen Schaffens. Der Grundsatz „selbst ist der Mann," schleicht sich hinein auch ins kirchliche, ins geistliche Gebiet. Anstatt demütig Gottes Wort zu wirken und den Erfolg Gott zu überlassen, anstatt Holz herbei zu tragen und den lieben Gott kochen zu lassen, sucht man die Sache zu forcieren, durch eigene Methoden, durch eigene Weisheit, durch sogenannte neue Wege das schneller, sicherer, sichtbarer zu erreichen, ja zu erzwingen, was ohne Gottes Wort eben gar nicht erreichbar ist. Das eifrige Studium von Gottes Wort dagegen trägt das Odium einer Art von Hochmut, muß sich mitleidiges Achselzucken gefallen lassen, gilt als eine veraltete Praxis und seine Praktiker als unbrauchbar. *Praktische* Arbeiter, d. h. die statt Gottes Wort zu brauchen eigene Wege gehen, müssen wir haben; das ist das gedankenlose Schlagwort, die Losung des Tages.

Die scheinbare Erfolglosigkeit der stillen, treuen, einfältigen Verkündigung des Wortes und ihr gegenüber der glänzende Erfolg der „praktischen" Arbeiter, scheint diese Losung zu rechtfertigen. Aber diese scheinbare Aussichtslosigkeit, diese Erfolglosigkeit des Wortes, um derenthalben man sogar nicht selten den Vorwurf hören muß: Gottes Wort, das Evangelium hat in unserer Zeit seine Kraft verloren, es ist überlebt, wir brauchen *andere* Wege, *neue* Wege, Mittel die up to date sind, diese Erfolglosigkeit ist eine optische Täuschung des Versuchers. Wenn der Erfolg allerdings in dem glänzenden, in die Augen stechenden Schimmer bestehen müßte, dann würde man Erfolge vermissen. Die Magdsgestalt wird überall sichtbar sein. Der Prediger wird in der Welt als untüchtig gelten; mit Bedauern wird man sagen, mit seiner Gemeinde geht es nicht voran oder gar zurück. Statt Anerkennung, Lob und Preis findet man Achselzucken und Tadel und Geringschätzung. Für den Herrn aber, der das wahre Wesen der Dinge schaut, für den in rechter Erkenntnis geförderten Christen, zeigt sich ein ganz anderes

Bild. Während das Bild des Glanzes in Schein und Rauch verweht, zeigt sich hier Wesen und Realität lebendigen Glaubens. Mag der Rede der Glanz fehlen, durch und mit Gottes Wort ist sie die gewaltigste Waffe, der gegenüber die Prunkrede unnützes Spielzeug ist; die Waffe des Mannes, im Vergleich zum Spielzeug des Kindes. Die Zuhörerschaft mag gering sein im Vergleich zu der, welcher sich die zugkräftigen Redner rühmen, die mit der Gewandtheit eines Theaterdirektors die Menschen bei ihren Schwächen zu packen wissen, aber doch sind mehr andächtige Zuhörer vorhanden als unter den Tausenden, die andere Häuser bevölkern. Es mag dürftig, nüchtern, kahl zugehen im Vergleich zu dem Prunk, den Konzerten und was sonst noch in den feinsten Kirchen, aber doch findet sich im schlichten Gotteshaus, beim nüchternen Gottesdienst ein Glanz, ein Schmuck, der alles andere in den Schatten stellt: „Gott ist gegenwärtig" u. s. w., sein Glanz und seine Majestät verklärt die Feier und das Haus. Wohl mögen nicht so sensationelle Themata, solcher Ohrenschmaus geboten werden wie von den Modernen, die „auf der Höhe der Zeit" stehen, aber doch eine Tiefe des Reichtums der Weisheit und Erkenntnis Gottes, die den Anwesenden zur Kraft des ewigen Lebens wird. Wir dürfen es sagen: in solchen Gemeinden, in solchen Dienern Christi als Trägern der göttlichen Offenbarung, da liegt der Kern, da liegt die Kraft, da liegt die Zukunft der christlichen Religion. Das scheinbar Veraltete, Unbrauchbare, zeigt sich als starke Säule, als Fels im Meer; das Verachtete und als nutzlos beiseite Geworfene wird zum Eckstein, ohne welchen das Gebäude zusammen stürzt. Das Predigen des Wortes ist die Arbeit des ernsten, nüchternen, besonnenen Mannes, alles andere die Spielerei des Kindes. Männer braucht Christi Sache, Männer, die wie Paulus sprechen: „Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war."

Wir dürfen reden von einer Fortsetzung der Versuchung Christi, haben wir im Anfang behauptet; wir dürfen davon reden als von einer Tatsache auf dem Gebiet der Predigt, hat die Abhandlung gezeigt. Diese Versuchung läßt sich als bevorzugte nachweisen überall in der Geschichte der christlichen Kirche. Und nur zu oft zeigt sich diese Versuchung als eine erfolgreiche und doch wird die Welt nicht klug. Tradition und Menschensatzungen traten an Stelle des vergessenen Gotteswortes, bis Luther kam, von Gott gesandt, und Gottes Wort wieder auf den Leuchter stellte und die Erfindung der Buchdruckerkunst es möglich machte, mit diesem Lichte die ganze Menschheit zu erleuchten. Wie seitdem noch oftmals, ist der Versucher auch in unserer Zeit wohl geschäftiger als je, der Christenheit jene furchtbare Waffe aus der Hand zu ringen. Sei es eine Kritik, deren Weisheit von unten ist, die stückweise wie Rost das Eisen, also das Schwert des Wortes Gottes, zu zerfressen sucht; sei es Leichtfertigkeit und Torheit, die ein glänzendes Spielzeug für das alte

bewährte Schwert eintauscht — der alte böse Feind u. s. w. lebt auch heute noch.

Wir als Evangelische Kirche haben das Erbe der Reformation überkommen. Zinzendorfs Ausspruch: „Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten, worauf soll der Glaube ruhn; mir ist's nicht um tausend Welten, sondern um dein Wort zu tun," gibt den Ausdruck unserer Empfindung. Wir sind die Kirche des Wortes. Auch hier ist der Versucher geschäftig, gehet umher wie ein brüllender Löwe; halten wir fest, was wir haben; was wir als Wahrheit erkannt; was wir als Kraft erprobt. Darin beruht die Kraft unserer Kirche. Darin beruht die Zukunft unserer Kirche; dann ist unsere Kirche und Gottes Wort identisch; dann wird die Evangelische Kirche eine Kirche sein, die hineinreicht in die Vollendung: Verbum Dei manet in aeternum.

„Dein Wort, o Herr, das helle Licht
Laß ja bei uns verlöschen nicht!"

Die christliche Religion: ein persönliches Verhältnis.

Von P. C. Sprenger.

Es ist ein Merkmal der Eigenart der sog. neuen Theologie, daß sie die persönliche Natur der theologischen Probleme betont. So sagt z. B. Harnack in seinen 16 Vorlesungen über das Wesen des Christentums: „Gewiß, das Christentum ist die Religion der Erlösung, aber der Begriff ist ein zarter und darf niemals der Sphäre persönlichen Erlebens und der inneren Umbildung entrückt werden." (Wesen des Christentums, S. 115; cf. S. 89 91, 92, 103, 183.) Professor Wm. Newton Clarke spricht sich in seinem populären Buch: "An Outline of Christian Theology", über seine eigene Behandlung der Versöhnungslehre so aus: „Die intensiv persönliche Natur dieser Versöhnung ist hier nicht übertrieben (overstated) worden — in der Tat, sie kann schwerlich in einem zu starken Lichte dargestellt werden.... Die Versöhnung ist nicht eine Sache des Verhältnisses zu (einem) Gesetz oder zu (einer) Regierung; es ist zuerst und wesentlich eine Sache des Verhältnisses zwischen Personen, Gott und Menschen. . . . Es ist das persönliche Verhältnis, das richtig gestellt werden muß, und es ist durch das Rechtsein mit Gott, daß die Menschen „recht gemacht" werden sollen mit Gottes Regierung. (Outline of Christian Theology, New York, Charles Scribners Sons, 1901; 488 Seiten $2.50 net.)

Noch umfassender drückt sich Herrmann aus: „In seinem Anfang sowohl als auch in seiner ganzen Entwicklung ist der christliche Glaube nichts anderes als Vertrauen in Personen und in die Kräfte persönlichen Lebens." (Aus dem englischen zurückübersetzt — The Communion of the Christian with God, S. 178, cf. 65.)

Besondere Beachtung aber verdient hier ein Buch, welches Dr. Henry Churchill King, der neue Präsident des Oberlin College, vor ungefähr zwei Jahren verfaßt hat. Es ist betitelt: "Reconstruction in

Theology" (New York, „The Macmillan Co.", 1901, $1.50 net) und zeigt zuerst, daß eine Rekonstruktion in der Theologie notwendig ist infolge der veränderten, intellektuellen und moralischen Geisteswelt, in der wir leben. Dann charakterisiert es kurz diese neue Geisteswelt der Gegenwart und deutet den Einfluß an, den diese Vorstellungen auf unsere theologische Fassung und Darstellung der christlichen Lehre haben sollten. Am ausführlichsten behandelt es dabei den Einfluß der modernen Wissenschaft auf die Theologie in den Kapiteln: Miracles in the Light of Modern Science; The Special Bearing of Evolution und Theology and Higher Criticism (Kap. 6, 7 und 8, S. 48—168). Die Rekonstruktion aber, für die es die Bahn brechen will, ist eine Darstellung der Theologie „in strikten Worten persönlicher Beziehung" (in strict terms of personal relation).

Die Gründe, welche den Oberliner Theologen zu einer strikt persönlichen Auslegung der theologischen Probleme nötigen, sind kurz die folgenden: Erstlich, die christliche Religion — das nimmt er von vornherein an — ist ein persönliches Verhältnis des Menschen zu Gott.

Zweitens, der in unserer Zeit geschehene, gänzliche Zusammenbruch des Materialismus als philosophische Theorie, das Vorherrschen idealistischer Anschauungen und der teleologischen Betrachtungsweise in der Philosophie zeigen, daß unsere philosophischen Lösungen, metaphysisch betrachtet, überall sich schließlich dem Persönlichen zuneigen. „Alle Verhältnisse sind persönlich, oder in der Richtung des Persönlichen." (S. 232.)

Drittens, „wir kennen Geist, persönliches Leben besser," schreibt King, „als irgend etwas anderes; . . . wenigstens sind für unsere Generation persönliche Verhältnisse wirklich klarer, als irgend eine der Analogien von anderen Dingen, durch welche wir sie klar zu machen versucht haben." (S. 233, 234.)

Viertens, die menschliche Rasse hat sich, wie Kings Buch zeigt, im wesentlichen in der Richtung entwickelt, daß der Wert der einzelnen Person sich beständig gesteigert hat; jeder moralische Fortschritt hat den Sinn des Wertes und der Heiligkeit der Person vertieft, und das höchste Zeugnis (test) einer Zivilisation oder eines Menschen, ist in diesem selben Sinn des Wertes und der Heiligkeit der Person zu finden (cf. S. 80—108, 212, 235). Ehrfurcht vor dem Persönlichen, behauptet King, ist in unserem Zeitalter stärker als je zuvor (cf. S. 42, 146, 169, 235). Es lassen sich alle sittlichen und geistigen Ueberzeugungen unserer Zeit gruppieren unter die beiden Hauptpunkte: der sich vertiefende Sinn des Wertes und der Heiligkeit der einzelnen Person und die Anerkennung Christi als die größte Person der Geschichte (cf. S. 42, 43, 167, 168, 197, 235).

Fünftens, die moderne Psychologie mit ihrem Bestehen auf der Einheit des Menschen, daß also der ganze Mensch in allen seinen Tätigkeiten handelt, führt den Oberliner Theologen auch zu seiner

Hauptthese; denn „der ganze Mensch, die ganze Persönlichkeit," schreibt er, „tritt hervor, wie nirgendwo anders, in persönlichen Verhältnissen" (S. 237, cf. S. 44 und 45).

Sechstens, „das ganze Problem des Lebens, der Moral und der Religion ist schließlich für uns alle ein Problem der Erfüllung persönlicher Verhältnisse, menschlich und göttlich. Es ist einfach das Problem, das Kind — den Menschen — zu einem wirklichen Teilhaben am Leben des Vaters zu bringen, zu der Erwählung eines Charakters und einer Freude wie die des Vaters, das heißt schließlich das Problem, das Leben der Liebe, vollständig und all=einschließend, leben zu lernen" (S. 237, 238).

Und endlich siebentens, Dr. King besteht auf „persönliche Worte" (personal terms) in der Theologie, weil das ihm nur eine Rückkehr zu der großen, herrschenden, neutestamentlichen Vorstellung zu sein scheint. Das Forensische sei in keiner Form in den neutestamentlichen Schreiben vorherrschend. Christus selber habe alles von dem persönlichen Verhältnis zu ihm abhängig gemacht, und auch bei dem Apostel Paulus sei trotz seiner rabbinischen Erziehung das persönliche Verhältnis die herrschende Vorstellung in seinem Denken (cf. S. 239).

Ist aber die christliche Religion wirklich ein persönliches Verhältnis zu Gott? Diese Frage sucht der Oberliner Theologe im vorletzten Kapitel (11) seines Buches zu beantworten. Er weist dabei zunächst auf das Verhältnis hin, in welchem Christus zu Gott stand. „Alle Christen," sagt er, „würden zweifellos darin übereinstimmen, daß es das Ideal der Religion sein würde für den einzelnen, in solche sittlichen und geistigen Beziehungen zu Gott zu treten wie die, in denen Christus stand. Nun, was auch immer anderes und von diesem Verhältnis wahr war, es war zuerst und vornehmlich ein persönliches Verhältnis." (S. 199, 200.) Auch wir aber stehen mit Gott tatsächlich in persönlicher Beziehung. „Weil Gott eine Person ist, und wir Personen sind, so muß unser Verhältnis zu ihm ein persönliches Verhältnis sein. . . . Es ist weit mehr als eine Analogie; es ist eine Tatsache; unser Verhältnis zu Gott ist ein persönliches Verhältnis, und seine Gesetze sind die persönlicher Verhältnisse." (S. 210, 211.)

Um diesen Begriff von dem christlichen Leben als einem persönlichen Verhältnis klar zu machen und gegen Mißverständnisse zu schützen, stellt Dr. King folgende sechs Punkte fest:

Erstlich, „der Gott, zu welchem wir in ein persönliches Verhältnis treten, ist nicht der Gott bloßer, religiöser Einbildung, oder mystischer Erfahrung, noch der Gott philosophischer Spekulation, sondern der Gott, konkret und unmißverständlich geoffenbart in der sittlichen und geistigen Persönlichkeit Jesu Christi. Er allein ist die höchste und religiös adäquate Offenbarung Gottes. Es gibt andere partielle Offenbarungen Gottes von außen und innen, aber nur der, welcher Christum gesehen hat, hat in adäquater Weise den Vater gesehen. Der

Christ sucht persönliche Beziehung zu Gott in Christo. Andere Begriffe von Gott müssen an dieser klaren Offenbarung in Christo berichtigt (adjusted) werden, nicht diese an anderen Begriffen" (S. 201).

Zweitens, wenn Dr. King von einem persönlichen Verhältnis zu Gott spricht, will er nicht sagen, daß wir demselben genau dieselbe Art von Realität geben können wie unseren Verhältnissen zu anderen Personen, welche uns zwingende, sinnenfällige Tatsachen sind. Er weist aber darauf hin, daß auch in unserer Beziehung zu anderen Menschen wir uns dessen bewußt sind, daß das geistige Verhältnis, in welchem wir zu ihnen stehen, mehr und anders ist als die bloße Tatsache, daß sie uns vorgestellt sind in Leibern, welche unsere Sinne affizieren. Unser Verhältnis zu Gott sei deswegen nicht weniger real und persönlich, weil es nicht sinnlich ist.

Drittens, unser Verhältnis zu Gott ist damit, daß es ein persönliches ist, zugleich auch ein gegenwärtiges, folgert King. Damit will er aber nicht ein solches Bewußtsein von der unmittelbaren Gegenwart Gottes in Christo behaupten, welches, wie wir annehmen, dem zukünftigen Leben angehört. Sogar Paulus habe gesprochen von „der Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein; denn es ist um vieles besser."

Viertens, wenn der Oberliner Theologe von einem persönlichen Verhältnis zu Gott und somit von der Möglichkeit einer wirklichen Freundschaft mit Gott redet, will er auch nicht ein Verhältnis familiärer Gleichheit mit Gott behaupten. Jede wahre menschliche Freundschaft schon zeige sich in einer ausgeprägten Ehrfurcht vor der Persönlichkeit des anderen, und die göttliche Freundschaft sei darum nicht minder real, weil sie andächtige Verehrung und Gottesfurcht in sich schließe.

Fünftens, auch meint er nicht, wenn er von Religion als einem persönlichen Verhältnis spricht, daß dieses Verhältnis ein vollständig klares sein werde, das sich beständig mit zwingender Gewalt uns aufdringen würde; vielmehr werde es ganz deutlich ein unaufdringliches sein, oft ganz verborgen. Gott wirke beständig mit, beschütze aber in unverbrüchlicher Weise unsere persönliche Freiheit, damit unser Charakter in Wahrheit unser eigener sein könne. Eine gewisse Obskurität der geistigen und religiösen Wahrheit hätten wir für die Entwicklung unseres Charakters nötig.

Und endlich sechstens, das persönliche Verhältnis zu Gott ist so einzigartig, wie Gott selbst, und zwar darum, weil die Ueberzeugung von der Liebe Gottes all unserem Denken und Leben als fundamentale Annahme zu Grunde liegt, weil Gott die Quelle der sittlichen Konstitution der Menschen, und weil er allein im Charakter vollkommen ist. (S. 206—209, cf. S. 43, 60, 75.)

Auf den philosophischen Einwand: „Ist aber Gott wirklich eine Person?" antwortet Dr. King kurz: Kein Denker, wenn er die Per=

sönlichkeit Gottes behaupte, wolle von ihm die Begrenztheiten des Menschen aussagen, und es sei nicht wahr, daß, wenn man die Beschränkungen entfernt, die in unserer menschlichen Persönlichkeit enthalten sind, man dadurch Gott Persönlichkeit abgesprochen habe. Wir seien bloß unvollständig persönlich; vollständiges Selbstbewußtsein, vollständige Freiheit und vollständige Persönlichkeit komme nur Gott zu. Es sei ferner irreführend zu sagen: Gott ist supra-persönlich; denn, selbst wenn wir das Supra-persönliche definieren könnten, könnten wir es nur nach Analogie entweder des Persönlichen, oder des Sub-persönlichen; denn diese nur seien uns bekannt. Wir würden uns also vom Höchsten wenden, das wir kennen, wenn wir uns vom Persönlichen abwendeten.

Mit klarem Bewußtsein von der Einzigartigkeit unseres Verhältnisses zu Gott hält Dr. King also daran fest: Religion ist ein persönliches Verhältnis. Alle Erfahrungen unseres christlichen Lebens, meint er, lassen sich deswegen unterbringen unter die Phänomene der Freundschaft. Wie die jeder wahren menschlichen Freundschaft, so ist auch die Grundlage der göttlichen dreifach: gegenseitige Selbstoffenbarung und erwiederndes Vertrauen (oder Glauben); gegenseitige Selbsthingabe, und eine tiefe Gemeinschaft der beiderseitigen Interessen. Offenbarung und Glauben sind keine spezifisch religiösen Ausdrücke, sondern eine gegenseitige Selbstoffenbarung ist in jeder wahren Freundschaft notwendig, um ein wirkliches Vertrauen in den Charakter und die Liebe des anderen zu erwecken. Ebenso ist die Forderung der gänzlichen Selbsthingabe (self-surrender) Gott nicht eigentümlich. Es gibt überhaupt keine willkürliche; denn wie in jeder Freundschaft, kann Gott sich selbst nur in dem Maße geben, in welchem wir uns selber ihm geben. Und endlich muß, gerade wie in jeder wahren menschlichen Freundschaft, eine tiefe Gemeinschaft der Interessen in unserem Verhältnis zu Gott bestehen. „Die uns beherrschenden Interessen müssen sein wie die, welche Christus hatte. Wir müssen an Gottes Leben der selbsthingebenden Liebe wirklich teilhaben und in der Freude des absoluten Vertrauens, hervorgerufen durch die vollkommene Offenbarung in Christo, und der vollständigen Selbsthingabe sagen: Die Interessen, welche die höchsten sind für dich, sollen die höchsten sein für mich. „Dein Reich komme, dein Wille geschehe." (S. 221, 222.)

Auf dieser dreifachen Grundlage wächst und vertieft sich dann die göttliche Freundschaft oder das christliche Leben, und zwar unter den Bedingungen, daß man sich der Bedeutung desselben versichert, aber nicht fortgesetzte Gemütsbewegung erwartet; die Gemeinschaft mit Gott in Christo pflegt, also der göttlichen Freundschaft genügende Zeit widmet; seinen Glauben zum Ausdruck bringt, d. h. in der Liebe betätigt; eine heilige Ehrfurcht vor Gott bewahrt und, endlich, immer wahrhaftig ist.

Was nun eine Darstellung der Theologie „in Worten persönlicher Beziehung“ bedeuten würde, das illustriert Dr. King am Schluß seines Buches noch kurz, indem er das Prinzip auf die Lehre von Christo teilweise anwendet. In seiner Glaubenslehre will er überhaupt mit Christo anfangen und nicht, wie die alte Theologie, mit der Lehre von Gott. Christus ist ihm die höchste tatsächliche Wahrheit, weil er die größte Tatsache der Geschichte, weil er die größte Person der Geschichte ist.

Die eigentlichste Bedeutung Christi liegt darin, daß er uns mit Gott selber in persönliche Berührung bringt. Nach seiner eigenen Vorstellung ist er vornehmlich Offenbarung einer Person, Gottes eigene höchste Selbstoffenbarung.

Gott hat sich in Christo als eine Person geoffenbart, weil nur eine Person eine Person völlig offenbaren kann. Wenn Gottes Persönlichkeit überhaupt real und in irgend einem Sinne transscendent ist, dann muß eine adäquate Offenbarung Gottes durch eine Persönlichkeit geschehen. Ferner, die Offenbarung, welche wir von Gott am meisten bedürfen, ist die Offenbarung seines Charakters. Dieser kann aber nicht bloß gesagt, er muß gezeigt werden, und das kann in Wirklichkeit nur in den sittlichen Tätigkeiten einer Person geschehen. Gott muß seinen Charakter auch in einer Sphäre offenbaren, die wir völlig verstehen und beurteilen können. Darum muß Christus eine menschliche Person sein. Er muß menschlich sein, damit er göttlich sein kann. „Er muß in seinem eigenen Leben das ideale persönliche Verhältnis zu Gott und zu den Menschen wirklich zeigen, um Gott in seinem Charakter der Liebe wirklich offenbaren zu können.“ (S. 243.)

Auf die Frage: Cur deus homo? gibt King noch eine weitere Antwort: „Die einzige erlösende Kraft, die wir kennen, kommt durch Vertrauen in eine Person. Die Offenbarung Gottes, wenn sie erlösend sein soll, muß darum durch eine Person geschehen, und zwar durch eine Person, die absolutes Vertrauen erwecken kann. Wir kennen in der Geschichte nur eine Person, die solches Vertrauen erwecken kann. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir sagen: er ist die höchste Selbstoffenbarung Gottes.“ (S. 243.)

Die Erwägungen, welche heute bei uns das größte Gewicht haben in der Darlegung der Einzigartigkeit Christi, sind alle vielmehr in der Sphäre des Persönlichen als des Metaphysischen, obschon sie metaphysische Fragen, richtig gefaßt, nicht ausschließen. Die Fragen: Wer ist Jesus Christus? Was ist seine Bedeutung? Wie offenbart er Gott? führen uns instinktiv zu einer Reihe von Aussagen (propositions), als einer Grundlage unseres Glaubens an seine reale Gottheit, welche alle seinen Charakter und seine persönlichen Verhältnisse betreffen. Solche Aussagen, in denen wir die Gottheit Christi bekennen, müssen hervorkommen aus unserer eigenen persönlichen Erfahrung Jesu Christi. Sie können, wenn sie überhaupt einen Wert haben, nicht auf bloße Autorität hin, noch als Resultat des bloßen Willens gemacht werden. „Das einzig

wertvolle Bekenntnis der Gottheit Christi muß seiner Arbeit an uns folgen, nicht derselben als eine Bedingung vorangehen." (S. 246.)

Die größte Verleugnung seiner Gottheit besteht nicht in dem Unvermögen, gewisse metaphysische Sätze in bezug auf sein Wesen anzunehmen, sondern in der Tatsache, daß ein Mensch Gott nicht in Christo findet, daß er ohne Bewußtsein des Widerspruchs Christum auslassen kann aus seinen höchsten religiösen Erfahrungen der Gemeinschaft mit Gott, daß er von Christo nicht denken kann als einer ewig befriedigenden Offenbarung Gottes.

In bezug auf das Werk Christi ist derselbe Nachdruck auf das Persönliche notwendig. Das Reich Gottes, welches er gegründet, ist ein Reich von Personen und hat in Wirklichkeit angefangen, als ein einzelner Mann durch persönliche Gemeinschaft mit ihm zu dem Bewußtsein der Bedeutung seiner Persönlichkeit gekommen und ihm nachgefolgt ist. „Und ewig ist es Christi Werk, durch sein persönliches Leben Menschen in vollständig persönliche Gemeinschaft mit dem persönlichen Gott zu bringen. Eine stets sich vertiefende und immer mehr bedeutende Freundschaft mit Gott in Christo — dies ist ewiges Leben. Und das Verständnis dieses Lebens ist die Hauptaufgabe der Theologie." (S. 250.)

Das in aller Kürze sind Dr. Kings Hauptgedanken in bezug auf die konstruktive Umgestaltung, die er in der Theologie unseres Landes anstrebt. Er hält es für dringend notwendig, daß die Theologie alle ihre Probleme „in strikten Worten persönlicher Beziehung" darzustellen sucht. Er weiß, daß der Versuch, die christlichen Lehren so darzustellen, allerdings nicht ganz und gar neu ist, verlangt aber, daß die Theologie diesen Versuch bewußter, durchgehender und konsistenter macht als bisher und klagt darüber, daß sie so oft die reichen, konkreten, persönlichen Verhältnisse in einem Labyrinthe metaphysischer Abstraktionen aus dem Gesichte verloren hat (cf. S. 228).

Der Oberliner Theologe hat mit diesem Buche die Aufmerksamkeit der theologischen Welt auf sich gezogen und ist in kurzer Zeit einer der "leaders of the schoolmen in our day" (cf. „Review of Reviews", Dez. 1902) und der "advanced thinkers in theology" geworden (cf. „The Literary Digest", Febr. 21. 1903, S. 273). Es hat wohl bis jetzt kein Theologe die christliche Religion in so bewußter, durchgehender und konsistenter Weise als ein persönliches Verhältnis zu Gott aufzufassen und darzustellen versucht, wie er. Die Anschauung aber, daß das Christentum so aufgefaßt werden sollte, findet unter den Theologen immer mehr Anerkennung und, um mit King zu reden, „wenn wir, wie viele Dinge anzuzeigen scheinen, an dem Vorabend einer neuen konstruktiven Periode in der Theologie sind, welche sogar noch vollständiger als irgend eine der vortrefflichen Darstellungen, die schon gemacht sind, die verschiedenen Linien des Fortschritts unserer Zeit organisieren wird, können wir nicht gewiß sein, daß das herrschende Wort in dieser neuen

Konstruktion sein wird — nicht Evolution, nicht historisch, nicht kritisch, nicht sozial, nicht einmal ethisch, sondern weiter als irgend eines derselben und alle einschließend — persönlich?" (S. 230, 231.) Ich glaube, daß wir diese Frage mit dem Oberliner Theologen mit Ja beantworten dürfen.

Die Konfirmation.

Von P. E. Otto.

Ueber die Konfirmation ist in letzter Zeit so mancherlei verhandelt und geschrieben worden, daß es denen gegenüber, die das gelesen haben, allerdings kaum möglich ist, etwas Neues zu sagen. Doch spricht sich ja eben in diesen mannigfachen Aeußerungen über den Gegenstand die Empfindung aus, daß in betreff dieses Gegenstandes in der Kirche der Gegenwart nicht alles steht, wie es sein soll, und da die Empfindung der Mißstände auch bei uns vorhanden sein wird, so kann es nicht schaden, wenn auch hier versucht wird, die Aufmerksamkeit auf die Besprechung des Gegenstandes zu leiten. Es ist überall leicht, den Widerstreit zwischen Ideal und Wirklichkeit herauszufühlen und zu kritisieren. Das ist insonderheit bei solchen Handlungen der Fall, in welchen die Beziehung des Menschen zu Gott zu ihrem darstellenden Ausdruck gebracht werden soll. So in hervorragender Weise bei der Konfirmation.

Konfirmation heißt bekanntlich Bestätigung. Man hat in früherer Zeit darüber streiten können, ob der Begriff der Bestätigung in einem aktiven oder in einem passiven Sinne zu verstehen sei, ob es sich für die Kinder um ein Bestätigen oder um ein Bestätigtwerden handle, ob, um es so auszudrücken, der Name Konfirmand mit einem t oder mit einem d zu schreiben sei. Eine früher gangbare, populäre, aber auch oberflächliche Betrachtungsweise, die rationalistische, war geneigt, das Verhältnis zwischen Gott und dem Menschen im Sinne eines gegenseitigen Vertrags aufzufassen. Gott spricht zum Menschen: Lebe christlich, so mache ich dich selig. Der Wohltat dieses Vertrags das Menschenkind so früh als möglich teilhaftig zu machen, sei der Zweck der Kindertaufe gewesen, in welcher die Eltern und Paten einstweilen stellvertretend die Verpflichtung für das Kind übernommen haben, aber selbstverständlich verlange dieser Vertrag zu seiner vollen Gültigkeit die persönliche Anerkennung von seiten des Menschen, und das Aussprechen dieser persönlichen Anerkennung sei der Zweck der Konfirmation, in welcher die getauften Kinder die Entschließung aussprechen, ihrerseits diesen Vertrag einzugehen. Und gewiß hat auch diese Auffassung in begrenztem Sinne ihre Wahrheit, denn der Mensch ist ein zur freien Entschließung befähigtes und berufenes Wesen, und sein Verhältnis zu Gott kann nur durch seine freie Entschließung gestaltet werden. Und unzählige Male, in den Ermahnungen, die Eltern und Paten den Kindern bei ihrer Konfirmation mit auf den Weg geben, und in den Konfirmationsreden der

Prediger wird dieser Gesichtspunkt zur Geltung gebracht. „Das und das," sagt man den Kindern, „haben eure Eltern und Paten einst für euch versprochen, nun nehmt die Verantwortung selber auf euch und sagt euer Ja dazu."

Aber diese Auffassungsweise deckt doch die Sache nicht völlig und verkennt, einseitig festgehalten, das Verhältnis zwischen Gott und dem Christenmenschen, wie es in der heiligen Taufe gegründet und ausgedrückt ist. Wir haben uns in der Gegenwart, wenigstens was den kirchlich anerkannten Lehrausdruck betrifft, dieser oberflächlicheren Auffassung entwöhnt, und unser Katechismus drückt die denkbar idealste Auffassung der Konfirmation aus: „Die getauften" u. s. w. Der letzte Passus dieser Erklärung findet vielleicht nicht immer die volle Würdigung, die der Wortlaut eigentlich verlangt. „Sie werden d a d u r ch öffentlich in ihrem Taufbunde bestätigt." Man begnügt sich wohl gemeinhin, die Worte so aufzufassen, als lauteten sie: sie werden „darauf hin" oder „infolge dessen" öffentlich, d. h. vom Prediger im Namen der Gemeinde als im Taufbund stehende junge Mitchristen anerkannt; und dies geschieht ja auch tatsächlich in der Konfirmationshandlung. Solche Mündigkeitserklärung wird tatsächlich vom Prediger ausgesprochen. Aber der Ausdruck „dadurch" verlangt doch eigentlich eine tiefere Bedeutung. D u r ch Bekenntnis und Gelübde werden sie bestätigt. Das kann nicht heißen, sie werden von Prediger und Gemeinde anerkannt und bestätigt, denn man kann jemanden nur bestätigen durch etwas was man selber tut, aber Prediger und Gemeinde bekennen und geloben hier nicht selbst. Es kann auch nicht heißen: sie werden von sich selbst bestätigt, denn es kann wohl jemand seine Worte und Versprechungen bestätigen, aber nicht sich selbst. Es weist also der Ausdruck darauf hin, daß den Kindern etwas widerfahre, was von einem andern auf sie ausgeübt wird, und doch wieder durch ihr eigenes Tun, durch ihr Bekenntnis und Gelübde, d. h. um es kurz auszudrücken, daß es sich hier um ein Zeugnis des Heiligen Geistes handle, daß sie durch ihr Bekenntnis und Gelübde eine sie gewißmachende Versicherung des Geistes empfangen: wir stehen im Bunde der heiligen Taufe.

Daß nun mit dieser idealen Auffassung der Konfirmation die Wirklichkeit nur zu oft in einem traurigen Widerspruche steht, wer wollte das leugnen? und weil man an der Wirklichkeit selbst im Wesentlichen nichts ändern kann, so sucht man an dem Ausdruck des idealen Verhältnisses, der Konfirmationshandlung, zu ändern.

Das erste Bedenken fußt auf der Beobachtung der intellektuellen Unreife der Kinder. Dieselben bekennen „ihren" Glauben, indem sie das apostolische Glaubensbekenntnis hersagen. Aber, sagt man, ist denn ein solches Hersagen von Auswendiggelerntem, oft nur Halbgelerntem ein wirkliches Bekenntnis? Ist es nicht ein bloßes Lippenwerk? Und wie oft wird nicht bei geförderten Kindern, wenn schon die Einflüsse des unkirchlichen Zeitgeistes, des Zweifels und der Oppositions-

sucht auf sie gewirkt haben, die Nötigung, ein Bekenntnis abzulegen, das eben nicht der Ausdruck ihres Glaubens ist, als ein ungerechter moralischer Zwang, als eine geistige Vergewaltigung empfunden und mit Widerwillen vergolten?

Noch stärkerer Widerspruch erhebt sich gegen die Abforderung des Gelübdes. Die Abverlangung eines solchen, sagt man, ist einem noch unreifen Kinde gegenüber eine viel zu starke Zumutung. Es wird ein Ja abverlangt, das alle Lebensgebiete umschließt, von einem Kinde, das das Leben und seine Anforderungen und Versuchungen noch nicht kennt. Ja und wie viele sind, die nicht einmal den Willen dazu, sondern ganz andere Dinge im Kopfe haben; heißt das nicht zur Heuchelei herausfordern, wenn ein Gelübde abverlangt wird, von dem man voraussieht, daß es doch nicht gehalten wird?

Und was nun die Wirksamkeit des Heiligen Geistes betrifft, die man von der Konfirmation auf das Gemüt der Kinder erwartet, so zeigt doch eben die Erfahrung, daß dieselbe so wenig nachhaltig ist, so daß in so gar vielen Fällen die Konfirmation, anstatt der Anfangspunkt für die Knüpfung eines unlöslichen Bandes zwischen den Kindern und der Kirche zu sein, vielmehr den Abschluß dieser Verbindung bildet, daß man sagen möchte, fast eben so viele Kinder werden zur Kirche hinauskonfirmiert als in sie hinein.

Unter so bewandten Umständen ist's nur zu begreiflich, wenn kritisch gerichtete Gemüter und Uebelwollende zu dem Urteil geneigt sind: die Konfirmation ist eine kirchliche Schaustellung, bei welcher der Gewohnheit, der Neugierde, dem Ehrgeize gefröhnt wird, bei der aber von wirklich geistigem Gehalt, von nachhaltiger Wirksamkeit nichts zu spüren ist.

Man kann den Bedenken gegen die Konfirmation, die sich auf den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit stützen, zustimmen, ohne doch die Konsequenzen anzuerkennen, die daraus gezogen werden. Man wird vielmehr sagen, daß dieselbe Differenz zwischen dem was sein sollte und dem was wirklich ist, sich in allen unsern gottesdienstlichen Handlungen finden wird.

Die radikalste Konsequenz wird eben die sein, daß man sagt: hinweg mit der Konfirmation, wir brauchen keine. Diese Meinung kann sich darauf stützen, daß die Konfirmation kein Sakrament ist, nicht ausdrücklich in der Schrift geboten und in der kirchlichen Sitte erst allmählich eingebürgert, ohne von allgemein autoritativen Kirchenordnungen gefordert zu sein. Das katholische Sakrament der Firmelung, als dessen protestantisches Nachbild die Konfirmation teilweise angesehen worden ist, hat eigentlich eine andere, den Protestanten fremde Begründung. In der katholischen Anschauung ist es von entscheidender Wichtigkeit, daß die Gnadenmittel von den rechtmäßig zuständigen Personen verwaltet werden; jeder Zweifel an der rechtmäßigen Bestallung des verwaltenden Priesters wird die Sicherheit des Gläubigen über den

Wert der durch ihn empfangenen Gnadenmittel beeinträchtigen. Daher ist die Handauflegung als Bestätigung der Taufe den Bischöfen bei der Bereisung ihrer Gemeinde vorbehalten, sie bestätigen dadurch im Namen der Gesamtkirche die Taufhandlungen des einzelnen Priesters. Es ruht also diese Firmelung auf der hierarchischen Gliederung des Priestertums; die Handlungen des Niederen bedürfen der Bestätigung durch den Höheren. Daß die reformierte Kirche bei ihrem Grundsatze, die kirchlichen Ordnungen nach den Vorschriften der Schrift neu zu gestalten, keinen Raum für Beibehaltung dieser Firmelung gehabt hat, ist begreiflich. Im Luthertum hätte sie als menschliche Ordnung mögen bestehen bleiben, gleichwie man die Bestätigung der sog. Nottaufe durch den regulären Geistlichen bestehen läßt, obwohl man damit die heilskräftige Wirksamkeit dieser Nottaufe auch ohne Bestätigung nicht bestreiten will. Der Umstand, daß man den Bischöfen, zu deren unbestrittenem Recht und Pflicht die Firmelung gehörte, nicht vorgreifen wollte, scheint in den ersten Jahrzehnten der Reformation, als man noch an die Aufrechterhaltung der kirchlichen Einheit glaubte, dazu beigetragen zu haben, daß über Konfirmation nichts angeordnet wurde. Später als die Hoffnung auf Wiederherstellung der kirchlichen Einheit unter bischöflicher Gewalt aufgegeben war, wurde von verschiedenen Kirchenordnungen die Konfirmation vorgeschrieben, aber auch den Superintendenten oder den vornehmsten Stadtgeistlichen übertragen. Sie war also auch in der lutherischen Kirche ursprünglich zugleich ein Disziplinarmittel zur Beaufsichtigung der Geistlichkeit, ob diese ihren Verpflichtungen zur Unterweisung der Jugend gehörig nachgekommen sei. Diese Nebenbedeutung hat die Konfirmation allmählich verloren und in der Erweckungszeit, zur Zeit der Ausbreitung des Pietismus, hat sie ihre gegenwärtige Bedeutung erhalten.

Daß die Kindertaufe den Konfirmations*unterricht* fordert, ist ja das Unbestreitbare und Unbestrittene. „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe." Der Taufbefehl darf nicht zerrissen werden. Nur unter Voraussetzung der christlichen Unterweisung hat die Kindertaufe einen Sinn und eine Berechtigung. Wir müssen, wenn auch nur andeutend, auf die Bedeutung der Taufe zurückgehen. Die Taufe ist eine sprechende Handlung. Christus spricht in ihr zu dem Täufling. Er spricht nicht eine einzelne Wahrheit aus, sondern den Gesamtsinn aller seiner Verkündigungen faßt er in der ausdrucksvollen Handlung zusammen. Wenn Johannes die Leute ins Wasser steigen ließ, so sagte er ihnen damit: tut das an eurer Seele, was ihr an eurem Leibe tut, waschet, reiniget euch, lasset ab vom Bösen, lernet Gutes tun; mit Wasser reinigt man den Leib, die Seele reinigt man mit Gottes Wort. Für Johannes war das Wort Gottes wesentlich Gesetz, seine Taufe eine eindringliche Aufforderung, das Leben zu erneuern unter dem Einflusse des göttlichen Gesetzes. Christus kann mit seiner Taufe nicht einen wesentlich andern Sinn verbunden haben wie Johan-

nes, aber bei ihm ist der Inhalt seines Worts oder was dasselbe ist, des Gottesworts nicht bloß Gesetz, sondern Gnade. Darum spricht die Taufe Christi eine andere Sprache wie die des Johannes, dort hieß es: Reinigt euch, hier heißt es: Ich reinige euch. Daß nun diese Sprache dem Getauften verständlich gemacht, gedeutet werden muß, ist selbstverständlich. In der ursprünglichen Zeit ging das Verständnis und die Annahme des Worts voran: „Die nun sein Wort gerne annahmen, ließen sich taufen," bei uns muß die Deutung und die Weckung des Verlangens nach der Annahme des Wortes nachfolgen. So viel nur hier über Zweck und Ziel des Konfirmandenunterrichts, der Zweck ist der: die auf ausreichendes Verständnis begründete Bereitwilligkeit in den Kindern zu erwecken, das Wort anzunehmen.

Während nun über die Notwendigkeit des Konfirmandenunterrichts in unserer Evang. Kirche kein Zweifel besteht und nur über Inhalt und Umfang verhandelt werden kann, ist die Frage über die Notwendigkeit der Konfirmations*handlung* damit noch nicht erledigt. Natürlich in dem Sinne haben wir die Notwendigkeit schon abgelehnt, als bedürfe die Taufe einer Bestätigung, als sei sie ein Kontrakt, der erst dann volle Gesetzeskraft erhält, wenn er von beiden Seiten unterschrieben ist. Das verbietet sich nach dem, was über die Taufe gesagt ist. Allerdings ist die Konfirmations*handlung* im Vergleiche zum *Unterrichte* Nebensache. Denkbar und der Verteidigung fähig wäre ja auch wohl eine Weglassung derselben, also daß am Schlusse des Unterrichts der Prediger etwa den Kindern sagte: Nun, ihr habt jetzt gehört, was Gott an euch getan hat und was er von euch haben will; auf den Sonntag feiern wir mit der Gemeinde das Abendmahl, und diejenigen unter euch, die das gehörte Wort von Herzen annehmen, sind hiermit eingeladen, an der Feier mit der erwachsenen Gemeinde teilzunehmen. Aber da wird uns sogleich auffallen: soll denn dem Prediger alles allein überlassen werden, und soll die Gemeinde von diesem Zuwachs junger Mitglieder keine Notiz nehmen? Dafür, wird man sagen, ist die öffentliche Prüfung da, in welcher Prediger und Kinder Rechenschaft geben, was sie getan, was sie gelernt haben, um die notwendige Erkenntnis der Heilswahrheit, ohne den die Gemeinde nicht bestehen kann, zu erhalten. So wäre denn wiederum auch *die* Form denkbar, daß am Schlusse der öffentlichen Prüfung der Geistliche erkläre: die Gemeinde wird sich überzeugt haben, daß die hier vorgestellten Kinder nach dem Maße ihrer Gaben die erforderliche Kenntnis sich angeeignet haben, und somit werden sie im Namen der Gemeinde willkommen geheißen, an der Feier des heil. Abendmahls teilzunehmen.

Aber es dürfte wohl vorauszusehen sein, daß die wenigsten unserer Gemeinden sich mit dieser Ueberspringung der eigentlichen Konfirmationshandlung einverstanden finden würden, und zwar mit gutem Grund. Es ist doch nicht so, daß die Konfirmationshandlung als eine nun einmal eingewurzelte Sitte beibehalten werden müßte, einfach aus

dem Grunde, weil eine solche Sitte, wenn sie einmal da ist, nicht ohne Störung leicht wieder abgeschafft werden kann, sondern die Sitte hat doch ihren sehr berechtigten Grund.

Gehen wir wieder auf die Taufe zurück. Es wird doch kein Unrecht sein, zu fragen: warum wohl hat Christus dies und das getan? warum hat er Sakramente eingesetzt? Unrecht ist's ja freilich, wenn ein Kind seine Eltern oder ein Knecht dem Herrn gegenüber die Befolgung eines Gebotes abhängig machen will von seinem Verständnisse des Warum, sondern es gebührt ihm unbedingter Gehorsam; aber das ist doch kein Unrecht, wenn ein Kind während der Befolgung des Gebotes auch den Grund zu erkennen sucht, der das Gebot veranlaßt haben mag. Warum hat wohl Christus darstellende, sprechende Handlungen angewendet und angeordnet? Doch wohl aus keinem andern Grund, als aus welchem die Menschen überhaupt solche Handlungen gebrauchen. Weil sie deutlicher, umfassender, eindringlicher reden als alle Worte. Warum wusch Pilatus seine Hände? Weil er damit deutlicher als mit allen Worten bezeugen wollte: ich will an dieser Kreuzigung keine Schuld haben. Diese eindringende, nicht bloß an das Verständnis, sondern an die ganze Empfindung gerichtete, Seele und Leib in Anspruch nehmende Gewalt hat nun auch entschieden die Taufe an den ersten Empfängern ausgeübt. Denken wir an Paulus. Welchen Eindruck hat die Taufe auf ihn gemacht, da er drei Tage nicht sehend war und nicht aß und nicht trank, da er aber von Ananias getauft ward, stand er auf und nahm Speise zu sich und begann ein neues Leben. Und denselben überwältigenden Eindruck der Taufe setzt er bei seinen Gläubigen voraus. „Wisset ihr nicht" u. s. w. (Röm. 6, 3.)

Dieser unmittelbare, den ganzen Menschen durchschauernde Eindruck, den das Sakrament auf die Empfänger zu machen im stande war, geht nun allerdings verloren, wenn die Taufe als Kindertaufe in einem Lebensalter empfangen wird, das sich der persönlichen Erinnerung entzieht. Die Kindertaufe mußte ganz notwendigerweise in der Kirche sich entwickeln, als das christliche Familienleben entstand. Sie entsprang den Wünschen und Bedürfnissen des christlichen Hauses, als der notwendige Ausdruck des Wunsches, daß der Geist und das Leben Christi, das die erwachsenen Glieder des Hauses erfahren, auch an den Kindern sich betätigen möge. Die Kindertaufe hat als eine im Namen Christi vollzogene, sprechende Handlung, in welcher sich der ganze Inhalt des christlichen Gotteswortes zusammenfaßt, ihre volle Berechtigung und ihren Vorzug, weil in ihr auf das allerdeutlichste sich die Wahrheit ausspricht, daß die göttliche Gnade eine zuvorkommende ist, daß sie an keine selbsterworbene Würdigkeit des Menschen als an ihre Vorausbedingung geknüpft ist. Aber was die Taufe als Kindertaufe gewonnen hat, indem sie am radikalsten den baptistischen Irrtum unmöglich macht, als werde der Mensch um einer gewissen geistigen Reife willen, um des Glaubens willen von Gott begnadigt, — das hat sie auf

der andern Seite eingebüßt, indem der unmittelbare Eindruck, den die sprechende Handlung hervorrufen kann und soll, durch keine nachfolgende Belehrung ersetzt werden kann. Und sonach ist die Kirche den Kindern, die sie in ihrem unmündigen Alter getauft hat, gewissermaßen einen Ersatz schuldig, eine feierliche Handlung, in welcher sie noch einmal im Namen Jesu zu jedem einzelnen Kinde persönlich spricht und ihm so viel als möglich in die Seele zurückzurufen versucht: „Sieh, so hat einst dein Heiland zu dir gesprochen." Das ist die feierliche Einsegnung, unstreitig das Hauptmoment in der Konfirmationshandlung. Es ist nicht zufällig, daß das Wort Einsegnung eben der volkstümliche Ausdruck ist, mit dem das deutsche Volk den Namen Konfirmation verdeutscht: „Die Kinder werden heute eingesegnet."

Hat sich uns nun aber die Konfirmation selbst gerechtfertigt als eine an die Kinder gerichtete, mit dem Segenswunsch verbundene feierliche Erklärung, daß das, was der Dreieinige Gott ihnen einst in ihrer Taufe zugesagt, ihnen wahrhaftig gelte, so werden auch die Bedenken auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden müssen, welche gegen die aktive Beteiligung der Kinder an der Feier in Bekenntnis und Gelübde ausgesprochen sind.

Denken wir uns einmal, was wir oben als eine mögliche Form bezeichnet haben, die Konfirmation falle weg, der Prediger entlasse in der letzten Stunde des Unterrichts die Kinder aus demselben und lade sie ein, an der nächsten Abendmahlsfeier teilzunehmen: würde es nicht ganz naturgemäß und angemessen sein, wenn er nun das Ganze der Heilswahrheit, das er ihnen vorgetragen, noch einmal in knappster Form zusammenfaßt und sie fragt: ist das nun euer Glaube? Und wenn es bei jener Form das Angemessene sein würde, warum soll's dies bei der öffentlichen Feier weniger sein? Es kann doch unmöglich von den Kindern erwartet werden, daß ein jedes einen Ausdruck für seine Auffassung der Heilswahrheit selber formuliere, und welchen andern Ausdruck für ein gemeinsames Bekenntnis sollte man denn erfinden als unser apostolisches? Sache des vorangehenden Unterrichts soll es gewesen sein, die Herzensstimmung in den Kindern wachzurufen, welche in den Sätzen des ehrwürdigen Bekenntnisses den Ausdruck persönlicher Ueberzeugung entsprechend dem Fassungsvermögen des Kindesalters wieder findet. Unmöglich ist das in normalen Verhältnissen nicht; wie es zu erreichen sei, das zeigen die unvergleichlichen Erklärungen des lutherischen Katechismus.

Und ebenso ist's denn doch auch mit dem Gelübde. Was die Kinder im Unterricht gelernt haben, das schließt doch Forderungen in sich, und die Aufnahme in die Sakramentsgemeinschaft, die sie von der Kirche begehren oder die die Kirche ihnen zu gewähren wünscht, hat doch zur unerläßlichen Voraussetzung, daß sie diese Forderungen als für sich bindend anerkennen. Auf die Form nun, in welcher sie diese Anerkennung, dies Versprechen ablegen, würde ja so viel nicht ankommen; aber

welche Form wäre eben geeigneter, als die Wiederholung des Taufgelübdes? Der Christ muß doch einmal in seinem Leben erfahren, wozu ihn seine Taufe verpflichtet, und wenn man's für einen Geisteszwang halten will, wenn man den Kindern ein Gelübde abverlangt, das bei keinem von ihnen unübertreten bleiben wird, so muß man konsequenterweise auch die Taufe versagen oder aufschieben, bis Willigkeit und Fähigkeit vorhanden sein würde, es unverbrüchlich zu halten.

Sonach kann an der Konfirmationshandlung selbst, so weit ihr eigentliches Wesen in Betracht kommt, nichts reformiert werden, sondern wenn etwas zu reformieren ist, so hat das an der Vorbereitung zur Konfirmation zu geschehen. Hierbei kann es sich nur um Aufstellung der zu erstrebenden Ziele handeln, ohne daß sich erwarten läßt, daß der Macht der Verhältnisse gegenüber die völlige Erreichung dieser Ziele sich überall zur Bedingung für die Gewährung der Konfirmation machen lasse.

Wir können das Gesagte, nebst den daraus zu ziehenden Folgerungen, kurz in einzelne Sätze zusammenfassen, und zwar wesentlich in sachlicher Uebereinstimmung mit den im Märzhefte 1901 des „Theol. Magazins" veröffentlichten Thesen:

1. Die evangelische Konfirmation im Unterschiede von der katholischen Firmelung ist der feierliche Abschluß des Taufunterrichts, welchen die Kirche den Kindern schuldet, und würde ohne denselben keine Berechtigung haben.

2. Eine unbedingte Notwendigkeit läßt sich für die Konfirmation so wenig, wie für irgend eine menschliche Ordnung nachweisen, sie ist aber ganz aus dem Geiste der Evang. Kirche entstanden und entspricht einem fühlbar gewordenen Bedürfnisse der Kirche.

a. Die Kirche, als die Verwalterin der von Christo eingesetzten Taufhandlung, schuldet gewissermaßen den getauften Kindern einen Ersatz für das, was in der Kindertaufe nicht erfüllt werden konnte, die in das Bewußtsein fallende Eindringlichkeit der sprechenden Handlung.

b. Die Kirche schuldet sich selbst die Veranstaltung einer feierlichen Gelegenheit, in welcher sie den getauften Kindern die Erklärung abgeben kann, daß sie an ihrem Teile die bei Vollziehung der Taufe übernommene Verpflichtung ausreichend erfüllt hat.

3. Bekenntnis und Gelübde sind die normalen Ziele, zu denen jeder Religionsunterricht hinstrebt; diese beiden Stücke der Konfirmation zu nehmen, widerspricht dem Zwecke des Konfirmandenunterrichts und würde den sittlich religiösen Eindruck, den die Feier auf die Kinder machen soll, schwächen.

4. Es versteht sich von selbst, daß die Teilnahme der Kinder an der auf die Konfirmation folgenden Abendmahlsfeier dem Prinzip nach eine freiwillige ist; es ist aber dabei zu berücksichtigen, daß die Kirche auch die Pflicht hat, ihre Glieder zur Teilnahme am Sakramentsgenuß zu erziehen, und wie dürfte man ihr zumuten, auf die Anwendung des

Einflusses, den der vorangegangene Unterricht und die Feier auf die Kinder gemacht haben, zu verzichten? Deshalb ist die völlige Lostrennung der gemeinsamen Abendmahlsfeier von der Konfirmation keineswegs zu empfehlen.

5. Obwohl es selbstverständlich überaus wünschenswert ist, daß die Kinder dem Unterricht ein möglichst entwickeltes Verständnis und intellektuelle Vorbildung entgegen bringen, so ist doch eben mit den äußeren Verhältnissen zu rechnen und nichts Unmögliches anzustreben; deshalb ist auf die möglichste Hinausschiebung der Konfirmation auf ein reiferes Alter, etwa bis zum 18. Jahre zu verzichten, weil sie doch nicht durchzusetzen ist, und weil andere dann eintretende Uebelstände den erwarteten Vorteil aufwiegen würden.

6. Die der Konfirmation vorangehende öffentliche Prüfung soll im wesentlichen den Charakter einer Bezeugung der angenommenen Wahrheit, eines Bekenntnisaktes haben. Die Kinder sollen nicht examiniert werden, wie viel oder wie wenig sie wissen, sondern sollen veranlaßt werden, das, was sie wissen, auszusagen. Um die Eintönigkeit einer immer wiederholten Abfragung des Katechismus zu vermeiden, empfiehlt es sich, eine vorbereitete Katechese mit ihnen einzuüben, damit sie wissen, was für Fragen sie zu erwarten haben.

7. Die Konfirmation bietet eine immer wiederholte Mahnung an die Gemeinde, den Kindern gegenüber ihre Pflicht der gründlichen Unterweisung in der christlichen Wahrheit zu erfüllen, die Gemeindeschule zu erhalten oder neu zu gründen, und zum mindesten einen zweijährigen Konfirmandenunterricht zu gewähren.

8. Das Hauptgegenmittel, das uns gegen die in der Gegenwart beklagten Schwierigkeiten unserer Konfirmationspraxis zur Verfügung steht, ist ein intensiver, die religiöse Wahrheit und den religiös sittlichen Wert des Evangeliums, frei von theologischem Beiwerk, in Einsetzung der ganzen Persönlichkeit des Geistlichen, in hingebender Liebe betriebener Konfirmandenunterricht.

9. a. Die unbestreitbar dringende Aufgabe der Kirche, die heranwachsende Jugend in den Jahren, die für die Bildung des Charakters am entscheidendsten sind, unter den Einfluß des Wortes Gottes zu bringen und unter demselben zu erhalten, findet an der Konfirmation einen unschätzbaren Anknüpfungspunkt, b. wie anderseits die Konfirmation eine immer wiederholte Mahnung an die Gemeinde und die Kirche enthält, die jungen Glieder, die sie als die ihrigen erklärt hat, in ihrer Gemeinschaft zu erhalten.

Ich finde einen großen, herzerquickenden Gedanken, ich habe einen sehr wichtigen Genuß in dem Worte: Christus ist die Versöhnung für meine und aller Welt Sünden. Er steht für die Berichtigung, Herstellung, Retablierung aller durch die Torheiten und Sünden veranlaßten Unordnungen im Reiche Gottes gut; wer sich an ihn anschließt, dessen Rehabilitierung nimmt er über sich. (Lavater.)

Die vierfache prophetische Hieroglyphe der Weltreich-geschichte.

Dan. 2, Dan. 7, Dan. 4, Apc. 13. 17.

Referat, gehalten von Pastor C. J. Raase bei der Houston-Pastoralkonferenz und von ihr empfohlen. — Sollte ein Leser sich gedrungen fühlen, die endgeschichtliche Erklärung der Weissagungen zu verfechten, im Gegensatz zur hier vertretenen Ansicht, der melde sich zum Wort.

Vorbemerkungen.

Bevor ich an mein eigentliches Thema gehe, gestatten Sie, verehrte Brüder, mir einige Vorbemerkungen, die meiner Ansicht nach notwendig sind, um Stimmung zu machen für die von mir vertretene heilige Sache.

Es ist peinlich für den Referenten prophetischer Themata, vor allem dem Vorurteil entgegentreten zu müssen, das davon überzeugt ist, daß jede Arbeit über den prophetischen Stoff Unsinn und nutzlos ist. Ich sage dieses Wort aus Rache und füge die Bitte bei, doch geduldig anhören zu wollen, was eine nüchterne Wissenschaft über die Prophetie zu sagen hat. Man scheint das stillschweigende Uebereinkommen getroffen zu haben, diese Disziplin der Bibelwissenschaft totzuschweigen. Schuld daran ist einmal die negative Theologie, die nicht glaubt an das „θεόπνευστος‘, und die mit ihrem Einfluß auch auf die positive Richtung einwirkt, die ihrerseits es vorzieht, die Erforschung der Prophetie den Laien und den Sekten zu überlassen, auf deren schwache Arbeiten sie dann mit professionellem Unfehlbarkeitsdünkel herabsieht. Schuld daran ist zum andern ein falsches System der Auslegung, welches so wunderliche Dinge zutage gefördert hat, daß ein nüchterner und logischer Geist den Eindruck gewinnt: man kann zu keinem sicheren Verständnis dieser Dinge kommen. Doch "abusus non tollit usum." Glauben an die Inspiration der Heiligen Schrift, aber die im höchsten Grade inspirierten Apokalypsen zu ignorieren, ist unlogisch und betrübt den Heiligen Geist. In dem „μακάριος“ zum Anfang der johanneischen Apokalypse aber liegt der stärkste Antrieb zur Erforschung der Offenbarung.

Wir geben zu, daß die Wissenschaft dieser Disziplin geirrt hat — aber jede Wissenschaft hat geirrt in ihren Anfängen. Welche Wandlungen hat die astronomische und geologische und jede andere Wissenschaft doch durchgemacht — aber schließlich sind diese Wissenschaften zu wahren Erkenntnissen gelangt — es ist eine Mißachtung des menschlichen und des Heiligen Geistes zu glauben, daß wir über die prophetische Wissenschaft stets im Dunkel bleiben müßten. Gott hat versprochen, „daß in den letzten Tagen Viele über die Weissagungen kommen und großen Verstand darin finden werden“ (Dan. 12).

Mein Referat möchte nun davon überzeugen, daß die allein richtige Auslegungsweise der Prophetie die präsentistisch-historische ist und sein kann — ich werde deshalb zuerst einiges Selbstver-

ständliches sagen, um diese Auslegungsweise zu beweisen und zweitens an einem ausgeführtenBeispiele zeigen, daß diese Methode die richtige ist. Jede Wissenschaft muß, wenn sie zur Erkenntnis ihres Objekts kommen will, die Grundformel des Objekts suchen, auf der dasselbe aufgebaut ist. Die Grundformel nun muß so sein, daß alle Erscheinungen des Objekts sich durch sie erklären — sonst ist eine gefundene Formel falsch und führt zu falschen Resultaten. Der Materialismus als Beispiel: seine falsche Formel: „Kraft und Stoff" hat zu einer gänzlich falschen Auffassung derWelt geführt und schließlich zu dem "ignorabimus". Das "ignoramus" der Theologen in Sachen der Prophetie hat eine ähnliche Ursache. Wir wollen nun nicht uns damit aufhalten, die falschen Grundvoraussetzungen von Forschern der Prophetie zu nennen — denn hier hat die seltsamste Verwirrung geherrscht und man hat drauflos erklärt, ohne sich an die einfachsten und selbstverständlichsten Regeln zu kehren — ohne jede Voraussetzung.

Die richtige Grundvoraussetzung der prophetischen Wissenschaft ist: „Die Hieroglyphen der Prophetie sind Miniatursymbole"; — ausführlich gesagt: sie sind Miniatursymbole reichsgottesgeschichtlicher und weltgeschichtlicher Ereignisse. Daß diese Voraussetzung richtig ist, ist einleuchtend und wird von der Bibel bestätigt: Die zweimal sieben Kühe Pharaos sind zweimal sieben Jahre. — Die vier Tiere sind vier Reiche. — Die Hörner sind Könige. — Das Lamm ist Christus. — Das sonnenumkleidete Weib: das Gottesvolk u. s. w. Es ist töricht, diese Hieroglyphen buchstäblich zu nehmen. Wir werden nun in keiner Weise ex suis die Hieroglyphen erklären, sondern wir folgen genau der Erklärung und Anweisung, die die Weissagung selbst angiebt (man merke wohl, daß solche Erklärungen vorhanden sind) und suchen in der Weltgeschichte ihre Erfüllung.

Zwei große Parallellinien nun sind es, auf denen diese Hieroglyphen stehen. Sie beschreiben zwei Geschichtsläufe: Die Geschichte des Reiches Gottes und die Geschichte des Reiches Satans auf Erden. In diese beiden Läufe ordnet sich alles ein, was die Weissagung des Alten und Neuen Testaments enthält. Mit dem Symbol des Drachen mit sieben Häuptern und zehn Hörnern wird uns die Idee und der Plan Satans vorgeführt, ein Reich auf Erden zu gründen. Mit dem Symbol des göttlichen Menschensohnes, dem die Reiche der Welt übergeben werden, wird uns die Idee eines Gottesreiches auf Erden gezeigt.

Das sind die beiden Ideale, zu deren Fleischwerdung alles hinstrebt. In die Erscheinung tritt die Idee Satans in der Errichtung der Weltreiche (die Weltgeschichte ist inspiriert vom satanischen Geiste) und läuft aus in eine weltbeherrschende Sieben-Häupter-Kultur und Zehn-Staaten-Zivilisation. Die Idee des Reiches Gottes tritt in die Welt ein durch die Erwählung eines Geschlechtes, das zum Träger der Idee des Gottesreiches wird, und aus dem der gottmenschliche König des Reiches Gottes ersteht — zunächst als Erlöser. Dann tritt die Idee

des Reiches Gottes aus dem ersten Kreise heraus und treibt immer größere Kreise, bis diese Kreise die Enden der Erde erreichen und alle Völker das „Evangelium des Reiches Gottes" erfahren und eingeladen werden zum Reich. Diese Kreise der beiden Ideen fließen über und untereinander im stetigen Kampf dahin, hin zu demselben Ziel der Beherrschung der Erdenwelt. Ein Geheimnis der Bosheit ist die satanische Idee, denn diese Idee ist das Afterbild der göttlichen Idee: in Plan und Ausführung lehnt sich diese Idee Satans genau an die Idee Gottes an. Satan will dadurch die Menschen zu dem Glauben bringen, ihre Entwicklung sei Gott gewollt. Doch Gott hat uns nicht nur das „Geheimnis der Gottseligkeit" sondern auch das „Geheimnis der Bosheit" geoffenbart.

Viererlei Symbole nun haben wir auf beiden Linien:

Das Symbol des Reiches.

Das Symbol des Königs des Reiches.

Das Symbol der Herolde des Reiches.

Das Symbol der Hauptstadt des Reiches,

Und die Symbole des Kampfes beider Reiche.

Unsere Aufgabe heute soll sein, das vierfache Symbol des Weltreiches, der Idee Satans, im Zusammenhang vorzuführen und seine Erfüllung in der Geschichte zu zeigen. Das Hauptsymbol der Weltreichsidee Satans ist das Tier mit den sieben Häuptern und zehn Hörnern verbunden mit dem Lammtier und der Hure. Wir gehen nun, dieses Symbol im Gedächtnis haltend, zurück in die Geschichte und sehen, wie es zu dieser Bildung kommt. Wir sehen dort, wie Egypten, inspiriert vom satanischen Geiste, den Gedanken des Weltreichs aufnimmt. Ramses II. um 1350 v. Chr. unterjochte Syrien, Mesopotamien, Arabien, Nubien — und baute eine gewaltige Kultur auf. Doch die kriegerische Kraft Egyptens erlahmte und ein zweites Volk: Assur, nahm den Gedanken des Weltreichs auf: Kriegerische Könige, wie Tiglat Pileser I. (1100), der das Reich nach Osten und Westen weithin ausbreitete; Phul (770) und Tiglat Pileser II. dehnten das Reich bis zur Grenze Egyptens und Indien aus; Altbabylon fiel und auch das heilige Volk kam in die Klauen dieses Weltreichs. Doch der Fluch Jakobs: „Verflucht, wer dir flucht" — traf Assur und es fiel. Babylon ermannte sich, schüttelte das assyrische Joch ab und machte sich zum Herrn der assyrischen und vorderasiatischen Länder. Auch Juda kam in die Hände dieses babylonischen Weltreiches. — Von nun an, 600 v. Chr., leuchtet uns das helle Licht von Daniels und des Johannes politischer Weissagung, — und zwar haben wir ein viermaliges Symbol, welches den Lauf der Geschichte erhellt und uns hinführt zum Ende dieses Weltäons und zur Einführung des letzten Aeons der Menschheitsgeschichte: dem Christusreiche, dem Millennium. Langsam, sorgfältig Schritt für Schritt, führt uns das Licht der Prophetie durch die Geschichte. Dreimal wird dieselbe Weissagung aufge-

nommen und erweitert — denn wie die Weltgeschichte kompliziert ist und immermehr wird zum Ende hin, so muß auch ihr prophetisches Symbol kompliziert werden — und das letzte der Symbole der Weltgeschichte (Apok. 13) ist auch kompliziert. Zur Erleichterung unseres Verständnisses aber hat es dem Heiligen Geist gefallen, von einem einfachen Symbol ausgehend, uns allmählig zum Erfassen des letzten heranzubilden.

I. Das erste und einfachste der Symbole ist das der Menschenstatue mit goldenem Kopfe, silberner Brust, kupfernem Bauch, eisernen Beinen und eisern-tönernen Füßen — verbunden mit dem Symbol des kleinen Steines, der das Menschenbild zertrümmert und ein weltfüllender Berg wird. (Dan. 2). Dies Symbol bedeutet, nach der eigenen Erklärung des prophetischen Textes, die vier Weltreiche: Babylon, Medo-Persien, Griechenland, Rom — sie beurteilend nach ihrem herabsteigenden Kulturwert: Das goldene Weltreich Babylon ist das kulturell bedeutendste, es ist das Erbe jener gewaltigen assyrisch-altbabylonischen Kultur, von der wir gerade in unserer Zeit so Staunenswertes erfahren. Medo-Persien ist schon geringer an Wert: nicht mehr sind edelmenschliche Ziele die leitenden Faktoren, wie bei Babylon, dessen Kultur die Wohlfahrt der Völker will, sondern es ist die Person des Königs der Angelpunkt der Kultur. Degradierend, versklavend wirkt diese Kultur, wie wir es sehen im persisch-griechischen Feldzuge, da die einst so tapferen Perser mit Peitschen in den Kampf getrieben werden müssen. — Das nun folgende Weltreich bezeichnet die prophetische Sprache als das kupferne. Wohl war die spezifisch griechische Kulturepoche eine edle und glänzende, doch die mazedonisch-griechische Weltreichsperiode, die die Weissagung im Auge hat, war wohl glänzend gleich dem Golde Babylons, doch sie war nur kupfern dem Werte nach: Ehrgeiz, Ruhmsucht sind die leitenden Faktoren. Allerdings war Alexanders Idee, die griechische Kultur mit den Kulturen des Orients zu verschmelzen, eine glänzende — doch die Völkerelemente seines Weltreichs waren erschlafft und nicht mehr fähig eines neuen Aufschwungs.

Doch nun tritt das eiserne Reich auf den Plan, das römisch-lateinische Weltreich. Eisern nennt es die prophetische Hieroglyphe; eisern ist seine Kultur, es ist die Kultur des Krieges und der Gewalt; eisern ist sein Gesellschaftsgefüge; eisern sein Recht; eisern seine Sprache; die Kultur des Geistes wird vernachlässigt. Dieses Reich und seine Kultur wird jedoch zerschlagen in dem Gericht der germanischen Völkerstürme; und zerschlagene Teile des lateinischen Eisens vermengen sich mit dem weichen, bildsamen Ton der unzivilisierten deutschen Stämme — doch aber hält das germanische Element nicht zusammen mit dem lateinischen: wieder und wieder kommt es in der Geschichte zu Auflösungen. „Sie werden sich wohl nach Menschengeblüt unter einander mengen, aber nicht aneinander halten" — sagt die Weissagung — und

„die Festigkeit des Eisens wird in diesen Reichen sein.“ Die Festigkeit der germanischen Kultur rührt von dem lateinischen Eisen in ihm, unsere ganze Bildung und Zivilisation ruht auf dem Lateinischen, allerdings auf dem katholisch-lateinischen. Das Germanische aber strebt nach Emanzipation: die Reformation, die germanischen Bibeln, die Germanisierung der Universitäten vor 150 Jahren und die Theologie vor allen, die Verdrängung des Lateinischen aus den modernen Schulen, die Sprachreinigungsbestrebungen, die Verdrängung des lateinischen Rechts, sind ein solches Streben. Und auch schon vor der Reformation: die Kämpfe der deutschen Kirche mit dem römischen Stuhl, die Kämpfe der deutschen Kaiser und Könige mit dem Papst u. s. w. — So ist also wunderbar genau erfüllt, was die Weissagung gesagt.

In den Tagen aber der Zehn-Zehen-Königreiche — so schließt die Weissagung (Dan. 2, 44) — wird Gott vom Himmel ein Königreich aufrichten, welches ewiglich nicht zerstört und dessen Herrschaft auf kein anderes Volk kommen wird: es wird alle andern Königreiche zermalmen und vernichten, selbst aber ewiglich bleiben. Hier ist zu bemerken gegenüber den Gegnern des Millenniums, daß hier, sowohl in der prophetischen Hieroglyphe (wo ausdrücklich gesagt wird: „Der Stein wird ein großer Berg, der die Erde füllt:“—), als auch in der Erklärung der Hieroglyphe ausgesagt wird: daß das Königreich Gottes auf Erden aufgerichtet wird, als ein den vier Weltreichen folgendes. Dies nun ist die Elementar-Weissagung, einfach und durchsichtig, sie zeichnet nur in großen Zügen die Weltgeschichte.

II. Das zweite Symbol der Weltgeschichte (Dan. 7) ist schon etwas schwieriger und sein Zweck ist vor allem eine Macht zu kennzeichnen, die aus kleinen Anfängen ersteht, aber groß wird und eine gottfeindliche, antichristliche Gewalt erlangt. Diese zweite Hieroglyphe ist die der vier Tiere, die aus dem Meere steigen. Das Meer symbolisiert die Völkerwelt (s. Jes. 17, 12 und Ps. 65, 8). Der Löwe mit Adlersflügeln, die ausgerissen werden, der aufrecht auf seine Füße gestellt und dem ein menschliches Herz gegeben wird, symbolisiert das goldene Weltreich Babylon mit seiner menschenwürdigen Kultur. Wohl hat der babylonische Löwe Flügel geistiger Kraft, wohl ist diese Weltmacht menschenähnlich und hat ein menschliches Herz — doch unverkennbar sind an ihr Züge des Tieres. Die zweite Gestalt ist der Bär mit drei Knochen im Maul, der aufgerichtet ist auf einer Seite und dem gesagt wird: „Friß viel Fleisch“ — symbolisierend das silberne Weltreich Medo-Persien mit dem Uebergewicht des persischen Teiles; die drei Knochen deuten auf die drei Weltreiche: Assur, Babylon und Egypten, von deren Fleisch er sich gesättigt. Fein ist durch den schwerfälligen aber kraftvollen Bären die schwerfällige aber kraftvolle Macht Medo-Persiens symbolisiert. Das Bild des griechischen Weltreiches ist in unserm Symbol der vierköpfige Leopard mit vier Flügeln, dem Herrschaft gegeben wird. Geschmeidig und schnell, wie ein geflügelter Leopard, fährt diese Weltmacht daher. Schnell eroberte sie sich unter Füh-

rung Alexanders des Großen das gewaltige Ländergebiet Medo-Persiens und dehnte bis zum Indus seine Herrschaft aus — allen diesen Ländern eine neue geistige Kultur bringend. Die vier Flügel des Leoparden deuten auf Alexanders Plan, die vier großen Kulturen: die egyptische, die assyrisch-babylonische, die babylonisch-persische und die griechische zu verschmelzen (Flügel ist das Symbol für Geist). Doch diesem glänzenden Weltreiche fehlt das feste, innere Gefüge. Nach Alexanders Tod zerfällt das Reich. Alexanders Große, die Diadochen Lysimachus, Kassander, Ptolemäus, Seleukus teilen das Reich in vier Teile, die aber durch den griechischen Geist zusammen gehalten werden. Vier Köpfe wachsen an dem Parder.

Und nun zeigt uns die Weissagung ein viertes Bild, bei dem sie am längsten verweilt: das Bild des eisernen lateinischen Weltreichs: Ein schreckliches und greuliches Tier, mit eisernen Zähnen, welches frißt und zermalmt und, was übrig bleibt, mit den Füßen zertritt. Zehn Hörner wachsen an dem Tier und ein kleines Horn (hier geht das Symbol über das erste hinaus) wächst zwischen ihnen hervor, vor welchem drei der andern Hörner ausgerissen werden. Das Horn hat Augen, wie Menschenaugen und einen Mund, der große Dinge redet. Die biblische Erklärung des Bildes ist: „Das vierte Tier ist ein Königreich, welches die ganze Erde zertreten, verzehren und zermalmen wird." Und die zehn Hörner: „aus jenem Königreich werden zehn Könige erstehen und ein anderer wird nach ihnen erstehen und dieser wird verschieden sein von den vorigen und wird drei Könige erniedrigen. Und er wird Worte reden gegen den Höchsten und die Heiligen des Höchsten vernichten, und wird darauf sinnen, Zeit und Gesetz zu ändern, und sie werden in seine Hand gegeben Eine Zeit, Zeiten und eine halbe Zeit.

Das ist die ganze römisch-lateinische Geschichte in nuce. Rom hat die Länder zertreten und verzehrt, schonungslos, brutal. Es hat ein Reich gegründet, welches das halbe Europa, Nordafrika, Vorderasien umspannte. — Doch dies ungeheure Weltreich zerfällt wieder. Zuerst löst sich der griechisch-morgenländische Teil wieder ab und die Völkerwanderung, die um 372 einsetzt, besorgt vollends die Auflösung des spezifisch lateinischen Reiches. Germanische Stämme setzten sich fest in den römischen Provinzen und gründen Königreiche — so erfüllend die Weissagung — und zwar sind es durch den Lauf der Jahrhunderte durchschnittlich zehn und heute sind es, seit 1870, buchstäblich zehn: und zwar namentlich aufgeführt: England, Holland, Belgien, Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, Schweiz, Oestreich-Ungarn, Italien. Wohl sind auch in Nordafrika, welches auch zum spezifisch römischen Reich gehört hat, Reichebildungen entstanden, doch diese stehen durchaus unter der Oberhoheit der europäischen Reiche. Die Gebiete der früheren Weltreiche, die ja auch dem römischen Weltreich einverleibt gewesen waren, sind nicht durch die zehn Hörner abgebildet — sie werden Kap. 7, 12 unter ihren Tiersymbolen bis zum Ende bestehend,

selbständig dargestellt, doch „ohne Herrschaft". Von den Reichsbildungen auf diesen Gebieten nimmt die Prophetie hier keine Notiz — sondern macht sie zu einem Gegenstand einer besonderen Weissagung.

Das Wichtigste aber dieser Weissagung ist das kleine Horn, eine gottfeindliche Macht. Dem Heiligen Geist liegt offenbar viel daran, uns diese Macht erkennen zu lehren, denn er gibt uns allerlei Züge und Kennzeichen an, um diese Macht in der Geschichte zu finden. Wir werden uns überzeugen, daß Dr. Luther recht gesehen, wenn er das Papsttum als diese geweissagte antichristliche Macht genannt hat.

Drei Hörner sollten vor dem Aufwachsen des kleinen Hornes ausgerissen werden: drei germanische Königreiche, die nach der Auflösung des römischen Reiches in Italien gegründet waren, wurden, laut der Geschichte, vor der aufstrebenden Macht der Bischöfe von Rom zerbrochen, — und zwar waren es das Königreich der Heruler, das ostgotische Reich und das Königreich der Longobarden, die durch Intriguen der römischen Bischöfe vernichtet wurden. Gegen die Goten riefen sie die Hilfe des oströmischen Kaisers an, der Belisar mit der Eroberung Italiens beauftragte; gegen die Longobarden, die sich bald nach der Unterwerfung der Goten in Italien festgesetzt hatten, riefen sie Pipin von Franken zu Hilfe, welcher das longobardische Königreich zerstörte und dem Bischofe von Rom, dem damals schon der Name Papst beigelegt war, das sogenannte Patrimonium Petri schenkte. Damit stand das kleine Horn: das Papstkönigtum, fest auf dem Haupte des lateinischen Tieres und wuchs sich in der Folge aus zu jener imponierenden gewaltigen Macht, die sich gerierte als Beherrscher der Welt, von deren Händen die zehn Könige ihre Kronen nahmen, die den Fürsten Krieg und Frieden befehlen konnte, deren Bannstrahl in ganz Europa gefürchtet wurde. Die biblische Erklärung der Hieroglyphe sagt: „Das kleine Horn wird ein andersartiger König sein denn die zehn Hörner": das Papstkönigtum ist eine religiös-politische Weltmacht gewesen und ist es noch. Das Papsttum hat die Weissagung erfüllt und die Heiligen verstört: eine Statistik berechnet die Zahl der ausgerotteten „Ketzer", die dem Papsttum durch die 1200 Jahre seiner Herrschaft hindurch zum Opfer gefallen, auf 50,000,000. Das Papsttum hat das Gesetz des Höchsten geändert und sich sogar dessen gerühmt, daß ihm solche Macht gegeben sei: das Papsttum hat das hattamid (Dan. 12, 11) das Beständige (Opfer): das Erlösungsopfer Jesu (zwar nicht in der Theorie aber in der Praxis) entfernt und den schiquz schomem, den verwüstenden Greuel: das Idol des Meßopfers an heiliger Stätte errichtet; es hat den Ablaß und das Fegfeuer erfunden; es hat die Mittlerschaft der Maria, die es zur göttlichen Würde erhoben, dekretiert; es hat die Anrufung der „Heiligen" und die Verehrung von Reliquien befohlen; es hat die Ehelosigkeit der Priester gegen Gottes Gesetz bestimmt — überhaupt die Religion und das Gesetz Christi so verändert,

daß man nicht fähig ist, das ursprüngliche Christentum in dem Katholizismus zu erkennen.

Das Papsttum hat das andere Kennzeichen erfüllt und die Zeit geändert: Gregor XII. 1582 konnte Europa befehlen, daß die julianische Rechnung aufgehoben und der Kalender des „neuen Stils", der „gregorianische Kalender", den wir noch heute haben, eingeführt werde. Dadurch wurde die Zeit geändert und zehn Tage aus dem Kalender gestrichen. Das Papsttum hat — wie die Weissagung als Kennzeichen angibt, — ein Maul, das große Dinge geredet und hat den Höchsten gelästert durch fabelhafte Anmaßungen. Es besteht ein Auszug aus 223 authentischen Dokumenten der Päpste, der uns wie eine Satire vorkommt; was je von überhebenden Aussprüchen der Päpste gemeiniglich bekannt ist, wird weit in die Schatten gestellt durch diese unerhörten Worte. Nur einige Proben: „Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist," und da Christus sagt: „Mir ist gegeben alle Gewalt — — —" so steht fest, daß der Stellvertreter Christi Macht hat über himmlische, irdische und höllische Dinge, da er „dieselbe unmittelbar von Christo übernahm." — — — „Ich schulde den Kaisern von Rechts wegen keinen von ihnen zu beanspruchenden Gehorsam, aber sie schulden denselben mir als ihrem Vorgesetzten — — — Und wie ich über ihnen stehe, so stehe ich auch über jedem Gesetze und jeder Verfassung, der ich durch mich selber und durch meine Auslegung fähig bin, das nicht geschriebene Recht über das geschriebene zu erheben. — — — Die ganze Erde ist mein Sprengel, und ich bin der Richter aller Menschen, als der ich die Autorität des Königs aller Könige über die Untertanen habe. Ich bin alles in allem und über alle, so daß Gott selber und ich, der Stellvertreter Gottes, zusammen ein Konsistorium haben und ich im stande bin, beinahe alles zu tun, was Gott tun kann.... Daher — wenn es von diesen Dingen, die ich tue, heißt, sie seien nicht von Menschen, sondern von Gott getan — was könnt ihr aus mir machen, als einen Gott?..... Darum ist es nicht wunderbar, daß es in meiner Macht ist, Zeit und Zeiten zu ändern, Gesetze umzugestalten und aufzuheben, von allen Dingen, ja, sogar von den Vorschriften Christi, loszusprechen; denn wenn auch Christus Petro befiehlt, sein Schwert in die Scheide zu stecken und seine Jünger ermahnt, keine äußerliche Gewalt anzuwenden, um sich zu rächen, so rate ich doch, Papst Nikolaus, in meinem Schreiben an die Bischöfe von Frankreich denselben, daß sie ihre materiellen Schwerter ziehen sollen..... Ich gebiete, erkläre und verkündige, daß es auf der Notwendigkeit des Heils beruht, daß jedes menschliche Geschöpf sich mir unterwerfe....."

Dazu nehmen wir die Unfehlbarkeitserklärung. Oder wir wohnen einmal einer Investitur der Päpste bei. Die gebräuchliche Formel bei der Krönung mit der Tiara lautet: „Empfange diese dreifache Krone und wisse, daß du der Vater der Fürsten und König und Regie=

rer der Welt bist!" Nach der Investitur mit dem roten, päpstlichen Staatskleide, mit dem von Perlen bedeckten Gewande und der mit Edelsteinen besetzten Mitra wird der neue Papst zum Altar geführt, vor welchem er sich niederwirft. Dann erhebt sich der Papst, und seine Mitra tragend wird er von den Kardinälen in die Höhe gehoben und auf den Altar gesetzt. Einer der Bischöfe kniet nieder und beginnt das Tedeum. Währenddessen küssen die Kardinäle Füße und Hände und Gesicht des Papstes, — das ist die sogenannte Adoration. Auf einer päpstlichen Münze wird diese Szene dargestellt mit der Umschrift: "Quem creant adorant." Bei der Krönung des Papstes Innocenz X. richtete der Kardinal Colinna, auf seinen Knieen liegend, folgende Worte an den Papst: „Heiligster und gebenedeitester Vater, Haupt der Kirche, Regierer der Welt, welchem die Schlüssel des Himmelreichs anvertraut sind, welchen die Engel des Himmels verehren, die Pforten der Hölle fürchten und die ganze Welt anbetet, wir verehren, ehren und beten dich insbesondere an." — „Er setzt sich in den Tempel Gottes als ein Gott und gibt an, er sei Gott" — sagt St. Paul von dem Antichristen. „Hat Gott mich nicht zum Fürsten aller Völker, zum Ausreißen und Niederwerfen, zum Zerstören und zum Bauen gesetzt?" fragt Bonifazius VIII. „Ist der König von England nicht mein Leibeigener?" sagt Innocenz VI. Bei dem Lateranischen Konzil redete Marzellus den Papst an: „Du bist ein anderer Gott auf Erden." Die Gesandten aus Sizilien warfen sich vor dem Papste Martin mit dem dreimal wiederholten Ruf: „Lamm Gottes, der du wegnimmst die Sünden der Welt", nieder. Gregor II. sagt: „Alle Könige des Westens verehren ... den Papst wie einen Gott auf Erden." Kaiser und Könige willigten ... ein, wie selbst Karl der Große, Johann von England, Otto u. a., daß sie ihre Länder als Vasallen des Papstes erhalten. „Der Mensch der Sünde ... maßte sich jedes geistliche Amt Christi an. Wenn Christus der Universal... hirt der Seelen war, war er dann nicht dasselbe? Wenn Christus die ... Tür für die Schafe war, war er dann nicht auch die Tür? Wenn Christus ... der Heilige war, gebührte ihm dann nicht der Titel: „Seine Heiligkeit"? Wenn Christus der Gemahl der Kirche war, war er dann nicht dasselbe? Ihm sind die Seelen im Fegfeuer und die Engel untertan und er ... kann durch sein Dekret Tote unter die Heiligen versetzen, und sie zu einem ... Gegenstand der Verehrung machen. Dies alles sind nicht etwa veraltete ... Ansprüche, die heute aufgegeben sind: In einer Adresse, die Leo XII... I. 1887 überreicht wurde, heißt es: „Seligster Vater! Eure Worte sind ... immer Wahrheit, immer heilig, und wir nehmen sie jederzeit mit de... derselben Ehrerbietung an, wie wir die Aussprüche Gottes annehmen." ... Der Genfer Bischof Mermillod wandte 1876 bei der Einweihung der ... Votivkirche in Lourdes auf den Papst die Worte an: „Du allein bist ... der Allerhöchste, du bist der Herr, den ganz Europa bald wieder als ... den Oberherrn anerkennen wird." Der Jesuit Faber schreibt: „Der ... Bischof von Rom sei die

dritte Menschwerdung Christi". Der Jesuit Lazar: „Der Papst ist Christus auf Erden." In dem jesuitischen Blatte "Civilta Cattolica" heißt es: „Wir erklären, sagen, bestimmen und vermelden, daß dem römischen Papste alle Kreatur unterworfen sein müsse und ohne diesen Glauben keine Seligkeit zu hoffen ist." (2. Jan. 1869). (Siehe auch „Pfennigsdorf, Christus im modernen Geistesleben. Seite 238—266.)

Das Kommen des Antichristen sollte stattfinden mit allerlei lügenhaften Kräften und Zeichen und Wundern und mit allerlei Verführung zur Ungerechtigkeit. Man denke an die Erscheinung der Maria zu Lourdes, an den heiligen Rock zu Trier, an das flüssige Blut des Januarius in Neapel und an die hunderte der Wallfahrtsorte mit ihren Lügenwundern und Reliquienschwindel. Man denke an die lügenhaften, die Gemüter bezaubernden Gottesdienste. — Man bedenke das alles und man wird Luther recht geben, der das Papsttum als die geweissagte Macht des Antichristen erkannt hat. Nicht eine einzelne Person ist unter dem Antichristen verstanden, der nur eine kurze Trübsalszeit von 3½ Jahren über die Heiligen Gottes verhängt — wie die Ausleger der endgeschichtlichen und katholischen Schule träumen, — sondern viel Schlimmeres. Eine furchtbare Macht ist gemeint, die inspiriert vom satanischen Geiste, unter dem Deckmantel des Christentums, die Leiber und Seelen der Menschen Jahrhunderte lang beherrscht, und tyrannisiert. Das ist „das Geheimnis der Bosheit," daß Satan ein falsches Christentum unterschob und so das wahre Christentum beiseite schaffte; nicht feindlich trat er gegen dasselbe auf, sondern äffte es in schlauer Weise nach, doch so, daß es allmählich genau das Gegenteil wurde. Statt des himmlischen Hohenpriesters setzte er den Papst — statt des Erlösungsopfers Christi: die Messe, — statt der Bibel: die Tradition, — statt des himmlischen Trösters und Beistandes, den Heiligen Geist: die Maria, die Heiligen und Engel. Kaum könnte ein schlaueres Teufelswerk erfunden werden: als durch ein falsches Christentum, wo die Wahrheit Lüge und der Glaube Aberglaube, die einen, die dummen Menschen durch Aberglauben und die klugen durch Unglauben, zu dem sie kommen müßten, gefangen zu nehmen. Es ist eine Ironie der Geschichte, daß sogar der Mann, den man den ersten Papst nennen kann, die protestantische Ansicht bezeugt: Gregor I. (um 600) hat kräftigen Protest erhoben gegen den Titel: Universalbischof und hat die Behauptung ausgesprochen, daß der erste Bischof, der es wagen würde, sich dies anzumaßen, den Namen Antichrist verdienen würde.

In der Erklärung des prophetischen Symbols wird uns nun auch die Zeit der Herrschaft des kleinen Hornes angegeben. „Eine Zeit, Zeiten und eine halbe Zeit." Diese Zeitangabe wäre also — nach unserem System der historischen Auslegung die 12—13 Jahrhunderte der Herrschaft des Papsttums. Weiteres wollen wir jetzt nicht sagen, sondern die wissenschaftliche Erklärung aufschieben, bis wir bei der Erklärung

der johanneischen Hieroglyphe der Weltgeschichte wieder auf eine Zeitangabe stoßen.

III. Zwischen diesem ersten und zweiten Symbol der Weltgeschichte liegt nun ein anderes, bei dem wir jedoch nicht sicher sind, ob wir in ihm ein Symbol der Weltgeschichte haben — aber einzelne Züge deuten darauf hin. Es ist das Traumgesicht Nebukadnezars von dem Baum, der abgehauen wird und dessen Wurzelstock in Fesseln von Kupfer und Eisen auf dem Felde liegt, dem das menschliche Herz genommen und ein tierisches gegeben wird, bis über ihm sieben Zeiten um sind. Die Erklärung dieses Traumgesichtes bezieht sich zwar auf den Wahnsinn Nebukadnezars — doch es scheint dieser gewaltige babylonische Weltkönig von dem Heiligen Geiste als typische Figur gefaßt zu sein: dann wäre also er selbst und sein Schicksal eine Hieroglyphe der Geschichte. Zweierlei nämlich ist an dieser Weissagung interessant: es wird ausgesagt: Der Wurzelstock des Baumes liegt in Fesseln von Kupfer und Eisen — das sind aber die Symbole des griechischen und römischen Weltreichs; wie denn ja auch tatsächlich die babylonisch-orientalische Kultur in die Fesseln der griechischen und römischen geschlagen ist. (Wir sind erstaunt gewesen über die Erkenntnis der neuesten Zeit, daß unsere Kultur, die wir griechischen und römischen Ursprungs wähnten, babylonischen Kern hat. „Japhet wohnt in den Hütten Sems.") Und zweitens wird uns gesagt, daß der Wahnsinn Nebukadnezars sieben Zeiten dauern soll. Das ist jene geheimnisvolle Zeitangabe der 3½ Zeiten doppelt, der Machtzeit des kleinen Horns. Dieses Zeitmaß würde dann die ganze Zeit der Geschichte messen, vom babylonischen Weltreich bis zum Ende, da die Weltmacht und die Kulturmenschheit von dem tierischen Wahnsinn erwacht zur Menschenvernunft in dem Weltreich des Menschensohnes. Es ist Tatsache geworden in der Geschichte, daß die Weltmächte immer mehr das edelmenschliche verloren und den Tiercharakter annahmen. Tierisch sind die zerfleischenden Kriege, die die ganze Geschichte durchtoben und Wahnsinn ist der Abfall vom Geist — denn das Grundgesetz des menschlichen Wesen ist Geist—Wahnsinn ist eine Kultur und Zivilisation, die anstatt „κατα πνευμα" „κατα σαρκα" auf ihre Fahne schreibt.

IV. Die johanneische Hieroglyphe: Apg. 13, und ihre prophetische Erklärung: Kap. 17.

In Apg. 13 werden nun diese Danielischen Weissagungen wieder aufgenommen und abermals erweitert; und zwar schauen wir dort eine Hieroglyphe, die die ganze Geschichte der Idee der Weltmacht zeichnet in einem einzigen Bilde (lies K. 13.) Wir sehen auf den ersten Blick, daß dieses Tierbild die Tierbilder der zweiten Danielischen Hieroglyhe in eins zusammenfaßt: denn sie ist zusammengesetzt aus dem griechischen Leoparden, dem persischen Bären und dem babylonischen Löwen(V. 2): „Das Tier war gleich dem Pardel, seine Füße als Bärenfüße, sein

Maul als eines Löwen Maul." Doch hören wir die phrophetische Erklärung dieses Tierbildes (Kap. 17, 8): Die sieben resp. acht Häupter des Tieres sind die sieben oder acht große Kulturen und Weltreiche, die am Ende der Geschichte in eins zusammengewachsen sind: „Die sieben Häupter sind sieben Berge und sind sieben Könige." Berg und König sind die Bilder für Herrschaft (s. Dan. 2, 35; Sach. 4, 7; Jes. 2, 2). Fünf der weltbeherrschenden Häupter sind gefallen — heißt es dort — zur Zeit des Johannes nämlich, und zwar waren es die fünf Weltreiche: Egypten, Assur, Babylon, Medo-Persien, Macedonien-Griechenland; eines war: eines bestand zur Zeit des Johannes in seiner Vollkraft: Rom. Aber auch das römische Haupt fällt: es empfängt die tötliche Wunde des germanischen Schwertes und das Tier sank in den Abgrund der Vernichtung: „Es war und ist nicht, wiewohl es doch ist." Denn die satanische Idee starb nicht. Karl der Große nahm die Idee des Weltreichs wieder auf und gründete das römische Kaisertum deutscher Nation. Es gelang ihm Italien, Deutschland, Niederlande, Schweiz, Oestreich, Frankreich und Nordspanien wieder zusammen zu fügen. Doch dieses siebente Haupt blieb nur die kurze Zeit von vierzig Jahren. Nach dem Tode Karls zerfällt das Reich, Karls Nachfolger vermögen die Schöpfung des großen Kaisers nicht zu halten und unterliegen im Kampf mit dem Papstkönigtum. „Die tötliche Wunde des Tieres wird heil und es kommt wieder aus dem Abgrund." Das Tier, das man auch das achte Haupt der Weltherrschaft nennen könnte, („das Tier, das wiederkommt aus dem Abgrund, ist auch ein achtes"), steht imponierend und mächtig wieder da. In alter bezaubernder und bewundernswürdiger Kraft ersteht wieder Rom, dessen Pontifex maximus mit der dreifachen Krone der Beherrscher der Welt wird. „Willig geben die zehn Hörner des römischen Hauptes, die Königreiche Europas, ihre Macht dem Tier. Wieder wie in frühester Zeit lassen sich die Völker Europas in Rom ihre Gesetze vorschreiben und geben dem Pontifex-Imperator in Rom ihren Tribut. Es wird nun von dieser Macht des achten Hauptes dasselbe ausgesagt, wie von dem kleinen Horn der Danielschen Hieroglyphe: „Es ward ihm gegeben ein Mund, der große Dinge und Lästerung redete" — — „und es wurde ihm gegeben zu streiten mit den Heiligen und sie zu überwinden."

In beiden sehen wir dieselbe Macht geweissagt. Alles darum, was wir aus der Welt- und Kirchengeschichte als Beleg dafür anführten: daß unter dem kleinen Horn die Papstmonarchie verstanden ist, gilt der hier als achtes Haupt geschilderten Macht. Ich mache darauf aufmerksam, daß auch schon in der Danielschen Hieroglyphe das Auswachsen des kleinen Horns zu einem Haupt angedeutet wird: „Das Horn hat Augen und ein Maul." Nur die Zeitangabe heißt hier nicht 3½ Zeiten, sondern 42 Monate, — beides bedeutet aber dieselbe Zeit.

Aber das Zehn-Königreich des Papsttums ist doppelten Charakters: es ist sowohl eine politische Weltmacht, als auch eine religiöse

Hierarchie. Die Weissagung zeichnet deshalb hier noch eine zweite Hieroglyphe: Mit dem „Tier" auf das innigste verbunden wird ein anderes Tier geschildert: ein Lamm, das aber redet wie der Drache, der Teufel (lies Apok. 13, 11 u. f.). Wie Christus unter dem Bilde des Lammes dargestellt wird, so auch sein Afterbild: der Antichrist. In der Erklärung des Engelexegeten wird das satanische Lamm der „falsche Prophet" genannt. Ein Prophet ist eine geistliche Macht. Also eine falsch-geistliche Macht, die beansprucht, von Gott gesandt zu sein, haben wir zu suchen — nun wir brauchen nicht lange zu suchen, denn es ist klar, daß nur das Papsttum mit seinem Klerus (jesuitisch geschulten Klerus) eine solche Machtstellung, wie die Weissagung schildert, über die Zehn-König-Staaten ausgeübt hat. „Alle Macht des ersten Tieres übt es vor ihm aus." Wir sehen in der Geschichte es schlagend erfüllt, wie die politische Weltmacht durchaus inspiriert und geleitet wird von dem römischen pontifex maximus. Ueber das Priesterwort: "ecclesia non sitit sanguinem" bei den Ketzerausrottungen, lacht jeder Kenner der Geschichte, denn der weltliche Arm wurde stets geleitet von dem geistlichen. Die Protestanten unserer Tage verlieren mehr und mehr aus dem Bwußtsein, welch furchtbare Gewalt und Macht das Papsttum über die Gemüter besessen. Sein Wort schloß den Menschen den Himmel, sein Wort war Gesetz, dem sich willenlos Millionen beugten; sein Bannwort wirkte wie Feuer vom Himmel und erfüllte mit Grauen und Entsetzen. Welch ein Zeichen der Macht der Päpste ist ein Kaiser Heinrich von Canossa, oder Barbarossa, dem Papst die Steigbügel haltend, oder Heinrich VI., der seine Krone von den Füßen des Papstes erhielt und wie viel anderes mehr. Das Papsttum hat ein „Bild des Tieres" gemacht und die Menschen anbeten lassen: die Idee des römischen Imperiums — des nachgeäfften Milleniumsreiches Christi, — die durch das Papsttum Geist und Leben bekam. Und die Menschen glaubten an diese Idee und kämpften für diese Idee — und selbst heute noch betonen die Päpste diese Idee und verlangen die Weltherrschaft und klagen über die Vernichtung ihrer politischen Macht. Das Papsttum hat das Malzeichen: „römisch-katholisch" den Menschen gegeben — und niemand konnte kaufen und verkaufen und fortkommen in jener eisernen katholischen Zeit, da noch die Päpste unbeschränkte Imperatoren waren, der nicht katholisch war, sondern er war verfehmt und wurde dem „weltlichen Arm" zur Aburteilung überwiesen. Was hat es gekostet, ehe sich die geknechteten Völker Gewissensfreiheit und Selbständigkeit erkämpft haben! Die Weissagung gibt noch ein zweites Kennzeichen an, die Zahl „666" als Zahl des lateinischen Tieres, ein Rebus, das zu erraten wir aufgefordert werden. Die Lösung ist gefunden. Erinnern wir uns, daß die Apokalypse in griechisch geschrieben ist; erinnern wir uns zweitens, daß die griechischen Zahlzeichen die Buchstaben des Alphabets waren und erraten wir nun, welche Zusammensetzung der Buchstaben die Zahl 666 ergibt, so überrascht es

uns das Wort ΛΑΤΕΙΝΟΣ zu finden (Λ:30, Α:1, Τ;300, Ε:5, Ι10, Ν:50, Ο:70, Σ:200; Summa 666.)

„Latenos“ ist in der Tat das Charakteristikum der Papstmonarchie: denn tatsächlich gab man den Namen römisch auf und nannte sich „lateinische Welt, lateinische Königreiche, lateinische Kirche, lateinische Geistlichkeit, lateinischer Patriarch, lateinische Konzilien. Und alles wurde latinisiert: der Gottesdienst, die Messe, die Gebete, die Lieder und Litaneien, die Kirchengesetze, die Dekretalien und Bullen — alles wurde in lateinischer Sprache verfaßt.

Die prophetische Hieroglyphe zeichnet nun noch ein neues Bild hinzu: „Auf dem Tier mit sieben Häuptern und zehn Hörnern sitzend ein Weib (Apg. 17, 1 u. f.). Die große Hure, die Mutter der Hure und der Greuel der Erde.“ Die Erklärung des Engelexegeten sagt: „Das Weib ist die große Stadt, welche das Königtum hat über die Könige und Völker und Nationen. Stadt ist das Symbol für Zivilisation, Hurerei ist die Hieroglyphe für falsche Religon oder Abfall von Gott (s. Hos. 1, 2; 4, 12 u. a.) Fragen wir nun, welche Zivilisation und Religion die Zehn-König-Staaten beherrscht hat, so ist die Antwort: es ist die Zivilisation und Religion der lateinischen Kirche, eine Zivilisation, die vorgab eine christliche zu sein, eine Religion, die sich vollständig mit den Elementen des heidnischen Roms vermengt hatte. Das Christentum ist in der lateinischen Kirche in seinem Grundprinzip aufgelöst, und eine Pseudo-Kirche ist errichtet, in welche sich unreine Geister und allerlei gehaßte Vögel falscher Lehren einnisteten. Sie vergiftete den reinen Wein der göttlichen Religion mit heidnischem Aberglauben und Philosophien und gab den Völkern davon zu trinken, bis ihre Sinne zerrüttet und untüchtig wurden zum Glauben. Der Aberglaube des Mittelalters, der Unglaube der Neuzeit, das Mißtrauen und der Haß gegen die Kirche, der Zweifel an aller Wahrheit, die Zerrüttung des modernen Geisteslebens, die Abkehr vom Idealismus, die sittliche Fäulnis, die staatliche Korruption, die Verwirrung der Begriffe und wer nennt es alles — sind die bösen Syphilisgeschwüre des Geistes der Hure.

Wäre die Kirche die reine Braut Christi geblieben, die Stadt auf dem Berge, die Besitzerin der Wahrheit, sie hätte alles das verhindert und den ihr anvertrauten Völkern zur Genesung geholfen und sie mit der wahren Zivilisation beglückt.

Die Gründung der Reformationskirchen konnte den ungeheuren Schaden nicht mehr gut machen. „Gehet aus von ihr, mein Volk, auf daß ihr nicht teilhaftig werdet ihrer Sünden — so erschallte vor 400 Jahren der Ruf des Heiligen Geistes durch die Kirche, und Deutschland, England, Dänemark, Skandinavien, Holland, Schweiz folgten auch dem Rufe und auch aus den südlichen Staaten folgten manche dem Rufe. Doch der lateinischen Kirche gelang es, sich in den Südstaaten zu behaupten, dadurch daß sie Ströme Bluts vergoß. Doch auch die Töchter der Mutter, die griechischen und protestantischen Kirchen, von denen

letzteren es wohl schien, als würden sie nicht in den Fußtapfen der Mutter gehen, auch sie sind verdorben — das Gift der Mutter war in ihrem Blute. Sie leben zwar mit der Mutter im Streit, aber lehnen sich in jämmerlicher Abhängigkeit an den Staat, oder liebäugeln mit der Welt. „Unreine Geister und gehaßte Vögel," sogenannte Theologien, haben sich eingeschlichen und hauchen Gift in die göttliche Wahrheit. Viele der Töchterkirchen sind, wie die Mütter, erstarrt in ihren philosophischen Dogmatiken und sind zur Sakramentskirche geworden. Jede der protestantischen Sekten hat wieder ihre eigene Wissenschaft und Weisheit und jede bekämpft und verketzert die andere. Keine versteht mehr die Sprache der andern:—Babel. Wie viele der protestantischen Kirchen werden wohl Gnade finden vor den „Flammenaugen?"

„Gehet aus von ihr, mein Volk!" Diese Aufforderung und Warnung ergeht an Gottes Volk in jeder Kirche, die Hurerei treibt: die etwas anderes den Seelen bietet als Christus und sein Heil. Wie traurig sieht es in der englischen Kirche aus, die mit Riten und Formeln die Seelen beglücken will, statt mit Leben und Geist. Viele der Gotteskinder dort haben ja auch den Ruf des Heiligen Geistes befolgt, und haben Freikirchen gegründet — wer darf es beklagen? Wie traurig sieht es in den deutschen Landeskirchen aus, die von der liberalen Theologie, die sich aus Wissenschaft nicht beugt unter das inspirierte Wort, verdorben werden! Warum gründet Gottes Volk in Deutschland nicht Freikirchen? Oder ist der unreine Geist der religiösen Gleichgültigkeit schon allgemein? Wie leiden nicht auch unsere amerikanischen Kirchengemeinschaften alle mehr oder minder! Wo ist die Kirche, auf die man mit Wohlgefallen hinweisen kann und sagen: sie ist ideal? Wo ist die Kirche, die wie der Herr befohlen, wartet auf ihren Herrn mit erhobenem Haupt der Freude und brennender Lampe des Glaubens? — denn das ist ein Gradmesser der Frömmigkeit.

(Schluß folgt.)

Der Hebräerbrief.

P. G. Fr. Schütze.

(Fortsetzung.)

III. Die geschichtlichen Grundlagen, Ort und Zeit des Hb.

Aus dem Titel Hb. haben wir auf die jüdische Abstammung der Leser geschlossen; liegen aber für diesen Schluß auch dem Briefe selbst entnommene Bemerkungen vor? Daß die Hb. Juden gewesen sind, wird nirgendwo direkt gesagt, ist aber doch die unabweisbare Grundlage des richtigen Verständnisses. Die hebräische Abstammung läßt sich nun aber nicht daraus beweisen, daß der Verfasser die Juden der alten Zeit als die Väter (1, 1; 3, 9) bezeichnet, oder daß er die gläubige Gemeinde Abrahams Samen nennt (2, 16).[1] Aber sie geht daraus hervor, daß

[1] Diese Namen werden auch Heidenchristen gegeben, cf. Röm. 4, 11—18; 1. Kor. 10, 1 ff; Gal. 3, 7—29; 4, 21—31.

im ganzen Hb. auch nicht mit einem Worte gesagt ist, daß, wann und wie die Leser zu Dienern des wahren Gottes und dadurch zu Miterben der Abraham gegebenen Verheißung geworden sind.[2] Sie sind es also schon von Anfang an, d. h. durch Geburt gewesen. Ganz zweifellos wird das durch eine verständige Auslegung von 3, 7—19, aus welcher Stelle wir auch einen absolut sicheren terminus a quo für die Zeitbestimmung des Briefes gewinnen. In diesem Abschnitt gibt Apollo nicht etwa das Zitat von Ps. 95, 7—11; sondern er hat in bewußter Anlehnung und eben so bewußter freier Abweichung seine eigene Mahnung an die Hb. gerichtet.[3] Was der Sänger seiner Zeit seinen Zeitgenossen zurief, das ruft auch jetzt der Apostel seinen Zeitgenossen zu. Eine Bezugnahme auf die in Ps. 95 erwähnte Periode der altlichen Heilsgeschichte erscheint als ausgeschlossen, weil Apollo ohne einen Vergleich zu Ermahnungen an seine Leser (V. 12—14) übergeht, die erst ganz zuletzt wieder in die Gedanken von V. 7 einklingen. Weil nur die bis an das Ende beharrenden Christen (V. 6) Gottes Haus sind, darum sollen die Leser h e u t e ihre Herzen nicht verhärten, wie die Väter d a m a l s am Tage der Verbitterung in der Wüste taten. Sonst wird es d i e s e m Geschlecht wie j e n e m gehen. Sie werden nicht zur Ruhe eingehen. Wir müssen im Auge behalten, daß der Verfasser keine Lehrabhandlung, sondern ein herzbewegliches „Wort der Ermahnung" schreibt. In jener wäre es unpassend, in dieser aber ganz angebracht, daß der Autor seine Gedanken in Worte kleidet, die buchstäblich längst nicht mehr passen. Wir finden ja, eben nach dem Vorgang der Bibel, es auch nicht unverständlich, wenn das Lied z. B. u n s mahnt: „Zion, fahre fort" oder „Dein Zion streut dir Palmen" u. s. w. So redet der Verfasser nicht von j e n e r Wüstengeneration unter Moses, sondern von d i e s e r Generation,[4] die noch lebt, oder doch erst ganz kürzlich daheim ist. Diese hat sich gegen Gottes Sohn erbittert (Matth. 23, 32—38) und hat 40 Jahre lang (30—70 n. Chr.) Gottes Großtaten

---

[2] Cf. dagegen: Kol. 2, 11 ff; 1. Thess. 1, 9; 1. Petr. 2, 10; 3, 6; 4, 3 u. öft.

[3] Genaue Zitate im Hb. werden eingeführt mit λέγει (scil ὁ θεὸς) 1, 6 f.; 5, 6 λέγων: 2, 6. 12; 4, 7; 6, 14; 7, 21; εἴρηκεν 4, 3. 4; und ähnlich noch öfter. Das καθὼς λέγει τὸ Πνεῦμα τὸ ἅγιον in 3, 9 dient nicht zur Anführung eines genauen Bibelwortes, sondern soll es erträglich machen, daß die Rede des Apostels unbemerkt in die Gottes übergeht. Vgl. auch λέγει τὸ Πνεῦμα in Offb. 14, 13, wo das Jesajazitat 57, 2 ebenfalls frei wiedergegeben wird. Grammatisch ist zu bemerken, daß es gegen die stylistische Gewandtheit, die der Hb. sonst zeigt, ist, anzunehmen, daß der mit διὸ in V. 7 begonnene Satz erst V. 12 fortgeführt wird. Die Parenthese erstreckt sich vielmehr nur auf das καθὼς λέγει τὸ Πνεῦμα τὸ ἅγιον, und ist nach diesen Worten zu schließen, wenn auch der textus receptus sie erst nach V. 11 schließt.

[4] „Durch die Verwandlung des ἐκείνῃ hinter τῇ γενεᾷ in V. 10 in ταύτῃ hat der Verfasser gezeigt, daß er nicht die Israeliten der mosaischen Zeit, sondern eine ihm und seinen Lesern viel näher stehende Generation des jüdischen Volkes im Auge hat." Zahn l. c. p. 139. Anm. 6.

gesehen in Jesu Leben und dem Wirken der Apostel und hat doch Gottes Wege nicht erkannt. Darum ist sie denn auch von der Ruhe des Volkes Gottes ausgeschlossen und mit Jerusalem umgekommen.[5] Die Leser haben sich erretten lassen aus diesem verkehrten Geschlecht (Apg. 2, 40), sie verstanden es aber, wenn der Verfasser den ungläubig gebliebenen Teil des Volkes ihre Väter nannte,[6] zumal da die, welche die entscheidende Tat der Erbitterung gegen Gottes letzte Offenbarung veranlaßten, nicht mehr am Leben waren.

Auch die mit einer anscheinend rein historischen Betrachtung des Psalmwortes beginnende Allegorie (— 4, 11), in die der Verfasser seine eigenen Gedanken kleidet, will wie 1. Kor. 10, 1—11, die typologische Bedeutung der altlichen Heilsgeschichte für die Gegenwart und Zukunft erweisen. Leser, wie sie der Hb. voraussetzt, ersehen aus ihr, daß wie z. B. des Wüstenzuges sich im Volk eine Scheidung zwischen der im Unglauben verbitterten Mehrheit und der gläubigen Minderheit vollzogen hatte (4, 2 f.; cf. 6, 18), ein gleiche Scheidung sich jetzt vollzog; daß die letztere sich auf dem Wege zur Verheißung befand, an ersterer aber sich der Zorn Gottes erfüllt hat (3, 19; 4, 6). Solche typologische, allegorisierende Ausnutzung des A. T. war den Aposteln ja ganz geläufig (cf.: Gal. 4; 1. Kor. 10; Röm. 9; 11; Jud. 5).[7]

Der Gegensatz, den der Verfasser behandelt, heißt nicht: Heide und Christ, sondern Einst und Jetzt.

Ferner ergibt sich die jüdische Abstammung der Hb. zur Evidenz aus 13, 13. In dem ganzen Abschnitt 13, 10—16 ist Christus nicht als der opfernde Priester (8, 2), sondern als das Opferlamm betrachtet. Also die der Hütte pflegen, sind dieselben Christen, von deren Altar gesprochen wird; denn daß die jüdischen Priester keinen Anteil haben am Versöhnungsopfer Christi, ist zu selbstverständlich, als daß es sollte ausdrücklich gesagt sein. Vielmehr hat die Sache einen praktischen Hintergrund. Die der Hütte pflegen, sind die, welche von ihrem Gottesdienst materielle Vorteile erwarten, wie die Priester sie vom Opfer hat-

5) Erkennt man an, wie z. B. Bleek Hb. II, 436 ff 440; Delitzsch Komm. 119 f; Grimm in Zw. Th. 1870, S. 31 es tun, daß der Hb. hier auf die 40 Jahre seit Jesu Tode sich bezieht, so ergiebt sich als allerfrühester terminus a quo des Briefes die Zerstörung Jerusalems, die die sichtbare Verwirklichung des Zorneseidschwurs Gottes war, als solche aber doch schon einige Zeit hinter dem Verfasser liegen mußte; sonst hätte sie stärker betont werden müssen, wenn sie ein ganz neuerliches Ereignis war, da sie doch durch ihre Furchtbarkeit einen erschütternden Eindruck machen mußte.

6) Dieser Gebrauch des πατέρες im Hb. erinnert an den nachapostolischen Gebrauch des πρεσβύτεροι oder seniores, cf. meine Abhandlung im Magazin, Januar 1903.

7) Aus ἐλάλησεν ἡμῖν ἐν υἱῷ (1, 1) ergibt sich, daß Autor und Leser, die beide keine Ohrenzeugen sind, Juden sein müssen. Zu den Heiden redet Gott durch die Apostel, cf. 2. Kor. 5, 20; Eph. 3, 8; Röm. 10, 12—14. Clemens 1. Kor. 42, 1. Wohl ist Christus ὁ λόγος; das Wort Gottes cf. (Ignatius Röm. 8, 2; Magn. 8, 2), aber im Munde und Sinne der Heidenchristen ist es immer der gepredigte Christus, den sie kennen, und die Vorstellung von Christo dem Urapostel (Hb. 3, 1) ist bei ihnen geschwunden.

ten (Num. 18, 8. 13; Deut. 18, 1—4; 1. Kor. 9, 13); die Hb. sollen dagegen bedenken, daß ihr (d. h. das für sie gebrachte) Opfer dem des großen Versöhnungstages gleich ist, das gänzlich vernichtet wurde und eben nur den Vorteil der Sühne der Sünden brachte. Ebenso bewußt anachronistisch, wie in zeitlich umgekehrtem Verhältnis 11, 26 von Moses das Tragen der Schmach Christi angesagt wird, wird in diesen Worten die Heilstatsache des neuen Bundes in ein Gewand der mosaischen Zeit und deren Gesetze gekleidet, (was für einen Nichtjuden ja absolut unverständlich bleiben mußte). Dann folgt die ebenfalls noch anachronistisch gehaltene Mahnung (V. 13) aus dem Lager heraus zu gehen, d. h. durch ihr Bekenntnis zum Kreuz das jüdische Volkstum aufzugeben und sich dadurch der Schmach Christi zu unterziehen, indem sie dadurch den Haß und die Schmähungen, mit dem die Juden Christum überhäufen, auch auf sich ziehen. Daß der Ausdruck „aus dem Lager" nicht wörtlich zu nehmen ist, ist klar; denn das Lager der Wüstenwanderung war ja längst abgebrochen.

Wir dürfen aber auch nicht, wie schon erwähnt, das Lager identisch mit Jerusalem setzen; denn in V. 12, wo Jerusalem gemeint ist, ist ja der Ausdruck Stadt auch vermieden. Der Sache nach deckt sich die Ermahnung mit Matth. 10, 25. 39; Luk. 14, 26 f.; Joh. 12, 25; Gal. 6, 14. Aber die hier gebrauchte Form schließt Heiden aus. Bei Heidenchristen würde es heißen: Zieht aus von Babel (Offb. 18, 4; 2. Kor. 6, 17; cf. Jes. 48, 20; 52, 11; Jer. 51, 6). Aber aus Israels Lager kann nur herausgehen, wer sein Heim drinnen hat.

Auch das Betonen des Glaubens an Gott und der Umkehr von den toten Werken hat nur dann rechten Sinn, wenn es Juden gesagt wird.[8] Das Glauben, auch als Glauben an das Evangelium (2, 3; 4, 2 f.), als Zuflucht (6, 18), als Empfangen der Erkenntnis der Wahrheit (10, 26), als Kommen zu Zion und dem Blut des Heilandes (12, 22 ff.) bezeichnet, ist doch grade für Israel im Gegensatz zum bisher prädominierenden Gesetz (Gal. 3, 23 ff.) ein Glauben an Gott, das der Herr selbst ja auch gepredigt hat (Mark. 11, 22; Joh. 14, 1). Grade auf Juden hat das Wort vom Glauben, als der einzigen Rettung, ja so tiefen Eindruck gemacht, daß sie vom Gesetz in den Libertinismus

[8]) Man darf aber unter den toten Werken weder die Lebensart im Gesetz noch die Teilnahme am Tempel- und Synagogenkultus verstehen; für letzteres ist λατρεία der ständige Ausdruck, und erstere kann nach Luk. 18, 5; Röm. 10, 5; Gal. 3, 12 auch unmöglich als tot bezeichnet werden. Auch an Götzendienst darf man nicht denken. Die Götzen werden zwar tot genannt (Ps. 106, 28; 115, 4—7; Sap. Sal. 13, 10) und Gott im Gegensatz zu ihnen der Lebendige geheißen (1. Thess. 1, 9; 2. Kor. 6, 16; Apg. 14, 15), aber eben so oft im Gegensatz zum ungläubigen, gesetzlichen Judentum (Matth. 16, 16; Röm. 9, 26; 2. Kor. 3, 3—11; cf. Matth. 22, 32; Joh. 6, 57). Auch Hb. 9, 14 ist es absurd an einen Gegensatz zu Idololatrie zu denken, da die atliche λατρεία den ganzen Zusammenhang beherrscht (9, 1. 9. 21). Das heidnische Lasterleben aber heißt nie tote Werke, sondern wird stets mit nackten Worten, als was es ist, bezeichnet, cf. 1. Kor. 6, 9—11; Gal. 5, 16—21; Kol. 3, 5—11; 1. Petr. 1, 14—18; 4, 3.

verfallen konnten, den Jakobus (Jak. 2, 14) bekämpft. Die toten Werke aber (6, 1; 9, 14) haben naturgemäß nicht den Gegensatz fromme oder gute, sondern lebendige Werke. Aber nicht das eitle Wandeln in Sünden sind tote Werke; sondern aus dem Jak. 2 17 angegebenen Gegensatz, dem Glauben, der ohne die Werke tot ist, sehen wir, daß diejenigen Werke tot sind, die ohne Glauben sind. Eine gewissenhafte Gesetzerfüllung ist damit keineswegs verurteilt, wohl aber solche Auswüchse, wie Matth. 6, 2. 5. 16; 15, 7 ff; 23, 23; Mark. 7, 1—13; Luk. 18, 11 f. erwähnt sind. Nur auf dem Boden des Judentums (und später auf dem des Katholizismus) sind solche Giftpilze der mechanischen, geistleeren Frömmigkeit gewachsen, sodaß nur bei Juden wahre Frömmigkeit und Lossagen von den Werken identisch sein konnte (cf. Röm. 7, 4—6).

Mit der Erkenntnis aber, daß die Hb. geborene Juden waren, finden wir vielfach noch jetzt die Annahme verbunden,[9] daß der Verfasser von der Beteiligung am Tempelkultus rede, von welchem der Verfasser die Hb. entweder losreißen oder aber warnen wollte, weil sie im Begriff gewesen wären, dieselben wieder aufzunehmen. Nun wissen wir aber, daß die Christen Jerusalems unter Führung Jakobi, des Gerechten, bis zu ihrer Flucht nach Pella sich beständig am Tempelkultus beteiligten. Hätte Apollo dies als eine 40jährige Verhärtung gegen das Evangelium Jesu angesehen, so hätte er doch nicht den anfänglichen Glauben und die frühere christliche Haltung der Hb. rühmen können (3, 14; 6, 10; 10, 32 ff.), noch die Lehrer, die ihnen das besondere Gepräge ihres Christentums aufgedrückt hatten, als Vorbilder des Glaubens hinstellen (13, 7; 2, 3). Vielmehr wären diese dann abschreckende Beispiele einer trotzigen Verstocktheit. Die Vereinigung des christlichen Lebens mit Gesetzeswandel und Tempelkultus, eine Frage, die schon allein durch die Existenz einer Gemeinde in Jerusalem sich jedem Christen bis zum 10. August 70 aufdrängte, berührt unser Autor gar nicht. Der Inhalt des Briefes würde die ganze Muttergemeinde verurteilen. Die Haltung derselben, die man dann annehmen müßte, widerspricht aber der geschichtlichen Stellung, die Paulus zur Christenheit von Palästina einnahm. Urteilte Apollo, daß eine Beteiligung am Judentum nicht statthaft sei, so mußte er angeben, und zwar mit nachdrücklichen, unmißverständlichen Worten, daß und warum nun nicht mehr erlaubt sei, was bis 70 allgemein anerkannt und von einem großen Teil auch praktisch geübt war. Daß er aber alle diese Fragen nicht stellt und diese Antworten nicht gibt, beweist 1.), daß er nicht an die Muttergemeinde schreibt — alsdann mußten diese Gedankenreihen kommen — und 2) daß er eben nicht an den Tempelkultus denkt. Vielmehr spricht er von der Stiftshütte und dem durch die Torah für dieselbe geordneten Kultus. Das ist der Maßstab, an dem er Christi Person und Werk mißt. Daß er dies in präsentischer Zeitform tut, ist eine der theoreti-

9) Cf. z. B. Lange Bibelwerk l. c. p. 10 f.

schen Betrachtung angemessene Eigentümlichkeit.[10] Daraus zu schließen, daß der Tempelkultus noch bestehe, wäre ebenso töricht, als aus 13, 11—13 zu schließen, daß z. Z. des Hb. das jüdische Volk noch in einem Zeltlager wohnte. Auch darf man nicht übersehen, daß der Autor vom ganzen Kultus als von einem Ding redet, das schon zur Zeit des Jeremia (8, 8) dem Untergang entgegen ging, jetzt aber ganz in der Vergangenheit liegt (8, 7—9, 10).

Was aber die Gefahr des Abfalls betrifft, von dem Apollo zu den Hb. redet, so ist nicht etwa ein Rückfall gemeint in ein gesetzliches, noch auf den Messias wartendes Judentum. Schon der Vergleich mit den Wüstenwanderern (3, 7; 4, 10), und der Hinweis auf Esau (12, 16), beweisen, daß das nicht der Fall sein kann; denn in beiden Fällen ist es die Welt mit ihrer Lust, die zum Fallstrick wurde.

Die Gefahr wird vielmehr geschildert als ein durch Betrug der Sünde gewirkter Abfall von Gott (3, 12 f.), der gleich kommt einer abermaligen Kreuzigung des Herrn (6, 6; 10, 29), also ein feiges Aufgeben der Hoffnung auf Erfüllung der Verheißungen (10, 35—39; 6, 11—13; cf. 4, 9), und als ein Verzicht auf das Opfer Jesu ohne Aussicht auf ein anderes (10, 26). Es ist also kein gefälschtes Dogma, wie übertriebene Gesetzlichkeit oder libertinische Verachtung des Gesetzes, sondern der Autor warnt vor der stumpfsinnigen Gleichgiltigkeit der Weltkinder, die sich bis zur offenbaren Kreuzesfeindschaft steigert. Es

[10]) Ueber den Gebrauch des Präsens bei Behandlung der mosaischen Kultusinstitutionen (5, 1—4; 7, 5. 8. 20; 8, 3—5; 9, 6—10. 22; 10, 1—4. 8. 11; 13, 11) ist zu bemerken: 1. Dieselbe präsentische Form findet sich auch in andern, sicher nach 70 geschriebenen Literaturerzeugnissen, cf. z. B. Josephus: ant. III, 7, 1 ff; 9, 1ff; c. Apion. II, 23 (wo er sogar Imperative und imperative Futura braucht); Clemens 1 Kor. 40, 41; Plutarch: quaest. conviv. IV, 6, 2; und der Talmud häufig. 2. Ein Pressen des Präsens in alle Konsequenzen würde ergeben z. B., daß Melchisedek noch immer als Priesterkönig fungiere (7,3). 3. Vor und neben jenen Präsensformen stehen Zeitformen der Vergangenheit (z. B .9, 1 f; 2, 2) die zeigen, daß in der Tat das gegenwärtig dargestellte schon vergangen ist. 4. Wenn in Langes Bibelwerk als besonders beweiskräftig für den Bestand des Tempelkultus Hb. 8, 3 ff; 9, 6 ff; 13, 13 ff und noch ganz besonders 8, 13 und 9, 9 erwähnt werden, so ergibt sich aus 8, 13 nur, was wir oben im Text schon behauptet haben, nämlich die Vergangenheit des Tempelkultus; denn der Vergleich von dem A. und N. T. ist eben dem Jeremias entnommen; darf also nicht für die Zeit des Hb. angeführt werden. Was vor 500 Jahren schon dem Ende nahe war, kann man wohl jetzt als tot ansehen. Jedenfalls beweist diese Stelle gar nichts. 9, 9 andrerseits darf auch nicht als Beweisstelle urgiert werden, solange die Exegese dieser ganzen Passage noch so umstritten ist. Jedenfalls ist die „erste Hütte“ in 9, 8 identisch mit der „vorderen Hütte“ 9, 2. 6, wie auch die revidierte Bibel ebenfalls in V. 8 „vordere Hütte“ hat, also der Gegensatz zum „Allerheiligsten“. Dann kann τὰ ἅγια natürlich nicht das Allerheiligste sein, da nach V. 2 das Heilige "Αγια heißt, sondern ist vielmehr das wahre Heiligtum, in welches Jesus zuerst eingegangen ist (6, 20; 8, 2; 9, 12; 10, 19 f). Da in diesen Versen der Autor von vergangenen Dingen im Präsens spricht, so wird ihm dadurch naturgemäß die Gegenwart in die Zukunft gerückt. Der καιρὸς ὁ ἐνεστηκώς ist identisch mit dem durch Christus bereits eingetretenen καιρὸς διρθώσεως.

droht also die Gefahr nicht von Lehrern eines falschen Evangeliums, wie denn auch nur andeutungsweise ganz zum Schluß beiläufig ein darauf gerichteter Hinweis erfolgt, obwohl ein solcher nach allen Paulinen, 2. Petr. 2, 1 ff.; 3, 3 ff.; Jud. 4. 8 u. öft. wohl zu erwarten gewesen wäre.

Was den Ort nun angeht, von dem aus der Hb. geschrieben, so können wir uns, ohne unwissenschaftlich zu sein, mit der Erklärung begnügen: Wir wissen nichts darüber. Ist oben (S. 128) der Gruß 13, 24 richtig erklärt, so ist der Verfasser nicht in Italien. Wo er aber war, ist unbekannt, ob in Egypten, oder ob sonst irgendwo. Auch aus der Erwähnung des Timotheus können wir in dieser Hinsicht keine Schlüsse ziehen, da uns das spätere Leben desselben unbekannt ist.

In Betreff der Zeit der Abfassung endlich haben wir einen sicheren Termin, vor dem der Hb. geschrieben sein muß, im 1. Kor. des Clemens von Rom. Wenn dieser Clemens der von Domitian (13. Sept. 81 — 18. Sept. 96) hingerichtete T. Flavius Clemens ist, so würde das auf das allerspäteste ungefähr auf das Jahr 90 hinweisen. Ebenso zwingt die Erwähnung des Timotheus, der zur Zeit von Pauli Reisen noch ein Jüngling war.[11] Lassen wir ihn also um das Jahr 25 geboren sein, so dürfen wir ebenfalls nicht über das erste Jahrhundert hinausgehen. Ferner nötigt der Umstand, daß die Leser die erste nachapostolische Generation sind, einen relativ frühen terminus ad quem anzunehmen. Dürfen wir Rom als Wohnort der Hb. ansehen, so müssen wir der Neronischen Verfolgung halber wohl noch etwas höher hinaufgehen in der Zeit. Andrerseits müssen aber seit dieser Verfolgung doch schon geraume Jahre verstrichen sein. Ist 3, 9 oben richtig erklärt, so ist auf jeden Fall das Jahr 70 als allerfrüheste Zeit anzusehen. Daß die Zerstörung des Tempels nicht deutlicher bezeichnet ist, braucht in einem nach Rom gerichteten Brief kaum zu befremden, da ein Judas in seinem Brief an Leser, die Jerusalem doch viel näher stehen, es auch nicht tut. Wir werden wohl nicht weit vom Ziel treffen, wenn wir die Mitte zwischen 70 und 90 nehmen und den Hb. ungefähr um das Jahr 80 geschrieben sein lassen.

IV. Inhalt und praktische Anwendung des Hb.

Der beliebte Schematismus, nach welchem man einteilt 1.) historischer, 2.) dogmatischer, 3.) paränetischer Teil, obwohl an sich berechtigt (vgl. Gal. 1, 11; 2, 14; 2, 15; 4, 11; 4, 12; 6, 16), läßt sich für den Hb. nicht anwenden, da der Hb. keine dogmatische Abhandlung sein will ("not an expository treatise so much as a hortatory letter." Pulpit commentary). Andrerseits dürfen wir auch nicht die paränetischen Abschnitte als die Hauptsache hinstellen, zu denen die dogmatischen

11) Wenn Apg. 16, 3 erwähnt wird, daß alle damals lebenden Lystraner den Vater des Timotheus gekannt haben, so kann derselbe noch nicht lange tot gewesen sein, also muß Timotheus noch verhältnismäßig jung gewesen sein, cf. 2. Tim. 2, 22; 1, 5, 1; 1, 4, 12.

Teile nur Einleitungen und Anhängsel seien. Alle Ethik vielmehr wächst auf dogmatischem Boden. Undogmatische Ethik und unethische Dogmatik sind Undinge. So dürfen wir auch den Hb. nicht zerhacken, sondern müssen vielmehr beides mit einander betrachten.

Demgemäß ergibt sich folgende summarische Darstellung des Hb.:

Hauptgedanke: Beharret treu im Glauben an Jesus Christus.

I. Weil er als Mittler des N. T. über alle andern Heilsmittler erhaben ist (1, 1—5, 10),
 a. und zwar über Engel, 1, 1—2, 18.
  1. sein Name ist höher, 1, 4—6;
  2. seine Macht ist größer, 1, 7—14;
  3. sein Wort ist stärker, 2, 1—4;
  4. seine Menschheit macht ihn nicht geringer, 2, 5—18;
   a. sondern erhebt die ganze Menschheit, 2, 5—13;
   b. und macht Jesum erst fähig, der Erlöser zu werden. 2, 14—18.
 b. über die Propheten, 3, 1—4, 13.
  1. Mose nur der treue Knecht, Jesus der Sohn, 3, 1—6;
  2. Josua vermochte Israel nicht zur Ruhe zu führen, 3, 7—4, 13;
   a. darum soll man die Drohung des A. T. beherzigen, (3, 7—19) damit
   b. man sich die Ruhe nicht verscherzt: (4, 1—13);
    aa. die niedrigste Stufe: der Sabbat (4, 3 b—4);
    bb. die zweite: das Land Kanaan (4, 5—8);
    cc. die dritte: jetzt erst eingetreten (4, 9—10);
    dd. und danach soll man trachten (4, 11—13);
 c. über die alttest. Heilsvermittlung durch das aaronitische Priestertum. (4, 14—5, 10).
  1. Jesus ist der große Hohepriester, (4, 14—5, 6);
   a. durch die Befähigung zum Mitleiden, (5, 1—3);
   b. durch die göttliche Einsetzung, (5, 4—6);
  2. und darum die Ursache der Seligkeit, (5, 7—10);
 d. Ueberleitung: Trachtet nach Vollkommenheit.
  a. Weil die Leser deren noch sehr bedürfen, (5, 11—14);
  b. so sollen sie nach ihr streben (6, 1—20), zumal da
   1. der Abgefallene nicht gerettet werden kann, (6, 4—8);
   2. da noch die Erreichung des Zieles dem ernsten Streben möglich ist, (6, 9—12);
   3. und Abrahams Beispiel die Verheißung des ernsten Strebens zeigt, (6, 13—15);
   4. da Gott die Verheißung eidlich bestätigt hat. (6, 16—20).

II. Weil Jesus als ewiger Priesterkönig (gezeigt am Typus Melchisedek) ein einzig erhabenes Priestertum hat. (7, 1—8, 13).

a. Jesu Priestertum ist vollkommen und ewig: (7, 1—28).

1. Melchisedek als Priester ist größer denn die Kinder Levi (7, 1—10), weil
   a. er Priester in Ewigkeit bleibt, (7, 1—3);
   b. er den Abraham segnet, (7, 4—7);
   c. und von ihm, also auch den Leviten, den Zehnten nimmt. (7, 8—10).
2. Das A. T. weissagt die Ersetzung des levitischen Priestertums durch ein ewiges (7, 11—19), nämlich in Jesu, nach der Weise Melchisedeks;
3. was Gott durch einen Eid bestätigt hat, (7, 20—22);
4. Jesu Priestertum ist ewig, da der Tod ihm kein Ende setzt, (7, 23—25);
5. Jesu Priestertum ist vollkommen, da er nicht menschliche Schwachheit hat, (7, 26—28);

b. Dieses Amt versieht Jesus nun, (8, 1—13);

1. als himmlischer Verwalter des wahren Heiligtums, (8, 1—5);
2. als Mittler eines neuen und besseren Testamentes, (8, 6—13).

III. Weil die Herrlichkeit des N. T. so groß ist.

a. Weil nur das N. T. eine vollkommene und ewige Erlösung bewirkt, (9, 1—10, 18);

1. indem das A. T. nur ein Vorbild des N. T. ist, (9, 1—10);
2. und durch Christi Blut allein die Versöhnung geschehen, (9, 11—28);
   a. wozu sein Tod unerläßlich, (9, 16—22);
   b. aber auch ein für allemal genügend ist, (9, 23—28);
3. zugleich mit derselben aber auch die Heiligung, (10, 1—18);
   a. wozu ebenfalls das A. T. nicht imstande ist, (10, 1—4);
   b. sondern nur das eine Opfer Jesu, (10, 5—18);

b. so soll man am Bekenntnis der Hoffnung treu festhalten, (10, 19—39);

1. weil die Parusie nahe ist, (10, 19—25);
2. und der Abfall mit schwerer Strafe bedroht ist, (10, 26—31);
3. und die Standhaftigkeit überwinden läßt, (10, 32—39);
   a. was die Leser schon erfahren haben, (10, 32—34);
   b. und aufs neue betätigen sollen, (10, 35—39).

c. Wie dies nun auch die Vorfahren getan haben, (11, 1—40);

1. vor Abraham, (11, 1—7);

2. Abraham, der Glaubensmann, besonders, (11, 8—19);
3. Abrahams Kinder, (11, 20—40);

d. so können die Leser auch treu sein und feststehen, (12, 1—29);
1. wenn sie am Leiden betrachten: (12, 1—17);
a. das Beispiel Jesu, (12, 1—3);
b. den erzieherischen Zweck, (12, 4—17);
aa. Frucht der Gerechtigkeit zu erzielen, (12, 4—13);
bb. und zwar besonders Heiligung gegenüber der Welt, (12, 14—17);
2. wenn sie an der Gnade betrachten: (12, 18—29);
a. wie freundlich sie angeboten wird, (12, 18—24);
b. daß sie zum letzten Male angeboten wird, (12, 25—29).

Schluß (13, 1—25).
a. Ermahnungen, (13, 1—17);
1. Stellet euch nicht der Welt gleich, (13, 1—6);
2. sondern bleibt bei Jesus, (13, 7—17);
b. Persönliches (13, 18—25).

Wenden wir uns nun den einzelnen Abschnitten zu, so geben wir zuerst eine kurze Erklärung und dann homiletisch praktische Andeutungen.

1, 1—13: Das Exordium: Die Offenbarung Gottes (ganz abgesehen von der mittelbaren in Natur und Gewissen) war im A. T. fragmentarisch und viel gestaltet, bis sie ihren Abschluß in Christo findet. Ihre Einheit wird aber garantiert durch die Einheit des Offenbarers. Ungleich der Sibylle, die nach jeder Abweisung geringere Gaben, aber zu höherem Preise bietet, offenbart Gott seinen Heilsplan immer völliger und herrlicher, bis am Ende dieser Zeit die vollkommene Offenbarung in dem Mittler der Schöpfung erschien. Am Ende dieser Tage, nicht in diesen letzten Tagen, bezeichnet das Ende dieser Weltperiode (cf. 9, 26; 1. Kor. 10, 11); womit zugleich der Anbruch der neuen Weltzeit bezeichnet wird (cf. 6, 5; Matth. 12, 32; Mark. 10, 30; Luk. 18, 30; 20, 34 f.; Eph. 1, 21). Freilich scheint nach Analogie von 1. Kor. 10, 11; Eph. 1, 21 der kommende Aeon als noch nicht angebrochen gedacht zu sein, aber durch die Einsetzung des Sohnes als Erbe sind die Christen schon befähigt, die Kräfte der zukünftigen Welt (6, 5) zu schmecken, die in der zukünftigen Welt (2, 5) in der neuen Ordnung der Dinge (9, 10) voll erscheinen sollen. Die Erbschaft ist für uns Bürgschaft. Wann diese Erbschaftseinsetzung statt gefunden, darüber sagt der unbestimmte Aorist nichts. In V. 3 ist Glanz seiner Herrlichkeit irre leitend; die von Bleek gegebene Erklärung als Ausglanz oder Ausstrahl ist durch die passive Bedeutung der gewählten Wortform ausgeschlossen. Vielmehr ist an das abgeschlossene Resultat des Ausstrahlens zu denken, als die in Christo sich strahlende

Herrlichkeit, ganz frei nach Joh. 1, 14: die fleischgewordene Herrlichkeit. Das trägt ist nicht ohne weiteres in „erhält, regiert" umzusetzen, aber durch den Zusatz Wort seiner Macht geht der Begriff doch in den des Bewegens und Leitens über.

(Für die Predigt):

1, 1—3. Die Einheit der Offenbarung in der Vielheit der Offenbarungen: 1. Die Einheit des Urhebers: Gott; 2. Die Einheit des Mittels: Gottes Wort; 3. Die Einheit des Zweckes: Unsere Rettung.

1, 1—3. Die Vollendung Jesu Christi: 1. Die Bürgschaft unserer Errettung; 2. Das Vorbild unserer Verklärung; 3. Das Mittel unserer Vereinigung mit Gott.

1, 1—3. Was bleibt ewig fest im ewigen Wechsel und Wandel? 1. Das Wort Gottes; 2. Der Sohn Gottes; 3. Das Heil Gottes.

1, 1—3. Die Herrlichkeit des Gottmenschen: 1. In Bezug auf Gott als a. sein Sohn, b. seine Offenbarung, c. sein Ebenbild. 2. In Bezug auf die Welt als ihr a. Schöpfer, b. Erhalter, c. Eigentümer. 3. In Bezug auf die Kirche als a. Prophet, b. Priester, c. König.

1, 4—2, 4. Die Engel in der uns durch das N. T. vermittelten Auffassung des Wortes sind erst in der späteren Zeit des A. T. in das Gebiet der religiösen Spekulation aufgenommen; ursprünglich sind unter Engel Gottes alle im Dienste Gottes handelnde und redende Personen zu verstehen (abgesehen von „dem" Engel Gottes, der hier nicht in Betracht kommt). Die Zitate aber in unserm Kapitel beweisen, daß Apollo an Geistwesen denkt. Freilich heißen sie im A. T. auch Söhne Gottes, wie überhaupt im A. T. der Name Sohn Gottes nicht ausschließliches Messiasprädikat ist (cf. Exod. 4, 22; Deut. 14, 1; Jer. 31, 20; Hos. 11, 1; Ps. 89, 27 f.; 82, 6). Es ist aber doch, wie Delitzsch und Ebrard betonen, ein wesentlicher Unterschied zwischen einem Aufenthalt himmlischer, aber geschaffener Wesen bei Elohim, und dem nie von Engeln gesagten: Gezeugt sein durch Jehovah. Ueberhaupt liegt hier dem Verfasser irgend welche Polemik gegen gnostisch-emanatistische Engeltheorien fern, sondern er akzeptirt die populäre Engeltheorie, um an ihr gleich bei Beginn seiner Auseinandersetzungen die ganze wuchtige Bedeutung des Sohnesnamens hervortreten zu lassen, woran sich denn von selbst anschließt die größere Macht und die kräftigere Heilsvermittlung in seinem Worte. Auch die Engel waren Heilsmittler; denn, wenn auch Exod. 20 eine Beteiligung der Engel an der Gesetzgebung nicht erwähnt ist, so ist sie doch bezeugt in Deut. 33, 2; Ps. 68, 18; Apg. 7, 53; Gal. 3, 19. Somit ist Christus in positiver Beziehung den Engeln überlegen.

1, 4—14. Die Herrlichkeit Gottes an den Engeln enthüllt: 1. Die Herrlichkeit der Engel; 2. Die an ihnen enthüllte Herrlichkeit Christi; 3. Die an ihnen enthüllte Herrlichkeit der Gläubigen.

1, 6. Die Anbetung durch die Engel: 1. So ziemt es auch Men-

schen anzubeten; 2. So dürfen auch Menschen anbeten; 3. So sollen auch Menschen anbeten.

1, 7—9. Der Sohn und die Engel: 1. Der Sohn selbst Gott, die Engel nur seine Boten; 2. Der Sohn der Herr, die Engel nur seine Diener; 3. Die Engel dienen in der Natur, der Sohn aber herrscht im Geiste. 4. Die Freude der Engel ist groß, der Sohn aber gesalbt mit Freudenöl.

1, 10—12. Der Sohn und die Welt: 1. Der Sohn ist der Schöpfer; 2. Der Sohn lenkt den Wechsel der Welt; 3. Der Sohn bleibt unveränderlich im Wechsel; 4. Der Sohn bleibt ewig im Wechsel.

1, 14. Der Dienst der Engel: 1. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt; 2. Ihre besondere Mission; 3. Ihr Vorbild für die Gläubigen.

2, 1—4. Laßt uns nicht dahin fahren! 1. Das ist leicht möglich; 2. Das bringt sicheres Verderben; 3. Das mahnt uns, das Wort wahrzunehmen. (N. B. Dahin fahren wörtlich: vorbei treiben, nämlich an dem Wort wie ein ankerloses Schiff. Englisch: to drift away).

2, 1. Laßt uns auf das Wort achten! 1. Wer spricht zu uns? 2. Wo hören wir es? 3. Was wird uns dafür?

2, 1—4. Des Christen Vorrechte vor dem A. T.: 1. Der alte Bund durch Engel, der neue durch Gott; 2. Der alte Bund mit Naturzeichen, der neue mit Geisteszeichen; 3. Der alte Bund im Buchstaben des Gesetzes, der neue im Geist der Gnade.

2, 1—4. Des Christen größere Verantwortung vor dem A. T.: 1. Größere Rechte, größere Pflichten; 2. Größere Pflichten, größere Strafe.

2, 5—18. Positiv ist Christus als den Engeln überlegen erwiesen; aber auch die scheinbar negative Seit seines Wesens (in seiner Menschheit) macht ihn erhabener, denn die Engel. Diese Verse enthalten eine Apotheose der Menschheit; denn die Erlösung erhebt die Menschheit zu neuer Würde und verleiht ihr neues Ansehen. Gott ruft eine zukünftige Welt ins Dasein, aber zu ihrer Herrschaft bestimmt er nicht die Engel, sondern die in Christo geheiligte Menschheit. Der Psalmist, der in V. 7 angeführt ist, spricht von dem Menschengeschlecht, der Apostel aber bezieht ganz richtig dies Wort auf Jesum, der in Wahrheit allein von einer höheren Stellung als der der Engel zu einer niedrigeren für eine kleine Zeit versetzt[1] ist. Aber gerade in dieser Erniedrigung sehen wir Christi Preis und Ehre; denn sie involviert den Versöhnungstod und schmückt den Herrn mit der Liebeskrone. Wenn ferner Jesu Ehre darin zu sehen ist, daß er der Herzog unsrer Seligkeit ist, so ist er zu dieser Ehre durch Leiden tüchtig gemacht. Gott hat nicht mit abstrakten Begriffen zu tun, sondern mit persönlichen Individuen. Er verschenkt nicht Preis und Ehre, son-

[1] ἠλάττωσας, das in Ps. 8 ,6 von den LXX gebrauchte Wort, bezeichnet nicht ein „niedriger erschaffen“, sondern ein Versetzen aus einer höheren in eine niedrigere Stellung.

dern erzieht zu derselben. Dem aber ist die größte Ehre zugedacht, der mußte durch die größte Erniedrigung hindurch; damit er das Endziel seiner Herrlichkeit die Heiligung der Menschheit vollbringen konnte. Als Repräsentant der Menschheit, die Fleisch von seinem Fleisch, und Blut von seinem Blut ist, geht Jesus in den Kampf mit Satan. Da steht Macht gegen Macht. Daß er mit seiner Allmacht sich im Kampf gegen Satan an unsre Spitze stellt, garantiert uns den Sieg und verwandelt Satans Uebermacht in Ohnmacht.

2, 5—13. Die Gotteskindschaft: 1. Ein Gnadenwerk, das uns zum Bekenntnis unserer Unwürdigkeit verpflichtet (V. 6). 2. Ein Heilsverhältnis, das uns zum bleibenden Vertrauen auffordert (V. 13). 3. Eine Brüdergemeinschaft, die uns zur Liebe in Jesu Nachfolge reizt (V. 10—12).

2, 5—13. Der Weg vom Kreuz zur Krone ist von Gott verordnet: 1. Wegen unsrer Sünde; 2. Durch die Gnade Gottes; 3. Nach Jesu Vorbilde.

2, 5—13. Aus zeitlichen Leiden wachsen ewige Freuden, wenn sie uns 1. unter Gottes Führung 2. in Christi Nachfolge 3. zur ewigen Herrlichkeit bringen.

2, 14—18. Gott war im Fleisch 1. der Natur nach: gleich uns, 2. der Absicht nach: mit uns, 3. dem Zweck nach: für uns.

2, 14—18. Unsere Erlösung als Gottes Gnadenwerk: 1. Eine Brechung der Gewalt von a. Sünde, b. Tod, c. Teufel. 2. Eine Befreiung durch die sündlose Hingabe Jesu in die Gemeinschaft unsrer a. Natur, b. Versuchung, c. Leiden. 3. Eine Rettung in die Gemeinschaft der a. Gotteskindschaft, b. Weltüberwindung, c. Lebensvollendung.

2, 14—18. Der Vorzug der Menschen vor den Engeln: 1. Wir sind gefallen, aber nicht verloren. 2. Wir können leiden, haben aber grade darin Gemeinschaft mit Christo. 3. Wir müssen sterben, gewinnen aber im Tode das höhere Leben.

2, 14—18. In Leiden und Versuchungen blicken wir: 1. Unverzagt auf die Gefahr; 2. Demütig auf unsre Schwäche; 3. Freudig auf Jesu Hilfe.

2, 14—18. Unsre Christenpflicht: 1. Tod und Teufel nicht zu fürchten. 2. Die Sünde zu meiden. 3. Christus zum Helfer in aller Not zu nehmen.

2, 5—9. Das Königtum des Menschengeschlechts. 1. Seine angeborne Herrschaft. Sie zeigt sich a. in seiner hohen Herkunft (V. 7a); b. in seinem königlichen Vorrechte (V. 7b); c. seiner allgemeinen Macht (V. 8a). 2. Seine Unfähigkeit, die Herrschaft zu behalten. a. Seine Natur ist verderbt (V8b); b. seine Autorität ist bestritten; c. seine Macht nur unvollkommen. 3. Seine Wiedererhöhung zur Herrschaft durch Christus (V. 9); a. Jesu Leben zeigt uns den Idealmenschen; b. Jesu Tod ermöglicht die Erreichung dieses Ideals; c. Jesu Herrlich=

keit ist die Bürgschaft der Wiederherstellung der Herrschaft der Menschen.

2, 10. Warum mußte Christus leiden? 1. Um der Herrlichkeit Gottes willen; 2. um der Herrlichkeit seiner selbst, des Mittlers, willen; 3. um der Herrlichkeit der Erlösten willen.

2, 5—9. Die göttliche Bestimmung des Menschen. 1. Des Menschen Sünde hat sie verhindert; 2. Gottes Gnade hat sie wieder hergestellt.

2, 14—15. Die Menschwerdung des Gottessohnes. 1. Die große Tatsache. 2. Der große Heilsplan.

2, 10. Die Menschwerdung ziemte Gott: 1. denn es ziemt Gott zu erlösen; 2. denn es ziemt Gott, einen vollkommenen Erlöser zu senden; 3. denn es ziemt Gott, den Erlöser durch Leiden vollkommen zu machen; 4. denn es ziemt Gott, durch den im Leiden vollendeten Erlöser seine Kinder zur Herrlichkeit zu führen.

2, 8—9. Die sichtbare Gegenwart als Bürgschaft der unsichtbaren Zukunft. 1. Was wir sehen, zeigt uns die Macht, durch die die ersehnte Zukunft herbeigeführt wird. 2. Was wir sehen, offenbart uns den Heilsplan, durch den die ersehnte Zukunft vorbereitet wird. 3. Was wir sehen, lehrt uns mit Geduld der ersehnten Zukunft warten.

2, 17—18. Christi Leiden der Grund unserer Freuden: 1. Weil er uns gleich war, kann er barmherzig sein; 2. weil er sündlos war, kann er ein Hoherpriester sein; 3. weil wir das wissen, dürfen wir auf seine Hilfe harren.

3, 1—6. Nachdem so in breiten Strichen die Grundlage des Glaubens, Jesu Herrlichkeit über alles Geschaffene, dargelegt ist, möchte der Gedanke entstehen, daß Gott in Christo etwas Neues, nicht nur qualitativ hervorragendes, sondern überhaupt essentiell differentes habe erscheinen lassen. Diesen Gedanken lehnt der Verfasser nun ab. Es ist nur von *einem* Hause die Rede, nach 10, 21 etwa als das theokratische Volk oder als das Reich Gottes zu fassen, in dem die Vermittler beider Testamente, Mose wie Christus, in Beweisung der Berufstreue ein Vorbild gegeben haben. Die Verschiedenheit liegt vielmehr in der Person. Mose ist nur der *Diener*, Jesus aber der *Sohn*. Dieser hat die wahre Theokratie errichtet. Daraus folgt nun aber nicht, daß er dies Haus neben das durch Moses Dienst erbaute gesetzt habe, vielmehr ist es Gott, der das Haus errichtet und beide „auf den Schauplatz der Geschichte hingestellt" hat (Tholuck). So löst sich vielleicht am besten die in den Worten *dem, der ihn gemacht hat* enthaltene exegetische Schwierigkeit. Man darf nicht mit Chrysostomus einen zweiten Akk. wie „zum Apostel und Hohenpriester" ergänzen, man darf es auch nicht mit Ambrosius auf die vorweltliche Zeugung beziehen, weil das entgegen von 1, 3 eine arianische Subordinationshypostase involvieren würde. Die Berufstreue Christi verpflichtet aber die Gemeinde zur Berufungstreue.

3, 1—6. Moses und Christus: 1. In ihrer Aehnlichkeit a. als Gottgesandte; b. als Heilsmittler; c. als treu Erfundene. 2. In ihrer Verschiedenheit nach a. Stellung und Amt; b. Natur und Geschichte; c. Einfluß und Ehre.

3, 1—6. Wir sind das Haus Gottes! 1. In welchem Sinne? 2. Unter welchen Bedingungen? 3. Mit welchen Verpflichtungen?

3, 1—6. Hoch und niedrig vor Gott. 1. Die Hohen sollen nicht aufhören, a. des wahren Gottes Diener, b. des Hauses Gottes Glieder, c. des Sohnes Gottes Nachahmer zu sein. 2. Die Niedrigen sollen nicht vergessen, a. daß Gott alles so eingerichtet hat, b. daß auch sie Genossen der himmlischen Berufung sind.

3, 1—6. Ein jeglicher murre wider seine Sünde! 1. Gegen seinen Unglauben an die himmlische Berufung. 2. Gegen seine Untreue in dem befohlenen Dienst. 3. Gegen seine Unlust zum Gebrauch der Gnadenmittel.

3, 1. Nehmet Jesu wahr! 1. Der Heiland, a. als der Apostel des Evangelii; b. als der Hohepriester der Kirche. 2. Sein Volk, a. heilige Brüder; b. mit berufen; c. Bekenner Christi. 3. Ihre gegenseitigen Beziehungen, a. im Bekennen liegt kennen; b. im Beruf liegt Liebe; c. im Wahrnehmen liegt Dienst. (Diese drei Funktionen nicht nur die Christi gegen uns, sondern auch die unsrigen gegen Christus).

3, 6. Die Gemeinde das Haus Gottes! 1. Christus der Grund des Hauses. 2. Christus der Erbauer des Hauses. 3. Christus der Herr des Hauses. 4. Du ein Glied des Hauses?

3, 1. Der himmlische Beruf. 1. Mit himmlischen Gaben (6, 4). 2. Zum himmlischen Vaterland (11, 16). 3. Zum himmlischen Jerusalem (12, 22). Oder:

Vier himmlische Dinge: 1. Der Beruf. 2. Die Gaben. 3. Die Heimat. 4. Jerusalem.

3, 7 — 4, 13. An die Vergleichung Christi und Mosis schließt sich naturgemäß die des Josua, einmal schon der historischen Zeitfolge wegen; sodann aber, weil das Ziel, das der Verfasser im Auge hat, die ewige Ruhe, und auf welches er hinleitet durch eine an Ps. 95 sich anschließende ernste Paränese, eben durch Josua nicht erreicht ist. Wie der Herr selbst am Sabbat geruht hat, so hat er auch all seinen Geschöpfen eine Ruhe bestimmt, den Sabbat, der in der Gesetzgebung sich auch auf das Vieh und sogar auf das Land erstreckt. Das ist die erste allgemeinste und doch unvollkommenste Stufe der Ruhe. Das zweite Mal bot Gott seinem Volk die Ruhe an im gelobten Land. Sicherlich mußte diese Ruhe mehr zu bedeuten haben als die Sabbatruhe, da Gott in seinen Gaben nie geringer, sondern stets herrlicher wird. In der Tat ist auch von Gott mit seinem Volk im heiligen Lande größeres beabsichtigt, als nur ein Ausruhen von der 40jährigen Wüstenmühsal. Vielmehr sollte nach Gottes Plan die Theokratie, das Ruhen von Leib und Seele beides, der einzelnen Person wie des Gesamtvolkes in seinem Könige,

Jahve, stattfinden. Auch diese Ruhe hat sich Israel verscherzt. Das „Wenn ihr seine Stimme höret" kann nach dem Wortlaut der LXX. im Urtext recht wohl ein „O daß doch" sein (lat.: utinam c. conj.). Darum durch David eine Ankündigung einer neuen, vollkommensten Ruhezeit mit dem heißen Liebeswunsch: O möchte mein Volk hören! Diese Ruhezeit ist nun angebrochen in Christo Jesu. Darum sollen wir uns ernstlich prüfen und uns die Ruhe nicht verscherzen. 3, 7—11. „Heute" ist: 1. ein Erinnerungswort an den Gottesdienst; 2. ein Erweckungswort zur Buße; 3. ein Warnungswort vor dem Aufschub; 4. ein Trostwort aus Gnade, (daß der Gnadentermin noch nicht abgelaufen). (Heubner).

3, 7—19. Lasset euch heute durch die Stimme Gottes vor der Verstockung warnen. 1. Wie die Verstockung fortschreitet zum Gericht. 2. Wie die Gnade das harte Herz zerbricht. (Ahlfeld).

3, 12 f. Das arge, ungläubige Herz. 1. Wie tief es sinken kann. 2. Wie nötig die Ermahnung ist.

3, 7—19. Hütet euch vor dem Unglauben! 1. Die drohende geistliche Gefahr; a. ein arges Herz (V. 12); b. ein verstocktes Herz (V. 8); c. gänzlicher Abfall (V. 12). 2. Das böse Beispiel der Juden, a. hoch begnadigt (V. 9); b. aber ungläubig (V. 8. 9. 16), und c. darum verdammt (11, 17—19). 3. Der ernste praktische Rat, a. höret seine Stimme (V. 7. 15); b. ermahnt einander (V. 13); c. bleibet fest bis an das Ende.

3, 12. Der Abfall. 1. Seine Natur. 2. Seine Wurzel. 3. Seine Gefahr. 4. Seine Abwehr.

3, 19. Wir können nicht! 1. Hat Gott etwa etwas versehen? 2. Oder liegt die Schuld nicht vielmehr an unserm Unglauben?

4, 1—3. Die Predigt vom Zorne Gottes will: 1. die Sicheren wecken; 2. die Leichtsinnigen warnen; 3. die Trägen treiben.

4, 1—3. Der Segen des lebendigen Glaubens: 1. Er macht uns einig mit dem Wort Gottes. 2. Er schützt uns vor dem Zorn Gottes. 3. Er führt uns in die Ruhe Gottes.

4, 4. Du sollst den Feiertag heiligen! 1. Beachten wir die hl. Ordnung? 2. Verstehen wir den heilsamen Sinn? 3. Befolgen wir den göttlichen Heilsrat?

4, 1. Hat die Furcht im Christenherzen Raum? 1. Weg mit dem knechtischen „sich" fürchten! (Röm. 8 15; 1. Joh. 4, 18). 2. Laßt uns vielmehr „Gott" fürchten!

4, 3. Wir besitzen als Christen im Glauben die Ruhe Gottes. 1. Eine Ruhe von Schuld und Strafe. 2. Eine Ruhe von weltlicher Angst und Not. 3. Eine Ruhe von Eigenwillen und böser Lust.

4, 9. Wir erwarten als Christen im Glauben die ewige Ruhe. 1. Wann alles Unselige beseitigt; 2. dagegen alles Selige eingetreten ist.

4, 9. Selig sind, die in dem Herrn sterben! 1. Der Triumph des Glaubens. 2. Der Trost der Liebe. 3. Die Freude der Hoffnung.

4, 12—13. Warum kann uns Gottes Wort selig machen? Wir sehen auf: 1. Die offenbare Erscheinung seiner Macht. Es ist, a. lebendig; b. kräftig; c. durchdringend; d. die Herzen richtend. 2. die geheime Wurzel seiner Macht: a. Gottes Allwissenheit; b. Gottes Allweisheit; c. Gottes Alliebe.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

— Die theologischen Zeitschriften des Verlages von C. Bertelsmann in Gütersloh erscheinen seit Beginn dieses Jahres in veränderter und, wie wir glauben, ansprechenderer Gestalt. Das erste Heft des „Beweis des Glaubens“ Preis jährlich 8 M.) zeigt, daß diese Monatsschrift trotz des 40jährigen Bestehens nicht an Altersschwäche leidet. Die Neujahrsbetrachtung von Lic. Steude „Auf zum Kampfe“ ist ganz vortrefflich, nicht minder gediegen ist der Aufsatz von Dr. Zöckler über Prof. Tholuck. Der damit verbundene Theolog. Literaturbericht (Einzelpreis 3 M.) weist unter den 75 Mitarbeitern eine stattliche Zahl hervorragender Namen auf, und das erste Heft zeigt, daß das Blatt geschickt geleitet wird. Der „Beweis“ sollte in keinem Pfarr-Lesezirkel fehlen, während der Theol. Literaturbericht in die Bibliothek jedes Geistlichen gehört, der über die theologische Literatur orientiert sein will. — Erfreulich ist auch die wesentlich bessere Ausstattung der im 24. Jahrgang erscheinenden Schäfer'schen Monatsschrift für Innere Mission (jährl. 6 M.). Wer dieses gediegene Blatt einmal gehalten hat, wird es nicht gern wieder missen, zum mindesten gehört dasselbe in die Lesezirkel. — Die im 29. Jahrgang stehende Siona, Monatsschrift für Liturgie und Kirchenmusik (jährl. 5 M.) bringt an erster Stelle einen beachtenswerten Aufsatz von Dr. F. Bachmann über Gotteshaus, Kultus, Symbolik, und neben kurzen Notizen 4 Seiten Musikbeigaben. Auch diese Zeitschrift unter der Leitung ds bekannten Dekans Dr. M. Herold verdient wärmste Empfehlung.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

In eigener Sache.

„Wie ist die Lehre von der Gottheit Christi entstanden?“ Unter dieser Ueberschrift fand die Missourische „L. und W.“ es für gut, einen Artikel anzugreifen, der im Novemberheft 1903 erschienen ist. „L. und W.“ schreibt:

Wie ist die Lehre von der Gottheit Christi entstanden? Diese Frage wird im „Magazin“ der Unirten (S. 401 f.) also beantwortet: „Je leichter die Sünde genommen, je höher demgemäß die natürliche menschliche Kraft zum Guten taxiert wird, desto dürftiger werden die Begriffe von der Erlö-

fung und vom Erlöser ausfallen; umgekehrt: je ernster und tiefer die Sünde gefaßt wird, desto höher wird man auch von der Erlösung und Versöhnung und demgemäß von der Person des Erlösers denken. Wenn deshalb die Kirche von den ältesten Zeiten her die Fülle, Hoheit und Herrlichkeit dessen, was sie an Christus hatte, nur dadurch zu einem entsprechenden, ihr selbst genügenden Ausdruck zu bringen vermochte, daß sie sagte: Christus ist nicht bloß wahrer Mensch, sondern auch wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, so stammt das wahrlich nicht aus einem theoretischen Bedürfnis zu philosophieren und zu spekulieren, sondern die Lehre von der Gottheit Christi ist herausgeboren aus dem bewußten oder unbewußten Gefühl von der furchtbaren Macht der Sünde, von der furchtbaren Schwere der Sündenschuld; aus dem Gefühl davon, daß ein Riesenwerk, wie die Beseitigung dieser Schuld und Macht der Sünde, in Wahrheit ein Gotteswerk sei und deshalb nur von einem zustande gebracht werden konnte, welcher Gott und Mensch zugleich war." — Die Lehre von der Gottheit Christi „herausgeboren aus dem bewußten und unbewußten Gefühl von der furchtbaren Macht der Sünde" — glauben das wirklich die Unierten? Nach der Heiligen Schrift ist die Lehre von der Menschwerdung des Sohnes Gottes ein von Gott in seinem Worte geoffenbartes, kündlich großes Geheimnis, das keine menschliche Vernunft aus irgend welchen Tatsachen zu erschließen vermag.

Der von den Missouriern angerempelte Satz ist wörtlich einem von Prälat G. Weitbrecht in Stuttgart veröffentlichten Vortrag: „Die Gottheit Christi" entnommen, (Stuttg. 1893 bei J. F. Steinkopf). Dem Herrn Prälaten wurde die missourische Kritik mitgeteilt und er schickte darauf dem Verfasser des betr. Artikels nachfolgende Antwort:

Verehrter Herr Amtsbruder! Das ist ein rechter „Gerechtmacher", der hier das Wort nimmt. Ich habe mich immer in der Lehre für einen echten Lutheraner angesehen, aber wenn ich diesem lutherischen Bruder glauben müßte, so müßte ich auf den Namen eines Lutheraners verzichten. Werde es aber nicht tun. Mein Gedanke bei dem angefochtenen Satze war dieser: Allerdings ist die Wahrheit, daß Jesus der eingeborene und ewige Sohn Gottes ist, in der Heiligen Schrift enthalten, also geoffenbart. Aber sie hätte den Männern Gottes nicht geoffenbart werden können und sie hätten für diese Offenbarung kein Verständnis gehabt, wenn Gottes Geist ihnen nicht gleichzeitig den Blick geöffnet hätte für die Tiefen des menschlichen Sündenverderbens. Und nach der Zeit der Apostel hätte die Kirche das, was in der Heiligen Schrift über die Gottheit Christi enthalten ist, nicht so zum entfalteten Lehrsystem gestalten können, wenn in den Männern, welche diese Gestaltung vornahmen, nicht „das bewußte oder unbewußte Gefühl von der Macht der Sünde und Schuld" gelebt hätte. Daß „keine Vernunft das Geheimnis der Person Jesu aus irgend welchen Tatsachen zu erschließen vermag" — darin hat der Magazinkritiker vollkommen recht. Aber er wird es dem Heiligen Geist nicht verwehren wollen noch können, daß er durch seine Erleuchtung die Herzen der Menschen zur Erkenntnis ihres sündigen Verderbens und dann weiter von da aus zur Erkenntnis ihres Heilandes, des Gottessohnes führe. Oder sollte der Kritiker ein so übermoderner Theologe sein, daß ihm dieser Paulus- und Augustinusweg nicht richtig erscheint?"

So weit Prälat Weitbrecht. Auf die von dem missourischen Amtsbruder

an uns gestellte Frage: „Glauben das wirklich die Unierten?“ antworten wir: Ja, von ganzem Herzen, trotz missourischem Tadel und ohne Furcht vor dem missourischen Anathema!

Noch ein Kritiker der Evangelischen. Weil wir gerade dabei sind, uns mit unseren lutherischen Kritikern zu beschäftigen, wollen wir uns gleich noch mit einem andern befassen. Vor uns liegt das „Evang.-Luth. Gemeindeblatt“, Organ der Allgem. Evang.-Luth. Synode von Wisconsin, Minnesota, Michigan und andern Staaten. Redigiert von der Fakultät des ev.-luth. theol. Seminars. Milwaukee, Wis., 1. und 15. März 1904. Dieses Blatt bringt in den zwei Nummern ein „Eingesandt“ mit der Ueberschrift: „Kann sich ein lutherischer Christ mit gutem Gewissen zu einer sogenannten evangelischen Gemeinde halten?“

Seine Antwort lautet natürlich nein! Und was gibt er für Gründe an? Sein Grund ist, daß wir nicht Luthers Katechismus haben, sondern unseren eigenen. Ein schreckliches Verbrechen! Diesen nimmt er nun vor, um seinen Lesern damit das Gruseln vor den Evangelischen beizubringen. Und was bringt er nun für Klage wider diese Evangelischen, resp. ihren Katechismus? Man höre und staune!

Die erste Klage ist, daß wir die zehn Gebote wörtlich so haben, wie sie in der Bibel stehen und nicht in der Fassung, wie sie Luther gibt! Also darum kann ein Lutheraner nicht mit gutem Gewissen unsern Katechismus lernen? Ist das euer Ernst, ihr lutherischen Brüder? Oder ist's bloß Spiegelfechterei? Wo bleibt denn eure Lehre von der Verbalinspiration der Bibel, wenn lutherische Kinder nicht mit gutem Gewissen die zehn Gebote im Wortlaut der Bibel lernen dürfen?

Der Artikelschreiber fährt dann nach einer längeren Deklamation, daß wir uns erdreisten von Luthers Fassung abzugehen, fort: „Wie steht es mit der Lehre der Evangelischen? Bekennen sie sich in ihrem Katechismus entschieden zur reinen lauteren Lehre des göttlichen Wortes? Das ist nicht der Fall. Es sei nur auf etliche Antworten hingewiesen. Frage 83 lautet: Was bekennen wir mit dem Worte: „sitzet zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters?“ Christus ist nach seiner ganzen Person als Gott im Himmel, so daß ihm als dem verklärten Menschensohn von dem allmächtigen Vater alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, und er als ewiger Prophet, ewiger Priester und ewiger König seine Gemeine erleuchtet, vertritt und regiert.

Als dem verklärten*), d. i. verherrlichten, erhöhten Menschensohn sei ihm alle Gewalt gegeben*) worden. Aber Christus offenbarte doch schon auf der Hochzeit zu Kana seine Herrlichkeit. St. Johannes schreibt: Das Wort ward Fleisch . . . und wir sahen seine Herrlichkeit u. s. w. . . . 1, 14. St. Paulus schreibt: „Welcher, ob er wohl u. s. w. . . . — Knechtsgestalt an u. s. w. Phil. 2, 6. Göttliche Majestät ist Christo nach seiner menschlichen Natur mitgeteilt worden bei seiner persönlichen Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur und nicht erst bei seiner Verklärung. Im Stande der Erniedrigung hat er sich derselben nur nicht stetig bedient, sondern hat sich um unseretwillen freiwillig auf's tiefste erniedrigt. Der Stand seiner Erhöhung ist, daß er nach seiner menschlichen Natur zum völ-

*) Von dem Artikelschreiber unterstrichen.

ligen und unaufhörlichen Gebrauch seiner schon bei der Vereinigung der beiden Naturen mitgeteilten göttlichen Majestät ist erhöht worden. Was soll das heißen: Christus ist nach seiner ganzen Person als Gott im Himmel? Ist Christus, wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch, erst jetzt nach seiner Himmelfahrt als Gott zu betrachten? War dieser Jesus Christus, wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch, nicht auch schon im Stande der Erniedrigung der wahrhaftige Gott und das ewige Leben? 1. Joh. 5, 20."

Da sind wir doch nun einer schrecklichen Irrlehre überführt, daß wir sagen, dem „verklärten" Menschensohn sei „gegeben" alle Gewalt! Hat denn der lutherische Bruder, der aus Johannes 1 und 2 uns der Irrlehre zeiht, noch nie gelesen, was im gleichen Johannes steht? „Jesus war noch nicht verkläret" 7, 39. „Vater, die Stunde ist hier, daß du deinen Sohn verkläreſt"; „nun verkläre mich, du Vater, bei dir selbst" 17, 1. 5? Und hat er nie gelesen: „Mir ist gegeben alle Gewalt" Matth. 28, 18, ein Wort, das der Herr doch erst kurz vor der Himmelfahrt sprach, und das denn doch von 11, 27 merklich verschieden ist! Wo ist denn da die Abweichung von „der reinen lauteren Lehre des göttlichen Worts?" Bei uns oder bei unserem Kritiker? Also darum kann ein Lutheraner nicht mit gutem Gewissen sich zu einer evangelischen Gemeinde halten, weil wir wörtlich lehren wie's in der Bibel steht? Schämt sich denn die „Fakultät" des evang.-luth. theol. Seminars nicht, solches Zeug in ihrem Organ zu publizieren?

Was er am Schluß des ersten Artikels noch dazu hinsudelt, ist der Beantwortung nicht wert und genügend im Katechismus beantwortet für den, der ihn nicht als Ketzerrichter lesen will.

In dem zweiten Artikel geht der Schreiber noch an etliche andere Fragen und nimmt sie unter die kritische Lupe. Es sind die Fragen 92, 93 und 94. Dazu zieht er noch aus dem alten Katechismus, den von hundert unserer Synodalpastoren kein einziger mehr kennt, die Fragen 145 und 120 bei, um uns durchaus als zweideutige Menschen hinzustellen, denen nicht zu trauen ist. Es verlohnt sich nicht, auf den ganzen Quatsch einzugehen. Wir fühlen uns auch nicht berufen, die so detaillierte Ausführung unseres Katechismus in der Heilsordnung zu verteidigen. Es ist unser Katechismus, der die Lutheraner nichts angeht. Nur auf eins sei hingewiesen. Er druckt Frage 93 ab: „Was ist Erleuchtung?" Die Erleuchtung ist diejenige Wirksamkeit des Heiligen Geistes, durch welche der Sünder von seinem verlorenen Zustand überzeugt wird, und durch welche ihm der Weg gezeigt wird, wie er aus demselben erlöset werden soll und kann.

Er gibt dann zu: „Nun ist es ja wahr, daß der Heilige Geist auch dieses, und zwar durchs Gesetz wirkt, daß der Sünder seinen verlorenen Stand erkennt. „Natürlich kann ein Mensch doch nicht sein Elend recht empfinden" u. s. w. . . . Aber hier ist doch die Rede von der Wirksamkeit des Heiligen Geistes durch die von Gott verordneten Gnadenmittel, das Evangelium und die Sakramente, wie uns Frage 90 belehrt. Das Gesetz aber ist kein Gnadenmittel. Es wirkt nur vorbereitend. Es tötet und richtet Zorn an." So weit der „Lutheraner".

Wie heißt denn aber unsere Frage 90? „Wodurch wirkt der Heilige Geist? Durch das Wort Gottes und die heiligen Sakramente, als die von

Gott verordneten Gnadenmittel." Also da steht: durch das Wort Gottes; der „Lutheraner" aber gibt sich den Anschein, als ob es hieße: „Das Evangelium und die Sakramente," um dann fortzufahren: Das Gesetz aber ist kein Gnadenmittel! Ist das nicht die reine Konfusion? Er stellt fest, daß der Heilige Geist durch das Gesetz die Erleuchtung wirke, dann ändert er unsere Frage 90, als ob sie hieße durch das Evangelium und die heiligen Sakramente, und kämpft dann gegen uns über einen Satz, den wir gar nicht im Katechismus haben! Das ist echt lutherische Kampfesweise! Doch zum Schluß eine Frage: Ist nicht nach lutherischer Lehre das Wort Gottes ein Gnadenmittel? Gehört das Gesetz nicht zum Wort Gottes? Steht es nicht in der wörtlich inspirierten Bibel? Wie kommt der lutherische Bruder zu der Ketzerei zu sagen: Das Gesetz ist kein Gnadenmittel? Wer hat ihm erlaubt, das Gesetz vom Wort Gottes auszuscheiden, das doch ein Gnadenmittel ist? O si tacuisses!

Wie gesagt, es lohnt sich nicht, dem Geschreibsel Wort für Wort nachzugehen, es ist schade für den Raum im Blatt und für die Zeit und die Tinte, die daran verschwendet wird. Das sind die triftigen Gründe, warum ein Lutheraner nicht zu uns kommen kann mit gutem Gewissen!

„Sie suchten falsches Zeugnis wider Jesum." Hier kann man verstehen lernen, wie fromme Schriftgelehrte dazu kommen konnten, Worte Jesu in ein falsches Licht zu stellen und ihnen einen andern Sinn unterzuschieben, als den sie im Munde Jesu hatten. Der Fanatismus macht blind und treibt dazu, den Worten des Verhaßten einen Sinn unterzuschieben, der schließlich auf falsche Anklage hinausläuft.

Wie wenig übrigens die Lutheraner unter sich selbst einig sind und wie unfähig, zur Vereinigung zu kommen, zeigen die vergeblichen Anstrengungen, welche die sog. „Intersynodale Konferenz" machte, um den garstigen Graben zu überbrücken, der die Lutheraner von missourischer Observanz von anderslehrenden Lutheranern scheidet. Anfangs April wurde in Detroit, Mich., abermals eine solche Konferenz gehalten, über welche die „Germania" wie folgt berichtet:

Einem im vorigen September von der freien Intersynodalen Konferenz gefaßten Beschlusse gemäß trat in der Harmonie-Halle in Detroit, Mich., die Intersynodale Konferenz zu einer weiteren Versammlung zusammen. Zu Sitz und Stimme sind in dieser Konferenz Vertreter aller lutherischen Synoden berechtigt, welche die Konkordienformel als eine Bekenntnisschrift der lutherischen Kirche anerkennen, und von allen diesen Synoden wohnten Vertreter der Konferenz bei.

Zweck derselben ist, Lehrdifferenzen betreffs der Lehre vom freien Willen, der Bekehrung und der Gnadenwahl zu besprechen, resp. die genaue Stellung der sich gegenüberstehenden Meinungen in diesen Lehren kennen zu lernen, zwecks Annäherung derselben aneinander, denn keine der Parteien will die Ausführungen ihrer Theologen, welche im Laufe der Jahre in ihren offiziellen Organen veröffentlicht wurden, besonders in den achtziger Jahren, als der Lehrstreit brennend war, so aufgefaßt und gedeutet wissen, wie dieses von den Gegnern geschieht.

Die Lehrdifferenzen. Der Gegensatz liegt in der bekannten Lehrdarstellung des 16. und 17. Jahrhunderts und kommt auch in den Schriften deutscher Theologen des 19. Jahrhunderts zum Ausdruck. Diese

Differenz liegt in der verschiedenen Stellung zu der Frage: „Warum werden nicht alle Menschen bekehrt und selig?“ Oder noch genauer ausgedrückt: „Warum werden unter den Menschen die einen vor den andern bekehrt und selig, da doch die Gnade Gottes in Christo allgemein ist und alle Menschen in dem gleichen menschlichen Verderben liegen?“

Im 16. Jahrhundert wurde bereits innerhalb der lutherischen Kirche die Frage aufgeworfen: „Warum werden unter den Menschen die einen bekehrt und selig, während die andern unbekehrt bleiben und verloren gehen?“ Melanchthon wollte den Grund im Menschen selbst finden, aber die Konkordienformel weist entschieden ab, daß eine Ursache oder Veranlassung dafür, wenn ein Mensch vor einem andern bekehrt und selig wird, in dem Menschen selbst liege.

Geschichtliches betreffs der Konferenz. Angebahnt wurden die Versammlungen der Intersynodalen Konferenz durch gemeinschaftliche, kleine Lokalkonferenzen der Pastoren verschiedener Synoden, welchen vor einem Jahre eine freie Konferenz in Watertown folgte. Diese war so unerwartet zahlreich besucht, und es zeigte sich für ihr Streben so reges Interesse und solche Begeisterung, daß man beschloß, im September vorigen Jahres eine weitere, dreitägige Konferenz dieser Art in Milwaukee abzuhalten. Führte diese auch nicht zum Ziele, so fand man sich doch bewogen, eine weitere Konferenz nach Detroit einzuberufen. Dieser ging im Januar eine Vorversammlung von Vertretern der verschiedenen Synoden voraus, welche für die begonnenen Verhandlungen ein Programm entwerfen sollte, den Gang der Verhandlungen zu bestimmen. Diese Vorversammlung legte ihren Beratungen die Thesen Dr. Walthers über „Analogie des Glaubens“ zugrunde, über welchen Begriff man sich nicht einig ist. Zum Wortlaut dieser Thesen bekennen sich beide Parteien, jedoch weicht man in der Auffassung derselben ab. Die Feststellung dieses Begriffs dürfte die Versammlung darum eingehend beschäftigen.

Später wurde auch über diese Konferenz berichtet, daß sie resultatlos verlaufen sei, man aber auf Herbst nächsten Jahres nochmals eine Konferenz in Aussicht genommen habe.

Wie eine evangelische Kirche von Christus auf Moses, vom Evangelium zum Gesetz kommen kann, wenn der Geist Christi zu weichen beginnt, und man anstatt das Evangelium zu treiben, allerlei Menschenfündlein als Gesetz auf der Jünger Hälse legt, davon gibt ein in der Methodistenkirche entbrannter Streit uns Kunde. Bekanntlich sind beim Theaterbrand in Chicago auch Methodisten mit verunglückt, Leute von Ansehen in ihrer Kirche. Darüber ist nun ein Streit entbrannt zwischen der strengeren und der liberalen Richtung innerhalb der Kirche. Die strenge Richtung beruft sich auf „die Lehre und Kirchenordnung der Bischöfl. Methodistenkirche.“ Dieses Buch enthält neun Hauptteile, wovon der fünfte vom „gerichtlichen Verfahren der Kirche handelt.“ In diesem Teil steht § 248.

Dieser Paragraph hatte ursprünglich, als die B. M. K. in Baltimore 1784 gegründet wurde, folgenden Wortlaut:

„In Fällen der Pflichtvernachlässigung irgend welcher Art, ungebühr=

lichen Betragens, sündlicher Temperamentsausbrüche oder Redensarten, oder des Ungehorsams gegen die Zucht und Ordnung unserer Kirche, soll zuerst der Prediger oder Klaßführer das sich vergehende Mitglied privatim zurechtweisen, und wenn dasselbe seinen Fehler anerkennt und gebührende Reue an den Tag legt, so soll man mit demselben Geduld haben" u. s. w.

Jetzt aber lautet er wie folgt:

„In Fällen von Pflichtvernachlässigung irgend einer Art, ungebührlichen Betragens, sündlicher Temperaments-Ausbrüche oder Redensarten, des Kaufens und Verkaufens oder des Gebrauches berauschender Getränke als gewöhnliches Getränk, des Unterzeichnens von Bittschriften zu Gunsten der Erteilung von Schank-Lizensen, des Bürgschaftstellens für Personen, welche in diesem Geschäft begriffen sind, des Vermietens von Grundeigentum, worauf oder worin berauschende Getränke fabriziert oder verkauft werden sollen, des Tanzens, des Hazardspielens, des Besuchens von Theatern, Pferde-Wettrennen, Cirkussen, Tanzkränzchen oder Tanzschulen, oder der Teilnahme an anderen Vergnügungen, deren Richtung offenbarlich eine sittlich irreleitende oder zweifelhafte ist, sowie in Fällen des Ungehorsams gegen die Zucht und Ordnung der Kirche, soll zuerst ein Prediger oder ein Klaßführer das sich vergehende Mitglied privatim zurechtweisen, und wenn dasselbe seinen Fehler anerkennt und gebührende Reue an den Tag legt, so soll man Geduld mit demselben haben. Bei einem zweiten Vergehen soll der Prediger oder der Klaßführer ein oder zwei einsichtsvolle Glieder der Kirche mit sich nehmen. Bei dem dritten Vergehen soll das betreffende Glied zum Verhör gebracht und, wenn es schuldig befunden wird und kein Zeichen von wahrer Demütigung vorhanden sind, so soll es ausgeschlossen werden."

Vierundsechzig Jahre war dieser Paragraph in seiner ursprünglichen Fassung wesentlich unverändert geblieben. Erst im Jahre 1848 wurde der Zusatz über das Kaufen und Verkaufen und den Gebrauch berauschender Getränke als gewöhnliches Getränk eingefügt. Vierundzwanzig Jahre später und wieder acht Jahre später kamen weitere Zusätze, bis zuletzt der Paragraph die buntschedig kasuistische Gestalt bekam, die er jetzt hat. Ist einmal das reine Evangelium preisgegeben und das Gesetz daneben aufgerichtet, dann gibt's eben kein Einhalten mehr, dann muß immer weiter spezialisiert werden. Wo nicht mehr der Geist Jesu Christi die Gewissen in alle Wahrheit leitet und zu allem Guten treibt, da muß der Stecken des Treibers, das Gesetz, kommen und der weckt weder die Lust noch gibt er die Kraft aus freiem Liebestriebe zu tun, was recht ist. Das Schlimmste aber ist, daß das Gesetz als M e n s c h e n s a t z u n g sich nicht an dem Gewissen zu legitimieren vermag, sobald es über die keusche Zurückhaltung der Heiligen Schrift hinausgeht und Forderungen stellt, die nichts sind als Menschengebot und Lehre. Der Fanatismus, womit die Prohibition in gewissen Kreisen betrieben wird, geht weit über das gesunde und keusche Maß der Schrift hinaus, die es dem einzelnen durchaus freistellt, nach seinem Gewissen zu handeln und nichts weiß von solch fanatischer Verurteilung des berauschenden Getränkes, wenn sie auch die üblen Folgen des Mißbrauchs desselben jedem deutlich genug vor die Augen stellt. — Gewiß, wer es mit unserem Volk gut meint, der wird gerne mitwirken, wenn es gilt, einem Krebsschaden des Volks zu wehren. Aber daß das durch bloßes Gesetz, das

als solches nur Zorn anrichtet, nicht geschehen kann, zeigt Schrift und Erfahrung.

Das Laster heimlichen Suffs neben heuchlerisch zur Schau getragener Abstinenz ist verächtlicher und verwerflicher als offene Trunksucht.

Ueber die Gemeinden der deutschen evangelischen Synode von Rio Grande Do Sul bringt der „Deutsche Ansiedler“, das Organ der Barmer Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika, interessante statistische Erhebungen. Danach sind ungefähr 40 ordentliche Geistliche dort in Arbeit. Im Durchschnitt kommen auf jeden Pastor 2000 Seelen, bei einzelnen Gemeinden steigt die Seelenzahl auf 2500 und mehr. Diese Zahlen bedeuten aber eine große Arbeitslast für den Seelsorger, da die Pfarrbezierke meist sehr weit ausgedehnte Landkreise sind und die Mehrzahl der Geistlichen alle Morgen schon durch Schultätigkeit in Anspruch genommen ist. Auf den einzelnen kommen im Durchschnitt vier regelmäßige Predigtplätze und noch ein Außenplatz, an dem im Jahre weniger wie sechs mal Gottesdienst gehalten wird. Bei dieser Fülle von Filialen und der damit gegebenen Zersplitterung der pfarramtlichen Tätigkeit haben von 1000 Familien in den Synodalgemeinden nur 79 jeden Sonntag Gottesdienst, 280 wenigstens jeden zweiten, 375 jeden dritten, 89 jeden vierten, und 177 noch seltener. Wenn diese Pastoration schon als völlig ungenügend angesehen werden muß, so lehrt ein Vergleich mit der letzten statistischen Berechnung vor vier Jahren, daß infolge der schnellen Vermehrung der Bevölkerung und der einzelnen Siedelstätten sich die Verhältnisse stets verschlimmern. Damals hatten noch 10% jeden Sonntag Gottesdienst, heute 7,9; damals 52% nicht jeden zweiten Sonntag, heute gar 64; damals 23 nicht einmal jeden dritten, heute 27%! Und dabei machen die etwa 50,000 Seelen, die in den Synodalgemeinden gesammelt sind, noch lange nicht die Hälfte der evangelischen Deutschen des Landes aus! Weitaus die Mehrzahl der Familien wird überhaupt noch gar keiner oder keiner irgendwie regelmäßigen pfarramtlichen Bedienung teilhaftig oder untersteht allerlei Pseudopfarrern, die doch keineswegs als geeignete geistliche Leiter und Lehrer angesehen werden können. Dies Pseudopfarrertum ist bekanntlich der schlimmste Krebsschade in dem kirchlichen Leben der evangelischen Deutschen von Rio Grande. Neben ihm treten neuerdings noch allerlei Sekten und vor allem die nordamerikanischen Missourier auf und suchen, gerade von dem Mangel an ordentlichen Pfarrern begünstigt, immer mehr Gemeinden zu erobern. Es tut deswegen eine Vermehrung der Pastorenzahl daselbst dringend not, damit den schon gewonnenen Gemeinden eine intensivere Pflege zuteil werden und damit vor allem dem Eindringen der Separatisten erfolgreich entgegengetreten werden kann. Es ist doch über die Maßen traurig, daß dort die kirchliche Arbeit unter dem permanenten Pfarrermangel so empfindlich zu leiden hat, während hier noch ungezählte junge Geistliche keine Anstellung finden können. („Reform“.)

Ausland.

Der ärgerliche Vortrag Ladenburgs bei der Naturforscherversammlung, worin er das Christentum verhöhnte, findet doch auch in Kreisen der Naturforscher Widerspruch. So berichtet „Gl. u. W.“ von einem „Offenen Brief“, in welchem der Heidelberger Chemiker Lossen seinen Spe-

zialkollegen ruhig und sachlich vornimmt. Der Schwerpunkt liegt dabei in zwei Fragen, welche Lossen an den Vorstand der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte, der er selbst angehört, richtet: 1. Billigt der Vorstand das Vorgehen Ladenburgs? 2. Wenn dies nicht der Fall ist, was gedenkt der Vorstand zu tun, um in Zukunft ähnlichen Vorkommnissen vorzubeugen? — Eine Antwort ist meines Wissens noch nicht erfolgt. Dem Verfasser des „Offenen Briefes" aber gebührt unser lebhafter Dank.

Die nächste Naturforscher-Versammlung soll in Breslau, wo ja Ladenburg wohnt, abgehalten werden; da ist es hocherfreulich, daß auch von dort bei Gelegenheit der ersten diese Versammlung vorbereitenden Geschäftssitzung von einem Kollegen Ladenburgs eine kräftige Abwehr erfolgt ist, und zwar seitens des Anatomen Geheimrat Prof. Dr. Hasse. Er sprach von dem peinlichen Aufsehen, das Ladenburgs Rede hervorrief, und wies auf die Notwendigkeit hin, für Breslau Festredner zu gewinnen, welche „die Sicherheit gewähren, daß die Würde und das Ansehen der Versammlung auch in weiteren Kreisen keinen Abbruch erleidet." Ladenburg sei, ohne Neues zu bringen, in Gebiete des Glaubens an die teuersten Güter der Menschheit vorgedrungen, habe die an sie Glaubenden mit wohlfeilem Spott überschüttet und „nicht allein einen Mangel an weitgreifender, wissenschaftlicher, philosophischer und theologischer Bildung, sondern auch an Selbstbescheidung und allgemein menschlicher Rücksichtnahme" bekundet. Hasse schließt: „Die Rede des Herrn Prof. Ladenburg ist die Rede eines Forschers, der wohl ein eng begrenztes Gebiet vollkommen beherrscht und fruchtbringend anbaut, der aber nicht mit Sicherheit über seinen Wissenschaftshorizont hinauszusehen vermag. Aus diesen Gründen erscheint es mir wünschenswert, daß die nächstjährige Versammlung hier am Orte Redner zieren, die nicht ohne weiteres den Beifall einer urteilslosen Menge finden, sondern die Fahne allgemeinen Wissens, wissenschaftlicher Bescheidenheit und Rücksichtnahme, sowie der Duldsamkeit und damit der Nächstenliebe hochzuhalten imstande sind."

Diese erfreulichen Worte zeigen, daß Ladenburg durchaus nicht alle seine Kollegen hinter sich hat. Eine gewisse Presse hat sich mit einem wahren Wutgeheul auf Prof. Hasse gestürzt, woraus dieser ja wohl den unwiderleglichen Schluß ziehen wird, daß er das Rechte getroffen hat.

Je mehr in Deutschland, resp. Europa, das wahre Christentum untergraben wird durch eine ungläubige moderne Theologie und durch eine falsche, mit dem Ultramontanismus liebäugelnde Kirchenpolitik von Seiten des Staates, um so weniger darf man sich wundern, wenn auch dort teils unevangelisches Sektenwesen, teils direktes Heidentum immer mehr Anklang findet. So berichtet der „D. V." bezüglich der Adventisten:

Die Adventisten sind in Westdeutschland stärker verbreitet, als man für gewöhnlich glaubt. Neulich hielt die Westdeutsche Vereinigung der Adventisten in Hagen ihre jährliche Konferenz ab, welche von 150 Abgeordneten und auswärtigen Gliedern besucht war. Der Jahresabschluß der westdeutschen Vereinigung ergab für das Jahr 1903 eine Einnahme von 51,058 Mark und eine Ausgabe von 28, 443 Mark für innere Mission und 18,424 Mark für äußere Mission. Davon entfielen 3500 Mark auf die vom Staate erlaubte neu zu eröffnende Mission Deutsch-Ost-Afrika. Außer der

westdeutschen Vereinigung bestehen in Deutschland noch eine süddeutsche, eine ostdeutsche und eine preußische Vereinigung. Im übrigen sind in allen Teilen der Erde ihre Vereinigungen mit ihren Missionsanstalten als Schulen, Krankenhäusern, Waisenhäusern, Arbeitsheimen u. s. w. Die Gesamtmitgliederzahl von annähernd 90,000 vermochte in den letzten Jahren durchschnittlich fünf Millionen Mark für Missionszwecke aufzubringen.

Ueber das Treiben der „Scientisten“ in hochgebildeten Kreisen Berlins ist oft schon in den Blättern berichtet worden, woraus zu ersehen ist, wie leicht auch gebildete christliche Kreise dem Humbug zur Beute fallen können.

Ferner breitet sich in Deutschland der Buddhismus aus in der Form einer theosophischen Gesellschaft, die in Wort und Schrift sehr tätig ist. In Berlin hat sie ein Haus und Gesellschaftsräume, wohin sie zu regelmäßigen Vorträgen einladet. In Leipzig ist die theosophische Zentralbuchhandlung.

Neuerdings hat sich dort der „buddhistische Missionsverein in Deutschland“ gebildet, der sich die Ausbreitung dieses nun wieder modernen Heidentums in der Christenheit zur Aufgabe macht.

Die Grundgedanken der Theosophie sind folgende: Wie im Buddhismus, so gibt es auch hier keinen persönlichen Gott. In jedem Menschen wohnt nach ihrer pantheistischen Auffassung die Gottheit, und darum soll und kann sich jeder Mensch selbst „vergotten“. Jeder Mensch ist sein eigener Erlöser, der sich vom Leben, welches echt buddhistisch als ein Leiden aufgefaßt wird, selbst zu befreien hat. Nicht die Sünde als der Widerstreit des menschlichen Willens gegen den Willen Gottes ist unser Leid, sondern das Leben überhaupt mit seinen Leiden. Zwar braucht sich der Theosoph nicht als Mönch — wie Buddha es gelehrt — in die Einsamkeit zurückzuziehen; er soll auch sein Gefühlsleben nicht in so radikaler Weise ersticken, wie der buddhistische Asket, aber er soll allmählich die Bande seines Herzens von der Welt lösen, seine Persönlichkeit indifferenter machen, nur aus Pflichtgefühl handeln ohne eigenen innern Anteil. Dann schafft sich der Theosoph ein gutes Karme (Gesetz von der Verkettung der Ursachen und Wirkungen, das an Stelle Gottes tritt) und kann hoffen, bei einer Wiederverkörperung der Seele auf der Erde ein günstiges Geschick zu erlangen. Die Seelenwanderung ist ein Hauptbestandteil ihrer Lehre. Es mag sein, daß sich mancher durch solche Lehren zur sittlichen Besserung und zur Bekämpfung seines Egoismus veranlaßt fühlen kann, aber tief wird solches Bestreben bei dem Mangel an Sündenerkenntnis und an der rechten Stellung zu Gott nicht gehen.

Eine ganz besondere Betonung legen die Theosophen auf die im Menschen schlummernden okkulten (verborgenen) Kräfte. Sie lehren, daß der Mensch eine siebenfache Konstitution habe, einen physischen Körper, das Lebensprinzip, den Astralkörper (einen aus feiner Materie bestehenden und mit dem Tode des Menschen verwehenden Körper), den Wunschkörper, die menschliche Seele, die geistige Seele und den reinen Geist. Es ist nun das Ziel des nach der Gottheit strebenden Theosophen, diesen Astralkörper zu benutzen und mit ihm die Welt zu durchwandern, während der physische

Körper an der Stelle zurückbleibt. Da die Meister, die Adepten, diese Fähigkeit besitzen sollen, so streben einzelne Theosophen auch nach dem Gebrauch dieser abnormen Kräfte und suchen durch gewisse körperliche Uebungen und Atmungsübungen, die einen Wechsel im System des Körpers hervorbringen sollen, den Astralkörper Faser für Faser aus der umgebenden fleischlichen Hülle herauszuziehen. Auch stellen sie sich das Horoskop und wollen in den Sternen ihre Entstehung, Eigentümlichkeit und Zukunft lesen. Andere glauben an automatisches Schreiben, wobei ein fremder Geist ihnen die Feder führt. Sie stellen die wunderlichsten Ansichten über Weltentstehung und Menschenrassen auf, und ihre Aufsätze und Bücher starren oft von derartigen Ueberschwenglichkeiten und Unmöglichkeiten, daß man diese Leute wissenschaftlich nicht ernst nehmen kann. Sie arbeiten mehr mit ihren Nerven und ihrer Phantasie, als mit ihrem Verstand, und kennzeichnen sich als Menschen, die über die Grenze ihrer Kraft hinauswollen. („D. Volksf.").

Zunahme des Mormonentums. Hauptsitz der mormonischen Propaganda in Europa sind die skandinavischen Länder, und unter ihnen steht an erster Stelle Dänemark, von wo aus vor einem halben Jahrhundert eine förmliche Massenauswanderung nach Utah stattfand. Die Dänen sind für derartige aus Mystik und Sinnlichkeit zusammengesetzte Bewegungen immer sehr empfänglich gewesen. Auch in der Gegenwart nimmt dort das Mormonentum wieder sehr überhand, und Jahr für Jahr siedeln größere Massen dänischer junger Leute nach der Salzseestadt über. Die Propaganda wird von Haus zu Haus betrieben, man besitzt bereits ein eigenes Preßorgan, den „Skandinavischen Stern", und aus ihm läßt sich die Zahl der anlangenden Missionare entnehmen: u. a. sollten nach Aarhuus gleich drei „Aelteste" kommen, nach Aalborg aber eine Missionarin. Man empfiehlt jetzt ein staatliches Verbot gegen diese Propaganda, die in Preußen Sachsen, Württemberg, Hessen und Mecklenburg völlig untersagt ist. In Dänemark hat bisher erst ein einziger Beamter auf eigene Hand diese Missionare aus seinem Kreise ausgewiesen. Man wird das Wiederemporsteigen dieser Bewegung in Dänemark zu den „Zeichen der Zeit" rechnen dürfen.

Pariser Atheisten. In Paris wurde vor einiger Zeit ein „Fest der Vernunft" in einem großen Saale abgehalten. Die Feier galt der Erinnerung an das Fest der Göttin der Vernunft, das auf dem Höhepunkt der großen französischen Revolution in Paris gefeiert wurde. Doch hatte man diesmal kein leibhaftiges Bild der Vernunft wie damals, als man ein Weibsbild als Göttin auf den Altar der Notre-Dame-Kirche setzte und die Freiheitsmänner davor tanzten. Gegenüber dem damaligen Rausch republikanischer Begeisterung war die jetzige Feier ziemlich nüchtern, bei wässerigen Reden, die alle die Vernunft mit den nämlichen hohlen Redensarten priesen. Dazwischen gab es auch Gedichte und Gesänge in derselben Manier. Ein seltsamer Widerspruch war es, daß man viel von der Freiheit der einzelnen redete und sich dabei der Gewalttätigkeiten rühmte, die vor einigen Monaten gegen Prozessionen begangen wurden, wobei hinzugefügt wurde: „Wir werden sie wiederholen." Diese gottesleugnerischen Vernunftbolde wollen eben die Freiheit nur für sich haben; für Leute, die andrer Ansicht sind, haben sie den Grundsatz:

„Und willst du nicht mein Bruder sein,
So schlag ich dir den Schädel ein."

Durch das Hinzukommen von Straßburg wächst die Zahl der katholisch-theologischen Fakultäten an den deutschen Universitäten auf neun an; bisher bestehen katholische Abteilungen neben den evangelischen an den theologischen Fakultäten in Breslau, Bonn und Tübingen, während die Universitäten Freiburg, München, Münster und Würzburg und das Lyceum Hosianum in Braunsberg ausschließlich katholisch-theologische Fakultäten haben. Die Lehrkräfte an diesen Fakultäten bestehen insgesamt aus 85 Dozenten, welche Zahl sich zusammensetzt aus 54 Ordinarien, 3 ordentlichen Honorarprofessoren, 14 Extraordinarien und 14 Privatdozenten. Die Zahl der Studierenden beträgt insgesamt 1628, von denen Bonn (mit 311 Immatrikulierten) die größte Anzahl aufzuweisen hat; daran reihen sich Münster (300), Breslau (299), Freiburg (205), Tübingen (191), München (161), Würzburg (113) und Braunsberg (48).

Der Straßburger Professor Dr. Ziegler hat auf den Salzburger Ferial-Hochschulkursen über die neue katholische Fakultät in Straßburg gesprochen: „Die katholisch-theologische Fakultät ist gebunden an die kirchliche Lehre und an das unfehlbare Lehramt. So bildet sie innerhalb der Universität ein Glied, das sich den Gesetzen des Ganzen entzieht und sich einer fremden Macht, der kirchlichen, unterwirft, das Prinzip der Voraussetzungslosigkeit in dem beschriebenen Sinn preisgibt. Die einzig konsequente Lösung scheint daher die Ausscheidung der katholisch-theologischen Fakultäten aus dem Lehrkörper der Universitäten zu sein. In Deutschland aber haben gerade die freieren und feineren Geister unter den Katholiken selbst stets an der Zugehörigkeit der theologischen Fakultäten zu den Universitäten festgehalten. Natürlich im Interesse der Freiheit. Im katholischen Theologie-Professor steckt doch immer der deutsche Professor und damit ein ganz kleines Stück „Los von Rom". Das weiß auch die Kurie, und das ahnen auch die Regierungen. Die deutsche Reichsregierung und die elsässische Landesregierung hätten sich nicht so dringlich bemüht, die Zustimmung Roms zur Gründung der katholischen Fakultät in Straßburg zu erhalten, wenn sie nicht das Gefühl gehabt hätten, an der Fakultät gebildete Geistliche seien gebildeter, das will sagen freier, loser von Rom, nationaler, deutscher, als die im Grand Seminaire zu Straßburg oder Metz erzogenen Geistlichen. Sie mochten den Einfluß überschätzen, in ihren Erwartungen zu optimistisch gewesen zu sein, aber etwas Wahres ist doch daran, und darum habe ich nicht den Mut und glaube nicht, das Recht zu haben, die eine prinzipiell richtige und konsequente Forderung aufzustellen: weg mit allen katholisch-theologischen Fakultäten aus unseren Universitäten! Wenn ich die Macht dazu hätte, ich würde mich sehr bedenken, sie von uns zu stoßen und dem unfehlbaren Lehramte der Kirche ganz auszuliefern. Es ist logisch nicht richtig, es ist nicht konsequent, ist auch nicht bequem für uns, daß wir diesen Fremdkörper an unseren Hochschulen haben; aber so lange er bei uns sein will, müssen wir ihn bei uns dulden und ertragen, gerade auch im Dienste der Freiheit selber."

Zweierlei katholisches Kirchenrecht zeigt folgendes Item: Der Würzburger Leichenwärter Keh, von dessen Leichenschändungen früher berichtet wurde, hat im Untersuchungsgefängnis durch Selbstmord geendet, nachdem er in präziser Weise seinen letzten Willen selbst noch zu Papier gebracht hat. Er wurde mit allen kirchlichen Ehren begraben, da er angeblich

„sinnverwirrt" gewesen sein soll, was freilich niemand glaubt. Bei der Beerdigung demonstrierte eine große Volksmenge mit Zischen und Pfeifen. Anklagende Aeußerungen wurden laut. Sonst verweigere die katholische Geistlichkeit die Assistenz bei ehrlichen Leuten, nur weil sie in Mischehe gelebt hatten, sie versage das Glockengeläute, wie neulich einem braven katholischen Buchhändler, der eine protestantische Frau geheiratet hatte, und hier gewähre man die kirchlichen Ehren einem solchen Verbrecher, wo bleibe da die Gerechtigkeit.

Unter der Ueberschrift „Ultramontane Geschichtsfälschung" veröffentlicht der Biograph Bismarcks, Prof. Dr. Horst Kohl in Leipzig ,folgende Erklärung: Im neunten seiner Vorträge über Reformation — Revolution und Dreißigjährigen Krieg — schreibt der Konvertit Freiherr Adolf v. Berlichingen: „Im protestantischen Lager hat man die Meinung, daß alle Reformatoren halbe Heilige seien und lauter Helden, und wenn wir dann aus protestantischen Geschichtsforschern beweisen . . . . , daß Luther nichts weniger als heilig war, dann — allgemeines Geschrei. — Aber ich habe jetzt einen Gewährsmann, wie er nicht besser gewählt sein könnte. Und das ist der Fürst Bismarck. Im Jahre 1885 hat er im preußischen Reichstage (sic!) gesagt, meine Herren, wörtlich sagte er, daß von der protestantischen, lutherischen, liberalen Partei 100 Jahre lang in der Geschichte und in Geschichtsbüchern soviel gelogen würde, daß diese Partei durch ihre Lügen noch gefährlicher geworden sei, als die sozial-demokratische. Ich kann nichts dafür, daß dies der Fürst Bismarck gesagt hat." Es würde niemand einfallen, den Herrn von Berlichingen für eine Aeußerung des Fürsten Bsmarck im deutschen Reichstage oder im preußischen Landtage verantwortlich zu machen. Wohl aber ist er persönlich verantwortlich für jede Lüge, die er in majorem gloriam ecclesiae ausspricht. Und eine solche Lüge — und zwar eine mit vollem Bewußtsein ausgesprochene Lüge ist die Behauptung, die oben in Berlichingens eigenen Worten aufgestellt worden ist, nicht minder die andere, daß Bismarck an irgend einer Stelle die „ganze Verherrlichung Luthers als lauter tendenziöse Geschichtslügen" bezeichnet habe. Die Aeußerung Bismarcks, auf die Berlichingen zurückgreift, findet sich in einer am 9. Mai 1884 im deutschen Reichstage gehaltenen Rede. Dort heißt es (Politische Reden X, 122): „Daß die sozialdemokratische Partei im Staate zur Herrschaft gelangen, uns in Mark und Blut vergiften wird, das glaube ich nicht. Wohl aber traue ich das der Fortschrittspartei zu; ihr Gift ist mächtiger als das der Sozialisten. Bei den falschen geschichtlichen Traditionen, welche lügenhafte Historiker des Liberalismus seit 50, 100 Jahren in die Welt gesetzt haben, und seit länger noch, ist die fortschrittliche Mischung viel giftiger als die der Sozialsten." Nur durch die ungeheuerliche Gleichstellung von „Protestantismus" und „lutherischer Partei" mit „Fortschrittspartei", von „protestantischer Geschichtsschreibung" mit „lügenhaften Historikern des Liberalismus" ist es Berlichingen möglich geworden, Bismarck zum Eideshelfer seiner lügenhaften Behauptung zu machen. Ein solches Verfahren richtet sich selbst; Berlichingens Motto: „Die Wahrheit über alles!" enthält bei solcher Art der Beweisführung die schärfste Anklage wider ihn selbst und die ultramontane Partei, in deren Interesse er die Geschichte fälscht. Leipzig, 16. September 1903. Prof. Dr. Horst Kohl."

Die Aufhebung von § 2 des Jesuitengesetzes hat in Deutschland eine hochgradige Erregung erzeugt. Man empfindet es als einen Verrat der heiligsten Interessen, als einen Faustschlag ins Angesicht der protestantischen Kirche, daß Preußen mit seiner heillosen Kirchenpolitik alle Proteste der Evangelischen ignoriert und immer mehr mit Rom paktiert, um sich politische Vorteile zu erkaufen durch Preisgabe alles dessen, was zur Abwehr des ärgsten Feindes des Protestantismus dienen sollte. Die Erregung ist um so größer, als kurz zuvor durch ministeriellen Erlaß die Marianischen Kongregationen in Preußen wieder zugelassen wurden, die eine Verseuchung der Schulen mit dem Jesuitismus erstreben werden.

Die „Christl. W." bringt unter der Aufschrift: „Die Jesuitengefahr," folgendes Eingesandt:

Was bedeutet die Wiederkehr der Jesuiten für die Evangelische Kirche und Frömmigkeit? Zunächst nichts weiter als das offizielle Erscheinen des Autoritätsprinzips in Reinkultur. Daran mögen sich unsere konservativen Politiker und „positiven" Kirchenpolitiker einmal satt sehen, und die liberale Philisterwelt mag schaudern und schlottern, daß neben der roten Propaganda auch die schwarze ihr energisch naherückt.

Die evangelische Frömmigkeit hat sich darüber zu freuen. Hoffentlich endlich einmal Kampf, Nahekampf um die sittlich aufbauenden Kräfte im Volksleben! Endlich einmal neben dem Schacher um die materiellen Interessen in allen Kreisen ein fröhlicher Kampf um ideale Güter. Endlich einmal Gelegenheit zur Erprobung der beiden Formen christlicher Frömmigkeit im Wettstreit in der Arena deutschen Volkslebens. Mich schreckt die Zersplitterung der evangelischen Kirchen und Richtungen nicht. Ich rufe nicht einmal um Bewegungsfreiheit für uns: ein gut Teil Druck wird zum Erwachen evangelischen Ernstes noch nicht fehlen dürfen. Ich hoffe zu Gott, in dem zu erwartenden sittlichen Ringen soll die evangelische Gemeindekirche werden. Die römische Kirche hat gerufen nach den Jesuiten, als einem unentbehrlichen Bestandteile ihres kirchlichen Lebens: ich glaube mit Recht — der Jesuitenorden repräsentiert wirklich die treibende Kraft römischer Kirchlichkeit. Und ich meine, die evangelische Kirche und Frömmigkeit hat allen Grund für die nun eingetretene Klärung der Situation zu danken. Und die Lehren der Geschichte? Angenommen der Jesuitenorden hätte sich in seinen Grundsätzen nicht geändert, so hat sich doch alles andere, die römische Kirche auch, die staatlichen Verhältnisse Deutschlands besonders, um so gründlicher umgestaltet. Der Jesuitismus ist gegangen auf den Wegen des Beichtstuhls, des Vornehmen-Unterrichts, der Bekehrung von Standesherrschaften. Diese Wege sind noch heute gangbar, aber sie würden zu einem sehr andern Ergebnis als früher führen, dank dem Jahre 1848 und den damit gekommenen Veränderungen. Ich leugne nicht, daß schwere Erregungen, selbst ernste Gefahren den Jesuiten folgen können in unserm Volksleben, aber ich behaupte unter Berufung auf die Erfahrungen der Geschichte: ohne das müssen die Kräfte evangelischer Frömmigkeit, wenn nicht verkümmern, so doch erschlaffen. Mit den Mitteln moderner Wissenschaft und Technik — zu dem altbewährten treuherzigen Gewissensernst — laßt uns einmal um religiöse Positionen kämpfen im vollen Lichte öffentlichen Lebens (bei dem es noch immer genug Schleichwege gibt), nicht bloß in der Stille der Ka-

binette und Beichtstühle! Staatliche Niederlagen hat uns doch der dem Gesetze nach draußen befindliche Jesuitenorden wahrlich genug gebracht; das wird der hereingelassene beim Wegfall des Märtyrertums mit seiner agitatorischen Kraft kaum so können. Vielleicht werden die, welche über unser Volksleben zu entscheiden haben, bei nahem Zusehen ein anderes Bild von den idealen Kräften der beiden Frömmigkeitsformen gewinnen.

Item: der Jesuit ist da! und unsere evangelische Antwort muß sein: wir aber auch!

Quae mutatio morum! So möchte man ausrufen beim Lesen der folgenden Nachricht, die im „Wartburg" erschien.

Die Jahrhundertjubelfeier der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft findet auch in Rom, dem Sitze des bibelfeindlichen Papsttums, ihr Echo. Vor dreihundert Jahren verordnete Papst Clemens VIII. Galeerenstrafe für das Lesen italienischer Bibelübersetzungen von seiten der Laien. Vor zweihundert Jahren nahm Clemens XI. in den auf seinen Befehl von der päpstlichen Druckerei veröffentlichten Index „verbotener" Bücher „die Bibel in irgendwelcher Volkssprache" auf. Vor hundert Jahren wurde im deutschen Regensburg in Nacheiferung der entstandenen protestantischen Bibelgesellschaften eine katholische Bibelgesellschaft gegründet, die aber Pius VI., der bereits mittels Breve vom 26. Juni 1816 an den Erzbischof von Gnesen die Bibelgesellschaften und ihre auf die Verbreitung der Heiligen Schrift gerichtete Tätigkeit als „die listigste Erfindung, eine nach Möglichkeit zu beseitigende Pest" bezeichnet hatte, 1817 einfach durch Erlaß einer päpstlichen Bulle verbot. Nunmehr, im Jahre des Heils 1904, wird in Rom vom 3.—7. März ein Bibelkongreß stattfinden, an welchem die in Italien für Bibelverbreitung tätigen Agenten, Verkäufer, Kolporteure u. s. w. der Britisch-Ausländischen wie der Schottischen Bibelgesellschaft mit einer namhaften Anzahl evangelischer Geistlichen und Laien teilnehmen werden. Die dabei in Aussicht genommenen Vorträge werden nur praktische Fragen behandeln, wie: Was ist bisher für Bibelverbreitung in Italien geschehen, welche Erfahrungen sind gemacht worden, wie ist es möglich, die Bibel in Italien zu einem Volksbuche zu machen. Der Hauptagent der Britisch-Ausländischen Bibelgesellschaft, A. Meille in Florenz, wird berichten „über den Anteil, welchen die Bibel in der Erziehung der kommenden Geschlechter und für die Charakterbildung des einzelnen haben muß und kann," während Professor G. Luzzi von der Theologischen Schule der Waldenser in Florenz einen Vortrag übernommen hat: „Welches ist die beste Uebersetzung der Heiligen Schrift, die im 20. Jahrhundert dem italienischen Volke zu geben ist?"

Literatur.

Theologischer Jahresbericht. Zweiundzwanzigster Band, 1902. Fünfte Abteilung. Systematische Theologie. Berlin, 1904. C. A. Schwetschke und Sohn.

Die beiden Jahreszahlen 1902 und 1904 erklären sich dadurch, daß der Bericht über die theologische Literatur des Jahres 1902 erst in diesem Jahre erschienen ist. Das ist bei dem gewaltigen Anschwellen des Umfangs der hierher gehörigen und hier beigezogenen Schriftstellerei auch kaum anders zu erwarten. Nicht weniger als 280 Seiten werden für die Registrierung

und teilweise Besprechung der Erzeugnisse auf diesem Gebiet verwendet, während zum Beispiel für das Jahr 1885 die Zahl der hierzu gebrauchten Seiten nur 68 betrug. Damals waren es zwei Referenten, jetzt vier. Der erste behandelt die Encyklopädie mit Einschluß der prinzipiellen Theologie, der zweite die Religionsphilosophie mit Einschluß der Apologetik, der dritte die Dogmatik und der vierte die Ethik.

Es versteht sich von selbst, daß die verschiedenen Gebiete nicht im ganzen besprochen werden, sondern übersichtlich eingeteilt sind. Wie rege auf manchen dieser Gebiete die Tätigkeit ist, ersieht man daraus, daß über „Das Wesen des Christentums" etwa fünfzig Schriften in deutscher, englischer, französischer, italienischer und dänischer Sprache rubriziert und zum größten Teil besprochen werden. W. Becker.

Vom Verlag von Karl Hirsch, Konstanz: „Geschichte der deutschen Literatur", von J. Howald. Preis $2.25. Der „Friedensbote" hat das Buch empfohlen mit den Worten:

„Hier wird uns ein umfangreiches, fein ausgestattetes Werk (906 Seiten, Großoktav) geboten, von dem im besten Sinne gesagt werden kann: billig und gut" u. s. w. Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich. Es finden sich darin feine Nachbildungen alter Druckwerke, viele altdeutsche Initialen, Wiedergabe zahlloser Autogramme, die man sonst nur in den seltensten Prachtwerken finden kann. Ebenso ist der Inhalt sehr gediegen. Der Verfasser sucht uns den geistigen Werdegang des deutschen Volkes aus der grauen, heidnischen Vorzeit bis in unsere Gegenwart plastisch vorzuführen. Dabei hat er sein ganzes Werk von dem Hauche des christlichen Geistes durchwehen lassen; wertet die Schriftdenkmäler des alten Gotenbischofs Ulfilas, Bertram von Eschenbach, Luthers und so vieler Zeugen der christlichen Wahrheit; namentlich die frommen Liederdichter nach der Reformation, und dann die Entwicklung der Literatur seit der Zeit der klassischen Blüte bis in die neueste Zeit — alles wird hier besprochen, wenn auch oft nur kurz angedeutet. So viel ist sicher: das Buch ist ein vortrefflicher Führer durch den dichten Wald der deutschen Literatur, wer sich ihm anvertraut, wird mit allen hervorragenden Geistesgrößen der deutschen Literatur bekannt gemacht. Wir fügen hier noch ein kompetentes Urteil bei aus „Pfarrhaus":

Bisher haben wir die Literaturgeschichte von König als das non plus ultra eines Literaturwerks angesehen. Nunmehr ist ihm in Howalds Literaturgeschichte ein bedeutsamer Konkurrent erstanden. Auf beinahe tausend Seiten wird der riesenhafte Stoff bis hinein in die unmittelbare Gegenwart bewältigt. Mit sicherem Urteile und freiem Blick werden alle führenden Geister besprochen, denn für unbedeutende Dichter und Dichterlinge hat der Verfasser keinen Raum. Von der hohen Warte des Evangeliums würdigt er die Geister, er zollt dem Guten und Edlen (Goethe, Schiller) Anerkennung und nennt das Schlechte und Gemeine (Wieland) mit dem rechten Namen. Die christliche Dichtung und Literatur wird dabei gebührend in den Vordergrund gerückt. Dazu ist die Darstellung konkret und fesselnd, daß es eine Lust ist, in dem Buch zu lesen. Und nun der herrliche Bilderschmuck! Wir glauben mit der Ikonographie zur deutschen Literaturgeschichte auch etwas vertraut zu sein; aber wir haben so viel neues gefunden, daß der

Ausdruck „staunen“ nicht zu viel sagt. Besonderes Lob verdient die tadellose Wiedergabe aller Bildnisse. Kurzum ein Prachtwerk, das die wärmste Empfehlung verdient.“

Im Anschluß hieran entsprechen wir gerne einer Bitte, die vom Verlag von C. H. Beck in München uns zuging, die nachfolgende Empfehlung aufzunehmen:

*) Die bevorstehende Konfirmationszeit gibt uns Veranlassung, nochmals mit warmer Empfehlung eines Buches zu gedenken, das vor vielen anderen zu einem Konfirmationsgeschenk innerhalb der begüterten Kreise sich eignet. Wir meinen Baum-Geyers Kirchengeschichte für das evangelische Haus. III. neubearbeitete Auflage mit 800 Bildern und Beilagen. Lex.-Format. Lederrücken reich geb. 15 M. (München, C. H. Beck). Das Buch, von dem in diesen Blättern schon früher die Rede war, ist geeignet, die kirchengeschichtlichen Kenntnisse unserer Konfirmanden zu ergänzen und zu vertiefen, und wird dazu beitragen, daß ihr Interesse für die Kirche, als deren Glieder sie sich nun im Leben betätigen sollen, eine Stärkung fürs Leben erfährt. Dem trefflichen Text des Werkes steht zur Seite der reichhaltige, ausgezeichnet ausgeführte Bilderschmuck. Kaum eines der Bildnisse der bekannteren Persönlichkeiten der Kirchengeschichte von der Reformation an wird vermißt werden. Was das Buch aber noch besonders wertvoll macht, das ist die darin verhältnismäßig ausführlich dargestellte Geschichte der christlichen Kunst. Man muß den Reichtum und die Schönheit des Bildermaterials gesehen haben, um sie für möglich zu halten: zu einem Preise, der für „religiöse Prachtwerke“ von oft ganz zweifelhaftem Werte gerade in der Konfirmationszeit nicht eben selten verausgabt wird, erhält man hier die Hauptwerke der Christlichen Kunst aller Zeiten in wundervollen Wiedergaben, an denen wohl auch der Konfirmanden Auge und Gemüt auf die Dauer mehr Freude haben dürfte. Besonders aber werden die Schüler höherer Lehranstalten immer wieder mit Nutzen und gern dies Buch zur Hand nehmen, das übrigens in den meisten Fällen bald dem ganzen Hause eine Quelle köstlichster Anregung sein wird. Es ist wünschenswert, daß gleich den beiden früheren Auflagen auch die neue, die die vorangegangenen an Schönheit und Trefflichkeit noch weit übertrifft, ihren Weg in die Hände vieler Konfirmanden, wie auch immer mehr in die der christlichen Familien findet.

Vom Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh, kommen folgende Schriften: Wagner, Hermann, „Klar zum Gefecht!“ Fingerzeige zur Verteidigung des Christentums gegen die moderne Weltanschauung. 1 M., geb. 1.50 M. 93 Seiten.

Ein kriegerischer Titel! Das Büchlein hat folgende Teile: Der Gegner, Der Kampf, Die Taktik, Die Ausbildung, Friede. Verfasser führt gleich mitten ins Gefecht mit den Gegnern des Christentums, läßt sie direkt reden und gibt direkte Antworten auf die Einwürfe. Ob Verfasser nicht schon dem Gegner zu viel zugibt, S. 53 f., indem er die jungfräuliche Geburt Christi preisgibt? Wir möchten ihm da nicht folgen! — Doch wird der Pastor hier in kurzen prägnanten Sätzen viel brauchbares Material beisammen finden, um sich zum Kampf mit den Feinden des Christentums zu rüsten.

*) Uns kam die Bitte zu spät zu, um noch vor der Konfirmation berücksichtigt werden zu können. D. R.

Ebeling, D. Dr. August, „Ehescheidung, Eheschließung und kirchliche Trauung." Nach der Schrift und der Gesetzgebung. 1.50 M., geb. 2 M. 82 S.

Inhalt: Ehescheidung. 1. Die Schriftstellen: a. 1. Kor. Kap. 7; b. die Evangelien. 2. Die ältere Erklärung und Praxis der Ehescheidung. 3. Die Ehescheidung nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche. — Eheschließung und kirchliche Trauung. 1. Recht der Eheschließung. 2. Form der Eheschließung. 3. Die Kirchengesetze über die kirchliche Trauung.

Diese Schrift ist hochwichtig in Fragen des kirchlichen Eherechts. Sie weist nach, daß in der Exegese der betr. neutestamentlichen Stellen sich sehr viel Irrtum eingemischt hat und daß das Neue Testament keine juridische Bestimmungen über Ehescheidung und Wiederverehelichung enthält. Verfasser erkennt die volle Berechtigung der weltlichen Obrigkeit an, Ehegesetze zu geben und bespricht die Frage der kirchlichen Trauung Geschiedener in klarer und evangelischer Weise. Wir können hier nicht gut auf einzelnes eingehen, halten aber dafür, daß diese Schrift geeignet ist, mancher Unklarheit und Gewissensverwirrung auch bei den Geistlichen zu wehren und ihnen den klaren Weg richtigen Verhaltens zu zeigen.

Cremer, August Hermann (weil. Professor der Theologie in Greifswald). „Gedenkblätter." Mit Literaturverzeichnis und Porträt. 1.50 M., geb. 2 M. — Enthält Beiträge von Prof. Dr. A. Schlatter-Tübingen; Prof. Dr. M. Kähler-Halle; Prof. Dr. Viktor Schultze-Greifswald; Prof. Dr. S. Oettli-Greifswald; Prof. Dr. W. Lütgert-Halle; Lic. Dr. Jul. Kögel-Greifswald; Prof. Dr. E. Schrader-Kiel; Prof. Lic. K. Bornhäuser-Greifswald; Pastor Lic. Ernst Cremer-Rehme.

Kähler, Dr. M., „Wie Hermann Cremer wurde?" Erinnerungen eines Genossen. — Schlatter, Dr. A., „Jesu Demut, ihre Mißdeutungen, ihr Grund." Nur zus. 1.20 M. (Beiträge zur Förderung christl. Theologie. VIII, 1. Preis des Jahrgangs 10 M.)

Es sind mancherlei Stimmen und Zeugnisse, die am Sarg und Grab des heimgegangenen Glaubensmannes und Bibeltheologen Aug. Hermann Cremer sich vernehmen lassen. Teils sind es Kollegen, teils Schüler, dann auch sein Sohn, die Zeugnis ablegen von dem segensreichen, ernsten Wirken dieses Mannes. Durch alle Zeugnisse tönt einstimmig hindurch: Er war ein Mann des Glaubens, der lediglich das Eine, die freie Gnade Gottes in Christo trieb auf Kanzel und Katheder. Die Kanzel war für ihn noch mehr als der Katheder der Ort, wo er starken persönlichen Einfluß auf die Studenten gewann; und außerdem das homiletische Seminar, wo er nicht müde wurde, seinen Studenten zu zeigen, was das heißt zu glauben und wie man das macht. Sein größtes Hauptwerk war sein biblisch-theologisches Wörterbuch der neutestamentlichen Gräzität, das 1902 in 9. Auflage erschienen ist. Außerdem hat er eine ganze Anzahl kleinere oder größere Schriften erscheinen lassen, aus welchen seine biblische Theologie zu erkennen ist. In hohem Grad interessant sind die verschiedenen Darstellungen und Nachrufe für den lieben Mann; besonders aber der von Dr. M. Kähler in der zweiten Schrift, der uns in den inneren Entwicklungsgang des Entschlafenen einen Einblick gewährt. Einen Einblick in Cremers Theologie gewährt uns ein Artikel, den wir später an anderem Ort in diesem Blatt einfügen und worauf wir verweisen.

Der größere Teil von der zweiten Schrift handelt von Jesu Demut.

Diese erfährt von der neueren Theologie Mißdeutungen. Man will Jesu Demut ausspielen gegen den Anspruch, daß er der Messias sei; man meint beides reime sich nicht zusammen. Die Demut Jesu wird von dieser Art Theologie darauf zurückgeführt, daß auch er ein Schuldbewußtsein hatte; oder auf Schwächegefühl, das ihn zur Resignation trieb u. s. w. . . . Verfasser zeigt, daß Jesu Demut vielmehr tief mit seinem Sohnesbewußtsein verbunden war und daher bei ihm Demut und Hoheit, Machtbewußtsein sich konstant durchdrungen haben. Die freie Unterordnung unter den Vater erzeugte die Demut, das Bewußtsein der Einheit mit dem Vater erzeugte das Machtbewußtsein. Eine sehr interessante und ins einzelne eingehende Studie.

Gasser, Dr. Joh. Konrad, „Die Bedeutung der Sprüche Jesu Ben Sirach für die Datierung des althebräischen Spruchbuches untersucht." 4.80 M. (Beiträge zur Förderung christl. Theologie. VIII, 2—3.) 270 Seiten.

Die „Beiträge", in deren Redaktion nach Prof. Dr. Cremers Heimgang Prof. Dr. Lütgert in Halle eingetreten ist, haben in steigendem Maße Bedeutung erlangt als eine Sammlung von Abhandlungen, in welchen die wichtigsten theologischen Zeitfragen von kompetenten Autoren behandelt werden. Es sind streng wissenschaftliche Studien, die ein liebendes Eingehen auch auf spröde Materien von seiten des Lesers verlangen, aber keine unfruchtbaren Erörterungen, sondern wirkich förderlich für Schriftkenntnis und Theologie.

Verfasser versucht die Frage der Abfassungszeit der Sprüche Salomos aufzuhellen durch eine vergleichende Untersuchung des Spruchbuchs und des Buches Jesus Sirachs. Eine gründliche, gelehrte Arbeit. Verfasser kommt zu dem Ergebnis, daß die Unterschiede der beiden Bücher so bedeutend sind, daß es nicht möglich ist, beide ungefähr gleichzeitig zu datieren, sondern, da das Buch Sirach ungefähr ums Jahr 180 v. Chr. zu datieren ist, so wird das Spruchbuch nicht in die nachexilische Zeit zu datieren sein. Wie auch tatsächlich 24 namhafte Gelehrte genannt werden, welche die vorexilische Abfassung der Sprüche oder der überwiegenden Bestandteile vertreten haben.

Wilm, Past. H., „Die innere Herrlichkeit des Wortes Gottes." 50 Pf. 34 S.

Ein Vortrag, gehalten bei der Niederlausitzer Pastoralkonferenz in Kottbus. Verfasser will nach drei Seiten die innere Herrlichkeit des Wortes zeigen:

1. In der Geschichte: Gott erzieht die Menschen, ihr Eigenleben um seinetwillen aufzugeben; so im Alten und so im Neuen Testament, cf. die Aussprüche Jesu.

2. In den Charakteren: Es bleibt der Eindruck bestehen, daß die Gottesmenschen der Bibel unter der Einwirkung einer gewaltigen Gotteskraft stehen, die sie zu Worten und Taten treibt, die dem natürlichen Menschen fremd sind.

3. In der Gedankenwelt der Bibel, die uns aus kleinen Anfängen der Urzeit hinanführt zu den seligen Höhen, die im Evangelium, ja in der Person Jesu Christi uns göttliche Realitäten der Gnade und des Lebens darbieten.

Das Büchlein kann den Leser wappnen gegen das oberflächliche Hantieren einer frivolen Kritik an dem Wort der Schrift.

Mayer, Lic. theol. Dr. G., „Fürs geistliche Amt.“ Gesammelte Vorträge. 3.60 M., geb. 4.50 M. 304 S.

Aus dem Inhalt: Ueber den Wert des philosophischen Studiums für den Theologen. — Die Predigt als Produkt und Mittel der Seelsorge. — Kontroverspredigten gegen Rom. — Karl Gerok; Max Frommel. — Rudolf Kögel; Emil Frommel. — Ein Bild aus dem kirchlichen Leben Badens. — Das christliche Vereinswesen in Nord- und Süddeutschland. — Die Bibel als Familienbuch. — Der große Geisterkampf in der Gegenwart. — Kirche und moderne Theologie. — Ueber die Heranziehung von Geistlichen zum akademischen Lehramt. — Die Persönlichkeit des Lehrers in ihrer pädagogischen Bedeutung.

Das „Quellwasser“ bezeichnet einen der Vorträge (Kögel und Frommel) als „vollendet klassisch“.

In diesem Buch hat der Verfasser Vorträge gesammelt, die im letzten Jahrzehnt von ihm gehalten und teilweise in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind. Es sind deren im ganzen 21, und vorstehend sind nicht alle genannt. Sie sind es wert, durch solche Sammlung weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden. Mit hohem sittlich-religiösem Ernst redet der Verfasser, der uns schon als Herausgeber des exegetisch-homiletischen Handbuchs zu den Eisenacher Evangelien rühmlich bekannt ist, über jedes einzelne von ihm ergriffene Thema. Im Zentrum der Wahrheit stehend kann er das rechte Licht der Wahrheit auf Personen und Verhältnisse leuchten lassen und wirkt in hohem Maße anregend und erfrischend auf den Prediger und Seelsorger. Möge das Buch vielen Amtsbrüdern eine Anregung und Segen bringen.

Von A. Deicherts Verlag (Nachf. G. Böhme) kam folgende Schrift:

Dr. R. Seeberg: „Luther und Luthertum in der neuesten katholischen Beleuchtung.“ 2. Auflage. 31 S. Preis: 0.60 M.

Das Schriftchen ist eine kurz gefaßte Antwort von Dr. R. Seeberg auf die neueste Schmähschrift, die Heinr. Denifle, der päpstl. Unterarchivar in Rom, wider Luther geschrieben hat. Verfasser trägt S. 1 und 2 eine ganze Menge der gemeinen Lästerungen zusammen, die Denifle in seinem Buch da und dort ausgestreut hat wider den Mann, durch den Deutschland von der Tyrannei der römischen Klerisei befreit wurde. Es ist eine schauerliche Blumenlese, die bei dieser Zusammenstellung sich ergab.

„Mit der Voraussetzung des Hasses ist Denifle an seine Arbeit gegangen.“ Man braucht bloß den Text bei Luther nachzuschlagen, so ergibt sich bald, daß Denifles Darstellung den Stoff nach einer vorgefaßten Tendenz in eine Anzahl von Einzelheiten zerlegt und an jedem Stück nun ihre Tendenz durchführt, um zuletzt zu schließen: quod erat demonstrandum!

Das ist eben der Hauptkunstgriff dieser von Döllinger und Janssen begründeten „quellenmäßigen Darstellungen“ der Reformation. Der objektive Historiker muß den Blick immer wieder auf das Ganze lenken, statt eine große historische Erscheinung mikroskopisch zu untersuchen und danach das Ganze beurteilen zu wollen. „Nach Denifles Methode ist es ein Geringes, aus fast jedem großen Menschen ein Scheusal zu machen.“ So urteilt Dr. Seeberg von Denifles Buch.

Er gibt zu, und man muß zugeben, nach unserem heutigen Maßstab gemessen, finden sich bei Luther viele Rohheiten und gemeine Reden, die heute

kein anständiger Mensch in guter Gesellschaft brauchen würde. Aber man muß den Mann nach seiner Zeit beurteilen, nicht nach unserer. Und sicher ist: „Daß ein religiös und sittlich verkommener Mensch nicht Reformator sein konnte.“ Seeberg überläßt es den Lutherforschern, die einzelnen Verleumdungen zurückzuweisen; für die Masse dürfte sein Urteil über Denifles Buch genügend sein.

Im gleichen Verlag erscheint monatlich die „Neue kirchliche Zeitschrift“, eine sehr gediegene, theologische Zeitschrift.

Das Februarheft enthält folgende Artikel: Das Wesen des Christentums und die historische Forschung, I. (No. II. im Märzheft.) Dr. J. Tob. Beck. Zu seinem hundertsten Geburtstag. Kant als Bibelausleger. Pastor Denifle und seine Beschimpfung Luthers und der evang. Kirche. Schluß im Märzheft.

Das Märzheft enthält außer dem schon Genannten: Zur Lebensgeschichte des Apostels Paulus (eine Einzeluntersuchung über Sergius Paulus und den Zauberer Barjehu). Eine neue Legende über Luthers Lied: „Ein feste Burg“ u. s. w.

„Der Türmer“. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk. 50 Pfg. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Februarheftes: Zur Erinnerung an Kant. Von Rudolf Eucken. — Rückblick. Gedicht von Richard Zoozmann. — Leben. Die frohe Botschaft eines armen Sünders. Von Peter Rosegger. (Fortsetzung.) — Von Ludwig Holbergs Schaubühne. Von Felix Poppenberg. — Zwei Gedichte von Johann Ludwig Runeberg. — Neue Dichterbiographien. Von Dr. Harry Maync. — Bergmann, Untersuchungen über Hauptpunkte der Philosophie. — Herbert Spencer. Von F. Heman. — Schäffle †. Von Heinr. Sieveking. — Stoff und Schicksal. Von Felix Poppenberg. — Ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege. — Menschliche Bestialitäten. — Eine Weihnachtsbetrachtung nach dem Fest. — Einjährig und zweijährig. Von H. E. — Türmers Tagebuch: Kulturbilder. — Die Geschichte der Programmusik. Von Dr. Karl Storck. — Johann Friedrich Reichardt als Erzieher zu einer gesunden Hausmusik. — Neue Bücher und Musikalien. — Jan Steen. Zu unserer Photogravüre. Von St. — Baltische Maler und Bildhauer des 19. Jahrhunderts. Von St. — Kunstbeilagen: Jan Steen: Katzentanzstunde. (Photogravüre.) Immanuel Kant. Nach dem Gemälde von Döbler. G. Schlichting: Die ehemalige Süsternpforte in Reval. L. v. Pezold: Hausandacht auf einem estländischen Edelhofe im 16. Jahrhundert. J. v. Klever: Finnländische Fischerhütten. Alph. Spring: Die Politiker. — Notenbeilage: Drei Lieder aus Goethes „Wilhelm Meister“. Komp. von J. F. Reichardt.

Aus dem Inhalt des Märzheftes: Gibt es eine Offenbarung? Von Prof. Wilhelm Soltau. — Leben. Die frohe Botschaft eines armen Sünders. Von Peter Rosegger. (Fortsetzung.) — Ein Moderner aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Von Dr. Karl Enders. — Die Festungsgefangenen. Eine Skizze von Johann Ludwig Runeberg. — „Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.“ Von Dr. S. — Johann Ludwig Runeberg. Von Dr. Wolrad Eigenbrodt. — Immanuel Kant als deutscher Pädagog. Von Hans Zimmer. — Bunte Dramen-Reihe. Von Felix Poppenberg. — Entartungen in Medizin und Jurisprudenz. Von Prof. Dr. Julius von Pflugk-Harttung. — Allerlei Seltsames aus Japan. — Zur Frage des modernen Strafvollzugs. Von Dr. von Rohden. — Türmers Tagebuch: Rußland, Japan und Wir. Auch eine Kulturmission, auch ein Krieg. Helgoland. Asyle für politisch Obdachlose. Das Hurra-Muh-Muh oder das neue Byzanz. Der Störenfried. — Wiener Walzer. Zu Johann Strauß' 100. Geburtstag. Von Dr. K. Storck. — Neue Bücher und Musikalien. Von St. — Kunstbeilagen: Danae und der eherne Turm. Von Burne Jones. (Photogravüre.) Judas Ischarioth. Von K. Meyer. Estländische Landschaft. Von O. Hoffmann. Sturm am estländischen Strande. Von R. v. Moeller. — Notenbeilage: Bagatelle. Komp. von Heinrich von Herzogenberg.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 6. Band. St. Louis, Mo. Juli 1904.

Jesus Christus der Herr.

Phil. 2, 11. Alle Zungen sollen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters.

Jesus Christus ist Kyrios, der Herr! Das ist das gemein=christliche Bekenntnis von der ersten apostolischen Zeit, bis auf den heutigen Tag und bis an das Ende der Tage, ja in Ewigkeit. Diese Tatsache bezeugt uns das Himmelfahrtsfest. Hat uns Ostern gesagt, daß der Tod den Mann Jesus nicht behalten konnte, so hören wir zu Himmelfahrt, daß dieser Jesus der Herr Himmels und der Erde, der Zeiten und der Ewigkeit geworden ist. Wer mit uns im wahren, d. h. lebendigen Herzensglauben bekennt, daß Jesus Christus der Herr ist, den rechnen wir zu der großen Gemeinde, die mit ihrem Haupte im Himmel gliedlich zusammengeschlossen ist.

Freilich in unseren Tagen werden die Worte umgewertet. Der Apostel Paulus sagt, daß niemand Jesum Kyrios, Herr, heißen kann, ohne durch den Heiligen Geist. Heute aber ist das sehr wohl möglich, weil das Wort „Herr" zur abgegriffenen Münze geworden ist. Gar mancher Theologe nennt Jesus seinen Herrn, aber nicht im biblischen Sinne; und es gibt sogar harmlose oder unkundige Geister, die das Liebhaben des Herrn Jesus zur Grundlage der Glaubensgemeinschaft in unseren Tagen machen wollen, ohne daß der Sinn der Worte näher bestimmt wird.

Wenn Jesus es einem Menschen angetan hat, daß er mit Bewunderung zu ihm aufsieht und sich für seine sittliche Hoheit begeistert, ja ihm nachzufolgen versucht, so glaubt er sich berechtigt, Jesum seinen Herrn nennen zu dürfen. Allein wenn dieser Gebrauch berechtigt wäre, dann würden die Verehrer eines Göthe oder Bismarck, ja selbst die eines Nietzsche, guten Grund haben, diesen Männern die Bezeichnung Herr zu geben. In der Tat sprechen es ja die Aufrichtigen unter den modernen Theologen offen aus, daß sie mit Jesus nichts anderes als Heroenkult, Heldenverehrung treiben. Bei solcher Anschauung ist Glau=

bensgemeinschaft natürlich nicht möglich. Was hilft das Herr sagen aber auch bei den Unaufrichtigen, die einen andern Sinn mit ihrem Bekenntnis verbinden, es aber gegenüber der Oeffentlichkeit bestreiten? Nur die gleiche persönliche Stellung zu Jesus kann Gemeinschaft bilden zur Arbeit für das Reich Gottes.

Jesus ist Kyrios, Herr: Das heißt einstimmen in das Bekenntnis des Thomas, mein Herr und m e i n Gott! Wäre Jesus nicht wirklich zur göttlichen Herrlichkeit erhoben, wie er aus ihr herabgestiegen ist zur Erde, dann hätte die Christenheit der vergangenen Jahrhunderte nichts anderes als Götzendienst getrieben. Aber die Apostel sind sich dessen bewußt gewesen, daß sie Gott nicht die Ehre geraubt haben, wenn sie Jesum anbeteten und ihm ihr Leben weihten. Der Vater selbst will, daß die Christenheit sich der göttlichen Herrschaft ihres Jesus getröste und die Welt zu ihrer Anerkennung bringe. Sie sollen alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. Erst dadurch wird die Ehre des Vaters, sein heiliger Liebesrat wahrhaftig zur Geltung und Würdigung gebracht. (Aus: „Reformation".)

Die evangelische Kirchenzucht in ihrer biblischen Begründung, ihren eventuellen Hindernissen der Durchführung und entsprechenden Mitteln zur Abhülfe.

Referat, vorgetragen vor der Boonville=Cannelton Pastoralkonferenz des Indiana=Distrikts, von Pastor G. Wullschleger.

1. Was verstehen wir unter „Kirchen"=zucht? Dieses Wort ist eigentlich irreführend und ist entstanden aus einer irrtümlichen Auffassung des Begriffes „Kirche", insofern derselbe übertragen wurde auf eine einzelne Gemeinde. Wo es sich zwar um die Ausübung dieser Zucht in einem ganzen Kirchenkörper handelt, wie z. B. in der katholischen Kirche, oder irgend einer protestantischen Staats= oder Landeskirche, oder einer synodalen Körperschaft, wo die resp. oberste kirchliche oder synodale Behörde das Recht und die Ausübung der Zucht an den einzelnen Gliedern ihres Verbandes beansprucht, da mag der Ausdruck „Kirchenzucht" zu Recht bestehen; obwohl vielleicht, gerade z. B. unsere Synode betreffend, der Ausdruck „Synodalzucht" passender wäre. Es handelt sich jedoch bei unserem Thema nicht um die Kirchenzucht einer Synode oder eines anderen kirchlichen Körpers, sondern um die Kirchenzucht, wie sie in den Gemeinden ausgeübt werden soll. Es wäre demnach hier der Ausdruck „Gemeindezucht" treffender; doch bleiben wir aus Zweckmäßigkeitsgründen bei dem gewöhnlichen Namen „Kirchenzucht".

2. Unter Kirchen=„zucht" verstehen wir das Recht und die Pflicht einer Gemeinde, acht zu haben auf Leben und Wandel ihrer einzelnen Glieder, daß dieselben nicht in Widerspruch treten mit der Lehre, dem Geiste und dem Standpunkte der Gemeinde, welche in derselben herr=

schen, und eventuell gegen fehlende, übertretende Gemeindeglieder warnend, mahnend und strafend vorzugehen. Die Notwendigkeit solcher Kirchenzucht liegt in dem Bestande einer Gemeinde selbst, so wie es ganz selbstverständlich ist, daß ein Vater in seinem Hause Familien- und Kinderzucht ausübt und darauf hält, daß solche Zucht gegenüber seinen renitenten Gliedern in Kraft tritt und strikt ausgeführt wird.

3. Bei „evangelischer“ Kirchenzucht kann es sich nur um eine solche handeln, die sich allein auf klare Aussprüche des Wortes Gottes gründet, wie solche enthalten sind in den Evangelien und Episteln des Neuen Testaments, also im Wort unseres Heilandes selbst oder seiner Apostel, die sich auf die Kirchenzucht beziehen. Was darüber hinausgeht oder sich in keinerlei Weise am Worte Gottes legitimiren kann, das ist vom Uebel und wäre es noch so gut gemeint oder stützte es sich noch so sehr auf Ueberlieferung, altes Herkommen, Gewohnheit und drgl. — Die Wörter, auf welche das Wort „Zucht“ zurückzuführen ist, sind im griechischen ἐλέγχειν und παιδεύειν. ἐλέγχειν heißt im biblischen Sprachgebrauch überweisen, mit Beschämung überführen, so daß es sich am Gewissen des Menschen bezeugt, ist also moralische Zurechtweisung; παιδεύειν hat in sich den Begriff des Erziehens, des Züchtigens und des Strafens, wie es bei der Kindererziehung einzutreffen pflegt. Es wird sich also bei der evangelischen Kirchenzucht einerseits um überführende, am Gewissen des Menschen sich beweisende Zurechtweisung handeln, andererseits, wo ersteres seinen Zweck nicht erreicht, auch um erziehende, zurechtbringende Strafmittel.

4. Die Hauptstelle, worauf sich die evangelische Kirchenzucht gründet, ist das Herrenwort Matth. 18, 15—17, in welchem der Heiland zuerst mahnende, brüderliche Ueberführung und Beredung unter vier Augen voraussetzt, bevor der Apparat einer eigentlichen Kirchenzucht in Bewegung gesetzt wird, nämlich nun in erster Instanz Verhandlung der Sache vor zwei oder drei Zeugen, und in zweiter Instanz Darlegung der Angelegenheit vor der ganzen Gemeinde, worauf bei Erfolglosigkeit Ausschluß eines solchen hartherzigen Sünders erfolgen soll. Er fragt sich nun allerdings, ob diese Worte auf Gemeinde- resp. Kirchenzucht Bezug haben können, da, als der Herr diese Worte zu seinen Jüngern sprach, doch noch keine Gemeinde vorhanden war. Nehmen wir aber an, daß gleich auf diese Worte in V. 18 der Herr auf die Schlüsselgewalt zu sprechen kommt und daß zwischen diesen Versen ein innerer Zusammenhang besteht, ferner, daß der Herr hier zu seinen künftigen Aposteln redete, so braucht wohl kein Zweifel mehr zu sein, daß diese Worte in typischer Weise auf die zukünftigen Gemeinden zu beziehen sind. Es frägt sich auch, ob unter den Worten V. 17 b: „Höret er die Gemeinde nicht, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner.“ der Ausschluß aus der Gemeinde verstanden werden kann? Darauf einfach die Gegenfrage: Kann eine christliche Gemeinde einen „ausgesprochenen, in seiner Sünde beharrenden Heiden und Zöllner“ in ihrer Mitte fernerhin dulden? Das mag heute wohl vielfach vorkommen,

in den ersten Christengemeinden jedenfalls nicht, cf. 1. Kor. 5. — Weitere Stellen, die in betreff der Kirchenzucht in Betracht kommen, sind die Apostelworte: Tit. 2, 15: Rede, ermahne, überführe sie mit ganzem Ernste; Tit. 1, 13: strafe sie scharf, auf daß sie gesund seien im Glauben; 2. Tim. 2, 25: mit Sanftmut strafe (παιδεύοντα) die Widerspenstigen, nämlich zur Buße und zur Erkenntnis der Wahrheit; 1. Thess. 5, 14: Vermahnung zur Geduld in der Kirchenzucht, besonders gegenüber den Kleinmütigen und Schwachen; 1. Tim. 5, 19 u. 20: die Kirchenzucht an Aeltesten betreffend muß die Klage gegründet sein auf zwei oder drei Zeugen, dann aber auch überführende Strafe v o r allen, damit sich die andern fürchten; weiter Tit. 3, 10 u. 11; 2. Thess. 3, 6; Röm. 16, 17: Meidung derer, die häretische Lehren vortragen und vertreten, nach zwei- bis dreimaliger Verwarnung, und Trennung von solchen, die unordentlich wandeln und Aergernis anrichten in Lehre und Wandel; zuletzt 2. Kor. 6, 2—8 und 2. Kor. 10, 8 cum Gal. 6, 1: Zweck der Kirchenzucht ist Besserung, darum bei erfolgter Besserung vergebende und tröstende Behandlung in Liebe. Dazu kommen noch als Beispiele der Kirchenzucht Act. 8, 18—24: die überführende, das Gewissen weckende Strafmahnung Petri gegenüber Simon dem Magier; 1. Kor. 5: die Ausübung der Kirchenzucht durch den Apostel Paulus an dem Blutschänder in der Gemeinde zu Korinth cf. mit 2. Kor. 2, 6—11 und Act. 5, 1—11: der Gerichtsvollzug an Ananias und Sapphira durch Petrus.

5. Aus diesen Stellen ergeben sich nun folgende Grundzüge einer evangelischen Kirchenzucht:

a. Zweck der Kirchenzucht ist, die christliche Gemeinde vor allem Aergernis und Bösen in ihr zu bewahren, und sie von solchem zu reinigen, indem sie das Böse wegschafft und die gesunden Glieder vor Ansteckung bewahrt: 1. Kor. 5, 6—13, namentlich V. 7, 8, 11 und 13 Schluß. Es sollte uns, gleich Paulo 2. Kor. 11, 2, ein heiliges Anliegen sein, daß wir die uns von Gott und Menschen anvertrauten Gemeinden Christo zubrächten als eine reine Jungfrau, von welchen es heißen kann, wie Eph. 5, 27, sie stellen dar eine Gemeine, die herrlich sei, die nicht habe einen Flecken oder Runzel oder des etwas, sondern daß sie herrlich sei und unsträflich.

b. Das eigentliche Ziel an denjenigen, an welchen Kirchenzucht geübt werden muß, ist nicht Strafe zur Ausstoßung, Verwerfung und Verdammung, sondern im letzten Grunde Zurechtbringung, Reue und Besserung des Betreffenden, überhaupt das ewige Heil seiner unsterblichen Seele. 2. Tim. 2, 25; Tit. 1, 13; 1. Kor. 5, 6; 2. Kor. 6, 2—8. Es soll also die Kirchenzucht in der Weise gehandhabt werden, daß zwar wohl die Sünde aufgedeckt, gestraft und weggetan werde, der Sünder aber, wo immer möglich, sich bekehre, gerettet und auch der Gemeinde erhalten werde. Auch wir dürfen fürchten und danach trachten, Gal. 4, 11, daß wir nicht vielleicht umsonst an den Seelen gearbeitet haben,

und dürfen uns vorsehen, daß wir nicht verlieren, was wir erarbeitet haben, sondern vollen Lohn empfangen. 2. Joh. 8.

c. Darum muß zwar die Kirchenzucht eine ernste Tit. 2, 15, scharfe, Tit. 1, 13, unparteiische, 1. Tim. 5, 19. 20, offenbare, ja unter Umständen tief einschneidende und trennende, Tit. 3, 10; 2. Theff. 3, 6; Röm. 16, 17; 1. Kor. 5, sogar einen Gerichtsakt Gottes drohende und offenbarende, Act. 5 und 8, sein, damit der Abscheu vor der Sünde und Reaktion gegen dieselbe sich zeige und rege, 1. Kor. 5, und Furcht vor derselben sich einstelle, Act. 5 und 1. Tim. 5, 20. — Aber anderseits, soll sie ihren Zweck an dem Sünder nicht von vornherein verfehlen, muß sie ebenso getragen sein von Weisheit und Gerechtigkeit, Matth. 18, 15—17, Geduld, Tit. 2, 15; 3, 10. 11; 1. Theff. 5, 14, Sanftmut, 2. Tim. 2, 25, und namentlich Liebe. Letztere besonders da erweisend, wo die Zucht ihr Ziel, Besserung des Sünders, erreicht hat oder zu erreichen im Begriffe steht, 2. Kor. 2, 6—8, wo es auch nötig werden kann, die vergebende Liebe und christlichen Brudertrost reichlich walten zu lassen.

6. Es dürfte sich nun das Verfahren bei der evangelischen Kirchenzucht etwa folgendermaßen gestalten:

a. In der Regel, und namentlich, wenn es sich nicht um offenbare, schlimme Vergehungen handelt, ist, besonders bei kleineren Sünden, Vergehungen, Uebertretungen und Differenzen vor allen Dingen immer darauf zu sehen und darauf hin zu wirken, daß die Sache, womöglich privat, unter vier Augen, und wo dies nicht angeht, unter Zuziehung von zwei oder drei Zeugen, geschlichtet werden kann. Wir sollen den Apparat einer vor aller Welt öffentlichen Kirchenzucht nicht unnötigerweise in Bewegung setzen; das ist ein Gebot der erlaubten, schonenden Liebe gegenüber fehlenden Brüdern, wie auch der Weisheit gegenüber denen, die draußen stehen. Manche Streitigkeit und mancher Zwiespalt hätte schon so fast im Keim erstickt werden können, wenn diese schonende Liebe und Weisheit mehr geübt worden wäre. Am besten geeignet, fähig und verpflichtet zu solcher liebevollen und weisen Schlichtung ist in erster Linie der Kirchenvorstand einer Gemeinde.

b. Wo solche private Beilegung einer Streitigkeit oder eines Vergehens, aus Grund des Widerstandes des fehlenden Bruders, keinen Erfolg hat, da gilt es, eine Sache vor die Gemeinde zu bringen, wo sie wiederum mit Geduld, Sanftmut und Liebe behandelt werden soll, jedoch nicht auf Kosten der Wahrheit und des Ernstes gegen die Sünde.

c. Ist eine Gemeinde nicht willens, oder nicht tüchtig, oder aus einem andern Grunde nicht in der Lage, gegen offenbare Sünde und Sünder aus ihrer eigenen Mitte vorzugehen (vide Christengemeinde zu Korinth und zu Jerusalem, 1. Kor. 5 und Act. 5), da kann, und unter Umständen soll auch ein Machtspruch erfolgen von demjenigen, dem die Leitung und Oberaufsicht der Gemeinde übertragen ist. Doch soll ein solcher Machtspruch in der Liebe geschehen, nicht um zu herrschen, sondern um die Sünde als Sünde ans Licht zu bringen und seine

eigene Seele zu retten. Zwangsmaßregeln dürfen aber niemals ergriffen werden, um einem solchen Machtspruch Eingang und Nachdruck zu vrschaffen. Es ist auch selbstverständlich, daß Machtsprüche nicht wegen Kleinigkeiten und nicht allzuoft gesprochen werden sollen, noch weniger aus äußeren, persönlichen Gründen der Ehre und eigenen Ansehens, sondern nur bei äußerst schwerwiegenden Fällen und wenn alle andern Mittel versagt haben, angewandt werden sollen. Es bedarf in solchen Fällen eines besonderen Maßes der Weisheit und Leitung des Geistes Gottes. Auch die Konsequenzen eines Machtspruches darf man von vornherein nicht scheuen auf sich zu nehmen, nämlich, daß in der Regel infolge eines solchen Machtspruches die Tätigkeit an der betreffenden Gemeinde ihr Ende erreicht hat für den, der sich genötigt sah, in dieser Weise aufzutreten.

d. Es gilt Kirchenzucht zu üben in betreff des Verhaltens zur Lehre und in betreff des Wandels der einzelnen Glieder.

In betreff der Lehre ist doppelte Weisheit und Vorsicht notwendig und muß dabei nach dem Grundsatz der christlichen Gewissensfreiheit und auf Grundlage des Wortes Gottes nach § 2 unserer Synodalstatuten gehandelt werden: Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem die Liebe! Die Gewissen dürfen nicht beschwert werden und nebensächliche Lehren dürfen niemals zur Hauptsache erhoben und ἀδιάφορα nicht zur Glaubensrichtschnur erklärt werden. Daß Gewissensfreiheit und Adiaphora's nicht zum Deckmantel falscher Freiheit und Zuchtlosigkeit mißbraucht werden, dazu gehört wieder ein Gegründet und Befestigt sein in dem Worte der Wahrheit und durch Gewohnheit geübte Sinne, zum Unterschied des Guten und Bösen, Hebr. 5, 14, und zur Prüfung, welches sei der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille, Röm. 12, 2. Zweifelnde und Schwankende sollen in Geduld, Sanftmut und Liebe getragen, belehrt, befestiget und ermahnt werden, am Glauben irre Gewordene womöglich wieder zurecht gebracht werden mit sanftmütigem Geist. Offenbarer Unglaube und Abfall sollte inmitten einer Gemeinde nicht geduldet werden, denn sie wirken ansteckend und wo dieselben nicht durch Belehrung und Ermahnung überwunden werden können, da gilt es Trennung und Ausscheidung. —

In betreff des christlichen Wandels haben wir zwischen leichteren und schwereren Vergehungen, geheimen und offenbaren Uebertretungen, unabsichtlichen und wissentlichen, geflissentlichen Sünden zu unterscheiden. Auch hier sei es uns in erster Linie um Besserung und Rettung des Sünders zu tun, und wo wir selbst zu schwereren Zuchtmitteln, wie Rückstellung im Empfang der heil. Sakramente, zeitweilige Suspension von der Gliedschaft der Gemeinde oder gar Ausschluß aus derselben, schreiten müssen, soll mit dem Ernst der Zucht doch die Liebe zum Mitbruder verbunden sein und die mögliche Rettung des Sünders nicht außer acht gelassen werden.

e. Ansehen der Person darf nicht stattfinden, die Kirchenzucht soll

gleichmäßig ausgeübt werden. Es darf kein böser Unterschied gemacht werden zwischen Reichen und Armen, Hohen und Niedrigen, Angesehenen und Unangesehenen. Je höher einer in der Gemeinde steht, desto weniger darf er über oder neben der Kirchenzucht stehen; doch kommt in betreff der Aeltesten einer Gemeinde in Betracht, was 1. Tim. 5, 19. 20 steht, daß keine Klage gegen solche aufgenommen wird, ohne auf Bestätigung zweier oder dreier Zeugen, was überhaupt für alle Fälle weiser und sicherer sein wird. Wo dann solche Klage begründet ist, da soll auch die Kirchenzucht vor allen mit Recht und Gerechtigkeit ausgeübt werden.

f. Wo ein Bruder Reue über seine Sünde zeigt und Besserung gelobt, da ist der nächste Zweck der Kirchenzucht an einem solchen Bruder erreicht und wir sollen demselben entgegen kommen mit aller christlichen Liebe, mit Vergebung und mit Wiederherstellung der brüderlichen Gemeinschaft, insofern dieselbe um seiner Sünde willen gelitten hatte oder aufgehoben worden war. 2. Cor. 2, 6—8.

g. Körperliche Züchtigungen, Gefängnisstrafen, Todesstrafen, auch Geldstrafen und Entziehung des irdischen Vermögens sind als Kirchenzuchtmittel dem Geiste Christi zuwider; und überhaupt in unserer Zeit nicht mehr anwendbar. Auch ἀναθέματα und Bannflüche, wie sie in der römisch-katholischen Zeitperiode und Kirche so beliebt und häufig waren und noch sind, lassen sich mit dem Geiste Christi nicht vereinigen, der zwar wohl ein Geist der Kraft und der Zucht ist, vor allem aber ein Geist der Liebe. Dagegen kann bei schweren Fällen ein Uebergeben in Gottes Hand und Gericht stattfinden; weniger ein Uebergeben in die Macht des Satans (1. Kor. 5, 5 und 1. Tim. 1, 20), weil wir wohl zu bedenken haben, daß wir nicht eines Apostels Beruf, Macht und Gewalt haben.

7. Wie die Kirchenzucht in den christlichen Gemeinden des ersten und zweiten Jahrhunderts ausgeübt wurde, das schildert schön und trefflich Gottfried Arnold in seinem Buche: „Die erste Liebe, eine Darstellung des äußeren und inneren Lebens der ersten Christen," und ich kann mir nicht versagen, einen Abschnitt daraus anzuführen. Er schreibt im dritten Teil, wo er auf die brüderliche Ermahnung und Bestrafung unter den ersten Christen zu sprechen kommt, unter Anderem, wie folgt: „Der Rat des Herrn, den irrenden Bruder zuerst allein zu erinnern, wurde von den Alten nicht vergessen; sonst hätte vielleicht ein Bestrafter aus Scham sein Unrecht verteidigen können und wäre durch die Erinnerung nur schlimmer geworden. Darum bestrafte man im Geheimen besonders das, was im Verborgenen getan worden war. War aber die Sünde öffentlich geschehen, so mußte auch die Bestrafung öffentlich stattfinden, damit zugleich die andern gewarnt würden, es mochte nun der Sünder es als Liebe oder Haß aufnehmen. In jedem Falle mußte er erkennen, daß dies öffentliche Bestrafen besser sei, als heimliches Tadeln und Richten. Wir sehen hieraus, daß man sich in Beziehung auf die Stufen der brüderlichen Ermahnung sorgfältig nach

den Vorschriften des Herrn in Vergleichung mit den Umständen richtete. Etliche konnte man besser bewegen, wenn sie allein erinnert wurden, Etliche, wenn andere dabei waren. Manchmal werden heimliche Bestrafungen gar nicht geachtet, und dann sind öffentliche nötig; Andere werden durch die geheime Erinnerung viel besser und vergelten den Mitleidigen ihre Rücksicht dadurch, daß sie ihnen folgen. Wer sich klug dünkt, seine Sünden wohl verbergen zu können, dem darf man auch die geringsten Fehler nicht verschweigen; Andere dagegen muß man etwas zugut halten, damit sie nicht verzagt werden. Dabei fragte es sich, ob man dann gänzlich schweigen solle, wenn kein Wort der Ermahnung zu helfen scheine, oder ob man weiter anhalten müsse? An dem letzteren zweifelte niemand in Beziehung auf diejenigen, welche einem besonders zur Vorsorge anbefohlen waren. Doch auch gegen die Anderen durfte die Liebe nicht müde werden, wenn nicht alle Gelegenheit dazu genommen war. Ertrage alles (ermahnten sie), tue alles, wenn dir ihre Seligkeit ein Ernst ist, und wenn du gleich nichts ausrichtest, so kann doch keiner Nachlässigkeit keine Schuld gegeben werden. Freilich den Ungehorsamen geriet die Verachtung der brüderlichen Einwände zur Sünde, weil ja Gott das Herz und den Mund des rechtschaffenen Christen regiert, der den andern mit Liebe aufden rechten Weg weisen will. Darum sagten die Verständigen, derjenige widerstehe Christo selbst, welcher seinen Knechten widerstehe. Gab es gegen die Empfindlichen und Hartnäckigen kein anderes Mittel, so erwartete man etwa eine passendere Zeit, oder gab die Sache ganz auf. Indessen litt man alles mit Geduld und betete für sie. Besonders war es eine wichtige Ursache zu schweigen, wenn man wußte, daß sie durch Zureden nur ärger werden würden. In jedem Falle aber zeigte man auch dem Beharrlichen sein Mißfallen an der Sünde, damit man nicht durch Stillschweigen daran teil nehme, oder sie gar in ihrem bösen Wesen bestärkte. Man hütete sich sehr, dem Sünder noch zu schmeicheln, und bedauerte diejenigen, welche dergleichen für Demut oder Liebe hielten, während sie redliche Herzen für lieblos und stolz ansahen, die ihnen ihre Fehler entdeckten."

8. Es wäre nun interessant und hier am Platze, eine, wenn auch nur gedrängte Uebersicht zu geben, über die weitere Ausgestaltung der Kirchenzucht und ihre Ausübung im Laufe der verschiedenen Zeitperioden der christlichen Kirche bis auf unsere Zeit, doch würde dies den Umfang dieser Arbeit zu sehr erweitern. Wir möchten nur darauf aufmerksam machen, wie die Ausübung der Kirchenzucht nach der obigen Schilderung G. Arnolds gar bald verfiel, nachdem das Christentum einmal anerkannte Staatsreligion geworden und die verfolgte Kirche zur herrschenden geworden war und wie dann im Laufe der Zeit sich die hierarchische, herrschsüchtige, gewaltsame und gewalttätige, die Gewissen in Fesseln schlagende Kirchenzucht der römisch-katholischen Kirche ausbildete und breit machte, die sich auszeichnete in Bannflüchen, Güter- und Freiheitsentziehungen, Verketzerungen und Ver-

folgungen, Autodafes, Inquisitionen und Scheiterhaufen, jener finstern und unheimlichen Zeitperiode in der christlichen Kirche, die vom Geiste und von der Liebe Christi so weit als nur immer möglich entfernt war; die jetzt noch die römische Kirche beherrscht und unter der Asche als unreines und unheiliges Feuer fortglimmt, und sich gerne auch hie und da bei andern starr orthodoxen Kirchenkörpern einnisten möchte. Wir fragen aber uns: wie steht's heute mit der Kirchenzucht in unsern evangelischen Gemeinden und welches sind die etwaigen Hindernisse, welche einer Ausübung derselben nach biblischer Grundlage entgegenstehen? Und wir müssen bekennen: es sieht bei uns, in unsern evangelischen Gemeinden, meistenteils sehr schlimm aus und die ganze Kirchenzucht liegt im Argen. Ordnung der Kirchenzucht ist nirgends vorhanden, in vielen Gemeinden wird sie entweder gar nicht oder sehr oberflächlich gehandhabt, in manchen Gemeinden wieder sehr willkürlich oder gewaltsam, und andere Gemeinden sehen sich aus Selbsterhaltungsgründen genötigt, mit der Ausübung der Kirchenzucht so schonend als nur möglich zu verfahren. Sehen wir nach den Hindernissen, welche eine geregelte und dem Worte Gottes gemäße Kirchenzucht nicht zuzulassen scheinen!

9. Ernste Hindernisse treten uns entgegen in der Art und Weise, wie unsere Gemeinden sich gestaltet haben. Die Gemeinden unserer Tage sind lange nicht mehr, was die Gemeinden der ersten Christenheit gewesen. Unsere Gemeinden bilden nicht mehr die Kirche im Gegensatz zur Welt, wie die ersten Christengemeinden solches taten, sondern sie sind nur noch Bestandteile des großen Ackers, der die Welt bedeutet, auf welchen der Same des Wortes Gottes ausgestreut wird. Da wohnen nun Gläubige und Ungläubige, Fromme und Gottlose, Tugendhafte und Lasterhafte bei- und nebeneinander in ein und derselben Gemeinde. Das ist nicht nur in den Gemeinden der Staats- und Landeskirchen so, wenn dort vielleicht auch am ausgeprägtesten, sondern ebenso in unsern hiesigen synodalen und freien Gemeinden. Denn wenn auch z. B. in manchen Gemeinden bei der Aufnahme ihrer Glieder von denselben noch ein Bekenntnis ihres Glaubens und Verpflichtung darauf verlangt und abgelegt wird, so ist solches vielfach nur zur Formsache geworden und ob diese Glieder nachher auch ihrem Glauben und Bekenntnis gemäß leben und wandeln, das ist für viele Gemeinden nebensächlich geworden und Hauptsache bleibt ihnen große Gliederzahl und die jährlichen Beiträge. Das ist wohl zu bedauern und zu beklagen, aber nicht so leicht zu ändern.

Die Kleinheit mancher Gemeinde und ihre Existenzsorgen tragen auch sehr viel dazu bei, daß an eine wirkliche Kirchenzucht gegenüber den einzelnen Gliedern nicht zu denken ist, und die Gemeinde gern ein oder auch beide Augen zudrückt über dem nicht ganz christlichen Lebenswandel eines einflußreichen und wohlvermöglichen Mitgliedes. Wo man aus äußeren Gründen ängstlich darauf bedacht sein muß, das wenige, das man hat, zusammen zu halten und nichts davon zu verlie-

ren, da darf man es mit den inneren Qualifikationen nicht so genau und rigoros nehmen.

Ebenso ist die Konkurrenz- und Rivalität der verschiedenen, so zahlreichen, und sich teilweise befehdenden Denominationen mit eine Ursache der Vernachlässigung und Unterlassung der Kirchenzucht, besonders wo in kleineren Ortschaften sich mehrere beisammen finden, oder wo sie auch sonst in nächster Nähe zu finden sind. Da lehren es die traurigen Tatsachen, daß in der Regel, wenn in einer Gemeinde an einem fehlenden Gliede Kirchenzucht geübt werden soll, schon längst eine andere Gemeinde bereit ist, das irrende und fehlende Schäflein in ihre offenen Arme und unter ihre schützenden Fittiche zu nehmen, und mit dem allbekannten Mantel der Liebe seine Fehler und Sünden nicht nur zuzudecken, sondern selbst zu beschönigen und in Tugenden zu verkehren.

10. Hindernisse anderer Art, die einer Ausübung der Kirchenzucht im Wege stehen, liegen im herrschenden Zeit- und Weltgeist, dem Geist der ungebundenen Freiheit und Zügellosigkeit, der sich nichts mehr will sagen lassen und keine höhere Autorität mehr anerkennen will, als sich selbst. Dieser Geist ist teilweise auch in unsern Gemeinden eingezogen und führt darinnen sein Regiment. Es ist Tatsache, daß manche Gemeinden einfach nichts mehr von Kirchenzucht wissen wollen, weil sie bei der Ausübung derselben wohl oder übel sofort ihre Kirchentüren schließen oder sich ganz neu organisieren müßten, weil sie die meisten ihrer jetzigen Glieder verlören. Es gilt leider von manchen Kirchgemeinden unserer Tage und ihrer Glieder: sie wollen sich von Gottes Geist nicht mehr strafen lassen. Daß da von einer Kirchenzucht keine Rede sein kann, liegt auf der Hand. Und es scheint, daß in allen unsern Gemeinden mehr oder weniger sich etwas von diesem Welt- und Zeitgeist einzunisten droht und die rechte Kirchenzucht verhindert.

11. Hindernisse dritter Art liegen teilweise in dem Stande selbst, der berufen ist, der geistliche Führer und Hirte der Gemeinde zu sein, nämlich an den Pastoren. Hätten wir und wären wir alle gläubige, fromme, ernste Pastoren, die es mit ihrem Amt, ihren Gemeinden, ihrer Seelsorge, ihrer Kirchenzucht, ihrem eigenen Glauben und Wandel Ernst nehmen würden, die den Gläubigen ein Vorbild wären im Wort, im Wandel, in der Liebe, im Geist, im Glauben, in der Keuschheit (1. Tim. 4, 12), viele Hindernisse obiger Art wären keine ernstlichen, unüberwindlichen Hindernisse und unsere Gemeinden wären vielfach besserer Art. Aber welch eine Unzahl (ich rede vom Pastorenstand im allgemeinen) ungläubiger, sittenloser, tief gesunkener, ja verkommener Personen, die sich Pastoren nennen, überschwemmen immer noch unser Land und bieten sich den Gemeinden an, ja drängen sich ihnen auf, richtige Wölfe im Schafspelze. — Aber auch unter den gläubigen, sittenreinen, frommen Synodalpastoren, welch ein Unterschied existiert hier, welch eine Rivalität, wie viel Neid, Lieblosigkeit, Unbrüderlichkeit, Sittenrichterei, und welch ein Sichselbstgehenlassen. Dann gibt es

ängstliche Gemüter, die namentlich bei großer Familie, geringem Einfluß nach oben und Sorge um die eigene Existenz, die Brotfrage zum Vorwand einer nachlässig geführten Kirchenzucht nehmen. — Und auch, wo ein Bruder sich nicht fürchtet und ohne Ansehen der Person Kirchenzucht in seiner Gemeinde ausübt, hat derselbe immer den nötigen Rückhalt an der Synode, wenn es infolge seiner ausgeübten Kirchenzucht zum Bruch kömmt in seiner Gemeinde? Heißt es da nicht oft: hilf dir selbst, und wird einem solchen Bruder nicht etwa Mangel an Weisheit, Vorsicht und richtigem Takt vorgeworfen, auch wo er's wirklich daran nicht hat fehlen lassen? Ja, es mag vorkommen, daß eine solche Gemeinde, die sich gegen die Ausübung der Kirchenzucht in ihrer Mitte gesträubt hat, Recht bekommt, und der Pastor, der seine Pflicht tat, bekommt Unrecht!

12. Was ist nun zu tun? Welche Mittel der Abhilfe haben wir gegen diese Schäden in unsern Gemeinden und ihren Verhältnissen, um einer richtigen Kirchenzucht wieder Bahn zu brechen?

a. Was die Gemeindeverhältnisse anbelangt, so wird sich da nicht viel ändern lassen. So wie es jetzt ist, wird es auch bleiben, und eher immer schlimmer werden. Freilich, wenn der Pastor der Gemeinde den Irrenden in Liebe nachgeht, die Schwachen im Glauben trägt, den Zweifelnden sucht zur Lösung ihrer Zweifel zu helfen, den Ungläubigen in Geduld und Liebe den Glauben vorhält, so kann er in einer Gemeinde im Laufe der Zeit und Jahre vieles ausrichten und manchen Schaden bessern und abstellen, und solche Zustände in einer Gemeinde zustande bringen, die ihm eine ernstere Kirchenzucht ermöglichen. Wenn ein Pastor seine Gemeinde dahin leiten kann, daß dieselbe ihre Existenzberechtigung nicht mehr von ihrer großen Gliederzahl und ihrem guten, finanziellen Stande abhängig macht, sondern von dem Glaubens- und Liebesleben, das in ihrer Mitte sich kund gibt, so mag dies auch dazu beitragen, daß die Gemeinde nicht mehr so ängstlich um ihre Glieder bemüht ist auf Kosten des christlichen Lebenswandels und Gemeindelebens. Da wird zuletzt auch die Rivalität irgend einer andern Gemeinde keinen großen Kummer mehr verursachen.

b. Den herrschenden Zeit- und Weltgeist betreffend, der so vielfach in unsern Gemeinden eingedrungen ist und seine Verheerungen angerichtet hat, so muß demselben das Zeugnis des Wortes Gottes in Lauterkeit und Klarheit in Beweisung des Geistes und der Kraft Gottes entgegengestellt werden. Wo solches in Einfachheit, christlichem Ernst und Liebe geschieht, wird es seinen Zweck nicht verfehlen. Es gilt dabei wohl viel Geduld und Ausdauer zu haben und das Herz mag einem oft schwer werden. Doch bleibt dies unser Trost, daß, wenn wir unsere Pflicht tun in Treue und Gewissenhaftigkeit, der Herr sich auch zu uns bekennt und unsere Arbeit nicht vergeblich sein wird. Offb. Joh. 2, 2 u. 3.

c. Die Mißstände des Pfarramtes anbelangend, so ist unsere erste Pflicht: Selbstprüfung! Wo fehlt es bei mir? Stehe ich im richtigen

Verhältnis zu meinem Gott und Herrn, im Glauben, im Berufe, im Verhältnis zur Gemeinde, in meinem Lebenswandel? Dann dürfen wir mit gutem Gewissen unsere Gemeinden aufmerksam machen auf die Wölfe in Schafskleidern, den Unterschied zwischen falschen und wahren Hirten. — Haben wir selbst Frieden unter einander, daß wir nicht als Amtsbrüder fast vergehen vor Hader, Neid, Mißgunst und Streit, so kann dies nur einen wohltuenden Eindruck auf unsere Gemeinden machen und uns auch die Ausübung der Kirchenzucht erleichtern. — Die Brotfrage und ähnliche Sorgen dürfen uns nicht hindern, die Kirchenzucht auszuüben, diese Schwächen haben wir zu überwinden im Glauben und Vertrauen auf den Herrn der Kirche, der jedem seinen Platz anweist, auch wenn einer ohne Einfluß nach oben und ohne besondere Gunst dasteht, und ihm der Rücken bei Ausübung der Kirchenzucht nicht gestärkt wird durch Synodalgewalt. Daß mit allen erlaubten Mitteln darauf hingewirkt wird, daß der Rückhalt bei der Synode bei Ausübung der Kirchenzucht ein stärkerer und nachhaltigerer werde, ist selbstverständlich. Wie dies geschehen soll, dürfte immerhin etwas schwierig zu beantworten sein.

d. Ein Mittel zur Abhilfe dürfen wir bei Ausübung der Kirchenzucht insbesondere nicht vergessen, das gläubige Gebet. Dies vermag mehr als alle übrigen menschlichen Mittel, auch als alle Synodalverordnungen. Wo wir dies im Ernst und anhaltend anwenden, daß wir den Herrn der Kirche bitten, daß er selbst bessere Zustände in unsere Gemeinden und Verhältnisse schicke, und daß er uns erfülle mit seinem Geiste, mit Kraft und Weisheit von oben, so oft wir die Mittel der Kirchenzucht in unsern Gemeinden zur Hilfe nehmen müssen, und daß er sich seiner Herde und seiner Hirten selbst annehme, so dürfen wir seiner Erhörung und seines Beistandes gewiß sein und getrost unser Amt weiter ausüben in der Kirche unsers Herrn und der uns anvertrauten Gemeinde.

Die vierfache prophetische Hieroglyphe der Weltreichgeschichte.

(Schluß.)

Doch das angedrohte Gericht ist schon über die Hure und ihre Töchter gekommen: „Die zehn Hörner und das Tier werden die Hure hassen und werden sie wüste machen und blos, und werden ihr Fleisch fressen und werden sie mit Feuer verbrennen. Denn Gott hat es ihnen gegeben in ihr Herz, zu tun seine Meinung — — — und zu geben ihr Reich dem Tier. — — —" „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" — (das ist zum Teil wahr.) Die politischen Mächte sind überdrüssig, länger die Pseudokirchen zu tragen. Ein Geist der Empörung und zorniger Auflehnung ist über sie gekommen. Ein ungeheurer Abfall — nicht nur von der Kirche, sondern leider vom Christentum überhaupt hat begonnen. Die Revolutionsstürme, die seit 1793 eingesetzt haben, ha=

ben die Macht der Kirche und Kirchen erschüttert. Frankreich setzt 1793 die katholische Kirche ab und zieht ihre Güter ein; Spanien vertreibt die Jesuiten und religiösen Orden 1868, Italien vernichtet den Kirchenstaat 1848 und 1870; eine altkatholische Kirche wird gegründet 1870; in Oestreich beginnt die Los-von-Rom-Bewegung; in Frankreich treten hunderte von Priestern aus der katholischen Kirche aus; Frankreich entzieht die Schule den katholischen Orden und vertreibt sie. In der protestantischen Zone sind es die politischen liberalen Parteien, die die Kirche stürzen wollen und von fanatischem Haß gegen sie erfüllt sind; und auch die konservativen Parteien stehen völlig gleichgültig der Kirche gegenüber und lassen sich nicht von ihr bestimmen. Das ganze öffentliche und private Leben ist losgelöst von der Kirche. Und wie — leider nur zu gut — paßt jenes Wort auf die amerikanisch-protestantischen Kirchen: „Sie haben einen Schein des gottseligen Wesens, aber seine Kraft haben sie verleugnet."

Immer mehr wird wahr, was die Weissagung sagt: „Die zehn Hörner und das Tier streiten mit dem Lamm." Die Weltmacht und die Weltmenschen „lehnen sich auf gegen Jehova und gegen seinen Christus und sprechen: lasset uns zerreißen ihre Bande." „Doch der im Himmel sitzet lachet ihrer." „Das Lamm wird sie überwinden, denn es ist ein Herr aller Herren und ein König aller Könige, und mit ihm die Berufenen und Auserwählten und Gläubigen."

Der Zug der Weissagung: „Die zehn Hörner geben ihre Macht dem Tier" — hat sich in der modernen Geschichte ein zweites Mal erfüllt. Die Mächte Europas handeln stets gemeinsam; trotz gegenseitiger Eifersüchteleien, trotz gegenseitiger, gelegentlicher Kriege kann doch keins ohne Zustimmung oder Einspruch des andern irgendwelchen Schritt tun. Sie bilden tatsächlich zusammen eine internationale Weltmacht zur Beherrschung der Welt. Und wie sie die Welt der Leiber beherrschen, so auch die Welt des Geistes. Europa gibt die Losung aus; und die Losung, die es jetzt ausgibt, lautet: „Krieg dem Lamm!" — Wie die zwei Symbole Daniels, so schließt auch diese Weissagung mit der Ankunft Christi und der Aufrichtung seines Reiches auf Erden. Kap. 18 schildert uns die Vernichtung „Babylons" unter dem Bilde einer brennenden Stadt. Kap. 19 wird uns die Vereinigung Christi mit seinem Volke unter dem Bilde der „Hochzeit des Lammes" und ein Völkergericht — entsprechend dem Gericht Dan. 7 — unter dem Bilde eines Krieges der zwei Heere, Christi und des Tieres gezeichnet.

Wir kommen nun zu dem letzten Punkt unseres Referates, den zu berühren sich viele warnende Stimmen erheben — und in der Tat, es ist in der Erklärung dieses Stückes arg gefehlt worden. Doch "Abusus non tollit usum." Wir dürfen nicht, wenn wir wissenschaftlich verfahren wollen, irgend einen Zug des Bildes auslassen und ebensowenig dürfen wir es, wenn wir gottesfürchtig sein wollen: „Denn wer wegnimmt von den Worten des Buches der Weissagung, so wird Gott sein

Teil wegnehmen von dem Baume des Lebens. —“ Wir dürfen nicht für unwichtig oder gar für schädlich erklären, was dem Heiligen Geist gefallen hat zu offenbaren: denn das ist eine Lästerung des Geistes.

Der scheinbar unlösliche Widerspruch in der Schrift: daß einmal Zeitbestimmungen vorhanden sind und andrerseits geschrieben steht: „Es gebührt euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde — ein Wort, was oft gebraucht wird, die Erforschung der prophetischen Chronologie zu verdammen, — löst sich sehr leicht, wenn man in dem griechischen Texte das Herrnwort nachliest: Dort steht mit Betonung voraus οὐχ ὑμῶν (ἐστὶν γνῶναι): nicht euer ist es zu wissen, sondern die Jünger hatten eine ganz andere Aufgabe, als über die Zeitpunkte zu grübeln, (sondern ihr werdet meine Zeugen sein). Ein großer Irrtum, der bei der Erforschung der prophetischen Chronologie gemacht worden ist, ist der gewesen, daß man gemeint hat, die Zeitangaben messen bis zu dem Tage des Kommens des Herrn. Das ist nicht so: sie messen nur die Dauer der weltgeschichtlichen Bildungen — und mit keinem Wort wird gesagt, wie lange nach Ablauf dieser Zeiten der Herr kommt.*) Ein zweiter Fehler war: daß man einfach mit Sonnenjahren rechnete, ohne daran zu denken, daß vielleicht bei dieser oder jener Zahl der Mondjahrmaßstab anzulegen sei. Und ein drittes: was es schwierig macht, die prophetischen Zeiten zu messen, ist: es läßt sich nicht immer unwidersprechlich genau der terminus a quo feststellen, nach welchem der Heilige Geist gemessen. Denn Gott mißt anders, wie wir: wir rechnen den Anfang eines Flusses von seinem Zutagetreten, Gott aber von jener kleinen, unterirdischen Quellader. Diese Unsicherheit ist absichtlich: denn „Tag und Stunde“ soll niemand wissen, um stets zu wachen und zu warten und bereit zu sein.

Dem „kleinen Horn“ ist nicht in der Hieroglyphe selbst, (man achte darauf), sondern in der Erklärung der Hieroglyphe die geheimnisvolle Zeitangabe: „Eine Zeit, Zeiten und eine halbe Zeit“ gegeben; dem achten Haupte, das, wie wir gesehen haben, dieselbe Macht bedeutet, die Zeitangabe 42 Monate, und zwar ist diese Zeitangabe verbunden mit der Hieroglyphe. Eine dieser Zeitangaben erklärt die andere: die „42 Monate“ sagen uns, wie wir die $3\frac{1}{2}$ Zeiten zu verstehen haben und die $3\frac{1}{2}$ Zeiten wiederum verhindern uns die 42 Monate buchstäblich zu fassen. Denn eine kurze Zeit von 42 Monaten = $3\frac{1}{2}$ Jahre bezeichnet man in keiner vernünftigen Sprache mit dem weitspannenden Ausdruck: Zeit, Zeiten. Doch nach welchem wirklichen Maßstabe sollen wir denn nun diese Zeitbestimmungen, die, wenn sie mit einem Miniatursymbol verbunden auch logischer Weise Miniaturwertung haben, messen? Wir sind da nun wieder in der glücklichen Lage nicht ex suis auslegen zu müssen, sondern wir finden die Lösung in der Prophetie selbst. Hes. 4, 4—6 wird der Prophet selbst zu einem weissagenden

*) Allerdings spannt das feierliche „glückselig, wer erwartet und hinreicht zu den Tagen 1335,“ Dan. 12, die Hoffnung. Doch Bestimmteres gibt es nicht.

Symbol seins Volkes: 390 Tage muß er auf der einen und 40 Tage auf der andern Seite liegen: „Je einen Tag für ein Jahr habe ich dir auferlegt“, spricht dort Gott. Und ebenso Numeri 14, 34 werden die zwölf Kundschafter, die 40 Tage das Land Kanaan erkundschafteten, zu einem weissagenden Symbol der 40jährigen Wüstenwanderung Israels. Und drittens: die 70 Wochen der Danielschen Weissagung bis zum Messias (Kap. 9) sind nicht in 70×7 Tagen, sondern in 70×7 Jahren erfüllt worden. Vom Monat Nisan des 20. Jahres Artaxerxes 444 v. Chr. bis zur Ausrottung Jesu auf Golgatha: Nisan 29 (da Christus gekreuzigt, wie Augustin und Lactantius bezeugt, 782 seit Gründung Roms) sind 472 Sonnenjahre = 486½ Mondjahre = 69½ Jahrwoche.

Und viertens das Zeugnis der 7tägigen Woche mit dem Schluß des Sabbats und seine Parallelle der 7jährigen jüdischen Woche mit dem Sabbatjahr. Damit ist aus der Bibel selbst der Beweis des Jahrtagprinzips erbracht. Es sind demnach die 3½ Zeiten resp. 42 Monate nicht 1260 buchstäbliche Tage, sondern 1260 Jahre, entweder Sonnen- oder Mondjahre — was die Weissagung absichtlich unsicher läßt. Wir haben nun in der Geschichte nach dem terminus a quo der geweissagten Macht zu suchen:

Kurze Zeit, nachdem „der es aufhält, hinweggetan war“: Das römische Kaisertum, im Jahre 553, erließ der oströmische Kaiser Justinian ein Dekret, welches den Bischof von Rom zum „Haupt aller heiligen Kirchen und aller heiligen Priester Gottes“ machte. Zwar weigerte sich noch Gregor der Große (600) den Titel Universalbischof anzunehmen, und das macht dieses Datum als des Aufkommens des Papsttums vielleicht unsicher. Wir geben darum ein zweites Datum, das des Ediktes des Kaisers Phokas 607 “Hic rogante Papa Bonifacio statuit sedem Romanae et Apostolicae ecclesiae caput esse omnium ecclesiarum, quia ecclesia Constantinopolitana primam se omnium ecclesiarum scribebat.” In Rom wurde 1813 das Piedestal einer Säule ausgegraben, deren Inschrift und Datum zeigt, daß dieselbe Phokas zu Ehren wegen dieser Sache errichtet worden ist. Wir fassen die Zeit von 533 — 607 als Aera des Emporkommens der Papstmacht. Zu dieser 1260 Mond- und Sonnenjahre hinzugezählt, führt zu der Aera des Nieederganges 1756 — 1867.

Zu 553: 1260 Mondjahre = 1222½ Sonnenjahre, hinzugezählt führt zu 1756.

Zu 533: 1260 Sonnenjahre hinzugefügt führt zu 1793.

Zu 607: 1260 Mondjahre = 1222½ Sonnenjahre hinzugezählt führt zu 1830.

Zu 607: 1260 Sonnenjahre hinzugefügt führt zu 1867.

Wir sehen aus der Geschichte, daß diese Daten für die Papstmacht sich als verhängnisvoll erwiesen haben. Der Schluß des 18.- und des 19. Jahrhunderts sind tatsächlich eine Aera des Verfalls der Papst-

macht. Das Lammtier und die Hure sind nicht mehr die das Tier beherrschende Macht. Wir geben die weltgeschichtlichen Data:

1756—Hervorbrechen des Unglaubens: Voltaire und Encyklopädisten in Frankreich; die Naturalisten und Deisten in England; die Popularphilosophen in Deutschland; die Illuminaten in den katholischen Staaten —" (Gericht der 1. Schale: das böse Geschwür. Apk. 16.)

1793—D. 10. Nov. Abschaffung der katholischen Kirche in Frankreich durch die Revolution.

1798—Papst entthront und vertrieben durch Napoleon; Proklamierung einer römischen Republik; Plünderung päpstlicher Reichtümer.

1830—Revolution in Frankreich.

1848—Revolution in Europa; der Papst flieht aus Rom.

1860—Aufstand in dem Kirchenstaat; Einigung Italiens.

1866—Niederwerfung des katholischen Oestreich.

1867—Aufstand in Rom.

1868—Aufstand in Spanien; religiöse Orden unterdrückt; Religionsfreiheit gewährt.

1870—Niederwerfung Frankreichs und völlige Vernichtung der politischen Macht des Papstes. Die zweite und dritte Zornschale: Krieg der europäischen Völker.

1873—Die altkatholische Bewegung zur Lösung vom Papste.

1900—„Los-von-Rom-Bewegung in allen katholischen Ländern u. a. m.

So hat das Papsttum Schlag für Schlag getroffen, bis „seiner ein Ende gemacht wird durch die Erscheinung der Zukunft Jesu."

Die Weissagung fügt Dan. 12, 11. 12, wo sie sich auf die 3½ Zeiten zurückbezieht, noch 30 und 45 der Zahl 1260 hinzu — und verkündet feierlich: „Glückselig welcher harrt und hinreicht zu den Tagen 1335." Man achte darauf, daß die Weissagung ausdrücklich vermeidet, diese Zahl Tage zu nennen, (die Uebersetzung Luthers ist unrichtig), weil diese Zeitangabe nicht in Verbindung mit einem Miniatursymbol vorkommt. (Vergl. hierzu Gen. 5: Die Tage Adams — waren 800 Jahre —").

Wir würden demnach heute in der Schlußperiode der 75 Jahre leben — oder wenn diese Zeit zu dem frühesten Papstdatum gerechnet werden muß: wäre auch diese Zeit bereits 1830—1868 ausgelaufen — zu dem letzteren Papstdatum aber hinzugefügt, werden wir zu den Daten 1904—'05 bis 1942 geführt. Was passieren mag in diesen Jahren: die Wiederkunft des Herrn oder die gänzliche Vernichtung des Papstkönigtums, oder ein anderes — niemand kann es sagen. Wahrscheinlich erleben wir die geistliche oder auch staatliche Reorganisation des jüdischen Volkes. Sach. 12, 12; Hes. 37, 10 u. 14. Die dritte Phase dieser Weissagung steht aus; während wir ja in der Gründung der israelitischen Allianz 1860: das Zusammenrücken der Totengebeine, und im Zionismus (1897) die zweite Phase: „das Wachsen des Fleisches" gesehen haben.

Das Licht der Prophetie erlischt plötzlich, nachdem es mit so klarem Schein durch die Jahrhunderte geführt hat, und läßt uns über die Schlußperiode in Unsicherheit. Der helle Morgenstern erlischt, aber er läßt uns harren auf den Sonnenaufgang — wenn auch niemand genau die Minute weiß, wo die Sonne ihr strahlendes Licht über die Erde gießen wird. „Glückselig, welcher harrt" und täglich bereit ist, denn „Tag und Stunde weiß niemand."

Wir wollen nun noch kurz auf die „Sieben Zeiten" des zweiten Danielschen Symbols eingehen. Diese Zeit wäre die „3½ Zeiten" doppelt, nach unserm historischen System der Auslegung also 2520 Sonnen-, resp. Mondjahre, messend die ganze Dauer der Geschichte vom Datum der babylonischen Macht bis zum Ende der Tage. Das Datum a quo wäre 747 v. Chr., das Datum des Anfangs der babylonischen Macht, oder 604: das Datum der Thronbesteigung Nebukadnezars, oder auch die Daten der israelitisch-jüdisch-babylonischen Kriege, deren letztes D. 587, das Datum der Verbrennung des Tempels ist. 747—587 schließen alle in Betracht kommenden Daten ein. Rechnen wir zu dieser Anfangsära 2520 Mond- und Sonnenjahre hinzu, so gelangen wir zu der Aera des Endes: 1698—1933.

Zu 747 v. Chr.: 2520 Mondjahre = 2445 Sonnenjahre hinzugezählt, führt zu A. D. 1698; Beginn der neuen Zeit evangelisierender Tätigkeit.

Zu 747: 2520 Sonnenjahre hinzugezählt, führt zu A. D. 1774; Revolutionsära.

Zu dem Schlußdatum dieser Aera 587: 2520 Mondjahre = 2445 Sonnenjahre hinzugezählt, führt zu A. D. 1859.

Zu 587: 2520 Sonnenjahre hinzugezählt, führt zu 1933.

Man beachte, daß der Unterschied von 2520 Sonnen- und eben so vielen Mondjahren genau 75 Jahre ist, wobei wir sogleich an die 75 Jahre Daniel 12 denken.

Das ist nun in kurzem die prohetische Zeitmessung, gezeichnet nach dem System der historisch-präsentistischen Auslegung. (Wer sich gründlich über die prophetische Chronologie unterrichten will, der lese das äußerst intressante, wissenschaftliche Werk von Grattan Guinneß, „Das nahende Ende unsers Zeitalters" und „Licht für die letzten Tage", Verlag der deutsch-evang. Traktatgesellschaft, Berlin N. Acker Straße 142).

Wir dürfen nicht — wie es einige unserer schwärmerischen Brüder tun — auf diese Zeitmessungen zu viel geben; sie können uns aber unsere Beobachtung, die wir aus den Weissagungen empfangen, daß wir am Ende dieses Aeons sind, bestätigen, und uns helfen, unsere eingeschlafene Hoffnung auf das Kommen des Herrn wieder zu entflammen.

Sie sehen, liebe Brüder, wie der so verschrieene Punkt der prophetischen Zeitmessung nach dem so herrlich einfachen System der historischen Auslegung keine Gefahr bietet: denn ganz unmöglich ist es, e i n

festes Datum zu bestimmen, da der Herr kommen wird, — nur unwissenschaftliche Schwärmerei und Unkenntnis kann so etwas wollen. Sie sehen aber auch zugleich, wie es möglich war, daß man falsche Erwartungen hegen konnte, weil man so viele Daten errechnen kann. Es erwächst daraus der Prophetie kein Vorwurf, sondern diese Unsicherheit ist gerade göttliche Absicht, um immer wieder die Hoffnung aufflammen zu lassen: „Bald kommt der Herr!"

Das streng wissenschaftliche, einfache, klare und nüchterne System der historisch-präsentistischen Auffassung der Prophetie bezeugt also, daß jene Ahnung recht hat, die heute wie ein geheimnisvoller Geisterhauch die Welt durchweht, daß wir vor großen Ereignissen und Katastrophen stehen. Aber diese sind nicht eine sogenannte „große Trübsal" oder das Aufkommen eines persönlichen Antichrists, wie etliche, und sonderlich unsere katholischen Brüder, glauben, sondern es ist das für die Gottlosen schreckliche und für die Gläubigen süßeste Kommen des Herrn. Erfüllt ist die Offenbarung. Wir leben in der Zeit der letzten Ereignisse der sieben Zornschalengerichte, Offb. 16. Bald werden wir einstimmen in den Engelgesang: „Nun sind die Reiche der Welt „unseres Herrn und seines Christus geworden!" Halleluja!

Der Türke muß aus Europa hinaus.*)

Fast alle Augen sind nach dem Osten gerichtet. Die Augen der Nationen blicken nach der Türkei. Es ist ein allgemeines Gespräch geworden, daß der Türke gehen muß. Wohin aber? Die Bibel antwortet: „Zwischen zweien Meeren um den werten heiligen Berg." Dan. 11, 45. Wo ist dieser heilige Berg, der zwischen zweien Meeren liegt? Die Bibel antwortet wie folgt: „So spricht der Herr: ich kehre mich wieder zu Zion, und will zu Jerusalem wohnen, daß Jerusalem soll eine Stadt der Wahrheit heißen, und der Berg des Herrn Zebaoth ein Berg der Herrlichkeit." Sach. 8, 3. Wenn wir auf die Karte sehen, so finden wir, daß Jerusalem zwischen dem Toten und dem Mittelländischen Meere liegt. Dies ist der Ort, wohin der Türke gehen muß. Wenn er aber den Sitz seiner Regierung nach Jerusalem verlegt hat, was wird dann mit ihm werden? Der Herr antwortet durch seinen Propheten: „Bis es mit ihm ein Ende werde; und niemand wird ihm helfen." Dan. 11, 45.

Jetzt erhebt sich die Frage: Wie wird er zu seinem Ende kommen? Die Bibel antwortet, daß es durch Streit und Krieg sein wird. Der Prophet Hesekiel führt uns in folgenden Worten den letzten großen Krieg deutlich vor Augen: „Und des Herrn Wort geschah zu mir, und sprach: Du Menschenkind, wende dich gegen Gog, der im Lande Magog

*) Abgedruckt aus „Christl. Hausfreund", Collegeview, Nebr. Unseren Lesern im Anschluß an den vorangehenden Artikel zur Prüfung dargeboten, 1. Thess. 5, 21. Das Blatt wird von Adventisten herausgegeben. Das hindert aber nicht, daß wir prüfen, was etwa Wahres an der gegebenen Auslegung sein möchte.

ist und der oberste Fürst in Mesech und Thubal, und weissage von ihm und sprich: So spricht der Herr, Herr: Siehe, ich will an dich, Gog! der du der oberste Fürst bist in Mesech und Thubal. Siehe, ich will dich herum lenken, und will dir einen Zaum ins Maul legen, und will dich herausführen mit alle deinem Heer, Roß und Mann, die alle wohl gekleidet sind; und ist ihrer ein großer Haufe, die alle Tartsche und Schild und Schwert führen. Du führest mit dir Perser, Mohren und Libyer, die alle Schild und Helm führen; dazu Gomer und all sein Heer samt dem Hause Thogarma, so gegen Mitternacht liegt, mit all seinem Heer; ja, du führest ein groß Volk mit dir. Wohlan, rüste dich wohl, du und alle deine Haufen, so bei dir sind, und sei du ihr Hauptmann." Hes. 38, 1—7.

Wer sind diese Leute und woher werden sie kommen? Das Wort Gottes muß uns die Antwort liefern. Wir werden jetzt 1. Mose 10, 2. 3 aufschlagen. Da finden wir, daß Magog, Thubal, Mesech und Gomer, Söhne Japhets, des Sohnes Noahs, waren. Thogarma war der Sohn Gomers. Hier sehen wir, daß die Nationen, welcher hier Erwähnung getan ist, die sind, welche von Japhet abstammen.

Diese wohnten zuerst an der Südseite des Schwarzen Meeres. Magog wohnte zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere. Thogarma besiedelte das Land, welches wir jetzt als Armenien kennen. Magog war der erste, welcher Europa besiedelte. Später verließen Thubals Nachkommen das Schwarze Meer, gingen nach Rußland und bauten eine Stadt, welche sie nach dem Namen ihres Vaters Thubal benannten. Diese Stadt, jetzt Tobolsk genannt, ist bis auf diesen heutigen Tag noch da. Mesech zog auch nördlich und kam nach Rußland und baute eine Stadt, welche Meschico genannt und in späterer Zeit als Moskau bekannt wurde. Thogarma zog nach dem nördlichen Rußland, und seine Nachkommen sind die heutigen Tartaren. Sie haben bis auf diesen heutigen Tag ihre eigenen Gewohnheiten. Schweinefleisch ist ihnen ein Greuel. Sie essen sogar nicht mit einem Messer, mit welchem Schweinefleisch geschnitten wurde. Der westliche Teil Europas wurde endlich durch die Nachkommen Gomers besiedelt.

Gog, der oberste Fürst von Mesech und Thubal, ist ohne Zweifel der Oberherrscher des Landes, wo diese Stämme sich niederließen, welches Rußland ist. Daraus können wir sehen, daß nach der Prophezeiung in Hes. 3, 8 Rußland der Leiter im letzten Kampf und Krieg in dieser Welt sein wird. Die Mächte Europas werden sich ihm anschließen. Als eine vereinigte Macht werden sie gegen die Türkei marschieren, um dieses Reich von der Erde zu vertilgen. Während die westlichen Nationen Konstantinopel vom Westen angreifen werden, werden Rußland vom Norden und Persien vom Osten die Türkei angreifen. Dies wird den Türken die Gelegenheit zum Rückzug abschneiden. Wenn der Sultan davon hört, wird er sehr zornig werden, Konstantinopel verlassen und mit großem Zorn ausziehen und gedenken, viele zu verderben. Siehe Dan. 11, 44. 45. Um aber nicht gefangen oder in

Konstantinopel eingeschlossen zu werden, wird er plötzlich nach Jerusalem fliehen. Hier an diesem Ort, welcher in der Heiligen Schrift als der werte heilige Berg bekannt ist, wird er seinen Thron aufrichten. Siehe Sach. 8, 3. Jn Jerusalem wird er zu Ende kommen, und niemand wird ihm helfen (Dan. 11, 45).

Die Mächte Europas, mit dem Kaiser von Rußland als Leiter, werden einen andern Plan legen, um den Sultan zu fangen. Von Konstantinopel ist er ihnen entgangen. Persien und Rußland werden dem Sultan vom Norden und Osten langsam nachfolgen, auf daß er nicht wieder nach Rußland zurückkehren kann. Der übrige Teil dieser großen Armee wird gesandt werden, um die Türken am Einrücken nach Afrika zu verhindern. Die Libyer sind im nördlichen Teil von Afrika zu finden. Dies ist südlich von Konstantinopel, wie auf der Landkarte zu sehen ist. Sie sind auch südlich von dem Mittelländischen Meer. Das westliche Heer wird mit Schiffen über das große Meer nach Libyen fahren müssen. Von da wird es zum Mohrenland gehen und dann nach Aegypten marschieren. Danach wird es durch Aegypten nach Seba in Arabien ziehen (Hes. 38, 13). Der Türke wird dann gar nicht von Jerusalem weg kommen können, denn es wird ihm kein Weg offen sein. Das Heer wird dann vom Süden gegen Jerusalem ziehen und sich den Russen und Persern vom Norden und Osten anschließen. Diese werden schon eine längere Zeit auf das Heer gewartet haben. Wenn dieses Heer sich auf diese Weise zusammenschließen wird, dann wird ein allgemeiner Angriff geplant werden. Vom Meere und vom Lande aus wird das türkische Heer angegriffen und eine furchtbare Schlacht geschlagen werden. Die Pfeile des Todes werden nach allen Richtungen geworfen werden, bis die Tiere des Feldes, die Vögel des Himmels, die Fische des Meeres und alle Menschen fürchterlich zittern werden (Hes. 38, 20).

Ueber den Ausgang dieser Schlacht kann kein Zweifel sein; denn der Herr hat gesagt, daß der Türke zu seinem Ende kommen und niemand ihm helfen wird. Wenn die Nationen mit dem Türken ein Ende gemacht haben, dann werden die Häupter der Nationen auch ein Ende mit sich selbst machen, denn wenn sie das Land unter sich teilen wollen, werden sie nicht übereinstimmen können. Der Leiter des Heeres (Gog) wird einen bösen Gedanken in seinem Herzen haben. Er wird das ganze Land, welches von dem Türken genommen wurde, haben wollen. Die anderen Nationen wollen ihn dieses Land aber nicht haben lassen (Hes. 38, 10. 11). Deshalb wird sofort Krieg ausbrechen. Sie werden sich unter einander bekriegen, wie auch geschrieben steht: „Jch will aber über ihn rufen dem Schwert auf allen meinen Bergen, spricht der Herr, Herr, daß eines jeglichen Schwert soll wider den andern sein.“ Hes. 38, 21. Sie werden dann auf den Bergen Jsraels fallen; es wird kein Ausweg sein, und das ganze Heer wird umkommen (Hes. 39, 1—5). Dieser Krieg wird in den letzten Zeiten stattfinden (Hes. 38, 8—16).

Wo sind wir jetzt in der Geschichte der Welt? Wir sind in den

letzten Zeiten. Wir können diesen großen Krieg jetzt erwarten. Die ganze Welt ist für diese Zeit bereit; denn sie hat sich für diesen Kampf bis an die Zähne bewaffnet. Gottes Volk ist das einzige Volk, welches nicht für diese Zeit bereit ist. Die Engel Gottes halten deshalb die Winde des Streites, bis die Knechte Gottes mit dem Siegel Gottes versiegelt sind (Offenb. 7, 1—3). Uns geht dieser große Krieg und dies Blutvergießen nicht so viel an, als das Ereignis, welches in naher Verbindung damit stattfindet. Das Buch Gottes sagt, daß die Macht, welches durch das Fürwort „e r" bezeichnet ist, — die Türkei — dann zum Ende kommen wird; daß dann der große Fürst Michael, welcher für sein Volk steht, sich aufmachen, und eine so trübselige Zeit sein wird, wie noch nie, seit eine Nation auf Erden gewesen ist. Zu dieser Zeit wird das Volk errettet werden, „alle, die im Buche geschrieben sind; und viele, so unter der Erde schlafen liegen, werden aufwachen; etliche zum ewigen Leben, etliche zu ewiger Schmach und Schande." Dan. 12, 1—3.

Dies ist ein deutlicher Beweis, daß die Gnadenzeit für diese Welt ungefähr zu der Zeit abschließen wird. Sind wir für diese Zeit bereit? Ach, bereitet euch! bereitet euch! bereitet euch doch! Möchte doch das Volk Gottes innig verbunden vordringen und Schulter an Schulter, wie ein Mann und für den einen Mann (Christum) stehen, welcher für uns alle steht.

Wenn wir nach der Alten Welt, nach Europa und Asien, blicken, so sehen wir, daß alles in Bewegung ist. Alle Nationen tun alles, was in ihrer Macht ist, um solche Kriegswaffen und Todesmaschinen zu fabrizieren, mit denen sie beides, Leben und Eigentum, verderben können. Sollten wir uns nicht auch beeilen, auf daß wir die Arbeit tun, die Gott uns zu tun gegeben hat, damit wir so viele Seelen wie möglich für das Reich Gottes retten? Dieser Krieg auf den Bergen Israels wird furchtbar sein, denn es wird die Einwohner des Landes sieben Monate nehmen, alle Toten zu begraben (Hes. 39, 12—16). Sie werden am Osten des Meeres begraben werden. Es wird so viel Holz in diesem Krieg gebraucht worden sein, daß es die Leute des Landes sieben Jahre mit Feuerholz versehen wird (Hes. 39, 9). Wir können daraus sehen, daß dieser Krieg am Schlusse der Gnadenzeit nicht der letzte große Streit auf den Tag Gottes ist. Nach diesem Kriege wird eine so trübselige Zeit sein, als noch nie gewesen ist (Dan. 11, 45; 12, 1—2). Diese trübselige Zeit wird alle unsere Vorstellungen weit übertreffen.

Wenn wir die Geschichte der Vergangenheit in Betracht nehmen, so finden wir manche trübselige Zeiten. Ich werde nur einige anführen. Betrachtet einmal die furchtbare Flut in den Tagen Noahs. Der Regen fiel vierzig Tage lang. Die Brunnen der großen Tiefe wurden aufgebrochen. Während dieser vierzig Tage suchten die Leute von einer Höhe zu der andern Zuflucht, bis sie alle umkamen. Männer, Weiber und Kinder suchten einen Zufluchtsort. Beinahe sechs Wochen regnete es, und naß und hungrig schrien sie um Speise und Schutz, aber sie

konnten dieselben nicht finden. Einhundertundzwanzig Jahre hatte Gott sie treulich gewarnt, auf daß er sie erretten möchte, aber sie hatten die Warnung des Meisters verspottet. Jetzt, da die Flut gekommen, riefen sie ihn auch an, aber umsonst! Es war Trübsal vorhanden. Wenn der Meister den Gnadenthron verlassen wird, wird eine solche Trübsal sein als noch nie gewesen ist. Sie wird größer sein als zur Zeit der Flut in den Tagen Noahs.

Noch ein Beispiel: Als Christus vor dem Pilatus stand und dieser ihn wohl losgelassen hätte, da schrieen die Juden: „Wenn du diesen gehen läßt, bist du des Kaisers Freund nicht." Er gedachte das Volk zu bewegen, daß sie den Heiland gehen lassen sollten; deshalb führte er einen Mörder hervor, stellte ihn neben den Heiland hin und gab ihnen ihre Wahl zwischen diesen zweien. Er fragte sie: „Welchen soll ich euch frei lassen?" Sie wählten den Mörder. Wenn die Menschen die Gesellschaft eines Mörders wählen, können sie auch erwarten, ermordet zu werden. Es hat sich auch also zugetragen. Pilatus fragte dann: „Was soll ich mit Jesu tun?" Das Geschrei kam: „Kreuzige ihn, kreuzige ihn!" Pilatus wusch seine Hände und sagte, daß er am Blute Christi unschuldig sei. Sie sagten aber: „Sein Blut komme auf uns und unsere Kinder." Dies war eine furchtbare Bitte; dennoch bekamen sie, was sie für sich erbeten hatten.

Ungefähr neununddreißig Jahre später kam das römische Heer gegen Jerusalem und belagerte die Stadt. Das Heer zog dann auf eine kurze Zeit ab, und während dieser Zeit flohen alle Christen aus Jerusalem und den Städten Judas. Als die Juden, um einem großen Fest in Jerusalem beizuwohnen, in der Stadt waren, kam das römische Heer wieder und belagerte die Stadt Jerusalem, bis Hungersnot und Pestilenz groß waren. In der Stadt waren Hungersnot und Tod, und außerhalb der Stadt waren das Schwert und der Tod (Hes. 7, 12). Alte und junge Leute lagen tot auf den Straßen. Zarte Mütter kochten ihre Säuglinge, um sie in der großen Hungersnot zu essen (Klagel. 2, 17—22; 4, 9. 10). In der Stadt war die Not unbeschreiblich groß. Tausende wurden an Kreuze geheftet, und andere wurden mit Schwertern durchstochen. Sie hatten sich diese Trübsal erbeten, da sie sagten: „Sein Blut komme auf uns und unsere Kinder."

Nun stelle ich die Frage: War hier Trübsal? Jedermann wird antworten: Ja. Wenn aber der Türke zu seinem Ende kommt und Michael, der große Fürst, aufstehen und den Gnadenthron verlassen wird, dann wird eine so trübselige Zeit sein, als noch nie gewesen ist (Dan. 12, 1. 2). Diese Zeit der Trübsal ist nahe. Ach, Bruder, Schwester, Freund und Nachbar, wache auf und fliehe für dein Leben, während Christus noch Fürbitte bei dem Vater einlegt und noch Gnadenzeit ist. Nach der Zeit der Trübsal wird noch eine große Schlacht stattfinden. An derselben werden sich nicht nur Europa und die Türkei beteiligen, sondern alle Nationen vom Osten, Westen, Norden und Süden werden sich auf den Bergen Israels versammeln, um zu entscheiden,

was in der ersten Schlacht unentschieden blieb. Siehe Joel 3, 9; man lese auch bis zum Schluß des Kapitels; Offenb. 19, 11—21. Diese große Schar der Erschlagenen wird nicht begraben werden, sondern wird auf der Erde liegen, um von den Tieren und Raubvögeln verzehrt zu werden. Siehe Hes. 39, 17—20; Offenb. 18, 17. 18. Die Gottlosen, welche dann noch übrig bleiben, werden durch den Glanz des kommenden Königs umkommen. Siehe 2. Thess. 2, 8; Jer. 25, 30—34. Die Gottlosen werden also abgeschnitten werden. Die aber, welche hinnieden die Wahrheit geliebt haben, werden mit Lobliedern auf ihren Lippen heimgeführt werden. Siehe Jes. 24, 14—17. Ach, mein Mitpilger, da wir auf dem Wege sind, vor dem Herrn zu erscheinen, um gerichtet zu werden: Bereite dich, deinem Gott zu begegnen, auf daß du den Dingen entgehen möchtest, welche auf Erden kommen werden.

Ueber das Wesen des Christentums und seine modernen Darstellungen.

So lautet der Titel einer kleinen Schrift, die wir an anderer Stelle anzeigten, auf welche Anzeige wir hiermit verweisen möchten.

In zwei Vorträgen hat Prof. Dr. Erich Schäder über das obige Thema geredet, die in genannter Schrift nun vorliegen. Der erste Vortrag behandelt den Stand der Frage;, der zweite: die Wahrheit des paulinischen Christentums (Paulus und die Synoptiker).

Wer die verschiedenen Schriften, die seit Harnack „über das Wesen des Christentums" geschrieben wurden, nicht selbst besitzt und selbst studiert hat, bekommt in diesen zwei Vorträgen in prägnanter Kürze so zu sagen die Quintessenz der ganzen Kontroverse. Verfasser hält sich allerdings hauptsächlich an Harnack und Seeberg einerseits, an Cremer andererseits und stellt deren Hauptgedanken kurz zusammen. Der Hauptgegensatz scheint zunächst der zu sein: „Auf der einen Seite die Auffassung Harnacks und seiner Anhänger: Ein Christentum im Grund ohne Christus, ein Christentum der selbstverständlichen Sündenvergebung, die einfach aus der ewigen Liebe Gottes abfolgt, die Christus zwar zuerst verkündigt hat, aber die man ohne ihn, ohne sein Wirken und Leiden hat, oder gar ein Christentum der Selbsterlösung auf dem Wege der Erfüllung einer geläuterten Moral, wie Christus sie zuerst vertrat. Auf der andern Seite etwa die Auffassung Cremers über dessen Darstellung vom Wesen des ChristentumsTitius im Theol. Jahresbericht geurteilt hat, daß sie in ihrer wichtigen Kraft und in ihrer Geschlossenheit die bedeutendste Gegenschrift gegen Harnack bilde. Hier ein Christentum, das absolut und in jedem Betracht an Christus gebunden ist. Christus, der ewige Gottessohn, durch Tod und Auferstehung der Mittler und Träger der Gnade oder der Vergebung und des Lebens für eine ohne ihn radikal verlorene Welt.

Jedoch nicht völlig handelt es sich in den gegenwärtigen Verhand-

lungen über das Wesen des Christentums um diese eben beschriebene Antithese. Sie drückt etwa den Gegensatz aus zwischen dem alten Rationalismus vulgaris und einer an der Schrift erwachsenen Auffassung des Christentums. Harnack und seine Anhänger repräsentieren aber nicht einfach jenen Rationalismus. Man muß das betonen, um blanke Waffe im Streit zu haben. Zwar finden sich auch bei Harnack, wie Verfasser nachweist, dieselben Gedankengänge, wie beim alten Rationalismus. Auch ihm ist das Christentum eine Sache Gottes und der einzelnen, für sich isoliert gedachten Seele. Auch die ewige Vaterschaft Gottes besteht, abgesehen von der Person und dem Handeln wie dem Leiden Christi. „Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie Jesus es verkündigt hat, hinein."

Doch in seinem dritten Kreis greifen die Gedanken Harnacks über den Vulgärrationalismus hinaus, in der Art, wie er das Reich Gottes beschreibt. Das Reich ist ihm die Herrschaft Gottes in der Einzelseele. Ein eigentümliches Erlebnis unserer Seele ist es; Gott wird zu einer, nein, er wird zur beherrschenden, maßgebenden Kraft in unserer Seele. Die Liebe Gottes wird es. Sie dringt in das Leben der Seele ein, und mit ihr Frieden, Erhebung, Kraft. Dies Erlebnis ist das Christentum. Hier tritt also die Seele mit Gott selbst, mit seinem ewigen, kraftvollen Leben in Verbindung. Und dieses Erleben Gottes ist bei Harnack ernsthaft gemeint. Er urteilt, daß Gottes machtvolle Liebe von der Seele als eine Kraft erlebt wird, mit der sie gegebenenfalls ändernd, umgestaltend auf den natürlichen Lauf der Dinge wirken kann. Mit dieser Kraft kann sie z. B. seelische oder leibliche Krankheit und Schwäche bei sich selbst oder andern aufheben; dem starren Zusammenhang des natürlichen Geschehens begegnen, ihn zu ihren Gunsten umwandeln. Hier ist das Christentum als bloße Moral überboten. Und noch ein Gedanke gehört hierher: Die Demut, die Aufgeschlossenheit und Empfänglichkeit für Gott ist notwendig auf Seiten des Menschen, daß Gott seine Herrschaft in der Seele aufrichtet. Wird dieser Erschlossenheit von Gott entsprochen, wird Gottes Liebe zur bestimmenden Kraft in der Seele, sodaß diese das Reich gewinnt, dann quillt aus dieser demütigen Haltung die Nächstenliebe auf. Also das mystische Erlebnis Gottes bringt durch das Medium der Demut den sittlich guten Willen zustande. Dies Erlebnis ist nach Harnack das Christentum. Diese Herrschaft Gottes in der Seele ist ihm das Reich Gottes.

Aber wie kann Harnack mit diesem inneren Erlebnis Gottes oder seiner Vaterliebe als dem entscheidenden Stück des Christentums rechnen und dadurch den Rationalismus überbieten? Sein Urteil über Jesus, seine Christologie führt ihn dazu. Die persönliche Einwirkung Jesu auf die einzelne Seele gehört dazu, daß sie das Erlebnis macht oder daß Gott in ihr zur Herrschaft kommt. Jesus ist das Evangelium in lebendiger Verkörperung und Wahrheit, die Persönlichkeit, in der ein ganzes Leben geworden ist. — Es ist aber ein Gesetz der Geschichte, daß Leben, auch Leben in und aus Gott, das Leben des Frie-

dens und der Kraft, sich nur am Leben, an solchem Leben entzündet. So begreift er die entscheidende Würde Jesu, den ja Harnack zwar nicht auf den Thron Gottes, aber doch auf den der Geschichte erhebt. In dieser Bedeutung des Herrn liegt H. das geschichtliche Recht zur Ausbildung einer Christologie. An eine derartige Hineinziehung Christi in den Bereich des Christentums hat der vulgäre alte Rationalismus nicht gedacht; für die bewegende Kraft der konkreten Persönlichkeit und des persönlichen Lebens in der Geschichte hatte er kein Verständnis. Daher war er völlig Christus-los, Harnack kann mit Hilfe seiner Theorie der apostolischen Verkündigung von Christus eine gewisse Anempfindung entgegenbringen.

Aber wer ist nun Jesus nach Harnack? Er ist der Mensch, dem das Evangelium von dem Vatergott und dem Liebesgebot in seiner Einfachheit und Reinheit zuerst aufgegangen ist, er hatte Gott zuerst erkannt, wie vor ihm niemand, das ist seine Gottessohnschaft. Er ist ein religiöses Genie, welches das Wahre und Bleibende in der Religion zuerst erfaßt und bis zum Tode festgehalten hat. Dies gottinnige Leben dienender Liebe bis in den Tod setzt ihn auf den Thron der Geschichte, macht ihn zum König im Reich Gottes, zum Weg, der zum Vater führt, zum Lebensspender. Aber wie konnte Jesus, entsprossen aus sündiger Menschheit und mit ihrer natürlichen Schwachheit ausgestattet, allen Versuchungen ausgesetzt, das werden, was er geworden, ein Mensch, der in absolut geradliniger Entwicklung bis ans Ende beharrte und sich nichts vorzuwerfen hatte? Harnack gibt darauf keine klare, handgreifliche Antwort. Nur in seiner Kritik des Kaiserbriefes tat er die Aeußerung: „Gott war in Christus", das scheine ihm das letzte Wort zu sein, in welches wir das Geheimnis des inneren Lebens Jesu fassen können. Aber über dieses Sein Gottes in Christo wagt er kein Wort weiter zu sagen.

Eine Frage bleibt noch dunkel. Zugestanden, daß der persönlich auf Erden lebende Jesus im Umgang mit aufgeschlossenen Seelen gleichartiges Leben entzünden konnte. Aber — dieses Leben ist ja im Tode aus dem Bereich unserer Welt und Geschichte entschwunden. Wie wirkt es auf uns? Die Tatsächlichkeit der Auferstehung Jesu und die Sendung des Geistes Christi leugnet Harnack. Wir haben nach ihm es nur mit dem überlieferten Bilde des geschichtlichen Jesus zu tun. Wie kann das nun solche Wunder wirken und neues persönliches Leben entzünden? Der Osterglaube tut das nach H.! Jesu gottinniges Leben überzeugt uns, daß dieses nicht im Tode zerbrochen, daß es vielmehr von Gott erhalten und zu Gott erhoben ist, daß es ewige Dauer hat. Das ist das Harnacksche Christentum rein geschält von allen minder bedeutenden Zutaten.

Verfasser geht von Harnack auf Seeberg über, den er als Partner und Geistesverwandten Harnacks darstellt und zeigt, in welchem Punkte er H. überbietet. Das ist darin, daß nach Seeberg sich Gott in dem Menschen Jesu ein Organ geschaffen hat, mit dem er sich vom

ersten Moment der Existenz des Menschen Jesus an verband, auf ihn einwirkte und sein Empfinden und Wollen durchdrang. So wurde der Mensch Jesus „Sohn Gottes." Auch das Prädikat der Gottheit will er Jesu zuweisen, weil er Göttliches an uns wirkt, indem er uns mit Gott verbindet und über diese endliche Welt in eine Ueberwelt erhebt. Doch da hat Lepsius Recht, wenn er sagt: „So billigen Kaufs ist dies Prädikat der Gottheit nicht zu haben." — Eigentümlich ist auch Seeberg, daß wie bei H., so auch bei ihm, Sünde, Schuld und Erlösung von beiden sehr in den Hintergrund tritt. Das Christentum ist ihm Erlösung von der Welt, nicht zunächst und entscheidend Erlösung von der Schuld zu Gott hin.

Doch in einem Punkt geht Seeberg über H. hinaus: Er hält fest an der leiblichen Auferstehung Jesu. Aber, was trägt diese Tatsache für das Christentum selbst aus? „Das Bewußtsein der Gegenwart des lebendigen Christus blieb den Jüngern auch nach seiner letzten Erscheinung unter ihnen, die man Himmelfahrt nennt. Er lebte in ihnen und sie in ihm."

Seeberg sagt nicht: Seine Gegenwart, sondern das Bewußtsein der Gegenwart. Es ist aber ein Unterschied zwischen der tatsächlichen Nähe Jesu und dem bloßen Glauben an sie. Der geschichtliche Jesus ist auch nach Seeberg, was uns zum Glauben hilft. Das Christentum wird auch hier nicht als Einwirkung des auferstandenen Jesus auf uns begriffen. Indem, nach Seeberg, das Geschichtsbild Jesu auf uns wirkt, haben wir den erhebenden Gedanken: jetzt wirkt auch er, der Lebendige auf uns, realiter, Glauben schaffend und belebend. Das ist ein gewisses Plus in Seebergs Anschauung über Harnack hinaus; aber die volle Bedeutung der Auferstehung Jesu kommt nicht zu ihrem Recht.

Scharf und schroff tritt diesen beiden verwandten Darstellungen des Christentums, der von Harnack und Seeberg gegebenen, die Darstellung des kürzlich entschlafenen Prof. Dr. Herm. Cremer gegenüber.

Vergleichen wir Cremers Urteil mit dem der beiden andern, so stehen wir vor den entscheidenden Problemen, mit denen es die Frage nach dem Wesen des Christentums zu tun hat.

Die Gedanken Cremers sind nun hier von dem Verfasser in so schöner, konziser und prägnanter Form gegeben, daß wir unsere Leser berauben würden, wollten wir nur Einzelnes daraus hervorheben:

„Im Grunde sieht Cremer im Christentum eins, eine Gabe und ein Ziel: die Sündenvergebung und den beseligenden Glauben an sie. Das ist eine Einseitigkeit; aber erstens hat sie eine eigentümliche Kraft und zweitens macht sie doch das Fundamentale im Christentum zum Ganzen. Das Christentum erscheint als die Aufhebung des Gewissensdruckes durch die objektive Vergebung der Sünden, als die Eröffnung des Zugangs zu Gott für die schuldige Seele. Das Haben des gnädigen Gottes mit seinem Gewinne ganzer Seligkeit und ganzen Friedens, das ist das Christentum. Der Kern der Ueberzeugung Luthers ist hier erfaßt. Der Glaube an die Vergebung, festgehalten in den ein=

zelnen Momenten des Lebens, erscheint Cremer als die Heiligung. Indem die Seele diesen Glauben festhält, bildet sich die Liebe zu Gott oder der gute Wille in ihr. Der Glaube an die Vergebung ermöglicht auch den Vorsehungsglauben. Er steht nicht wie bei Harnack selbständig neben jenem; der Vergebungsglaube ist die Bedingung dafür, daß ich an das liebende Walten des Vaters zu meinem Besten glauben kann. Um den Glauben an die Vergebung dreht sich alles. — Die Sündenvergebung wird nun von Cremer als die freie Liebesäußerung oder Gnadenäußerung Gottes beurteilt. Als solche erscheint sie durchaus. Sie ist nichts Gott Abgerungenes oder Abgedungenes. Der Gedanke oder die Tatsache der Majestät Gottes verträgt es nicht, daß sie das ist. Aber doch ist sie keineswegs, wie bei Harnack, etwas über allem geschichtlichen Werden stehendes Ewiges, sondern etwas Gewordenes und nun allerdings ewig Bestehendes. Ihr Werden und ihr Bestand ist gebunden an Christus und seine Geschichte. Zentral an seinen Tod und seine Auferstehung. Hier im Tode schließt sich nämlich der Mensch Jesus, der ewigerweise als Gott (als der Sohn Gottes) zu Gott gehört, mit den Menschen, mit den Sündern, zusammen. Indem sie ihn lassen und zurückstoßen, läßt er sie nicht. Damit aber, daß er es tut, der zu Gott gehört, tut es Gott. Es findet hier im Tode Jesu die Vergebung der Sünde durch Gott statt. Aber die Vergebung kommt hier nur so zustande, daß Gott, indem Christus sich mit den Sündern zusammenschließt, ihn nun auch läßt, sich von ihm zurückzieht und ihn dem Alleinsein im Tode preisgibt. Dieses Weichen Gottes von Christus ist ein Gericht. Die Vergebung der Sünde im Tode Christi kommt nur durch ein Gericht zustande. Aber durch eins, das Christus trifft und nicht die Sünder, die es nicht tragen könnten. So ergreift Cremer durch eigene Reflexion das paulinische Wort, daß Gott Christus im Tode zur Sünde gemacht oder gerichtet habe, wie wenn er die Sünde vor sich hätte, und daß dadurch unsere Vergebung zustande gekommen sei.— Allein Cremer bleibt nicht bei dem Tode Jesu stehen, wenn es sich um die entscheidende Begründung des christlichen Heilsgutes, die Vergebung handelt. Er verfährt in dieser Beziehung anders wie Seeberg. Ebensogut wie der Tod ist ihm die Auferstehung, die leibliche Auferstehung Jesu Bedingung der Vergebung. Und dies ist das größte, sozusagen das unerbittlich Zwingende, was er über die Bedeutung der Auferstehung im Bereich des Christentums zu sagen hat. Ohne sie keine ἄφεσις ἁμαρτιῶν, kein gnädiger Gott für uns. Wieso nicht? Wir erinnern uns: die Vergebung kommt dadurch zustande, daß Jesus die Sünder, die ihn nicht wollen und in den Tod geben, im Tode nicht läßt. Nur dadurch, daß er auch da zu ihnen gehören will, und in ihm Gott. Wird nun Jesus nicht auferweckt, dann ist seine Verbindung mit den Menschen zerrissen. Also das, woran die Vergebung, das Haben des gnädigen Gottes hängt, ist dann nicht da. Dies gilt auch dann, wenn Christus, wie Harnack sich das denkt, wohl durch den Tod hindurch zu Gott erhoben, aber nicht auferweckt ist. Dann haben ihn

eben die Menschen nicht, dann hat ihn diese Sündenwelt nicht, und in ihm Gott nicht. Das ist der Grund, weshalb Cremer gegen die Harnacksche Entleerung oder Auflösung der Ostertatsache reagiert. Nein, um leibliche Auferstehung handelt es sich und muß es sich handeln. Um die Rückkehr Jesu und des lebendigen Gottes zu den Menschen zu ewiger, unauflöslicher Gnaden- und Lebensgemeinschaft. Den Menschen muß der, der durch den Tod hindurch und speziell im Gerichtstode der Heiland ist, wiedergegeben werden, sonst haben sie das Heil nicht.

So stützt sich Cremer in der Beurteilung des Christentums mit ganzer Kraft auf die Tatsachen des Todes und der Auferstehung, auf diese Heilstatsachen, die aber nur etwas sind durch den, der hier handelt und leidet. Allein keineswegs sinkt ihm das geschichtliche Leben Jesu bis zum Tode gegenüber den Schlußtatsachen dieses Lebens zu einem bedeutungslosen Nichts herunter. Die Vergebung im Tode und in der Auferstehung Jesu ist vorbereitet in seiner vorangegangenen Geschichte, und ohne diese ist sie nicht da. Man muß nur auf den inneren Charakter dieser Geschichte sehen, man muß nur ihren Lebensnerv herausheben, dann erkennt man, daß es sich so verhält. Was ist diese Geschichte nach Cremer anders als der Verzicht dessen, der seinem ewigen Wesen nach zu Gott gehört, auf jede Geltendmachung seines Rechtes den Sündern gegenüber, die ihm mit Unglauben oder mit halbem Glauben entgegentreten? Was ist sie anders als ein unausgesetzter Zusammenschluß Jesu mit den Sündern in vergebender Liebe, ein Zusammenschluß, in welchem er alles, was ihm die Sünde antut, geduldig leidet und trägt? Und indem er sich so zu den Sündern stellt, stellt sich Gott so zu ihnen, der zu Jesus gehört und zu dem Jesus gehört. Cremer hat es unternommen, den ganzen uns bekannten Gang der Geschichte Jesu bis zum Tode unter diesen Gesichtspunkt des Verzichtes Jesu auf sein göttliches Recht und der liebenden Hingabe an die Sünder zu stellen. Die Art, wie Cremer das tut, mutet hie und da wie eine dogmatisierende Konstruktion an, z. B. seine Behandlung der Taufgeschichte. Aber jedenfalls hat er hiermit ein Motiv der geschichtlichen Haltung Jesu gefaßt. — Mit innerer Notwendigkeit wird er dann über die Geschichte Jesu nach rückwärts hinausgetrieben zu der Tatsache der Menschwerdung oder der wunderbaren Geburt Jesu. Sie ist auch Bedingung für das Zustandekommen und den Bestand der Vergebung. Auch sie ist eine Heilstatsache in der striktesten Bedeutung des Wortes, kein bloßes dogmatisches caput mortuum. Denn in ihr tritt der ewige Gottessohn und mit ihm Gott in die Gliedschaft unseres Geschlechtes ein, wie der unsrige, um dann handelnd und leidend bis zum Tode zu uns zu gehören und uns zu vergeben.

Kurz und gut: das Christentum ist die Vergebung, subjektiv genommen der Vergebungsglaube und seine Wirkungen. Die Vergebung hängt an dem gekreuzigten und auferstandenen, dem menschgewordenen, ewigen Gottessohne. Ohne die Liebestat seiner Erniedrigung ins

Fleisch, seiner fortgesetzten Herablassung zu den Sündern bis in den Tod, ohne seine Wiederkehr zu den Sündern in der Auferstehung ist die Vergebung nicht da.

So wird hier das Christentum zu einem im Grunde ganz einfachen Gedankenbilde von ergreifender Größe. So recht für die Einfachen und Ungelehrten, für die Armen, die sich als Sünder fühlen und nach Gott verlangen oder noch nicht verlangen, erscheint es nun bestimmt. Es ist in der Reproduktion Cremers ganz so geartet, daß man, um auf seinen anderwärts gebrauchten Ausdruck zurückzukommen, darüber predigen kann. Wiederholt hat Cremer versichert, daß nur die dogmatische Erkenntnis etwas tauge, die sich, natürlich in anderen Gedankenformen, auch predigen lasse."

Hierzu gehören nun noch folgende Gedanken Cremers: die vergebende Wirkung Christi im Tode resp. auch in der Auferstehung umspannt die Sünderwelt als Ganzes. Was er sterbend tut, tut er für die Welt. Mit der Weltsünde hat er gerungen, sie hat ihn in den Tod gebracht und ist in seinem Gerichtstode vergeben. Dazu gehört nun noch der zweite Grundzug: Der auferstandene Christus ist der Menschheit nicht zu weiteren sinnlichen Verkehr wiedergegeben; ein dauernd übersinnlicher, geistiger Verkehr mit den Sündern ist nun begründet, er läßt seine Jünger seine geistige, persönliche Nähe und Gegenwart erleben.

Und der gemeinsame Besitz seines Geistes, der im Geiste lebendiggegenwärtige Christus ist es, der die Sünder zur Einheit der Kirche verbindet. Diese seine Gegenwart ist verbunden mit dem Wort, dem Evangelium von der Versöhnung und mit den Sakramenten. Durch das Evangelium und die Sakramente bewirkt und erhält Christus den Glauben an sich und an die Versöhnung, versetzt also in den Besitz der Versöhnung. So kommt der Glaube, der Christus hat und der die Versöhnung hat, — das subjektive Christentum — zustande durch die lebendige Wirkung Christi.

Damit haben wir die Höhe in der Cremerschen Darstellung des Christentums erreicht. Und jetzt haben wir die entscheidende Antithese in der modernen Auffassung des Christentums deutlich vor uns.

Nach Harnack ein mystisch undeutliches Christentum: das Erlebnis Gottes des Vaters oder der Liebeskraft Gottes in der Seele. Nach Cremer ein wirklich geistig-sittliches Christentum. Nämlich auf der einen Seite die sündige Welt, die Gottes Willen nicht tut und die deshalb unter dem persönlichen Gegensatz Gottes steht, einem Gegensatz, den sie in bestimmten Strafen erlebt; auf der andern Seite der gnädige Gott, der ihr in seinem Sohne vergibt und der als der gnädige dauernd in seinem Sohne bei ihr und mit ihr ist. Seine Gnadengegenwart die wirkende Kraft für den Glauben an ihn und seine vergebende Gnade. — Nach Harnack und Seeberg Christus der Mensch, der Gott erlebt hat wie niemand vor ihm, dem die machtvolle Liebe Gottes mit ihrem Liebesgebot zuerst als innerlich bestimmende Potenz

aufgegangen ist, der Mensch, in dem sie zum ganzen Glauben und zur ganzen Tat geführt hat. Christus der erste Träger der christlichen Religion. Dieser erste Christ aber nach Seeberg der vollkommene Träger der Herrschaft Gottes, als solcher das Organ für ihre Aufrichtung in der Welt, und wegen der göttlichen Wirkungen, die er als der Begründer der Herrschaft Gottes in den Herzen der Menschen ausübt, gottheitlich. Nach Cremer der Gottmensch Christus, der durch seine Erniedrigung ins Fleisch und seine erbarmende Liebe bis zum Tode die Welt versöhnt hat und der nun nach seiner leiblichen Auferstehung der Welt als ihr Versöhner gegenwärtig ist. — Nach Harnack das Christentum der Höhepunkt der religiös-sittlichen Entwicklung der Menschheit. Die Art, wie dieser Höhepunkt in Christus erreicht wird, schließlich unbegreiflich. Nach Cremer das Christentum das Eingreifen Gottes in die Entwicklung der Welt, in eine Entwicklung, die zum Tode und zum Gericht, zu nichts anderem führt, und die Aufhebung dieser Entwicklung durch die gnädige Eröffnung des Zugangs zu Gott. Also nach Cremer das Christentum deutlich und bestimmt Offenbarung Gottes, Offenbarung durch den Eintritt Gottes selbst in die Menschheit und ihre Geschichte. Damit nach Cremer das Christentum das reale Wunder. — Endlich, nach Harnack das Christentum Glaube an Gott und Erlebnis seiner Kraft, vermittelt durch Christus, durch den bezwingenden Eindruck seines gottinnigen Lebens. Nach Cremer das Christentum Glaube an den gekreuzigten und auferstandenen Christus, darin aber Glaube an den gnädigen Gott und Haben Gottes. —

Das ist der wesentliche Inhalt des einen Vortrags, es folgt nun der zweite: Die Wahrheit des paulinischen Christentums (Paulus und die Synoptiker). Auf diesen einzugehen, würde für dieses Mal zu viel Raum in Anspruch nehmen. Wir verweisen die Leser lieber auf die genannte Schrift selbst.

Ignorabimus.

Von Dr. Ernst Henrici.

Nachfolgender Aufsatz ist dem Sonntagsblatt der „N. Y. Staatszeitung“ entnommen. Wir sehen aus demselben, wie unhaltbar die materialistische Natur- und Weltbetrachtung ist. Je mehr die Naturforschung in die eigentlichen Wesensgeheimnisse der Natur einzudringen sucht, um so mehr findet sie die Grenzen des Naturerkennens als unüberwindliche; es bleibt bei dem bekannten Wort: „Ins Innere der Natur dringt kein geschaffner Geist.“ So lange nun die Naturforscher bei ihrem eigenen Spezialfach bleiben, ist nichts dagegen zu sagen, wenn sie vom Wesen und Dasein Gottes und seinem Verhältnis zu der geschaffenen Welt nichts zu sagen wissen. Wenn sie aber weiter gehen und den Glauben an Gott zu verspotten anfangen und meinen, sie könnten mit den paar Elementar-Kenntnissen, die sie gewonnen haben, das Wesen und Leben der Welt erklären, die Annahme eines Gottes aber entbehrlich machen, dann ist es Zeit, wenn man sie auf ihre eigenen, so

eng gezogenen Grenzen zurückweisen kann und ihnen sagen: „Ihr redet, das ihr nicht wisset und nie wissen könnt," denn das Wesen der Dinge ist eurem Wissen verschlossen. Dabei aber dürfen und können sie nicht wehren, daß andere Forscher auf dem Gebiet der Philosophie und Theologie weiter gehen und in einem — vielleicht gewagten und komplizierten — Denkprozeß sich das Werden der Welt vorstellig zu machen suchen. Daß die Genesis die Materie als ewig bestehend annimmt und Gott nur als Ordner derselben betrachtet, ist eine von dem Verfasser in die Genesis eingetragene Idee, die ganz und gar dem Begriff der Schöpfung widerspricht. Damit würden die Welträtsel nicht gelöst, sondern noch verworrener. Wir hätten dann zwei ewige, unerklärliche Dinge nebeneinander: den ewigen, unerklärlichen Gott und die ewige, unerklärliche Materie. Und dazu käme das dritte unerklärliche Rätsel: Wie der ewige Gott, als immaterielles Wesen, dazu kommt, die ewige, ihm selbst ganz fremde, heterogene Materie gestalten zu können! Nein, es kann dem forschenden Geist keine andere Antwort genügen als die, welche schon E. A. v. Schaden in seinen „Vorlesungen über Akademisches Leben und Studium" Seite 372 gegeben hat: „Wenn Gott schafft, so ist es offenbar, daß er dies nur mittelst des Reichtums an Substanz tut, den er in sich beschlossen hält."

Es ist für den von Gott geschaffenen Menschengeist keine Beschämung, wenn er bekennen muß, daß er den Gott und Schöpfer aller Dinge, der materiellen und immateriellen, nicht begreift, also nicht erklären kann, weder die Substanz Gottes noch sein Schaffen der Welt. Aber daß der substantiell gedachte Gott von seiner eigenen Substanz s. v. v. einen Teil nehmen und herabsetzen kann auf tiefere Daseinsstufe (Materialisierung des Immateriellem), das ist kein Ungedanke, sondern ein aller Beachtung werter Gedanke, den Schaden in verschiedenen seiner Schriften entwickelt hat. Nur muß man sich hüten, philosophische Spekulation für mehr zu halten als was sie ist: Hypothese, die die Möglichkeit bieten soll, tiefer in die Geheimnisse einzuleiten, welche auf dem Wege der Naturforschung verschlossen bleiben.

Unsere heutige Zeit ist so leicht geneigt, Hypothesen auf dem Gebiet der historischen Kritik gelten zu lassen und zu behandeln, als ob sie bewiesene Tatsachen wären. Läßt man also dort das Spiel mit Hypothesen sich so willig gefallen, warum soll es der Religionsphilosophie nicht erlaubt sein, auch mit Hypothesen zu operieren? Beruht ja doch das Kopernikanische und das Kant-Laplacésche System auch auf Hypothesen; warum soll es auf anderem Gebiet nicht erlaubt sein, eine wichtige Hypothese zu substituieren, um mit Hilfe derselben weiter einzudringen in das wunderbare Verhältnis von Gott und Welt, Geist und Materie? Nur daß man sich bewußt bleibt: Es ist nicht mehr exakte Naturforschung, sondern philosophische Spekulation, mit welcher man operiert. — Wer in sich den Trieb der Gnosis spürt, braucht von einer der Spekulation abgewandten Richtung sich nicht verspotten

zu lassen, wenn er den Spuren nachgeht, die Jak. Böhme, Frz. v. Baader und E. A. v. Schaden hinterlassen haben, um in die angedeuteten Geheimnisse tiefer einzudringen, auch wenn es ihm nicht gelingt, positiv Neues hervorzubringen. "In magnis voluisse sat est." Es folgt nun der Artikel von Dr. Ernst Henrici.

Es kann kaum irgend eine Entdeckung auf naturwissenschaftlichem Gebiete gemacht werden, sei es in Physik, Chemie oder Physiologie, ohne daß daraus der immer wiederkehrende Schluß gezogen würde, daß wir nahe daran ständen, das letzte Geheimnis des Daseins zu erkennen. Dubois Reymond, der große Berliner Physiker, hat schon vor langen Jahren das warnende Wort gesprochen, das der Verfasser an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt hat: „Wir werden immer im Dunkeln tappen." Und doch glaubt der sanguinische Bewunderer dessen, „wie wir's so herrlich weit gebracht," immer wieder an die Möglichkeit der Erkenntnis der letzten Ursachen und der Urformen des Lebens und Daseins.

Das erlebten wir abermals bei Gelegenheit des Vortrages, den der englische Physiker Sir William Crookes auf dem Chemiker-Kongreß in Berlin kürzlich über das Element Radium hielt, welches unlängst entdeckt wurde. Radium, das in der Natur bisher in freiem Zustande nicht bekannt ist, gehört zu den Metallen und wird chemisch aus Uranpecherz dargestellt. Es hat die Eigenschaft, fortdauernd Strahlen auszusenden, und zwar Wärmestrahlen, also „Energie" abzugeben, sich in „Energie aufzulösen". Crookes sieht hier den Punkt, wo sich der Wissenschaft die Perspektive eröffnet, im Allgemeinen den Uebergang von Stoff in bloße „Energie", in Kraft, zu erweisen. Dabei spricht er die Erwartung aus, daß sich alle Elemente schließlich doch als Zusammensetzungen eines einzigen Grundelementes entpuppen würden, das seinerseits wieder in bloße „Energie" aufgelöst werden könnte.

Zunächst sei erwähnt, daß die Voraussetzung eines einzigen Grundelementes sehr alt ist, daß schon Alexander von Humboldt vor hundert Jahren diese Erwartung aussprach.

Ziehen wir nun einmal ein paar einfache logische Schlüsse. Kann die gesamte Materie auf ein einzigartiges Atom zurückgeführt und dieses durch — natürlich noch zu entdeckende — chemische Behandlung in bloße „Energie" übergeführt werden, so steht umgekehrt nichts im Wege, die Materie aus bloßer „Energie" sich entstanden zu denken, ja dieser Schluß ist logisch notwendig, wenn man die Entwicklungstheorie, wie es geschieht, als Grundsatz aufstellt. Energie, bloße Kraft, ohne Materie, auf die sie wirkt, sich vorzustellen, ist aber dem Menschen logisch unmöglich: denn Energie gewinnt Realität erst durch ihr Wirken, und wirken kann sie nach ihrem jetzigen Begriff und menschlichem Erkennen nur auf Materie. Wer anderes für möglich erklärt, der treibt ein Spiel mit Worten und wendet eben „Engergie" in einem anderen Sinn

an als dem physikalischen. Wer ein Urweltall sich vorstellt, das aus bloßer Kraft besteht, der gelangt auf dem Umwege der physischen Naturbetrachtung wieder zu dem völlig immateriellen — Gott, „deß Name ist Wunderbar, Rat, Kraft"; zu dem Gott, der die Materie erst durch eigenen Willensschluß geschaffen hätte. Die Theologen werden nichts dagegen haben.

Aber die Sanguiniker der Naturwissenschaft werden immer die ausschweifendsten Hoffnungen auf die gewaltige Größe des Homunculus setzen. Jeder klar denkende Kopf muß sich sagen, daß wir bei der Elektrizität mit dem daran hängenden Magnetismus vielleicht schon an einem Grenzgebiet unserer Erkenntnis angelangt sind. Wir hantiren mit beiden herum, wie mit einem Spielzeug, und doch wissen wir von ihrem inneren Wesen nichts, obwohl wir im weitgehendsten Maße mit ihnen Wirkungen hervorrufen. Nimmt man nun logischerweise jenseits des schon sehr dünnen „Urnebels" die noch dünnere „Urelektrizität" als das Welterfüllende an, wobei schon der Uebergang von Nichtwägbarem in Wägbares sich unserer Vorstellungsfähigkeit für immer entzieht, so mag und muß der logische Schluß einer weiteren Vorstufe, der „bloßen Energie" gezogen werden, die vielleicht gar nicht weit von Elektrizität absteht. Und da drängt sich die neue Schlußfolgerung vor: wie ist die ruhende Energie überhaupt dazu gekommen, eine andere Daseinsform anzunehmen, sich, echt spiritistisch gesagt, zu materialisieren? Dazu gehört, wir kommen nicht herum, der Wille, und da wären wir bei dem allmächtigen Gott gelandet, der nicht nur schlummernde Energie war, sondern gleichzeitig der Wille.

Man wird nun sagen: wenn der irdische Mensch Stoff in bloße Energie überführen kann, und umgekehrt — ich will einmal zugeben, daß dies tatsächlich einmal noch gelingen wird — so wäre der Beweis erbracht, daß dazu kein weltenbildender Gott nötig war. Der Schluß ist falsch. Denn der Mensch ist ja eben schon ein Gebilde der fertig organisierten Materie, ist selbst ein Mikro-Wille: wie ist er zu diesem Willen gekommen? Doch nur dadurch, daß die Urenergie sich in Materie umgesetzt und ausgestaltet hat, daß ein Urwille schon vor ihm gewirkt hat.

Dieselbe Naturforschung, welche sich völlig ohne die Voraussetzung eines Weltbildners daran gemacht hatte, die Entwickelung der Materie zu erklären, eilt sonach mit Riesenschritten zur Aufrichtung der Idee einer einzigen Urenergie, eines Urwillens, eines Materie schaffenden Gottes. So völlig idealistisch ist ja kaum eine der dogmatischen Religionen: nimmt doch augenscheinlich auch die Genesis die Materie als ewig bestehend an und Elohim als Ordner.

So verrennt sich ein Teil der Naturforscher, näher liegende Aufgaben übersehend, in ausschweifendsten Theorien und Hoffnungen. Und doch, wie viel andere Aufgaben bleiben noch zuvor ungelöst, über die sich zum mindesten etwas Licht verbreiten ließe. Warum Zellen ähn-

liche Zellen gebären oder abschnüren, und Zellengruppen (wie die Pflanzen und Tiere) sich selbst ähnliche Gruppen, das wird in seinen letzten Gründen zwar für immer unerklärlich bleiben, wie alle letzten Gründe der Natur, aber die Embryologie ist noch ein ungeheuer weites Feld der Forschung. Und bei solchem ruhigen Forschen wird es stets auch klar, daß nicht jeder Schritt, den wir in den exakten Wissenschaften tun, ein Schritt vorwärts ist; das ganze vorige Jahrhundert hat sich beispielsweise abgemüht, den Begriff der Lebenskraft aus der Zahl der mitrechnenden Faktoren auszuschalten, und selbst ein so klarer Kopf wie Humboldt lächelt am Abend seines Lebens über seine überwundene Jugendvorstellung von der Lebenskraft; aber schon zwanzig Jahre nach seinem Tode rechnet man wieder mit dem alten Begriff unter dem neuen Namen „Vitalismus."

Die ernste Naturwissenschaft wird nie mehr tun können, als eine Erscheinung mit einer zweiten in ursächlichen Zusammenhang zu setzen, letzte Gründe kann sie ebenso wenig und noch weniger auffinden als letzte Urformen der Materie. In Wirklichkeit bringen uns alle naturwissenschaftlichen Entdeckungen der Lösung des Welträtsels nicht näher, sondern machen es verwickelter. Gelänge es, alle bekannten Stoffe auf eine Grundform zurückzuführen, und alle Kräfte auf eine Grundkraft, so hätten wir weiter nichts erreicht, als den Gott Spinoza's, die „Substanz", von einer andern Seite aus konstruiert, und wir ständen vor dem ungeheuren Unfaßbaren noch ebenso klug wie zuvor: denn ein Ding, ein Etwas, das zu seinem Dasein keiner Voraussetzung, keines anderen Grundes bedarf, kann der Mensch, der an Zeit, Raum und Materie gebunden ist, sich schlechterdings nicht vorstellen; er muß alles als Reihe auffassen, in Zeit und Raum, er muß alles unter den Begriff der Kausalität bringen. Wo er das nicht tut, da beginnt der Glaube.

Die überstürzten Hoffnungen, die man an die Entdeckung gewisser Eigenschaften des Radiums knüpft, bringen uns der Erkenntnis letzter Gründe um keinen Schritt näher. Daß Materie dematerialisiert und zu bloßer Kraft werden könne, sollte die Naturwissenschaft füglich dem Spiritismus überlassen. Aber es möge nicht unterlassen werden, festzustellen, daß, wenn Materie in bloße „Energie" und diese in Materie übergeführt werden könnte, die Materie in sich keine Realität hätte, sondern eben nur Anschauungsform wäre, wie nach Kant Zeit und Raum, bis einmal einer der Weisen von einem dummen Bauer mit dem Kopf gegen die Wand gerannt würde und ganz neu entdeckte, daß die Materie etwas Reelles ist.

Man wird noch vieles neue in der Natur finden. Eitel Bewunderung erregte auf dem jetzigen Berliner Kongreß auch das neue Metall Polonium, das Markwald vorstellte. Es wird gleichfalls aus Uranerzen gewonnen. Nun sollte man aber so viel Logik besitzen, aus den sich mehrenden Entdeckungen zu schließen, daß wir bis jetzt herzlich wenig Voraussetzungen kennen, und daß deshalb große Vorsicht bei

Schlußfolgerungen zu beobachten ist; statt dessen bewundern wir jedesmal wieder „wie wir's so herrlich weit gebracht."

Im Grunde ist es hoch interessant zu sehen, wie philosophische und Naturbetrachtungen im ewigen Kreislauf sich bewegen: Phasen in den Auffassungen, wie Phasen des Mondes. Der krasse Materialismus, der alles als Funktion der Materie erklären wollte, ist so ziemlich vorbei, und der Schnelllebigkeit der modernen Zeit entsprechend eilt die Naturbetrachtung über Hals und Kopf in das Gegenteil: die Materie als Funktion der „Energie" zu erklären. Man scheint sich dessen noch nicht einmal bewußt zu sein.

Also demnächst steht der naturphilosophische Standpunkt auf der Tagesordnung, daß die Materie Funktion der „Energie" ist, demnach keine Realität hat, also mit Kant's Raum und Zeit bloße Anschauungsform ist.

Nämlich — alles ist bloß menschliche Anschauungsform; alles was wir Menschen anschauen. Das Wesen der Dinge in sich, ignorabimus.

Realität hätte also nur noch das Denken, der Wille. Das haben Philosophen längst vergangener Zeiten auch schon gelehrt, und der alte Ben Akiba hat recht.

Die Schlußfolgerungen, die Crookes aus den Eigenschaften des Radiums zog, das sei denn doch konstatiert, sind nichts als eine noch etwas verworrene spinozistische Auffassung. Der alte Amsterdamer Diamantschleifer und Philosoph, hat die „Urenergie" in seinem Begriff der „Substanz" schon klarer definiert.

Der Hebräerbrief.

(Schluß.)

Von P. G. F. Schütze.

4, 14 — 5, 10. Das Resultat des Briefes ist bis so weit, daß in dem Hohenpriester wir das haben, was vom alten Bunde des Habens wert ist. Der Hauptgedanke des A. T. ist die Versöhnung, und die ist im Hohenpriester verkörpert und symbolisiert. Haben wir also einen größeren Hohenpriester als bisher, so haben wir alle den Segen in einer besseren Gestalt. Der Hb. ist ein Trostschreiben, das Judentum lag in Todeszuckungen, die politische Selbständigkeit war tot und über dem Aase schwebten die Adler der römischen Legionen. — Dennoch: Haben wir den Hohenpriester, so haben wir Alles wieder! Dieser Abschnitt 4, 14 — 5, 10 ist nun aber auch dogmatisch-christologisch bedeutsam und zugleich schwierig. Die Worte doch ohne Sünde sind ja recht verschieden ausgelegt. Gradezu falsch ist die Auslegung: ohne durch Sünde sein Leiden verschuldet zu haben. Bedenklich ist aber auch die Erklärung: ohne daß die Versuchung zur Sünde führte. Ja konnte Christus überhaupt sündigen? Andrerseits, wenn wir diese Frage natürlich verneinen, wird unsre Christologie nicht in Gefahr sein, doketisch zu werden? Wenn wir dieser Gefahr nun auch mit Irion (S. 181) durch die Scheidung von sündlos und versuchbar entgehen können,

so hilft uns das doch nichts zur Exegese unsres Textes; denn zur rechten Exegese muß man vorurteilslos untersuchen, nicht, welche Lehre könnte aus dieser Stelle gestützt oder verworfen werden; sondern, wie ist das, was dasteht, zu verstehen? Also nicht: was möchten wir verstehen; sondern: was hat der Autor verstanden. Und da ist wohl zu merken: von einem Mit e r leiden, wie Röm. 8, 17; 1. Kor. 12, 16, ist hier nicht die Rede, sondern von dem Mitleiden, dem Mitempfinden. In ganz freier Paraphrase können wir sagen: „Jesu Teilnahme an jedem menschlichen Leidenszustande, die wirkliche Erregung seiner Affekte, die volle Mitempfindung mit unsern Schwachheiten, die Wahrheit des wirklich Versuchtwordenseins hat ohne alle und jede sündliche Erregtheit stattgefunden und hat auch nicht einmal eine schlummernde Sünde in ihm zur Voraussetzung oder zur Anknüpfung. Es ist alles für ihn vor sich gegangen „getrennt von Sünde." Eine weitere Schwierigkeit bietet ferner 5, 7, welches aber Cremer[1] sehr schön und treffend ausgelegt hat. Die Worte, die Luther wiedergiebt, darum daß er Gott in Ehren hatte[2] können entweder bedeuten „von wegen der Gottesfurcht" oder „vom Grauen weg." Wäre letzteres hier richtig, so wäre damit entschieden, daß Hb. 5, 7 sich auf Jesu Leiden in Gethsemane bezieht, und daß dies Leiden auf der menschlichen Todesfurcht beruhte. Dies ist jedoch unwahrscheinlich wegen der Angabe des Zwecks und Erfolges von Jesu Leiden, nämlich die Erlernung des Gehorsams. Es kommt daher auf den Inhalt des Gebets an, was unter dem aus dem Tode aushelfen zu verstehen ist. Nach Hb. 5, 5 erklärt nun aber Cremer dies Aushelfen als die Auferweckung am Ostersonntag. Nach Besprechung der exegetischen Schwierigkeiten, kehren wir zum Inhalt zurück. Zwei Dinge sind es, die ein Hoherpriester für sein Amt braucht, menschliche Sympathie (N. B.! ein im A. T. nicht verwerteter Gedanke), und göttliche Autorität. Zu beiden hat der Herr seinen Sohn durch das Leiden erzogen, so daß er nun allen Gläubigen eine Ursache der Seligkeit ist.

4, 14—16. Die Freudigkeit unseres Hinzutretens zum Gnadenthron entspringt aus 1. Der Gewißheit unserer Versöhnung durch Jesum, 2. Der Erfahrung des Mitleids Jesu, 3. Dem Glauben an Jesu Macht.

4, 15: Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? 1. Christus ist versucht allenthalben, 2. Ist aber sündlos erfunden, 3. Und darum der barmherzige Hohepriester.

4, 14—16. Die lieblichen Pfade, die sich dem Christen vom Himmelsfahrtsberg auftun: 1. Abwärts zur Erde, a. ein Arbeitsfeld für unseren Glauben, b. eine Segensstätte für unsern erhöhten Heiland; 2. Aufwärts zum Himmel, a. eine Gnadenpforte zum täglichen, fröh-

---

1) Cremer: Gethsemane 1902. Bertelsmann, Gütersloh.

2) ἀπὸ τῆς εὐλαβείας.

lichen Eintritte, b. eine Himmelstür, geöffnet zum einstigen seligen Eingang. (Gerok).

5, 1—6. Amt und Würde Christi als des wahren Priesters. 1. Wahrhaftiger und ganzer Mensch, 2. Von Gott aber tüchtig gemacht, 3. Ist er der Versöhner unsrer Sünde.

5, 7—9. Gethsemane. 1. Das Wesen des Leidens. 2. Die Stärke des Leidens. 3. Der Zweck des Leidens. 4. Der Erfolg des Leidens.

5, 9. Die ewige Seligkeit: 1. Ihre Ursache. 2. Ihre Empfänger.

5, 11 — 6, 20. Der nun folgende Abschnitt ist einer der gewaltigen Ermahnungsabschnitte, die dem Hb. eigentümlich sind. Man könnte als allgemeine Inhaltsangabe setzen: Die beiden Unmöglichkeiten, nämlich der Erneuerung für den Abgefallenen, und des Verlorengehens der treu Bleibenden. Naturgemäß werden daher zuerst ernste Worte der Warnung erschallen, um sodann den Hauptakkord des ganzen Briefes wieder anzuschlagen, die Mahnung zur Treue.

5, 11—14. Da ich ein Kind war! (1. Kor. 13, 11). 1. Wer hat das Recht ein Kind noch zu sein? a. kindische Anschläge, b. kindische Speise. 2. Wie Christen wachsen müssen? a. Zum Unterschied des Guten und Bösen, b. zu Meistern und Vollkommenen, c. zu jeglichem guten Werke geschickt. 3. Darum leget ab, was kindisch ist! a. In welcher Hinsicht? Daß man euch nicht die ersten Buchstaben lehren muß. b. Durch welches Mittel? Das Wort der Gerechtigkeit. c. Durch Gewohnheit geübte Sinne zu haben.

6, 1—8 Nur kein Stillestehen! 1. Vorwärts streben bringt Vollendung. 2. Rückwärts gleiten bringt Verdammung.

6, 3. Wenn Gott will! Das ist 1. ein vortrefflicher Entschluß, 2. eine wesentliche Bedingung. (cf. Jak. 4, 15).

6, 10. Der Dienst an den Heiligen. 1. Als ein Meister und Vorbild. 2. Als ein Ausfluß der Dankbarkeit. 3. Als ein sicheres Mittel gegen den Abfall.

6, 4—10. Eine Warnung vor dem Abfall. 1. Die ernste Warnung. 2. Die bessere Hoffnung. 3. Die notwendige Anstrengung.

6, 1—3. Das Ende krönt das Werk. 1. Wir wollen nicht abermal Grund legen, a. 1. Kor. 3, 11; b. nur ein Grund, das führt zu Luk. 14, 30; c. es kommt nur darauf an, was man auf den Grund bauet, 1. Kor. 3, 13. 2. Die Vollendung vielmehr wird gefordert a. in den ersten Erfahrungen des Christenlebens (Buße, Glaube). b. In dem Vertrauen auf die Kraft des Wortes (Taufe, Lehre, Amtsübertragung). c. In der Hoffnung auf die Erfüllung der letzten Verheißungen, also im Anfang, Mitte und Ende des Christenlebens.

6, 4—8. Der Rückfall aus dem Gnadenstande. 1. Sein Ursprung. 2. Seine Kennzeichen. 3. Seine Folgen.

6, 4—8. Der Abfall. 1. Eine schauerliche Sünde. 2. Ein gräßlicher Fluch.

6, 9—12. Worin hört die Liebe nimmer auf? 1. Im Warnen. 2. Im Dienen. 3. Im Hoffen.

6, 12. Nachfolger der Erben der Verheißung! 1. Wenn? 2. Warum? 3. Wie?

6, 19—20. Der Anker der Seele. 1. Der Gegenstand der Hoffnung. 2. Der Einfluß der Hoffnung. 3. Die Erfüllung der Hoffnung.

6, 17—20. Der Anker der Seele! 1. Unsere Gefahr und Not. 2. Gottes Rettungsanker.

6, 13—15. Der Eidschwur Gottes. 1. Selig der Mensch, um dessen willen Gott schwört. 2. Unselig aber, der solchem Schwören nicht glaubt. (Nach Starke).

6, 13—15. Gottes unverdiente Güte zeigt sich 1. in der Verheißung unermeßlichen Segens; 2. in der Bürgschaft für ihre Zuverlässigkeit; 3. in der Probe ihrer Erfüllung.

6, 16—20. Der christliche Eid. 1. Seine Beschaffenheit. 2. Sein Zweck. 3. Seine Berechtigung.

7, 1—10. Mit dem siebten Kapitel nimmt der Verfasser die Allegorie von Melchisedek wieder auf, die er 5, 10 angerührt, aber einstweilen fallen gelassen hatte. Dieser Melchisedek, der im A. T. nur als Zeitgenosse Abrahams vorkommt in der einen Stelle 1. Mose 14, 18—20, ist schon von David als ein Typus auf den Messias verwandt (Ps. 110, 4). Worin liegt nun die Bedeutung dieses Mannes, daß er als Typus dem Sohne Gottes verglichen werden konnte? Nicht in Wirklichkeit ist Melchisedek dem Sohne gleich, sondern er ist in der Darstellung der Schrift dem Sohn Gottes gleichgemacht, um als ein Typus des Messias zu dienen. Doch soll man diese Allegorie nicht zu weit ausdehnen: Ohne Vater und Mutter z. B. weist nicht auf eine übernatürliche Abstammung oder Geburt hin, sondern bezeichnet, daß die Eltern unbekannt oder unerwähnt sind. Ohne Geschlecht ferner bezeichnet ohne Geschlechtsregister[3]). Ebenso wird in den folgenden Worten absolut kein ewiges Dasein für Melchisedek, sondern nur das Unbekanntsein des Anfangs und Endes ausgesagt. Das Dasein eines Priesterkönigs, der seine Stellung weder auf Abstammung noch auf gesetzliche Einrichtung gründet, sondern der nur durch seine Person wirkt, das ist der Vergleichungspunkt zwischen Jesus und Melchiledek. Weiter würde ich die Allegorie nicht ausdehnen, obwohl manche Ausleger auch die Bedeutung der Namen in Röm. 5, 1 wiedergespiegelt sehen wollen. Das ist aber nicht berechtigt; wir finden auch einen Adonisedek von Jerusalem in der Bibel (Jos. 10, 1 ff.), der aber absolut der Idee seines Namens nicht entsprach. Also auch einen Typus darf man nicht in die Extreme auspressen. Der Vergleichungspunkt ist vielmehr nur der dreifache. 1. Weil sein Priestertum stetig ist, d. h.: ohne Unterbrechung und Forterbung auf einen andern von Anfang bis zu Ende das seine ist (so zuerst Theo. v. Mopsueste),

3) Ueber die Wichtigkeit der Genealogien für die Hb. Cf. P. Hahn in Mag. 1903, No. 6, S. 417.

oder weil sein Priestertum in Christo fortdauert als der Typus im Antitypus (so besonders Thomas v. Aquino). 2. Weil Abraham sich ihm freiwillig unterordnet. 3. Weil er von Abraham den Zehnten nimmt. Da dies aber geschah, ehe Abraham Kinder hatte, so sind diese alle mit eingeschlossen. Diese drei Verhältnisse sind nun in Christo tatsächlich erfüllt.

7, 1—10. Wie soll ich dich empfangen und wie begegn' ich dir? 1. Die Adventsmahnung: Bereite dich o Seele! a. V. 6—7: Wenn du auch Verheißung hast; der zu dir kommt ist größer. b. V. 8—10: So gib ihm deinen Zehnten! 2. Die Adventsverheißung: Der Heil und Segen mit sich bringt. a. Als König der Gerechtigkeit und des Friedens. b. Laß dich von ihm segnen, dem Sohn Abrahams.

7, 1—3. Melchisedek, ein Vorbild auf Christus! 1. In seinem königlichen Amt und Charakter. 2. In seinem priesterlichen Amt und Charakter.

7, 1—3. Melchisedek, ein Vorbild für einen Prediger! 1. Der Prediger muß allein stehen in der Welt. 2. Sein Amt muß sich aber auf alle erstrecken. 3. Seine Liebe sei Sorge für die Gläubigen. 4. Seine Verkündigung sei Gerechtigkeit und Friede.

7, 11—28. Das A. T. aber weissagt auch selber ein besseres Priestertum, das nicht von Levi oder Aaron stammt, sondern nach der Ordnung Melchisedeks. Diese Verheißung ist aber offenbar in Christo erfüllt, — der ja auch nicht von Levi, sondern von Juda stammt, — was Gott mit seinem Eid versichert hat. Und zwar ist sein Amt vollkommen, sodaß Gott nicht gereuen wird, denn es ist ewig, wie das des Melchisedek, so lange er im Licht der Geschichte steht, und vollkommen ohne irgend welche Schwächen und Sünden, ebenfalls wie Melchisedek, von dem ja auch keine Sünde berichtet ist. So ist Christus ein ewiger vollkommener Priester nach der Ordnung Melchisedeks.

7, 11—19. Das Gesetz. 1. Seine Stärke. 2. Seine Schwäche.

7, 11—19. Die Hoffnung, zu welcher wir berufen sind. 1. Ihr Inhalt. 2. Ihre Begründung. 3. Ihre Pflege.

7, 20—22. Jesus, der Mittler des N. T. ist auch der Bürge. 1. Seiner ewigen Dauer. 2. Seiner gottgewollten Beschaffenheit. 3. Der Erfüllung seiner Verheißungen.

7, 23—25. Das Priestertum Christi. 1. Seine Unentbehrlichkeit. 2. Seine Unvergänglichkeit.

7, 23—25. Christus hat in seinem Priestertum 1. keinen Nachfolger, weil er ewig lebt. 2. Keine Stellvertreter, weil er das Amt selbst allgenügend verwaltet.

7, 26—28. Der Vorzug von Jesu Hohepriestertum! 1. Christus zugleich der Priester, und zwar was für einer! 2. Christus zugleich aber das Opfer und wieder, was für eines!

7, 26—28. Das Opfer Jesu. 1. Seine Ursachen: a. die Sünde der Welt, b. der Heilswille des Vaters, c. der Liebesgehorsam des Soh-

nes. 2. Seine Wirkungen: a. auf die Vollendung der eignen Person, b. auf das Verhältnis der Welt zu Gott, c. auf die Beschaffenheit des menschlichen Priestertums.

7, 16. Wie wurde Christus unser Hohepriester? 1. Nicht nach fleischlichem Gesetz, sondern nach der geistlichen Kraft! 2. Nicht durch äußerliches Gebot, sondern durch das inwendige Leben. 3. Nicht als ein zeitweiliges Amt, sondern als eine unendliche Eigenschaft.

7, 25. Die Kraft Christi selig zu machen ist: 1. Unbeschränkt. 2. Verbürgt durch seine Ewigkeit. 3. Erreichbar. 4. Unterstützt durch sein Gebet.

7, 16. Geist und Fleisch! 1. Wer auf das Fleisch säet, wird vom Fleisch das Verderben ernten — nach dem Gesetz. 2. Wer auf den Geist säet, der wird vom Geist das Leben ernten — nach der Kraft des Lebens.

7, 18—19. Wo das Gesetz aufhört, fängt das Evangelium an! 1. Das Gesetz wird in Christo aufgehoben. 2. Und damit eine bessere Hoffnung eingeführt.

7, 26—28. Was sollten wir unbedingt haben? 1. Was ist unsre Not? 2. Wie hilft Gott unsrer Not?

8, 1—13. Nachdem das vorige Kapitel mit begeisterten Worten zuletzt gesagt hat, was für einen Hohenpriester wir haben sollten, kommt nun die Hauptsache des ganzen Briefes: Wir *haben* einen solchen Hohenpriester. Triumph, all ihr Erlösten! Nachdem er als Opfer sein Leben gegeben hat, wird er jetzt als der Priester betrachtet, der nicht wieder aus dem Allerheiligsten heraus muß, sondern als König allmächtig waltet und als Priester liebend sorgt, daß das Opfer vor Gott geltend und für die Menschen wirksam bleibe. So ist Christus der Priesterkönig des N. T. am himmlischen Heiligtume, das mit besseren und größeren Verheißungen ausgerüstet ist als das alte, und als dessen Mittler, d. h. Stifter, Erhalter und Beleber, hat er dann wiederum auch eine besonders erhabene Stellung. Dieser neue Bund ist aber auch im alten schon vorher bestimmt und festgesetzt.

8, 1—5. Wir gehören zum himmlischen Heiligtum. 1. Darum haben wir große Vorrechte. 2. Wie halten wir es denn nun mit den Pflichten?

8, 1—5. Der Hohepriester und sein Volk. 1. Wir haben ihn. 2. Lassen wir ihn auch uns haben?

8, 1—5. Jesu königliches Thronen. 1. Offenbart uns seine hohepriesterliche a. Würde, b. Macht, c. Tätigkeit. 2. Macht uns diese erst a. verständlich, b. bewundernswert, c. begehrenswürdig.

8, 6—13. Was zum neuen Bund gehört? 1. Ein neues Herz. 2. Ein neuer Geist.

8, 6—13. Der neue Bund. 1. Der Bundesherr. 2. Das Bundesvolk.

8, 6—13. Der alte und der neue Bund! 1. Den alten Bund mit

dem bundesbrüchigen Volk hebt Gott selbst nach seiner Gerechtigkeit auf. 2. Den neuen Bund bietet Gott nach seiner Gnade als Rettungsmittel an.

8, 6—13. Die Untreue des Bundesvolkes 1. kann wohl den alten Bund vergehen lassen, 2. und Gottes Gerichte herbeiführen, 3. aber nicht Gottes Heilsplan vereiteln.

8, 1—2. Die Summe, davon wir reden: 1. Jesu himmlische Majestät. 2. Jesu himmlischer Dienst. (N. B. Das Wortspiel aus dem englischen Original: majesty and ministry ließ sich nicht wiedergeben im Deutschen.)

8, 6. Drei bessere Dinge im N. T. 1. Ein besser Amt. 2. Ein besserer Bund. 3. Eine bessere Verheißung.

8, 10. Gesetz und Liebe (law and love) im N. T. 1 Die Offenbarung des Gesetzes, 2. Findet ihren Ausdruck in der Liebe.

8, 6—13. Der Segen des N. T.: 1. Das Gesetz im Herzen. 2. Die Erkenntnis im Geiste. 3. Die Liebe in der Vergebung.

8, 13. Was kann alt und überjahrt sein? 1. Formen a. des religiösen Glaubens, b. der religiösen Gemeinschaften. 2. Das Leben a. das von der Erde, b. und nicht vom Himmel ist.

9, 1—10. In einem früheren Abschnitt hatte der Apostel die Einheit des Heilsrats im A. und N. T. behauptet, jetzt nun betont er ganz energisch die Verschiedenheit der beiden Testamente. Das alte mit seinem ganzen Kultus, Kultusstätten, Kultusgeräten und Kultushandlungen ist nur ein Vorbild des neuen, das in Christo gekommen ist. Das alte ist dadurch mit seinen gottesdienstlichen Einrichtungen nicht als überhaupt wertlos hingestellt; ihre hohe Bedeutung ist vielmehr eine pädagogische.

9, 1—10. Der Weg zum himmlischen Heiligtum. 1. Wir brauchen ihn nicht mehr zu suchen, als sei er unbekannt. 2. Wir dürfen nicht klagen, als sei er verschlossen. 3. Wir können und sollen vielmehr auf dem geöffneten Weg wandeln.

9, 1—10. Wahrer Gottesdienst. 1. Nicht die äußere Herrlichkeit, 2. sondern die Herzensgemeinschaft mit Gott macht ihn segensvoll.

9, 1. Die Rechte des Gottesdienstes. 1. Jesu Platz im Heiligtum. 2. Unser Platz im Heiligtum.

9, 9. Die Bedeutung des alttestamentlichen Tempeldienstes. Er zeigt uns 1. die Wirklichkeit des Wohnens Gottes bei den Menschen; 2. die Möglichkeit eines wahren Gottesdienstes; 3. die Möglichkeit eines Gnadenverhältnisses zwischen Gott und Menschen.

9, 11—28. Wie nun Christus nicht als Erfüller des aaronitischen, sondern eines höheren Priestertums erschien, und wie sein Heiligtum nicht das von Menschenhänden gemacht ist, so sind auch die durch Christus vermittelten Güter des höheren Charakters teilhaftig. Diese Güter, Versöhnung, Reinigung und Heiligung, geschehen durch das Blut Jesu zunächst objektiv. Aber dasselbe Blut, das objektiv

sühnt, reinigt subjektiv das sittliche Gewissen, sodaß ein priesterlicher Dienst entsteht, in dem der Erlöste Gott geheiligt lebt und sich ihm fortwährend heiligt. Das allein zureichende und ewig wirksame Mittel aber ist Jesu Blut, das er als Lösegeld nicht etwa dem Satan (so Origenes), sondern Gott darbrachte. Das Wirksame in jedem Blutopfer ist aber das Leben, cf. Matth. 20, 28. Deshalb ist schon im A. T. die Anwendung von Blut zur Reinigung und Sühne nach Gottes ausdrücklichem Befehl unerläßlich. Und die Besprengung mit dem Blut unter den Worten: Dies ist das Bundesblut, das Gott euch geboten hat, ist der Beweis dafür. In dieser Handlung mit diesen Worten, die im Symbol sind für das gegenseitige Zeugnis (für die Darbringung des Opfers) und für das Unvermögen zur Leistung eines besseren, finden wir auch den Typus des Blutes des N. T. im Abendmahl; das „trinket alle" entspricht dem Besprengen und auch die weiteren Worte Jesu sind bewußt dieser altlichen Form nachgebildet. So liegt in ihnen auch die Aufforderung zum Zeugnis, daß das Opfer geschehen ist (1. Kor. 11, 26) und zum Bekenntnis der Unmöglichkeit eines besseren Opfers. Damit, nämlich durch dies eine Opfer, ist das Schuldverhältnis der Menschheit ein für allemal objektiv aufgehoben, sodaß keine Wiederholung des Opfers stattfindet, weder im Himmel, noch in der Parusie, welche vielmehr nun den Zweck der Vollendung seines hohepriesterlichen Werkes hat, die definitive Versetzung der Gläubigen in die Seligkeit.

9, 11—15. Das Mittleramt Jesu ist vollkommen wegen der Vollkommenheit 1. des Heiligtums, in welchem er waltet, 2. des Amtes, das er übt, 3. des Opfers, das er gebracht hat, 4. des Bundes, den er gestiftet hat, 5. der Güter, die er vermittelt.

9, 11—15. Die Kraft des Blutes Jesu. 1. Woher sie kommt. 2. Was sie wirkt. 3. Wie sie angeeignet wird.

9, 11—15. Wir sind erlöst! 1. Wovon? 2. Wodurch? 3. Wozu?

9, 11—15. Unsere Erlösung! 1. Der Mittler. 2. Der Preis. 3. Der Gewinn. 4. Der Bund. 5. Das Ziel.

9, 11—15. Unsre Erlösung — die größte Erfindung! 1. Die menschlichen Erfindungen einer Selbsterlösung. 2. Die göttliche Erfindung einer ewigen Erlösung durch Christum. (M. Frommel).

9, 11—15. Jesus Christus, der rechte Hohepriester. 1. In seinem Tode ist er uns der Versöhner mit Gott. 2. In seinem Tode ist er uns die Stärke zur Heiligung. (Ahlfeld).

9, 11—15. Das hohepriesterliche Opfer — das Herzblut Christi. 1. Mit diesem Herzblut sind wir erlöst. 2. Durch dieses Herzblut werden wir geheiligt. 3. In diesem Herzblut werden wir beseligt. (Stöcker).

9, 11—15. Christus, ein Hoherpriester der zukünftigen Güter. 1. Weil er sein Heil nicht bloß jetzt, sondern auch in aller Zukunft austeilt. 2. Weil er das ewige Erbe noch nicht ganz, sondern erst in den Erstlingen darreicht. (Nebe).

9, 11—15. Das Blut Christi. 1. In das himmlische Allerheiligste wird es getragen. 2. Der unschuldige Wandel Christi gibt ihm seinen Wert. 3. Es reinigt vollkommen unser Gewissen. 4. Es ist das Mittel eines ewigen Testamentes. (Nebe).

9, 13—14. Vollkommene Reinigung. 1. Des Menschen Bedürftigkeit nach derselben. 2. Des Herrn Wege zu derselben.

9, 15. Ein ewiges Erbteil. 1. Das zeitliche Erbe der Juden. 2. Das ewige Erbe der Christen.

9, 22. Ohne Blutvergießen keine Vergebung. 1. Eine traurige Tatsache. 2. Eine allgemeine Sehnsucht. 3. Eine göttliche Ordnung. 4. Ein Weg zur Seligkeit.

9, 15—22. Der Mittler des N. T. 1. Die Kraft des Todes Jesu. 2. Die Kraft zum Leben im N. T.

9, 10—22. Das Gesetz der Zuchtmeister auf Christus. 1. Indem es die Sünde kennen lehrt und verurteilt. 2. Indem es auf den Weg zur Vergebung hinweist.

9, 23—28. Wie wird die Parusie sich von Jesu Erdenwallen unterscheiden? 1. In Bezug auf seine Person. 2. In seinem Verhältnis zur Sünde. 3. In seiner Wirkung auf die Welt.

9, 23—28. Jesu und der Menschen Sterben ähnlich und doch auch nicht: 1. In ihren Ursachen. 2. In ihren Folgen.

9, 23—28. Das Warten der Gläubigen auf die Parusie. 1. In seiner Berechtigung. 2. In seiner Befriedigung. 3. In seiner Verpflichtung.

9, 23—28. Das Warten eine christliche Kunst. 1. Zur Erlernung des Glaubens. 2. Zur Bestätigung des Glaubens. 3. Zur Verwandlung des Glaubens (in das Schauen).

9, 27—28. Ein verschiedener Tod und verschiedenes Erscheinen. 1. Der Tod a. der Menschen durch die Sünde; b. Jesu zur Ueberwindung der Sünde. 2. Das Erscheinen a. der Menschen, aa. im Gericht, bb. in der Seligkeit; b. Jesu aa. zum Maßstab im Gericht (ohne Sünde), bb. zur Vollendung der Seligkeit.

10, 1—18. Die objektive Kraft des Blutes Jesu sühnt die Sünde. Es bleibt noch subjektiv das Gewissen zu reinigen. Mit der Gewißheit der vollbrachten Sühne tritt eine gänzliche Umwandlung des religiösen Bewußtseins im Gewissen des Menschen ein. Die Versöhnten bedürfen zwar der fortwährenden Aneignung des Opfertodes, aber weil sie in einen Friedenszustand mit Gott versetzt sind, nicht der Wiederholung desselben. Grade durch ihre fortwährende Wiederholung der Sündopfer zeigten die Menschen des A. T., daß diese Opfer ungenügend waren, was Gott auch wiederholt bestätigt hat. Da erschien das andere einmalige Opfer, das eben durch seine Unwiederholbarkeit seinen Anspruch auf völliges Genügendsein bestärkt. Dadurch aber, daß schon im A. T. an Stelle der Opfer die Heiligung im Gehorsam gefordert wird, wird der Anspruch des N. T., daß die einmalige Heiligung-Darbringung für Gott, also der Kreuzestod als die vollendete Selbstdar-

bringung im Liebesgehorsam das rechte vollkommene, genügende und wohlgefällige Opfer sei, bestätigt.

10, 1—4. Die Befreiung der Gewissen geschieht: 1. Weder durch gesetzliche Opfer, 2. noch durch menschliche Leistungen, 3. sondern nur durch Jesu Blut.

10, 1—4. Die Erinnerung an begangene Sünden. 1. Die Pein. 2. Der Segen.

10, 1. Das Gesetz. 1. Seine Absicht. 2. Sein Wirken. 3. Seine Grenzen.

10, 3. Die Erinnerung an die Sünden. 1. Wie nötig. 2. Wie sie geschieht.

10, 5—18. Die Versöhnung. 1. Vergebliche Versuche durch die Kreatur. 2. Erfolgreiche Tatsache durch Jesu Selbstopfer. 3. Selige Erscheinung in der Wegnahme der Sünde. 4. Herrliche Verheißung in der Vollendung der Geheiligten.

10, 5—18. Gehorsam gegen Gott: 1. gibt nicht nur den Opfern Wert, 2. sondern ist selbst das beste Opfer.

10, 5—18. Der Ratschluß Gottes. 1. Wir brauchen keinen verborgenen Rat zu fürchten. 2. Sollen aber uns und alles nach dem offenbarten richten.

10, 19—25. Nunmehr bringt in dem folgenden paränetischen Abschnitt wieder mächtig der Grundgedanke hervor, die Ermahnung zur Treue, und zwar zunächst unter Hinweis auf die nahe Parusie. Zwei himmlische Güter hat der Christ, die ihn treiben sollen zum Eingang in das Heilige, nämlich den freudigen Mut durch Jesu Blut, und sodann den erhabenen Priester. Da aber jene Freudigkeit nur auf der Kraft des Blutes beruht, so ist es dieses nur, das die Gemeinschaft mit Gott ermöglicht. Unser Weg zu Gott führt nur durch den zerrissenen Vorhang des Leibes Jesu hindurch. Diese Tür hält unser Hoherpriester uns offen; es kommt nur darauf an, daß wir als seine erlöste Gemeinde uns dort zu ihm sammeln, und uns dafür vorbereiten in Glauben, Hoffnung und Liebe, damit, wenn der Tag der Parusie kommt, dessen Vorzeichen schon sichtbar sind, wir bereit sind.

10, 19—25. Unser Nahen zu Gott! 1. Seine Grundlage. 2. Seine Mittel. 3. Sein Segen.

10, 19—25. Die Benutzung der Gnadenmittel. 1. In ihrer Beschaffenheit. 2. In ihren Wirkungen.

10, 19—25. Wie machen wir die uns gegebenen Gnadengüter fruchtbar? 1. Für uns? 2. Für andere?

10, 19—25. Wann brauchen wir den jüngsten Tag nicht zu fürchten? 1. Wenn wir jeden Tag zu einem Segenstag machen. 2. Wenn wir des Herrn Tag nicht nur erwarten, 3. Sondern uns auf ihn vorbereiten.

10, 19—25. Des Gläubigen Erwarten des zweiten Advents: 1. Seine Rechte. 2. Seine Pflichten.

10, 25. Gemeinsamer Gottesdienst! 1. Wie nötig wir ihn brau=

chen. 2. Wie segensreich er für uns ist. 3. Wie oft wir ihn versäumen.

10, 23—24. Christliche Gegenseitigkeit. 1. Die Aufforderung dazu. 2. Der Zweck derselben. 3. Die Gefahr der Nichtbeachtung derselben. 4. Die Mittel derselben. 5. Das Ziel derselben.

Der zweite Grund, mit dem der Verfasser die Ermahnung zur Treue stützt, liegt in dem Gedanken an die Größe des Abfalls von Christo und an die Furchtbarkeit seiner Folgen. Der reuige Sünder darf zwar wünschen, lieber in Gottes als in Menschenhände zu fallen (2. Sam. 24, 14); aber der Bundbrüchige und Abgefallene kann nicht zur Buße erneuert werden und hat auch keine Möglichkeit der Vergebung mehr. Wird das einzige Opfer schnöde verschmäht, so fehlt nicht nur jeder Ersatz für das verschmähte Opfer, sondern dies selbst kann nicht zum Heil auf den wirken, der die voraufgegangenen Gnadenwirkungen mutwillig verschmäht, und das Resultat ist das Gericht, das Gott ebenso unausbleiblich mit derselben Energie vollzieht, mit der er es als zuverlässig durch sein Wort angekündigt hat. Die Furchtbarkeit des Gerichtes aber wird entsprechen der Fülle der Gnade im Neuen Testament.

10, 26—31. Die Gerichte Gottes. 1. Vorauf geht ihnen a. die Androhung der Strafe; b. das Anerbieten der Gnade. 2. Ihr Erscheinen ist a. langsam, aber b. sicher.

10, 26—31. Was der Mensch säet, wird er ernten! 1. Je größer die Gnade, 2. desto schwerer die Schuld, 3. desto furchtbarer die Strafe.

10, 26—31. Ich will nicht in Gottes Hände fallen! 1. Der Abfall bringt das sicher mit sich. 2. Darum hüte dich vor dem Abfall!

10, 26—31. Zu welchen Beichtgedanken bewegt uns das Blut des Lammes? 1. Schrecklich ist es, in Gottes Hände zu fallen. 2. Darum schaff Gott in mir ein reines Herz.

10, 26—31. Der Abfall. 1. Die Schuld. 2. Die Strafe.

10, 32—39. Zur Ermutigung aber für die Kämpfenden fügt der Verfasser noch die Erwägung hinzu, daß der Lohn der Treue gewiß ist. In vergangenen Leidenskämpfen haben sie sich bewährt. Dadurch sollen sie nicht nur ein erfahrungsmäßiges Zeugnis von der Kraft des Glaubens erlangt haben, sondern auch Mut und Kraft zu neuem Kampf, und die Hoffnung auf endlichen Sieg. Die Gewißheit dieser unentreißbaren Güter soll um so mehr zu fröhlichen Duldern und zu willigen Leidensgenossen der Bedrängten machen, weil die Lohnvergeltung ebenso gewiß kommt, wie der Herr, der schon auf der Bahn ist. So ist die eine wesentliche Bedingung das Ausharren und sich nicht scheu oder feig zurückziehen, mit andern Worten, der Glaube.

10, 32—39. Des Christen Los. 1. In dieser Welt vielfache Leiden. 2. Als Brücke zum Jenseits große Verheißungen. 3. In jener Welt reiche Vergeltung.

10, 32—39. Größer als der Helfer ist die Not ja nicht! 1. Ebenezer. 2. Geduld ist uns not. 3. Werft nur euer Vertrauen nicht weg. 4. Um den Abend wird es licht sein.

10, 32—39. Ende gut, Alles gut! 1. Der Anfang war gut, 2. so bleibt treu, 3. daß auch das Ende gut werde.

10, 32—39. Seid männlich und seid stark! 1. Ihr habt einen guten Kampf gekämpft. 2. Niemand wird gekrönt, er kämpfe denn recht. 3. Jaget nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod.

10, 34. Der Christ und die Erdengüter. 1. Die richtige Wertschätzung. 2. Wie wir diese gewinnen.

10, 35—38. Werft euer Vertrauen nicht weg! 1. Die Weissagung wird wohl erfüllet werden. 2. Nur Geduld ist euch not. 3. Denn dann wird der Gerechte seines Glaubens noch leben.

10, 38. Das Leben aus dem Glauben! 1. Der Gerechte. 2. Der Glaube. 3. Das Leben.

10, 38—39. Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht! 1. Wer weicht, wird verdammet. 2. Wer verdammt wird, an dem wird Gott kein Gefallen haben. 3. Wer da glaubt, errettet seine Seele und bleibt. 4. Von welchen sind wir?

11, 1—40. Das letzte Kapitel schloß mit dem Worte vom Glauben ab. Daran knüpft der Autor nun wieder an, indem er eine Wolke von Zeugen anführt, aus deren Leben er den Beweis führt, daß diese Herzensbeschaffenheit von Anfang an die eine unersetzliche Bedingung für ein richtiges wohlgefälliges Verhältnis zu Gott ist, und deren Leben er uns als tröstliche und erweckliche Vorbilder hinstellt. Der Hauptglaubensheld des A. T. ist aber Abraham, sodaß naturgemäß die aufgezählte Schar der Gläubigen in die drei Gruppen zerfällt: Abraham, die vor ihm, und die nach ihm. Der Kürze wegen geben wir nicht eine besondere Aufzählung der einzelnen, da der springende Punkt bei allen derselbe ist, und gehen gleich zu den praktischen Andeutungen.

11, 1—7. Die Vorbilder des Glaubens. 1. Was sie uns lehren. 2. Wozu sie uns reizen. 3. Womit sie uns trösten?

11, 1—7. Der Glaube 1. hat wohl irdische Nachteile; denn er legt auf a. Arbeit, b. Opfer, c. Lasten; 2. hat aber himmlischen Lohn, a. das Wohlgefallen Gottes, b. das Erbe der Gerechtigkeit.

11, 1—7. Gott und seine Gläubigen. 1. Was tut Gott an den Gläubigen? a. Er kennt sie; b. er gedenkt ihrer; c. er hat Gefallen an ihnen. 2. Was die Gläubigen tun sollen? a. Ihn erkennen; b. ihn suchen; c. ihn finden.

11, 6. Ohne den Glauben kann man Gott nicht gefallen! 1. Willst du Gott gefallen, mußt du zu ihm kommen. 2. Willst du zu ihm kommen, mußt du glauben.

11, 7. Noahs Glaube. 1. Sein Grund. 2. Sein Ausdruck. 3. Seine Wirkung.

11, 1, Der Gegenstand des Glaubens. 1. Die Zukunft. 2. Das Unsichtbare.

11, 3. Glaube und Wissen. 1. Das Wissen hat Grenzen. 2. Der Glaube aber nicht.

11, 6. Gottes Wohlgefallen der Lohn des Glaubens. 1. Kann man denn Gott gefallen? 2. Wie erlangt man solch Wohlgefallen?

11, 8—12. Gottes Wort genügt dem Gläubigen: 1. als Befehl zum Aufbruch. 2. Als Richtschnur des Weges. 3. Als Nahrung auf der Wanderschaft.

11, 8—12. Der Glaube siegt 1. über äußere Drangsal; 2. über innere Anfechtung.

11, 8—12. Der erste Schritt 1. der schwerste; 2. der entscheidende.

11, 8—10. Abrahams Glaube zeigt sich 1. im Gehorsam gegen den göttlichen Ruf; 2. in dem langen Warten auf die Erfüllung der Verheißung; 3. in der wunderbaren Hoffnung, die ihn beseelte.

11, 8. Worauf ruht Abrahams Glaube? 1. Auf Gottes Ruf. 2. Auf Gottes Verheißung. 3. Auf Gottes Führung.

11, 13—19. Warum muß unser Leben eine Pilgerschaft sein? 1. Weil unser Wandel im Himmel ist. 2. Darum sind wir Gäste auf Erden.

11, 13—14. Glaubensproben. 1. Man sieht die Verheißungen nur von fern. 2. Man hat hier kein Vaterland und ist ein Fremdling. 3. Man ist nur ein Gast auf Erden.

11, 15—16. Die Reise nach dem himmlischen Vaterland. 1. Vergiß, was dahinten! 2. Strecke dich nach dem Ziele!

11, 17—19. Ein Sieg des Glaubens. 1. Wie schwer er versucht wird. 2. Wie herrlich er triumphiert.

11, 20—22. Der Glaube macht 1. ebenso sterbensfroh als lebenskräftig; 2. ebenso demütig als mutig; 3. ebenso vorsichtig, als nachdenklich.

11, 20—22. Der im Glauben Sterbende gedenkt 1. der Verheißungen, die er empfangen hat. 2. Der Gebete, mit denen er seinen Lauf vollenden soll. 3. Des Segens, mit dem er seine Nachkommen lenken kann.

11, 23—29. Die Furchtlosigkeit der Gläubigen 1. gegenüber dem Zorn der Menschen; 2. der Schmach Christi.

11, 23—29. Christlicher Glaubensmut. 1. Er achtet Christi Schmach höher als a. das Leben (V. 23); b. die Ehre (V. 24); c. sündliche Freude (V. 25); d. Reichtum (V. 26); 2. Sein Lohn. a. Er führt aus dem Diensthaus der Sünde (V. 27; b. bewahrt vor geistlichem Tode (V. 28); c. geht durch den Tod ins himmlische Kanaan (V. 29). (Burckhardt).

11, 27. Der unsichtbare Gott 1. kann zwar nicht mit Augen gesehen werden; 2. aber der Glaube kann sich an ihn halten, 3. und von ihm reichen Segen empfangen.

11, 30—40. Des Glaubens 1. Feinde, 2. Kämpfe, 3. Siege.

11, 30—40. Was ist allen Gläubigen gemeinsam? 1. Der Sinn. 2. Das Ziel. 3. Das Geschick.

11, 30—40. Die Erfüllung der Verheißungen! 1. Ihre Mittel. 2. Ihre Bedingung. 3. Ihre Stufen.

11, 31. O Weib, dein Glaube ist groß! 1. Wie wenig hätten wir den Glauben bei ihr gesucht! 2. Wie herrlich er sich beweist! 3. Wie reichlich wird er belohnt!

12, 1—17. Der Glaube ist, wie an den vielen Beispielen gezeigt war, nicht nur eine Kraft für die Zukunft, des Hoffens und Ausharrens, sondern vielmehr noch eine Kraft für die Gegenwart, Ausdauer im Streben und Spannkraft im Kampf. Daher ist es gerade Pflicht der Selbsterhaltung, alles, was dieser Kraft entgegenarbeitet, zu beseitigen, und das ist vor allem die Sünde. Das sicherste Mittel aber gegen die Erschlaffung dieser geistigen Kraft, ist der unverrückte Blick auf Jesus, nicht nur als auf das Objekt, sondern auch als auf das Subjekt des Glaubens, der das Leiden nicht ohne erzieherische Absicht über seine Gläubigen kommen läßt. Und zwar ist der Zweck des Leidens ein doppelter, nämlich zunächst die Heiligung, genauer die friedsame Frucht der Gerechtigkeit. Wir wollen also in der Trübsal nicht Traurigkeit, d. h. den Zorn Gottes über unsere Sünde sehen, sondern ein, wenn auch schmerzhaftes, so doch heilsames Mittel zu unserer Erziehung für das Himmelreich, indem uns solche Leiden hinweisen sollen auf den, der aus Liebe züchtigt. Sodann sollen wir aber an den Leiden erkennen, wie häßlich und abscheulich die Welt mit ihrer Sünde, als die sekundäre Ursache unseres Leidens, ist, und sollen uns so durch Leiden von der Welt zum Herrn hinziehen lassen. Heiligung hat die beiden Seiten: Hin zu Gott und los von der Welt. Der andere Zweck des Leidens ist also Abtrennung von der Welt.

12, 1—3. Unser Glaubenskampf. 1. Seine Zeugen. 2. Seine Gegner. 3. Sein Helfer.

12, 1—3. Das Beharren im Glauben. 1. Seine Notwendigkeit. 2. Beschwerlichkeit. 3. Ausführbarkeit.

12, 2—3. Jesus und unser Glaube. 1. Unser Glaube ruht auf Jesu Tod. 2. Unser Glaube kommt aus Jesu Liebe. 3. Unser Glaube hofft auf Jesu Herrlichkeit.

12, 1—3. Laßt uns aufsehen auf Jesum! 1. Der Anfang unseres Glaubens in dem Ablegen der Sünde. 2. Der Kampf unseres Glaubens durch das Gedenken an Jesum. 3. Die Vollendung unsres Glaubens vor dem Stuhle Gottes.

12, 5—6. Göttliche Zucht. 1. Ihre Art. 2. Ihr Urheber. 3. Ihre Kinder. 4. Ihre Annahme.

12, 4—17. In der Heiligung verklärt uns der Heilige Geist in das Bild Christi. 1. Warum sollen wir es uns mit derselben Ernst sein lassen? 2. Woher nehmen wir die Kraft zu derselben? 3. Woran erkennen wir, daß wir in ihr wachsen? 4. Welches ist ihr Ziel? (Ahlfeld).

12, 14. Willst du Gott schauen? 1. Jage nach der Heiligung (cf. Matth. 5, 8). 2. Jage nach dem Frieden.

12, 1—17. Heute bekehre dich! 1. Schiebe die Buße nicht auf! 2. Es gibt ein zu spät.

12, 16—17. Welchen ihr Bauch ihr Gott ist! 1. Iß und trink, liebe Seele! 2. Wisse, daß dich Gott um dies alles wird vor Gericht führen.

12, 18—29. Gott braucht aber nicht stets den Stab Wehe, sondern auch den Stab Sanft. So ist sein anderes Zuchtmittel auf Christus neben den Leiden die Gnade. Die sinaitische Gesetzgebung hatte einen furchtbaren Charakter, daß selbst in dem Mittler des A. T., Mose, das Schauern der Furcht vorherrschte. Gott hatte sein Wesen und Liebeswollen nicht geoffenbart, sondern in den Begleiterscheinungen der Natur verhüllt. Dazu kam, daß Gott unsichtbar und unnahbar blieb und nur seine Stimme erschallen ließ, was immer geeignet ist, Furcht und Schrecken hervorzurufen. Im N. T. aber waltet die Gnade vor. Da sind die Christen, als das wahre Gottesvolk, nicht nur mit dem Bürgerrecht im Himmel, sondern auch schon mit allen Gnadenmitteln versehen, sodaß sie schon in das himmlische Wesen versetzt sind und ihren Wandel im Himmel haben, mit dessen Bewohnern sie schon jetzt als Angehörige des Reiches Gottes Gemeinschaft haben. Uebrigens spricht die Erwähnung der Geister der vollkommenen Gerechten ebensowohl gegen die Annahme eines Zwischenzustandes, wie gegen ein Fegefeuer. So wird das Heil freundlich angeboten, aber — zum letzten Male. Wir können uns weigern, die Gnade anzunehmen, aber dann können wir uns nicht weigern, die Verantwortung und das Gericht Gottes über uns ergehen zu lassen. Das Gericht wird aber in demselben Verhältnis stehen, wie die angebotene Gnade. Je größer diese, desto furchtbarer jenes. Und das Verhältnis der Gnade des N. T. zu der altlichen, ist wie der Himmel gegenüber der Erde. Ja so groß und vollkommen ist das angebotene Heil, daß positiv nichts weiter mehr zu erwarten ist, aber die Parusie mit der sie begleitenden Erschütterung und Veränderung der Welt, welche das dann für ewig feste, unbewegliche Gottesreich herbeiführen wird. Da dieses aber für die Christen bestimmt ist, sollen sie Gott dienen in Scheu und Ehrfurcht, wie es Gott gefällt, damit sie des Reiches nicht verlustig gehen, was unweigerlich sonst geschehen würde, weil Gottes Zorn gleich einem verzehrenden Feuer ist.

12, 18—24. Die Stimme Gottes. 1. Im Gesetz. 2. Im Evangelium.

12, 18—24. Die Stimme des Blutes: 1. Im A. T.: Rache; 2. im N. T.: Barmherzigkeit.

12, 22—24. Der Eintritt in die christliche Kirche bedeutet: 1. Ueberwindung des Todes und der Welt. 2. Gemeinschaft mit allen Heiligen. 3. Versöhnung durch das Blut des N. T.

12, 18—24. Das Wort Gottes will: 1. uns am meisten schrecken; 2. am kräftigsten trösten; 3. am zärtlichsten locken.

12, 25—29. Der Maßstab des Gerichtes. 1. Gott hat mit uns

geredet. .2 Dann sucht er sein Wort in und an uns. 3. Und danach richtet er uns.

12, 25—29. Die grundsätzliche Einheit der beiden Testamente. Es ist derselbe Gott, der in beiden 1. Redet, 2. Richtet, 3. Rettet.

12, 18—24. Sinai und Zion: 1. Die Offenbarung am Sinai. 2. Damit verglichen das himmlische Zion.

12, 25—29. Eine letzte Mahnung! 1. Die Rechte des N. T. 2. Die daraus entspringende Verantwortlichkeit. 3. Die Mahnung der Verantwortlichkeit.

12, 27. Der Zweck der letzten Bewegung. 1. Das „wie" ist uns verborgen. 2. Aber was erschüttert werden kann, muß zerschüttert werden. 3. Kennst du das eine Unerschütterliche?

12, 28. Das unbewegliche Reich! 1. Israels fleischliche Hoffnung. 2. Der Christen geistliche Hoffnung. 3. Der Treiberstachel zur Heiligung.

13, 1—6. Die Hb. unseres Briefes waren in einer bedrängten und gefährlichen Lage. Eine Hoffnung hatte der Autor noch, auf die er baute, eine Tugend, durch welche sie hervorleuchteten aus der Welt, die tätige Bruderliebe. Auch sie ist in Gefahr zu schwinden, trotzdem sie der Prüfstein der Gottestreue ist. Darum ist die Bruderliebe in ihren verschiedenen Arten die erste Ermahnung, und zwar die *Gastfreiheit*, die mit Anspielung auf 1. Mose 18, 19; Matth. 25, 35—44 empfohlen wird, die Liebespflicht gegen *Gefangene*, natürlich nicht jeder Art, sondern, wie das „Mitgebundene" zeigt, um des christlichen *Bekenntnisses* willen Gefangene, und endlich ganz allgemein die Pflicht gegen alle *Leidenden*, wobei als Begründung durchschimmert Matth. 7, 12. Freilich so ist der Welt Art nicht. Aber der ganze Abschnitt könnte ja bezeichnet werden: Stellt euch nicht der Welt gleich, nicht in der Selbstsucht, aber auch nicht in der *Hurerei*, die ja damals ein besonders häufiges, heidnisches Laster war, wie auch Pauli Korrespondenz mit den Korinthern zeigt. Der schreckliche Ausspruch über Hurer und Ehebrecher ist über alles Raisonnieren und Deuteln hinaus. Gott wird sie richten. Darum sollen wir Gott fürchten und lieben, daß wir nicht gegen das siebente Gebot sündigen. Wolluft und Ueppigkeit führen aber nicht nur zur Verschwendung, sondern auch zu *Ungenügsamkeit*, Habsucht und Geiz. Als Waffe gegen diese unchristliche Gesinnung empfiehlt der Apostel das Wort Gottes, der uns eine zweifache Unterstützung zusagt: seine *Gegenwart* und seine *Hilfe*. Die sollen also unser Vertrauen bilden.

13, 1—6. Was hilft uns in Leiden und Anfechtungen? 1. Die Teilnahme der Brüder. 2. Der Trost des Evangeliums. Die Hilfe des Herren.

13, 1—6. Eine endlose Kette zum Verderben. 1. Aus dem Unglauben kommt die Selbstsucht a. in der Gleichgiltigkeit gegen fremdes Leiden; b. in der Begierde nach eigenen Sündenfreuden. 2. Zum Unglauben hin führt a. die Unbarmherzigkeit; b. die Sündenlust.

13, 1—6. Eine endlose Kette zur Seligkeit. 1. Aus dem Glauben überwinden wir die Laster. 2. Im Glauben üben wir die Tugenden. 3. Zum Glauben reizen uns mehr diese Tugenden.

13, 5. Zufriedenheit! 1. Sorget nicht! 2. Gott sorget für uns!

13, 6. Hilfe in der Not! 1. Wo wollen wir Hilfe suchen? 2. Der Herr ist mein Helfer! 3. Was können wir Menschen tun?

13, 7—17. Aber nicht nur negative Mahnungen gibt der Hb., sondern in diesen Schlußmahnungen kommt auch wieder der positive Zweck zum Vorschein, der den ganzen Brief durchdringt, die Ermahnung zum treuen Aushalten bei Jesu. Viele Gemeindevorsteher und Verkündiger haben ein gutes Beispiel gegeben, indem sie den Glauben, den sie im Leben gelehrt, im Tode bewährt haben. Der Tod seiner Heiligen ist wert gehalten vor dem Herrn; darum soll ihr Gedächtnis auch einen heilsamen Einfluß auf die Ueberlebenden ausüben, daß sie alles andere für Dreck achten, um nur Jesus zu gewinnen. Er ist das ewig bleibende Haupt der Gemeinde, mögen deren Glieder schon in der triumphierenden oder noch in der streitenden Kirche sein, und er wird sie zum besten führen, hat er ihnen doch alles gegeben, was sie brauchen, sein reines Wort und seine allgenügende Gnade. Dazu soll und darf nichts weiter hinzugetan werden, keine ritualistischen und asketischen Privatliebhabereien, die nichts nützen zum festen Glauben, wozu vielmehr Gottes Gnade allein dient. Auch weltlichen Vorteil dürfen wir nicht erwarten vom Glauben, vielmehr müssen wir ausgehen aus unserm Vaterhaus, und unsre Freundschaft verlassen, alles aufgebend, was uns wert war, sogar unsere Volksangehörigkeit. Freilich werden wir dabei auch unser Teil von der Schmach Christi schmecken müssen, von den einen als Renegaten, von den andern als Heuchler verschrieen. Aber solcher Auszug aus dem bisherigen Lager ist der Aufbruch zur Heimat, die nicht irdisch, sondern himmlisch ist. Diesem nach dem Himmel gerichteten Sinn nun entspricht es, Gott nur himmlische, wohlgefällige Opfer zu bringen, nämlich die Aeußerungen eines himmlischen Herzens in der Frucht der Lippen und in dem Wohltun der Hände. Diejenigen aber, die hier auf Erden die Verantwortlichkeit für dies haben, die also verantwortlich dafür sind, daß der himmlische Sinn der Herzen recht geleitet werde, die Vorsteher dürfen unsern Gehorsam und unsere Willfährigkeit verlangen; denn auch das ist ein Gott wohlgefälliges Opfer, das wie alle Opfer, dem Opferer selbst nur Segen bringt.

13, 7 u. 17. Der Segen treuer Lehrer. 1. In ihrem Leben. 2. Nach ihrem Tode.

13, 7. Was sind wir frommen Vorfahren schuldig? 1. Dankbares Gedenken. 2. Treue Nachfolge.

13, 7. Unser Ausgang aus der Welt sei: 1. Ein Eingang in den Himmel. 2. Ein Vorgang für viele zur Nachfolge.

13, 8. Jesus Christus stets derselbe. Daraus nehmen wir: 1. Einen Trost. 2. Eine Warnung. 3. Eine Ermutigung.

13, 8. Jahresschlußbetrachtung. 1. Du findest Jesus hinter dir; sei voll Dank! 2. Er ist auch vor dir; sei voll Vertrauen! 3. Er ist

auch über dir; sei voll Anbetung! 4. Ist er auch in dir? Sei voll Selbstprüfung!

13, 8. Neujahrsbetrachtung! 1. Bis hieher hat der Herr geholfen. 2. Er wird auch weiter helfen.

14, 8. Jesus Christus stets derselbe! 1. Unsre Not ist dieselbe. 2. Sein Heil ist immer dasselbe. 3. Die Predigt von ihm immer dieselbe. 4. Unser Dank gegen ihn, ist er auch immer derselbe?

13, 9. Die köstliche Gabe im heiligen Abendmahl. 1. Das Fleisch ist nichts nütze. 2. Das Herz muß fest werden.

13, 9. Ein festes Herz. 1. Ein seltener Schatz. 2. Ein köstliches Ding. 3. Ein Werk der Gnade. 4. Ein bleibendes Gut.

7. 13, 10—12. Unser Altar. 1. Was wir zu ihm bringen. 2. Was wir von ihm nehmen.

13, 12—13. Jesu Kreuz. 1. Es scheidet uns von der Welt. 2. Es bindet uns an Gott. 3. Es verbindet uns unter einander.

13, 14. Keine bleibende Stadt! 1. So hänge dein Herz nicht an die gegenwärtige. 2. Sondern suche die zukünftige.

13, 14. Die bleibende Stadt. 1. Was sehen wir hier an den Städten? 2. Was hoffen wir von der zukünftigen Stadt?

13, 10—16. Außerhalb des Lagers. 1. Unser Sündopfer. 2. Unsere Dankopfer. 3. Unser Bürgerrecht.

13, 15—17. Wohlgefällige Opfer. 1. Das Gebet. 2. Das Wohltun. 3. Der Gehorsam.

13, 17. Des Lehrers Arbeit. 1. Des Lehrers Macht. 2. Des Lehrers Freude. 3. Des Lehrers Mühe. 4. Des Lehrers Verantwortung. 5. Des Lehrers Lohn.

13, 18—25. Aus dem aufrichtigen Streben, unsere Pflicht zu tun, dürfen wir die Ueberzeugung eines guten Gewissens entnehmen. Und diese, wie jede andere Ueberzeugung dürfen wir auch aussprechen und darin eine Empfehlung finden, welche uns der Liebe und Fürbitte der Brüder ans Herz legt. Der Fürbitte bedürfen wir nicht nur in Schwachheit und Anfechtungen, sondern in allen Lebenslagen. So schließt Apollo seinen Brief, indem er das, was die Hb. für ihn erbitten sollen, ihnen auch wieder wünscht, nämlich die Fortführung der Arbeit Gottes an ihnen, damit sie durch Jesus zur Lebensvollendung in Gott gelangen.

13, 18. Die Stellung der Christen zur Fürbitte. 1. Sie bedürfen ihrer. 2. Verlangen nach ihr. 3. Und gewähren sie auch selbst.

13, 20—21. Die Größe des guten Hirten spiegelt sich: 1. In der Größe des Opfers, durch das er zum Hirten wurde. 2. In dem Umfang seiner Herde. 3. In der Erhabenheit der Stellung, von wo aus er die Herde weidet.

13, 20—21. Unsre Heiligung 1. kommt aus Christi Blut. 2. Besteht im Tun seines Willens. 3. Führt zu Jesu Ehre.

13, 20—21. Der gute Hirte! 1. Das Werk, das er getan. 2. Der Segen, den wir von ihm erflehen. 3. Die Ehre, die wir ihm bringen.

Säkularfeier für Dr. J. T. Beck.

(Eingesandt von P. G. Deckinger.*)

Zum Andenken des hundertjährigen Geburtstages des verewigten Dr. J. Tob. Beck fand am 22. Februar d. J. in der Aula der Universität zu Tübingen eine Gedächtnisfeier statt, bei welcher Prof. Schlatter die Festrede hielt. Vor und nach der Rede des Prof. Schlatter wurden zwei einfache, stimmungsvolle Bachsche Kantaten von Mitgliedern des akademischen Musikvereins vorgetragen. Der Inhalt der Ausführungen Schlatters läßt sich in möglichster Kürze so wieder geben: Wenn man über Becks theologische Arbeit berichten will, so hat man von vorgelebtem Christentum zu erzählen, nicht nur von Gedanken. Der Eindruck, den der Redner schon als Student von Beck erhielt, war der: er hat einen echten, wirklichen Gott — nicht nur eine Gottesidee, mit der er dialektisch arbeitete, nicht nur ein Gottesbewußtsein, aus dem er Stimmung sog, nein: im Hörsaal, nicht nur in einem Hintergemach seiner Seele, sondern am Professor trat uns das wunderbare Phänomen entgegen, was es heißt: einen echten, wirklichen Gott haben. Das gab seinem Unterricht ein ähnliches Interesse, wie es etwa für den Mediziner die Demonstration am lebendigen Objekt besitzt. Sein Eintritt in die Universitätsarbeit war keine Flucht aus dem Kirchendienst, sondern von der Absicht getragen, diesen in erweiterter, ein größeres Wirkungsgebiet umspannender Form auszuüben. Das setzt voraus, daß er zwischen dem theologischen Erkennen in seiner Freiheit und dem Glauben in seiner Gewißheit keine Spannung hatte, sondern beide am selben Erlebnis miteinander gewonnen hat. Den Gedanken: die Kirche bedürfe wissenschaftlicher Arbeiter, die einen gefestigten Glaubensstand haben, hat Beck schon 1836 ausgesprochen; 1903 hat ihn die preußische Generalsynode proklamiert. Aber nicht bloß für die Korporation von Universität und Kirche ist er auf diese Weise wirksam eingetreten; auch die Union der Kirchen unter sich hat er gefördert. Seine Studenten betrachtete er als Repräsentanten nicht von konfessionell bestimmten Gemeinden, sondern von Christengemeinden. Von einer nach Vergangenem sich sehnenden Romantik und Restaurationstendenzen war er völlig frei. In der Gegenwart und für sie lebt er mit dem in die Zukunft schauenden Blick. Daneben überrascht uns die Kühnheit, mit der Beck „der Wissenschaft" in der christlichen Erkenntnis die Erreichung ihres Ziels verhieß. Es erklärt sich aus dem Einfluß jener Bewegung, die unter der Führung der nachkantischen Systeme die Zuversicht erzeugte: die Wissenschaft lasse sich als Einheit und Ganzheit mit einem kühnen Griff fassen. Durch welche Mittel wollte Beck sein hohes Ziel gewinnen? Gelebtes Schriftwort brachte er auf das Katheder mit, und darauf beruhte seine ungewöhnliche Macht. Die Ueberzeugung: das höchste, was das menschliche Erkennen erreiche, sei,

*) Mußte aus Raummangel das letzte Mal zurückgelegt werden.

daß das Schriftwort unsere Erkenntnis werde, bildet bei Beck das Einheitsband zwischen der Professur und dem Gemeindedienst. Wie schon die ältere schwäbische Schule, so wurde auch Beck durch seine Schätzung des Bibelworts einerseits zur Kampfesstellung gegenüber orthodoxer Theologie und Rationalismus andererseits zu kritischer Stellung gegenüber dem Pietismus geführt; und er hat diese Stellung durchweg kräftig behauptet. Denn er stand über diesen Gegensätzen, im Glauben frei. Neben der energischen Beschränkung auf die Schrift brachte Beck noch eine zweite Ausrüstung in die Universitätsarbeit mit: eine intensive Freude an der Natur in dem Sinn, daß er im natürlichen Geschehen die göttliche Leitung entschlossen bejaht hat und ein glühender Widersacher aller Unnatur gewesen ist. Indem er das Naturgeschehene zu Analogien für die geistigen Vorgänge benützte, hat diese Naturandacht seine Theologie tief beeinflußt. Die früher erwähnte Formel „gelebtes Schriftwort" zeigt aber, daß neben Schrift und Natur auch die Geschichte für ihn Bedeutung hatte. Indessen ist sein Geschichtsbegriff merkwürdig begrenzt. Bedeutung hatten für ihn diejenigen Vorgänge, welche die Lebensgeschichte der einzelnen Persönlichkeit bilden. Denn in diese hat er das Entstehen des Glaubens verlegt; und der Theologe hat zu zeigen, wie das Glauben wird. Er sucht den Berührungspunkt mit der Gottheit nicht in Gefühlen, nicht in einem Ideenbesitz, sondern im Willensbereich. Der Fortschritt über die altprotestantische Lehrweise hinaus ist nicht etwa bloß der, daß der Repetent des fixierten Dogmas durch den Repetenten des fixierten Bibelworts abgelöst worden wäre. Fixiert ist dieses selbstverständlich wie jede Tatsache. Aber seine Aneignung ist nach Beck nicht nur durch logische Operationen, sondern durch reale Vorgänge bedingt. Deshalb beschränkte sein Unterricht sich nicht auf die Mitteilung eines Quantums von Vorstellungen, sondern stiftete zwischen sich und seinem Auditorium eine voll personhafte Relation; und deshalb verwies er auch, aller gewaltsamen Beeinflussung abgeneigt, jeden auf die Verwertung der ethisch-religiösen Einsicht, die er innerhalb seines Lebensmaßes besaß. Daraus erklärt sich die Toleranz, die ihn vor vielen auszeichnete und die er besonders im Verkehr mit seinen theologischen Kollegen bewies. Vom christlichen Glauben meinte er, es sei nicht jedermanns Ding; von der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, sie hätten absoluten Wert. Dies hat auch für die Kirche in weitem Umfang Bedeutung gehabt. An derselben Stelle entstand das, was man seine Intoleranz heißen kann. Er zählte es zu seiner Pflicht, kein staatliches, wissenschaftliches oder gar kirchliches und frommes Verhalten von der Kritik durch die absoluten ethischen Normen auszunehmen. Das ergab jene berühmten Exkurse, durch die er die Studierenden ebenso wirksam beeinflußt hat, als durch die Vorlesung. Der Fortgang der Geschichte hat im einzelnen viele seiner ethischen Urteile korrigiert. Gehemmt hat ihn dabei, abgesehen von seinem partikularistisch-schwäbischen Standort, auch seine Eschatologie, wenigstens die Systematisierung der neu-

testamentlichen Weissagung. Aus seinen Sätzen über die Bedingung des Glaubens ergab sich ferner seine Opposition gegen die Institutionen unserer Fakultät. Wie bekommt die evangelische Kirche eine Geistlichkeit? Durch Unterricht, sagte man seit der Reformation. Becks Theologie preist dagegen den ganzen Menschen an und schneidet den Versuch, Wissenschaft und Lebensführung zu trennen, ab. Allein Institutionen weichen nicht den einzelnen, wie sie auch nicht durch einen einzelnen entstanden sind. Die Frage, was die Geschichte für Beck bedeutete, haben wir im bisherigen nur zur Hälfte beantwortet, bloß in Rücksicht auf die Persönlichkeitsgeschichte des einzelnen. Betreffs der Weltgeschichte ist zu sagen: während er das natürlich Gewordene mit Andacht beschaute, hat er für das geschichtlich Gewordene nie Andacht gehabt. Denn die Welt sieht er nur in ihrer Geschiedenheit von Gott, im Kampf gegen Gottes Reich. Von seinem Zielgedanken aus unternahm Beck aber auch die Bildung eines Systems. Wie kam der Realist überhaupt noch zu einem System? Stellen wir einmal Klassizität und Genialität gegen einander und sehen wir als die Regel der religiösen Klassizität das N. T., so ist Beck mit seinem Schriftgehorsam ein typischer Vertreter der Klassizität. Alle religiöse Produktion war ihm verdächtig. Ist aber Systembildung nicht die höchste Leistung genialer Produktion? Gewiß, aber Beck glaubt, sein System nicht erfunden, sondern es in der Schrift gefunden zu haben. Denn die Schrift enthält wirklich die Wahrheit als System, so gewiß ihre Erkenntnis an Gottes Vollkommenheit Anteil und an dem System der Natur ihr Vorbild hat. In der Geschichte aller Wissenschaften fällt denjenigen, die einen Gedanken mit starkem Intellekt vertreten, die dogmenbildende Wirksamkeit zu. Becks Fortwirkung in der Gegenwart und über diese hinaus liegt nicht im Bereich der Dogmen, sondern der Personbildung. Aus seiner Ansicht über die Bedingung des Glaubens ergibt sich, daß für Beck die Theologie in erster Linie Ethik ist. Das bedeutete eine Entfernung von der reformatorischen Tradition, daß die Theologie überwiegend Glaubenslehre ist. Die Frage, was der Christ zu tun hat, findet im N. T. dadurch die Antwort, daß er in die Gemeinde hineinversetzt wird. Wo war die Gemeinde jetzt? Die Ethik wird zur Qual, wenn sie Pflicht und Güter zu zeigen hat, und bei der Frage, wie sie wirklich werden, schweigen muß. Becks Haltung hat in dieser Hinsicht ergreifende Größe. Er hat sich seine Entfernung von der Kirche nicht verdeckt, sondern seine Kritik am ganzen kirchlichen Bau durchgeführt. Sie hat aber seine Arbeit an der Kirche nicht verhindert. Und um dieser willen gehört Becks Verhältnis zur Kirche zum Größten, was je an unserer evangelischen Fakultät geschehen ist. Kirchen werden leicht konservativ, sogar unbußfertig. Diejenigen Männer, die das innere Recht besitzen, ihnen das Bußwort zu sagen, sind des höchsten Dankes wert.

Grundsätze für Theorie und Praxis des Konfirmanden-unterrichts.

Vom Superintendent Dr. Ottomar Lorenz in Weißenfels a. S.

Vorbemerkung. Nachfolgenden Artikel entnehmen wir mit gütiger Genehmigung der Redaktion der ausgezeichneten „Katechetischen Zeitschrift“ von Pastor Aug. Spanuth, auf welche wir schon öfters verwiesen haben. Der Artikel setzt deutsche Schulverhältnisse mit wohlgeordnetem religiösem Unterricht in der Volksschule voraus, die wir leider hier nicht haben. Unser Anfang im Konfirmandenunterricht und unsere Aufgabe ist unendlich schwieriger als im alten Vaterland. Kommen doch zum Unterricht Kinder, die teils etwas von Gemeindeschule — doch meist nur kurze Bruchstücke davon hatten, teils nur ein wenig etwas mitbringen aus der Sonntagschule, teils sogar auch das nicht einmal, so daß ihnen alle und jede Vorkenntnis dafür völlig abgeht. Und um das Uebel voll zu machen, sind die Schüler auch in sprachlicher Hinsicht oft nicht imstande den Pastor zu verstehen, da sie zuhause nur plattdeutsch, in der Schule nur englisch lernten, im Umgang nur die eine oder andere der genannten Sprachen sprechen. Das Hochdeutsche aber hören und lernen sie nur in der spärlich besuchten Gemeinde- und Sonntagschule. — Da dürfte dem geehrten Herrn Verfasser des nachfolgenden Artikels doch noch manche Frage auftauchen: Wie muß ich meinen Unterricht gestalten, um solche Kinder in der mir zugemessenen Zeit mit den Wahrheiten des Christentums bekannt zu machen und sie zu bewegen „Jünger Jesu“ zu werden? Wir geben den Artikel unverkürzt zur Prüfung und Beachtung unserer Leser.

§ 1.

Die Grundsätze für Theorie und Praxis des Konfirmandenunterrichts dürfen weder aus der Pädagogik übernommen, noch aus dem Begriff der „Kirche“ hergeleitet, noch auf der Sitte der „Kindertaufe“ aufgebaut, noch nach dem „Katechumenat der alten Kirche“ formuliert, noch nach jeweilig wichtig erscheinenden pia desideria gemodelt werden, sondern werden nach dem unveräußerlichen Grundgesetz der evang. Kirche aus der Heiligen Schrift hergeleitet und bestimmt. Erst bei der wissenschaftlichen Entfaltung dieser Grundsätze zu einer Theorie erlangen jene genannten Gesichtspunkte die Bedeutung von mitbestimmenden Faktoren.

So selbstverständlich das manchem klingen mag, so nötig ist es doch, mit lauter Stimme diesen Gedanken Geltung zu verschaffen. Zunächst ist der Konfirmandenunterricht aus den erstickenden Umarmungen der Pädagogik zu befreien. Eins der trefflichsten und anregendsten Schriftchen über den Religionsunterricht in neuerer Zeit, auf das auch Kawerau in seinem Vortrage über die Konfirmationsordnung (Zeitschr. für Pastoral-Theologie XXIV., Nr. 3, S. 139) besonders aufmerksam macht, ist das von A. Eckert „Der erziehende Religionsunterricht in Schule und Kirche.“ Schon auf Seite 2 gelangt es zu dem folgen-

schweren Resultate: Das Christentum und die allgemeine Pädagogik verfolgen genau dieselben Zwecke an der Menschheit. Daß diese „allgemeine Pädagogik“ im wesentlichen Gesetze der Vorstellungsbewegungen, — unbewußt noch viel mehr — die Herbarts ist, ist zwar für „Kenner“ selbstverständlich, macht aber jeden nicht auf Herbart eingeschworenen Geistlichen zum mindesten stutzig. Wie viele unterschreiben Eckerts Satz: „Die christliche Kirche ist die Erziehungsanstalt der Menschheit, sie will die Menschen zu einem Geschlechte sittlich-reiner Charaktere erziehen und zwar auf dem Grunde des Glaubens an die Erlösung durch Jesum Christum. Wenn sie neben dem Ethischen das Religiöse durch besondere kultische und außerkultische Erbauung pflegt, so hat das doch nur dann Wert, wenn durch irgend welche psychologische Vermittelung eine Stärkung der sittlichen Persönlichkeit, des neuen Menschen, davon ausgeht.“ Und wenn nun die Kirche ihrem eigentlichen, innersten Wesen nach zunächst gar nicht Erziehungsanstalt ist, sondern eine Versammlung der Gläubigen mit den Kennzeichen der lautern Predigt des Gotteswortes und der richtigen Sakramentsverwaltung, wird dann die Kirche noch mit Herbart Arm in Arm gehen? Ist das Ziel ihres Unterrichts noch identisch und läßt es sich wiedergeben mit dem Worte „Charakterbildung“? — Ueberhaupt möchte ich Front machen gegen die durch Zezschwitz und noch mehr durch Sachsse eingebürgerte Subsumierung der im Konfirmandenunterrichte ausgeübten kirchlichen Tätigkeit unter den Hauptbegriff „kirchliche Erziehung“, und zwar aus zwei wichtigen Gründen: erstens ist das Wesen des Konfirmandenunterrichts und seine Hauptaufgabe nicht mit dem Worte „Erziehung“ getroffen. Gerade diese Bezeichnung führt irre, wie man an der durch die Erfurter Thesen aufgerührten Bewegung und ihren bedenklichen Reformvorschlägen für die Konfirmationspraxis sehen kann. Konfirmandenunterricht ist nicht Erziehung und Erziehung nicht Konfirmandenunterricht, es ist nur eine Seite der Sache hervorgezogen. Zweitens nun gar „kirchliche Erziehung“ — wobei das Beiwort kirchlich die Kirche als Subjekt der Tätigkeit bezeichnen soll. Da auf die Taufe zurückgegangen werden muß, so muß auch die Erziehung von diesem Akt an gerechnet werden, und so kommt es zu dem schönen Aufbau kirchlicher Erziehung: a. kirchliche Erziehung im Hause, b. kirchliche Erziehung in der Schule, c. kirchliche Erziehung im Konfirmandenunterricht (Kat. Zeitschr. I, S. 193). Ist denn bei der Erziehung des Kindes im Hause die K i r ch e — das Subjekt? Sachsse fühlt das Unhaltbare dieser Ansicht wohl und redet deshalb im IV. Buch 1, 5 (S. 320) von der häuslichen Erziehung als V o r b e r e i t u n g der kirchlichen Erziehung. Aber an der Grundanschauung — der Kirchlichkeit des Werkes von Haus, Schule, Kirche und der Identität des Wesens der Tätigkeit bei allen dreien: „Erziehung“ — wird auch bei Sachsse von vornherein festgehalten, und der Lehrer und Pfarrer sind b e i d e B e a m t e, w e l ch e d i e K i r ch e d a z u b e s t e l l t h a t, die Arbeit der Eltern fortzusetzen und zum Ziele zu

führen (S. 323 ff.). Das sind Konstruktionen, die der realen Wirklichkeit nicht entsprechen. Die alte Küsterschule gibt uns doch nicht die Spur von Recht, die Lehrer der jetzigen staatlichen und kommunalen Schulen in Bezug auf den Religionsunterricht als Beamte der Kirche anzusehen. Die Folge davon ist aber, daß nun Sachsse zu der so notwendigen und wichtigen Feststellung des charakteristischen, wesentlichen Unterschieds zwischen schulmäßigem Religionsunterricht und kirchlichem Konfirmandenunterricht nicht gelangt. Er kann ja nicht dazu gelangen, es gibt ja keinen, es gibt nur Arbeitsteilung, sobald hier und dort kirchliche Beamte das Werk der Erziehung an den Kindern vollenden (S. 387)! Wir sehen, es leidet unter dieser Subsumierung die Darstellung des Konfirmandenunterrichts. Aber auch Aufgabe und Ziel des Konfirmandenunterrichts werden bei der Auffassung desselben als eines „Erziehungswerkes" mehr oder minder unrichtig dargestellt werden. Ich komme weiter unten auf die berühmte „Mündigkeit" als Ziel des Konfirmandenunterrichts zu sprechen.

Ich weise zum andern die Herleitung der Grundsätze des Konfirmandenunterrichts aus dem Begriff „Kirche" zurück. Ich meine damit nicht den Gang der Darstellung, den die Lehrbücher der praktischen Theologie zu nehmen pflegen, wenn sie ausgehen vom Begriff der Kirche und dann übergehen zu den einzelnen kirchlichen Tätigkeiten. Ich wüßte nicht, wie man besser eine Reihe von Tätigkeiten verschiedener Art subsumieren könnte als unter dem Subjekte der Tätigkeiten. Nein, was ich bekämpfe, ist die Benutzung des dogmatischen Begriffs „Kirche", um die Prinzipien des Konfirmandenunterrichts aufzustellen. Man folgert in der Weise: die Konfirmanden sollen selbständige Glieder der Kirche werden. Was ist die Kirche? Die Gemeinschaft der Gläubigen. Also müssen die Kinder im Konfirmandenunterricht zum vollen bewußten Glauben — zur Glaubensreife — geführt werden. Oder man folgert: durch die Taufe wurden die Kinder der unsichtbaren Kirche einverleibt, in den Bund, den Jesus mit uns geschlossen, aufgenommen. Jetzt sollen sie nun als „vollberechtigte Glieder der sichtbaren Kirche" aufgenommen werden — oder als Glieder der Kultusgemeinde, oder als Glieder der Kommuniongemeinde — u. s. w., darum ist die Aufgabe des Konfirmandenunterrichts folgende, das Ziel ist folgendes, der Stoff folgender. Was ist dagegen zu sagen? Kein Begriff ist vielseitiger und vieldeutiger als der Begriff „Kirche". Er ist darum formell nicht recht geeignet, als Fundament für eine Theorie des Konfirmandenunterrichts zu dienen. Was für eine Kirche? Die unsichtbare? Die sichtbare? Die Bekenntniskirche? Die organisierte Gemeinde? Sobald man an die „unsichtbare Kirche" denkt, werden die überspanntesten Ziele, die unmöglichsten Aufgaben dem Konfirmator 14jähriger Kinder zugewiesen, ich erinnere nur an die vielgenannte „Glaubensreife". Und sobald man die organisierte Gemeinde vor Augen hat, kann der Konfirmandenunterricht zum kirchlichen Drill, zur Instruktionsstunde über Verfassung und Kultus und

kirchliche Pflichten und Rechte und kirchliche Sitte und Unsitte herabsinken.

Dagegen scheint nun die Herleitung der Prinzipien des Konfirmandenunterrichts aus der Sitte der Kindertaufe das natürlichste zu sein. Niemand kann den inneren Zusammenhang von Taufe und Konfirmandenunterricht ableugnen. Die bekannte Deduktion ist folgende. Die Taufe wurde an den „unmündigen“ Kindern vollzogen, die noch nicht imstande waren, ihren Glauben zu bekennen. Die Paten traten einstweilen für sie ein. Nun sind die Täuflinge herangewachsen, im Glauben unterrichtet und sollen in der Stunde der Konfirmation ihren Glauben vor der Gemeinde selbst bekennen. Der Konfirmandenunterricht hat also den Zweck: zum Bekenntnis zu führen. Wem steht nicht abschreckend das selbstgeschriebene Bekenntnis, wie es die pietistische Zeit 14jährigen Kindern abzwängte, vor der Seele? Welcher Landgeistliche mit seiner Schar feldflüchtiger Konfirmanden bekommt nicht einen Schreck, wenn ihm v. Zezschwitz (System d. pr. Th. S. 183) klarlegt: das Ziel des Katechumenats sei „subjektive Taufaneignung“. Wann werden wir denn „die Erneuerung des Taufbundes“, „die Bestätigung“ desselben, die „feierliche Ablegung des Taufbekenntnisses und des Taufgelübdes“ als Ziel des Konfirmandenunterrichts wieder los werden, wenn neuerdings selbst Männer wie Beyschlag und Pfennigsdorf sich nicht davon losmachen können? Am wenigsten zu rechtfertigen aber ist es wohl, nicht rückblickend die Taufe, sondern vorblickend den Konfirmationsakt direkt zum alleinbestimmenden Faktor für den Konfirmandenunterricht zu machen. Wozu ist der Konfirmandenunterricht da? Um zur Konfirmation vorzubereiten? Und doch war der Konfirmandenunterricht eher da als die Konfirmation!

Ich halte aber auch die Entnahme der Prinzipien des Konfirmandenunterrichts aus den Katechumenatseinrichtungen der alten Kirche für unrichtig. Es hat's zum Glück noch keiner getan; aber die Schwärmerei für den Katechumenat ist seit Zezschwitz Mode und gewinnt den Zauber auf die Gemüter, der meist der Romantik eigen ist. Man redet „wissenschaftlich“ schon kaum mehr von Konfirmanden, sondern von Katechumenen und Katechumenat, während man doch genau weiß, daß Katechumenen erwachsene Heiden, und nicht wie unsere Konfirmanden 14jährige Christenkinder, daß Katechumenen noch ungetaufte Bewerber um die Christentaufe sind und nicht getaufte Schulkinder wie unsere Konfirmanden. Kann die Gedankenlosigkeit solcher Romantik nicht gelegentlich auch noch andere Blüten treiben, etwa die drei Stufen des Katechumenats auch auf unsere modernen Verhältnisse übertragen? Haben wir die abrenuntiatio (ich entsage dem Temfel und allen seinen Werken), die man ehemals von den gewesenen Heiden und Götzenverehrern bei der Taufe mit vollem Rechte sprechen lassen konnte, nicht heute wieder in dem agendarischen Konfirmationsformular als Gelübde von getauften und christlich erzogenen, Gott sei Dank mit grober Sünde meist noch nicht bekannten 14jährigen Kindern? Wird nicht gerade

diese Formel als besonders „kirchlich", „kräftig", „glaubensvoll", „orthodox" der andern milden, abgetönten, aber den ganzen Verhältnissen mehr angepaßten vorgezogen? Und nun fehlt nur noch, daß man bei dieser Formel die Kinder, wie ehedem die alten Heiden, nach Westen sich wenden, mit den Händen dem Teufel eine abwehrende Bewegung machen und ihn kräftig anblasen läßt.

Schließlich halte ich auch alle die pia desideria, welche seit einiger Zeit hinsichtlich der Konfirmationspraxis erhoben werden, nicht für berechtigt, auf die Grundsätze des Konfirmandenunterrichts neugestaltend einzuwirken. Man mag über den Erfolg des Konfirmandenunterrichts mit Recht klagen, der Erfolg ist nicht maßgebend. Ich habe gefunden, daß die pia desideria zum Teil auf falschen Voraussetzungen beruhen. Wer „Glaubensreife" als Ziel setzt und „volle kirchliche Mündigkeit" bei der Konfirmation schon zusprechen läßt, wer „Bekehrung", „Wiedergeburt", „bewußte Aneignung der Taufgnade" und Aehnliches mit dem Jahre der Konfirmation verbindet, der wird zum Reformer werden müssen — oder seine falschen Voraussetzungen muß er fallen lassen.

Was ich will, ist folgendes.

Ich will, daß man die unveräußerlichen Grundsätze des Konfirmandenunterrichts aus der Heiligen Schrift als dem Quell und der Norm unseres Glaubens und Handelns herleitet und christozentrisch auch in der Theorie des Konfirmandenunterrichts ist. Wie? Das soll uns § 2 sagen.

§ 2.

Von grundlegender Bedeutung für Theorie und Praxis des Konfirmandenunterrichts ist das Schriftwort Matth. 28, 19—20: Gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker, indem ihr sie taufet auf den Namen u. s. w.

Dies Schriftwort erhält Wahrheit und Wucht durch sein Herausgeborensein aus dem innersten Wesen des Christentums und durch die tatsächliche Vermittelung des christlichen Lebens an die Welt durch Christi Geist und Christi Apostel.

Es genügt für die meisten Theologen der Hinweis auf die Schriftstelle Matth. 28, 19—20, um dem Konfirmandenunterricht biblische Grundlage zu geben. Dieser Hinweis ist nicht neu; v. Zezschwitz baut auf dieser Stelle bekanntlich seine Katechetik auf, während er den Auftrag zur Heidenmission in Mark. 16, 15 findet: Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur. Der Katechetik stellt er deshalb die Kerygtik gegenüber. Sachsse will offenbar Zezschwitz verbessern und die vulgär-theologische Deutung von Matth. 28, 19—20 auf die Heidenmission in Schutz nehmen, wenn er in der Lehre von der christlichen Erziehung S. 301 schreibt: Der Befehl des Herrn an die Apostel: „Lehrt sie halten alles, was ich euch befohlen habe" (Matth. 28, 19), geht auf die Belehrung der Heiden, fordert aber umsomehr die Unterweisung der in der christlichen Gemeinde geborenen Kinder. Wenn

dann Sachsse fortfährt: „An diese hat der Herr gedacht, als er zu Petrus sprach: Weide meine Lämmer!“ so liegt ihm offenbar daran, einen besonderen biblischen Hinweis für die „kirchliche Erziehung der Kinder“ beizubringen. Ich muß offen gestehen, daß ich das Vertrauen auf die Wissenschaftlichkeit dieser Deutung und Anwendung des ἀρνία auf die „Kinder“ gänzlich verloren habe, seit ein berühmter Kanzelredner der Gegenwart aus βόσχε τὰ πρόβατά μου und dann wieder ποίμαινε τὰ πρόβατά auch noch eine Beziehung auf die Pflege der Jünglinge herausgefunden hat. Nach meiner Ueberzeugung ist das alles nicht Auslegung, sondern — Einlegung.

Ich verzichte auf einen Beweis dafür, daß Matth. 28, 19—20 und Mark. 16, 15—16 als Parallelstellen anzusehen sind und daß die Matthäusstelle dieselben Gedanken der Markusstelle weiter entfaltet und genauer bestimmt. Und welches sind diese Gedanken? Dieselben, die auch sonst dem Christentum „wesentlich“ sind, die das Wesen des Christentums ausmachen:

1. Die Person Jesu Christi in ihrer eigenartigen Bedeutung und Bestimmung für alle Menschen. Das Evangelium in der Markusstelle ist das Evangelium Jesu Christi. Das machet zu Jüngern verlangt das Eingehen eines persönlichen Verhältnisses zu diesem Jesus Christus. Ein Christentum ohne Christus ist kein Christentum. Christus steht nicht wie andere Religionsstifter neben seiner Religion, sondern mitten inne, er ist Herz, Centralsonne, Kraft und Geist derselben, er ist’s, der alles Heil bringt, schafft, wirkt, spendet, vollendet. Er ist Ausgang und Endpunkt, A und O, Anfänger und Vollender des Glaubens, Hirte und Bischof unserer Seelen. Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden, denn der Name Jesu Christi.

2. Zum andern die Exclusivität der christlichen Religion. Sie ist das Leben für die Menschen, das neue, alles Heil enthaltende, gewährende, spendende, auswirkende, verbürgende Leben. Dies Leben ist für alle Menschen bestimmt und alle Menschen für dies Leben. Darum gehet hin, machet zu Jüngern alle Völker, darum das „predigt das Evangelium aller Kreatur“!

3. Zum dritten die Voraussetzung, daß solches Leben in jedem Menschen erzeugt werden kann. So lange die Kirche existiert, ist das Leben fortgezeugt. Nicht durch Lehre allein, nicht durch Pädagogik, nicht durch Erziehung, sondern taufend — lehrend haben Jesu Jünger fortwährend neue Jünger Jesu gewonnen, in denen Christi Geist Leben erzeugte. Die Tatsache beweist die Richtigkeit der Voraussetzung. Bekanntlich ist jetzt das Problem angeschnitten und verschieden behandelt worden: Ist Religion überhaupt lehrbar? Die Frage geht uns nichts an, und die Frage geht uns sehr viel an. Die Religion, auch die christliche, hat als geschichtliche Erscheinung ihr Lehrhaftes, das man lehren kann und lernen muß. Ihr eigentlicher Kern, ihr Wesen ist dagegen nicht Lehre, sondern Leben.

Leben wird nicht gelehrt, sondern gezeugt, geweckt, entzündet. Sonach ist der Kern der christlichen Religion nicht lehrbar, wohl aber christliche Lebensordnung anziehbar, und durch das persönliche Wort, durch die Macht der christlichen Persönlichkeit, sowie durch das lebendige Leben der Gemeinde kann der Wunsch in einer Menschenseele wachgerufen werden, ein Jünger Jesu zu werden und in der christlichen Gemeinschaft zu leben, um auf diesem Wege zur Vollendung des Glaubens und zur Erlangung der Seligkeit fortzuschreiten. Ja es ist nicht zu leugnen, daß durch den Religionsunterricht künftige Glaubensentscheidungen nicht bloß vorbereitet, sondern gefördert werden. Ich verweise auf die trefflichen Ausführungen bei Eckert, S. 9 ff. und das, was er im 8. Kapitel über die Persönlichkeit des Katecheten sagt, ferner auf Schiele „Gedanken über die Lehrbarkeit der Religion".

§ 3

Dieser bestimmte, mit dem Wesen des Christentums zusammenhängende Befehl des Herrn macht es der Kirche zur Pflicht, um der Gewinnung aller Menschen willen sich zur Missionskirche und zur Volkskirche auszugestalten. Die Volkskirche hat die Kindertaufe und eine weitherzige, allen Zugang nicht erschwerende, sondern erleichternde Konfirmationspraxis mit Recht eingeführt.

Unsere Tauf- und Konfirmationspraxis ist aus der Volkskirche heraus entstanden. Wer eine Theorie des Konfirmandenunterrichts aufstellen will, muß die Kindertaufe rechtfertigen. Wie man sieht, verzichte ich darauf, nach Art der Vulgärtheologie Mark. 10 heranzuziehen. Ich leite die Kindertaufe — die ja nur eine Ordnung der Taufe bedeutet —aus der Ordnung der Kirche ab, gebe aber die Motive dafür mit der Ableitung der Volks- und Missionskirche aus dem Befehl des Herrn: Machet zu Jüngern alle Völker. In der Tat liegt die sittliche und religiöse Bedeutung der Volkskirche in der Exklusivität des Christentums. Wenn das Evangelium von Christo für alle Menschen bestimmt ist, dann hat die Kirche die Pflicht, nicht bloß ihre Boten zu den Heiden zu senden, sondern auch selbst ihre Pforten weit aufzutun, damit der Eintritt möglichst erleichtert wird, ihre Ordnungen so einzurichten, daß dadurch möglichst das ganze Volk umspannt wird, dann ist es ferner ihre Pflicht, die bewahrende Sitte zu pflegen und mit dem leisen Zwange ihrer Ordnung zum Eintritt einzuladen. Es ist im vorliegenden Falle nicht meine Absicht, auf die Angriffe gegen die Konfirmationspraxis einzugehen. Meine Stellung zu diesen Fragen dürfte nach den obigen Ausführungen klar sein. Ich halte jedes Antasten volkskirchlicher Ordnung zu Gunsten einer ecclesiola für Sünde wider den Heiligen Geist und stimme denen zu, welche sagen: nicht Reform der Konfirmationspraxis, sondern des Konfirmationsunterrichts ist nötig.

§ 4.

Die Aufgabe, welche der Christenheit gesteckt ist, lautet nicht Pädagogik, sondern M a t h e t e u s i s, die davon handelnde Wissenschaft:

Matheteutik. Die Lösung der Aufgabe soll auf dem doppelten Wege des Taufens und des Lehrens erfolgen. Das Taufen in den Namen u. s. w. wird durch den Taufakt nicht erschöpft, sondern erfordert ein fortgesetztes geistiges Eintauchen in das persönliche Verhältnis zum Dreieinigen, wie es der einzelne darbieten kann durch Vorbild und Zeugnis, wie es das christliche Haus darbietet durch christliche Lebensordnung, Sitte und Beispiel, wie es die Kirche darbietet im Kultus mit der Predigt als Mittelpunkt. Das Lehren erstreckt sich auf Unterricht in dem Lehrhaften der christlichen Religion, alles, was ich euch befohlen habe. Es ist erziehlicher Unterricht, dessen Absicht auf das Halten abzielt. — Taufen im obigen Sinne und Lehren gehen in einander über. Daher gilt es nur im wesentlichen:

Aufgabe des christlichen Hauses ist das Taufen.

Aufgabe der evangelischen Volksschule das Lehren.

Aufgabe der Kirche ist das zu Jüngern machen durch gleichzeitiges Taufen und Lehren.

Damit mache ich noch einmal Front gegen die Subsumierung des Konfirmandenunterrichts unter der Bezeichnung: kirchliche Erziehung. Ich mache darauf aufmerksam, daß die Erziehung Sache der Eltern, Sache des Hauses und der Schule ist. Die Eltern entscheiden kraft der ihnen und nicht der Kirche zustehenden patria potestas, ob das Kind getauft werden soll oder nicht, ob es der katholischen oder evangelischen Kirche zugeführt werden soll oder ob es einer andern Religionsgemeinschaft überlassen wird. Den Eltern steht es zu, die Zucht an den Kindern kraft der patria potestas auszuüben. Der Kirche wird gesetzlich solche Gewalt nicht zuerkannt. Sie bekommt vorläufig die Kinder gar nicht in die Hände. Das Haus erzieht sie selbständig und taucht die jungen Seelen ein in den Geist, der im Hause waltet — es sei nun ein guter oder ein böser. Es ist evangelisch, die Selbständigkeit jeder ethischen Gemeinschaftsbildung zu würdigen. Es ist evangelisch, die Selbständigkeit des Hauses und des Staates neben der kirchlichen Gemeinschaft anzuerkennen. Es ist katholisch, die Exklusivität der christlichen Religion auf die organisierte Kirche auszudehnen, und Staat und Haus am Gängelband zu halten. Die katholische Kirche mit ihrem die Gewissen zwingenden Beichtinstitut mag sich rühmen, Erziehungsanstalt zu sein. Wir wollen unsere Aufgabe da suchen, wo sie uns gesteckt ist — Predigen, zu Jüngern machen.

Aufgabe des christlichen Hauses ist es, die ihm von Gott geschenkten Kinder in die Lebensgemeinschaft mit dem Dreieinigen Gott einzutauchen, die Kinder früh schon zum Herrn zu bringen und den Taufbund durch den kirchlichen Taufakt schließen zu lassen. Im Notfalle braucht der christliche Vater nicht einmal den Diener der Kirche zur Vollziehung des Taufakts. Es ist eine vollständige Umkehrung des tatsächlichen Verhältnisses, wenn in manchen wissenschaftlichen Darstellungen die Sache so hingestellt wird, als sei die Kirche es, welche zuerst die Erziehung an dem Kinde mit dem Taufakt beginnt, das

Kind sich einverleibt und gewissermaßen kraft dieses Besitztitels die Eltern nunmehr beauftragt, in ihrem Namen, an ihrer Stelle, in ihrem Geiste das Kind zu erziehen. Nur wenn die fanatischen Nonnen, die das getaufte Judenkind den Eltern entführten und fern in einem Kloster katholisch erziehen ließen, im Rechte waren, werde ich anerkennen, daß die Eltern bei ihrer Erziehung der Kinder lediglich als Beauftragte der Kirche handeln. Nach meiner Ansicht entspricht es dem evangelischen Geiste, die Kirche beim Vollzug des Taufaktes als Beauftragte der Eltern anzusehen und das volle Recht der Eltern in der Kindererziehung anzuerkennen. Die Volkskirche wird ihrem Charakter gemäß allerdings durch Sitte und Ordnung und Seelsorge die christlichen Eltern an ihre christlichen Aufgaben in der Kindererziehung erinnern.

Ich brauche gar nicht weiter auszuführen, wie das Haus das geistige Hineintauchen in die christliche Lebensgemeinschaft durch Zucht, Sitte, Ordnung, Vorbild, Mahnung, Gebet, Andacht, Gotteswort u. s. w. zu vollziehen hat.

Ich komme zur Schule. Gewiß, es hat einmal kirchliche Schulen zu kirchlichen Zwecken gegeben. Damit hat unsere moderne Volksschule nichts zu tun. Mit dem Besitze haben sich auch die Rechte geändert. Die jetzige Volksschule ist Staatsinstitution mit patria potestas, gesetzlichem Schulzwange und staatlicher Regierung.*) Der moderne Staat ist Kulturstaat. Er braucht zu seiner Selbsterhaltung allgemeine Schulbildung — nicht bloß zur Vermittlung der für das bürgerliche Leben nötigen Kenntnisse, sondern auch zur Erziehung der Persönlichkeiten, denn zu seiner Selbsterhaltung sind sittliche Charaktere nötig. Er würde sofort die religionslose Schule einführen, wenn nicht die Religion einer der wichtigsten Faktoren für die Erziehung der sittlichen Charaktere wäre. Er würde am liebsten Religion ohne konfessionelle Ausprägung erteilen lassen, wenn es eine solche nur gäbe. Daher die Notwendigkeit, eine gewisse Kontrolle der konfessionellen Kirche im Religionsunterrichte seiner Volksschule zuzulassen. Diese Kontrolle ist in ihren Rechten ungemein beschränkt. Wie kann man bei solcher Sachlage von den Lehrern als kirchlichen Beamten, von der Erziehung der Schule als von einer kirchlichen, d. h. von der Kirche (als Subjekt) ausgeübten Erziehung reden! Die Aufgabe der Schule ist vom Staat gestellt, die Ziele werden lediglich von ihm bestimmt und verändern sich mit der fortschreitenden Kulturentwickelung. Als Erziehungsziel ist zur Zeit anerkannt: sittlich-religiöse Charakterbildung. Den Weg zur Erreichung des Zieles zeigt dem Lehrer die jeweilige Musterpädagogik; zur Zeit ist es die des großen Herbart, die auf psychologischer Beobachtung und Erfahrung beruht und für das Lehren sachgemäße Formen und Methoden liefert. Gewiß, es hat eine Zeit gegeben, wo das Lehren ebenfalls Sache des Hauses war. Die fortgeschrittene Kulturent-

*) Verfasser setzt die deutsche Staatsschule voraus in den nachfolgenden Sätzen. D. R.

wickelung hat diese Aufgabe der Schule zugewiesen, und selbst wenn die Belehrung im Hause oder sonst privatim statt in der öffentlichen Schule erfolgt, entsteht jedesmal eine Schule — Hausschule, Privatschule, und nicht der Vater qua Vater, und nicht der Geistliche qua Geistlicher und Diener der Kirche darf erziehen und unterrichten in dem vom Staate festgesetzten Maße von Bildung, sondern nur der vom Staate für qualifiziert erachtete, staatlich geprüfte Lehrer und Erzieher. In den Bereich dieser Schulbildung fällt nun das, was der Christenheit durch das Wort: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe", zur Pflicht gemacht ist. Es ist Sache der Kontrolle der Kirche, in der Schule darüber zu wachen, daß das im richtigen Umfange, im rechten Geiste, sittlich-religiös erziehend und bekenntnisgemäß geschieht, in dem Konfirmandenunterrichte aber nachzuholen, zu ergänzen, zu vertiefen, wo es notwendig ist.

Es ist die besondere Aufgabe der Kirche, zielbewußt die Jugend zu Jüngern Jesu zu machen. Das ist etwas, was über die Kraft der Schule hinausgeht, und über das eigentliche Ziel der Schulbildung hinausgeht. Die Kirche lehrt nicht bloß das Lehrhafte, sie erzieht nicht bloß für die kirchliche Gemeinschaft, sie lehrt „eintauchend" in die Gottesgemeinschaft, sie verbindet das Lehren und Taufen, sie lehrt, erzieht, erweckt, sie stellt als Lehrer den Geistlichen, der Täufer und Lehrer und Prediger ist, sie fügt den Kultus zum Unterricht. Der gute Lehrer hält eine gute Lektion, der gute Prediger eine gute Katechese. Der tüchtige Pädagog erzieht zum sittlich-religiösen Menschen, der geisterfüllte, zeugnisfreudige Geistliche erweckt zum Jünger Jesu. Wohl hat auch die Schule ihre Andacht und ihre religiöse Feier, aber sie hat keinen Kultus, sie ist nicht die Darstellung der Gemeinde des Herrn sie hat nicht die Verwaltung der Sakramente und die Predigt des Wortes, das sind die Mittel der Kirche, dem Geiste Gottes an den Herzen der Menschen den Weg bahnen. Die Schule wird psychologisch, intellektuell, lediglich in den fachgemäßen Lehrformen operieren, die Kirche wird im Konfirmandenunterricht diese Formen ebenfalls anwenden müssen, sobald sie das Lehrhafte der Religion lehrt; aber da es ihr vor allem ankommt auf die Erzeugung der Religiosität und das persönliche Verhältnis zu Christus, so wird sie „lebendiges Zeugnis" anwenden, sobald die Sphäre des Erlernbaren verlassen ist, und wird die Kinder erziehend und erweckend einführen in die Teilnahme am Kultus, damit die Andacht und die Anbetung der Gemeinde den Funken im Kinderherzen zur Flamme entzündet. Vielleicht erkennt man mit der Zeit, daß die Aufgabe des Religionsunterrichts der Schule nicht über das Sittlich-religiöse hinausgeht, daß die Aufgabe der Kirche das Zeitliche und Ewige umfaßt, daß ihr darum die transscedente, mystische Seite der christlichen Religion ganz besonders zufällt. Dann wird man auch wieder lernen das Wort Katechese nicht auf eine schulmäßige Musterlektion anzuwenden.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Die intersynodale Konferenz in Detroit. Wir haben im Maiheft (S. 224) von dieser Harmoniekonferenz der Lutheraner berichtet. Auf die Verhandlungen derselben einzugehen, lohnt sich nicht. Missouri und Konsorten bleiben bei ihren Lehren und die andern wollen sich unter das missourische Joch nicht beugen, somit bleibt alles beim alten. — Wie tiefgehend aber der Zwiespalt ist, zeigt die Tatsache, daß die Missourier sich dem Antrag widersetzten, die Verhandlungen mit Gebet zu beginnen und zu schließen, mit der Begründung, daß öffentliches, gemeinsames Gebet ein Zeichen und ein Stück der Kirchengemeinschaft sei und den falschen Schein erwecken würde, als wären alle Versammelten im Geist und Glauben einig und als hätten die vorhandenen Lehrdifferenzen weiter keine besondere Bedeutung. — Welche traurige Verblendung der Herzen, die jede Lehrdifferenz zu einer so wichtigen Sache aufbläht, daß daraus Auflösung der Kirchengemeinschaft erfolgen muß! Wie fern von Christi Gemeinschaftsgeist ist ein solcher Kirchenkörper! Das ist der richtige Sektengeist, der die Kirche Christi in lauter kleine Stücke — seziert.

Der „Lutheran Standard“ berichtet: In der Stadt New York ist eine Vereinigung, zu welcher alle lutherischen Pastoren ohne Unterschied ihrer Synodalzugehörigkeit eingeladen sind. Der Zweck der Vereinigung soll sein, gegenseitige Bekanntschaft und herzliche Beziehungen zu fördern, und Fragen allgemeinen Interesses in Beziehung auf die Kirche zu besprechen. Die Teilnahme an der Vereinigung und ihrer Arbeit soll nicht so angesehen werden, als ob die Glieder ihre besondere Stellung und synodale Verbindung damit preisgäben. Es war ausdrücklich gesagt worden, es sei nicht die Absicht, engere synodale Beziehungen anzubahnen oder über Gegenstände zu verhandeln, über die bestimmte Verschiedenheiten vorliegen. Diese Fragen sollten den Synoden überlassen bleiben; aber die einzelnen Pastoren sollten durch nähere Bekanntschaft in den Stand gesetzt werden, sich gegenseitig in ihrer Arbeit zu unterstützen. Die Pastoren der Synodalkonferenz, die in New York wohnen, lehnten eine wiederholte Einladung durch folgende Antwort ab: „Es sei beschlossen: Da der Zweck der vorgeschlagenen Versammlungen, wie in der Einladung ausdrücklich angegeben, nicht der ist, Einigkeit im Glauben und Handeln zwischen den verschiedenen lutherischen Pastoren herbeizuführen, so müssen wir unsere Beteiligung ablehnen; 2. daß wir jedoch unsere Bereitwilligkeit erklären, mit irgend welchen Lutheranern, Laien oder Pastoren, die das lutherische Bekenntnis, wie es im Konkordienbuch von 1850 niedergelegt ist, unbedingt annehmen und unterschreiben, zu verhandeln, wenn sie auf Grundlage dieses Bekenntnisses die Lehre in der Absicht, Einigkeit im Glauben und Handeln herbeizuführen, besprechen wollen.“ Wie Missouri in Detroit in falscher Ueberspannung der Kirchengemeinschaft sich der Eröffnung der Sitzungen bei intersynodalen Konferenzen durch einen liturgischen Gottesdienst aufs heftigste widersetzte, und damit unseres Erachtens von vornherein die Aussicht auf Erfolg herabdrückte, so sehen wir aus New York aus denselben Gründen die Pastoren der Synodalkonferenz jede Besprechung gemeinsamer kirchlichen Fragen mit anderen lutherischen Pastoren ablehnen.

Der „Lutheraner“ berichtet aus dem statistischen Jahrbuche der Missouri-Synode: „Unsere Synode zählt jetzt 1709 im Amte stehende Pastoren, 49 mehr als im vorigen Jahre. Dazu kommen noch Professoren und eine Anzahl kranke, altersschwache und außer Amt stehende Pastoren, so daß der Kalender die Namen von 1889 Pastoren und Professoren aufführt. Diese Pastoren bedienen 2299 Gemeinden, von denen 1297 gliedlich zur Synode gehören, und außerdem noch 864 Predigtplätze, das heißt, solche Stationen, an denen noch keine regelrechte Gemeindeorganisation stattgefunden hat. Mit dem Vorjahre verglichen sind es 32 Gemeinden und 54 Predigtplätze mehr. In diesen Gemeinden und Predigtplätzen stehen 770,695 Seelen unter der Seelsorge unserer Pastoren, die Zahl der zum Abendmahl berechtigten Glieder beläuft sich auf 449,795 und die der stimmberechtigten Glieder auf 106,628. Gegen das Vorjahr bezeichnen diese Zahlen eine Zunahme von 15,546 Seelen, 9364 zum Abendmahl Berechtigten und 1553 Stimmberechtigten. 1888 Gemeindeschulen finden sich in unserer Synode, 52 mehr als im Vorjahre, die von 96,193 Kindern besucht werden, 226 mehr als im Vorjahre. Den Unterricht darin erteilen 1061 Pastoren, 857 Gemeindeschullehrer und 176 Lehrerinnen. Die Zahl der schulehaltenden Pastoren hat sich um 35 vermehrt, die der Lehrer um 6 vermindert. Getauft worden sind im Laufe des Jahres 33,354 Personen, konfirmiert wurden 22,155, kommuniziert haben 803,085, getraut wurden 9420 Paare und begraben worden sind 10,319 Personen. Vergleichen wir auch diese Zahlen mit denen des Vorjahres, so zeigt sich eine Zunahme von 435 Getauften, 1004 Konfirmierten, 13,694 Kommunizierten, 414 Kopulierten und 121 Begrabenen. — Auf den neun höheren Lehranstalten der Synode studieren 1368 Schüler und Studenten, die von 49 Professoren und 7 Hilfslehrern unterrichtet werden. Im Gebiete der Synode werden folgende Wohltätigkeitsanstalten unterhalten: 9 Waisenhäuser, 5 Hospitäler, 3 Altenheime, ein Waisenhaus und Altenheim verbunden, eine Taubstummenanstalt, und es bestehen 11 Kinderfreundgesellschaften. 90 Kirchen sind im Laufe des Jahres eingeweiht worden und 28 Schulen. Im Verlagshaus der Synode sind 90 Personen angestellt und die Zahl der dort hergestellten Bücher und Schriften jeder Art geht weit in die Hunderttausende, von den acht von der Synode herausgegebenen Zeitschriften ganz abgesehen. Gestorben sind im Laufe des Jahres 17 Pastoren und 10 Lehrer. Die Summa der Gelder, die im Laufe des Jahres in den innerhalb der Synode erscheinenden Blättern quittiert worden ist, beläuft sich auf $341,964.80, die sämtlich für Zwecke außerhalb der eigenen Gemeinde geopfert worden sind. Davon sind allein für die Innere Mission eingegangen $75,470.46; dann folgt die Kasse für Wohltätigkeitsanstalten mit $60,102.92, und die Synodalbaukasse mit $47,755.80. Die übrigen Einnahmen verteilen sich auf die 19 andern Kassen.“

Statistisches aus der Ohio-Synode. Die Ohio-Synode hatte im Jahre 1870 nur 135 Pastoren, die in sechs Staaten verteilt waren. Im Jahre 1886 war die Zahl der Pastoren auf 352 angewachsen, die der Staaten auf 18. Heuer zeigt die Statistik 532 Pastoren in 23 verschiedenen Staaten arbeitend.

Lutheraner in Minnesota. Nach den statistischen Berichten zählt die lutherische Kirche in Amerika heuer 7422 Pastoren. Davon kommen auf Minnesota 846, die sich auf 17 verschiedene Synoden (die sich z. T. ge-

genseitig die Kirchen- und Gebetsgemeinschaft versagen!) verteilen, während 11 Pastoren frei stehen. Diese Zahl von 846 sind aber nicht nur Deutsche, sondern auch Dänen, Norweger, Finnländer, Isländer, Englisch-Lutherische.

Ueber Rassenselbstmord. Wie sehr unser Präsident Roosevelt guten Grund hatte, von Rassenselbstmord zu reden, zeigt folgender, dem „Lutheraner" entnommene Abschnitt, der wahrhaft haarsträubende Zahlen gibt: Die Presse hat, seitdem der Präsident jenes Wort geredet hat, sich der Erforschung dieses Gegenstandes zugewandt, und dabei gefunden, wie wohl begründet jenes Wort sei. Besonders die großen und vornehmen städtischen Gemeinden sind arm an Kindern, zum Teil fast kinderlos. Erst vor kurzem teilte ein presbyterianisches Blatt mit, daß im letzten Jahre in der großen und reichen Presbyterianerkirche an der Fifth Avenue in New York, die 1775 kommunizierende Glieder zählt, nur sechs Kinder getauft worden seien, und in einer anderen Kirche, die 805 Glieder zählt, nur drei. In der letzten Nummer des „Independent" finden sich zwei ausführliche Artikel über die überhandnehmende Kinderlosigkeit, deren einer als Ueberschrift die Frage stellt: „Ist die kleine Familie das amerikanische Ideal geworden?" Durch Nachfragen bei Hausbewohnern, Hausbesitzern und Aerzten hat die Schreiberin ein reiches statistisches Material über die Stadt New York gesammelt, hat zum Beispiel sich bei 485 in besseren Verhältnissen lebenden Familien erkundigt und in diesen allen nur 54 Kinder gefunden, durchschnittlich ein Kind auf neun Familien. Viele Hausbesitzer nehmen grundsätzlich keine Mietsleute auf, die überhaupt ein Kind haben, und von den 38 Aerzten, die die Schreiberin befragt hat, sprachen es 30 als ihre Meinung aus, daß die ideale amerikanische Familie aus zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, bestehe; sechs beschränkten die Zahl auf ein Kind, und einer meinte, das Ideal sei, überhaupt keine Kinder zu haben. Kinderreiche Familien würden verachtet und verspottet. Dagegen wendet sich aber der Redakteur des „Independent" und führt in einem besonderen zweiten Artikel aus, daß eine große Familie etwas Schönes ist, der Selbstsucht und Genußsucht wehrt und den Eltern im Alter reichen Segen bringt. — Die Schrift sagt: „Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk. Wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also geraten die jungen Knaben. Wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat," Ps. 127, 3 ff. Daß das Bestreben, eine möglichst kleine Familie zu haben und die Naturordnung Gottes zu verkehren, oft zu scheußlichen Sünden und Schanden führt, ist bekannt genug. Und daß auch in unsern Kreisen die kinderreichen Familien seltener werden, daß die Zahl der Getauften, der Schulkinder und der Konfirmierten nicht gleichen Schritt hält mit dem Wachstum der Synode, zeigen immer wieder auch die Angaben des „Statistischen Jahrbuchs", und ist eine Tatsache, über die einmal bei anderer Gelegenheit besonders gehandelt werden soll.

Generalversammlung der Presbyterianer. In Buffalo, N. Y., tagte im Mai die 116. Generalversammlung der presbyterianischen Kirche dieses Landes. Es sind in dieser Versammlung 710 Vertreter zu Sitz und Stimme berechtigt. Diese repräsentieren 100,000 Mitglieder, 7800 Gemeinden und 7600 Geistliche. Eines der wichtigsten Geschäfte, welches zur Besprechung kommt, betrifft die Vereinigung der Cumberland-Kirche mit der Mutterkirche, von der sie sich 1810 getrennt, und die seitdem eine unabhängige Kirche gebildet hat. Die

Trennung geschah damals auf Grund von Lehrstreitigkeiten und Differenzen betreffs der Erziehungsfrage. Es waren hauptsächlich die Gnadenwahlslehre und die Erziehung und Ausbildung der Geistlichen, welche den Bruch herbeiführten. Die Annäherung ging von der Cumberland-Kirche aus. Diese hat eine Mitgliedschaft von 185,000 und hat ihre Gemeinden hauptsächlich im Süden und Südwesten. Dieser Teil der presbyterianischen Kirche war gleichzeitig in Dallas, Texas, in Sitzung. Wie es aber schien, sollte der Komiteebericht, welcher die Verschmelzung anbahnen sollte, von ihr noch einmal zurückgefordert werden, um Aenderungen in demselben zu machen, da man annahm, daß seine jetzige Fassung der Vereinigung hinderlich sein dürfte. Nebst dem Cumberland-Projekt sollte der Assembly noch ein weiterer Vereinigungsplan vorgelegt werden; und einer, der auf sehr geringe Schwierigkeiten stoßen sollte. Es ist nämlich eine Vereinigungsbasis festgestellt worden zwischen der presbyterianischen Kirche und der „Generalsynode der reformiert-presbyterianischen Kirche“, die in Marianna, Ill., tagen wird. Beide Kirchen haben das gleiche Bekenntnis und den gleichen Katechismus, aber die „Reformiert-Presbyterianische Kirche“ singt nur schottische Psalmen. Diese Freiheit wird ihnen natürlich nicht angetastet. Diese Denomination zählt 40 Prediger und 5000 Mitglieder von sehr streng presbyterianischem Typus. Das Resultat der Verhandlungen ist z. Z. dem Rundschauer noch nicht bekannt.

Die 24. Generalkonferenz der Bischöfl. Methodistenkirche. Ein Ereignis im großen Stil war die Generalkonferenz der Bischöfl. Methodistenkirche, die am 4. Mai d. J. in Los Angeles, Cal., von Bischof Stephen M. Merrill eröffnet wurde. Schon die Reise nach dem fernen Westen war ein Ereignis! Die Zahl der Konferenzglieder beträgt ca. 750. Aber das Land California und die von allen Eisenbahnen bewilligten niedrigen Fahrraten übten einen mächtigen Reiz auf die reiselustige Gesellschaft, so daß in der Tat Tausende nach Westen reisten. Viele Delegaten nahmen ihre Frauen, andere ihre Familien mit. Ueber die Santa Fe-Bahn liefen sieben Spezialzüge aus New York, und fünf aus Chicago und Kansas City. Beinahe eine Woche waren die Reisenden in ihren Zügen, bis sie nur Grand Canyon, Ariz., erreichten. Dort aber erlebten sie etwas Unerwartetes: ein Schneesturm überraschte sie am Sonntagabend, dem 1. Mai. 12 Spezialzüge liefen hier zusammen mit 2500 Personen.

Das Fortkommen aber war mit Hindernissen verknüpft. Wir geben hier dem Berichterstatter das Wort. Nachdem Samstagnacht (30. April) der zwölfte Spezialzug im Bahnhof von Grand Canyon in Arizona eingelaufen war, entgleiste der Zug, der das Wasser für die Lokomotive bringen sollte (jeder Tropfen Wasser muß nämlich mehr als 100 Meilen weit gebracht werden) und nun waren 2500 Menschen zwei Tage lang fester eingeschlossen, als es bis jetzt den Japanern gelungen ist, Port Arthur einzuschließen. Das Feuer in den Lokomotiven erlosch und die Passagiere hatten kaum Wasser genug zum Trinken und Waschen. In dem einzigen Hotel gab es zuletzt nichts mehr mehr zu essen als Schinken und Eier (**Ham and Eggs**). Etliche der Züge führten Speisewaggons mit sich, aber die Passagiere der übrigen standen oft stundenlang in Reih und Glied, bis sie Zulaß in dem bescheidenen Eßzimmer zu erlangen vermochten. Man sah große kirchliche Würdenträger mit Blechkannen in Reih und Glied stehen, um nach voller Erschöpfung der Geduld in einem Zelt schwachen Kaffee und Crackers für

den eigenen knurrenden Magen oder für die im Waggon zurückgebliebene kranke Frau zu holen. Die Eisenbahngesellschaft wurde ins schwarze Buch geschrieben und zuletzt erreichte die Indignation einen hohen Grad. Sie machte sich Luft in Beschlüssen und Depeschen, die nach dem Hauptbureau in Chicago gesandt wurden. Erleichtert fühlten sich die Passagiere erst, als der erste Zug abging, aber es nahm noch volle 24 Stunden, bis der letzte Zug Grand Canyon verlassen konnte. Es ist deshalb kein Wunder, daß die erste Sitzung der Generalkonferenz kein Quorum hatte und sich genötigt fand, auf 3 Uhr nachmittags sich zu vertagen. Bis dahin waren die ersten Züge in Los Angeles angekommen.

Daß eine so große Versammlung nur schwerfällig arbeitet, läßt sich denken. Eine volle Woche nahm es, ehe überhaupt erkleckliche Geschäfte getan werden konnten. Das Durchberaten einer Geschäftsregel, Begrüßungsreden, Berichterstattung u. drgl. nahm die Zeit in Anspruch. Am 6. Mai kündiate Bischof Merrill, der fast 80 Jahre alt ist, seinen Rücktritt vom Bischofsamt an. — Die bischöfliche Methodisten-Kirche hat dafür den besonderen Ausdruck „superannuiert", der auf deutsch etwa „überjahret" (Hebr. 8, 13) heißen muß. Da gefällt uns doch unser „emeritiert" oder auch ev. „invalid" besser.

Doch nicht nur Bischof Merrill, sondern auch fünf andere Bischöfe wurden nolens volens auf die Liste der superannuierten Bischöfe gesetzt. Es sind dies die Bischöfe: J. H. Vincent, W. F. Mallalieu, C. D. Foß, J. M. Walden und E. G. Andrews. Gegen die Superannuierung der Bischöfe Foß und Walden liefen telegraphische Proteste ein, die jedoch keine Berücksichtigung fanden. Folgende Stellung sollen nach dem der Konferenz vorliegenden Plane die superannuierten Bischöfe haben:

„Ein superannuierter General-Superintendent ist der Verpflichtung, ausgedehnte Reisen durch die Kirche hin zu unternehmen, enthoben und er hat das Recht, sich seinen Wohnort selbst zu wählen. Der Board der Bischöfe soll ihm keine Konferenzbestellungen zuweisen und er soll keine Predigerbestellungen machen. Wenn er aber von einem vorsitzenden Bischof ersucht wird, mag er an einer jährlichen oder an der Generalkonferenz temporär den Vorsitz führen oder Kandidaten zum Predigtamt ordinieren.

„Ein superannuierter Bischof ist ratgebendes Mitglied im Board der Bischöfe; sein Name soll mit den Namen der übrigen Bischöfe in der Einleitung zur Kirchenordnung, dem Gesangbuch und dem Generalkonferenz-Journal stehen. Auch soll er Mitglied der kirchlichen Komiteen und Behörden sein, welchen die Bischöfe nach der Kirchenordnung angehören."

Sie bekommen ferner nach Beschluß der Konferenz sechs Monate volles Gehalt und danach die Hälfte, $2500, so lange sie leben. Nahrungssorgen werden sie also nicht drücken! Neugewählt wurden folgende acht Bischöfe: J. F. Berry, H. Spellmeyer, W. F. McDowell, J. W. Baschford, W. M. Burt, L. B. Wilson, T. B. Neeley und J. R. Day.

Ferner wurden folgende drei Missionsbischöfe erwählt: J. B. Scott für Afrika, W. F. Oldham und J. E. Robinson für Indien (und Malaysien). — Einer soll wohl noch für Japan und Korea gewählt werden.

Die Konferenz ist in der Zeit, in welcher wir schreiben (26. Mai) noch in Sitzung; die Vertagung ist auf den 30. Mai angesetzt. Aus den bisherigen Geschäften heben wir in Kürze folgende Beschlüsse hervor.

1. Die Frage der Zeitbeschränkung. Vor vier Jahren

wurde beschlossen, daß den Lokalpredigern keine bestimmte Zeitgrenze mehr angesetzt werden soll, wie lange sie an einer Gemeinde bleiben dürfen. Seitdem kam eine lebhafte Agitation in Gang, diese Bestimmung aufzuheben und zum früheren Modus zurückzukehren. Diese Frage wurde endgiltig erledigt durch Annahme eines Beschlusses, der die Sache läßt, wie sie jetzt ist.

2. Ein Beschluß, der gegen die Lynchgreuel protestiert, wurde angenommen.

3. Ferner wurde einstimmig ein Beschluß passiert, durch welchen der Kongreß ersucht wird, ein Gesetz zu erlassen, das der Vielweiberei in den Ver. Staaten ein für alle mal ein Ende macht.

4. Ein Federationsübereinkommen mit der Südl. Bischöflichen Methodistenkirche wurde enthusiastisch ratifiziert.

5. Ein Bericht des Komitees über Erziehung beseitigt die Verdächtigungen bezüglich der Rechtgläubigkeit der theologischen Lehranstalten und Professoren der B. M. K.

Wir müssen hiermit abbrechen; hoffend, wichtige Beschlüsse von allgemeinem Interesse in nächster Nummer nachholen zu können.

Das Obergericht von Kansas hat die Erklärung abgegeben, daß die Bibel in den öffentlichen Schulen gelesen werden darf, ohne daß das Verlesene erklärt wird. Die Veranlassung zu dieser wichtigen gerichtlichen Entscheidung gab ein Prozeß, den ein Bürger von Topeka angestrengt hatte, um die Erziehungsbehörde der Stadt zu zwingen, seinem Sohn den Wiedereintritt in die öffentliche Schule zu gestatten, von der er infolge seiner Weigerung, während des Lesens der Bibel zu Anfang der Schule anwesend zu sein, suspendiert worden war. Das Gericht wies diese Klage ab und entschied folgendermaßen: „Ein Lehrer der öffentlichen Schulen, der, um die Schüler zu beruhigen und sie auf ihr Studieren vorzubereiten, des Morgens das Vaterunser hersagt und den 23. Psalm vorliest, ohne Erklärung oder Bemerkung und falls die Schüler nicht zur Beteiligung aufgefordert werden, hält damit keine Form öffentlichen Gottesdienstes, noch lehrt er damit sektiererische oder religiöse Lehren."

Ausland.

Wirren in der Gemeinschaftsbewegung. Auf der Allianzkonferenz zu Blankenburg (24—28 Aug. 1903) war Dr. Lepsius aufs schärfste angegriffen worden (Cstl. W. 1903, 38 Sp. 461). Vorher schon hatte in der „Warte" des Pfr. Lohmann die Gräfin Elisabeth Waldersee die textkritischen Versuche Lepsius' recht energisch beanstandet; und auf einer (12—15. Mai) in Terstegenruh abgehaltenen Allianzkonferenz war von den Gemeinschaftsführern Stockmayer, Rappard, Lohmann, Modersohn, Girkon, Vetter, eine Erklärung gegen Lepsius beschlossen worden. Die Erklärung hatten General v. Viebahn und Prof. Ströter an den Adressaten in Berlin überbringen sollen, nachdem sie in einer Berliner Sitzung endgültig redigiert sei. An dieser Sitzung hatte Lepsius anfangs teilgenommen; erst nachdem er sich—von Pfr. Lohmann bedeutet — entfernt hatte, war die Redaktion der Erklärung zustande gekommen. Gegen sie hatte Lepsius eine Gegenerklärung im Reich Christi 7—8 gerichtet. Hieran schloß sich die Blankenburger Tagung. Der offizielle Bericht derselben liegt jetzt gedruckt vor. Lepsius wurde danach mit Achan, mit Usa (der Hand an die

Bundeslade legte), mit dem unbekehrten Petrus (Hebe dich Satan von mir), mit einem Menschen, der im Schoße seiner Mutter wühlt, mit der listigen Schlange u. s. w. verglichen, und die Brüder wurden aufgefordert, sich von diesem Bruder zu entziehen, der unordentlich wandelte.

Noch am ersten Konferenztage besprachen sich die landeskirchlichen Pastoren, welche an der Konferenz teilnahmen, und setzten einen an das Konferenzkomitee gerichteten Protest auf, in welchem das Ketzergericht über Lepsius verurteilt und Verwahrung dagegen eingelegt wurde, daß der Glaube an eine mit dem tatsächlichen Zustande der handschriftlichen Ueberlieferung der Bibel nicht vereinbare Verbalinspirationslehre als Kennzeichen der Gliedschaft am Leibe Christi angesehen und von den Konferenzmitgliedern gefordert werde. Da dieser Protest in der Versammlung zahlreiche Unterschriften fand, berief das Konferenzkomitee eine Sitzung, welche den Zweck hatte, die engen Anschauungen der Komiteemitglieder als bindendes Gesetz für die Blankenburger Konferenz zu proklamieren. Pfr. Stockmayer sprach zunächst seine Entrüstung darüber aus, daß fast sämtliche in Blankenburg anwesende Pastoren sowohl der Landeskirchen als auch der Freikirchen die Reden des ersten Tages gegen Dr. Lepsius mißbilligt hätten. Man müsse daher jetzt durch gemeinsamen Beschluß den Glauben an die wörtliche Inspiration der Heiligen Schrift und an die Authentizität und Unverderbtheit des unsern Ueberfetzungen zugrunde liegenden Textes zum Grundgesetz der Blankenburger Konferenz machen. Rev. F. B. Meyer warnte aufs eindringlichste davor, die Konferenz auf den Boden engherziger Glaubensgesetze zu stellen. „Wir stehen in Keswick (dem englischen „Blankenburg") auf dem weitherzigen Boden der evangelischen Allianz, und die Frucht dieser Weitherzigkeit ist die, daß außer den vielen Laien und vielen Pastoren der Freikirchen achthundert Pastoren der englischen Staatskirche sich in Keswick zu versammeln pflegen." Wenn man den Willen der leitenden Brüder tun werde, würde von der Blankenburger Konferenz nichts weiter übrig bleiben als „ein sich abschließender und vereinsamender Plymouth Bretherism (Darbysmus)." Pfr. Jellinghaus machte geltend, daß wenn man die Lehre von der mechanischen Verbalinspiration zum Glaubensbekenntnis erheben wolle, man nicht nur einem Luther, sondern auch Männern wie Neander und Tholuck und Tausenden von Gläubigen in Deutschland, England und Amerika die Gotteskindschaft und die Zugehörigkeit zum Leibe Christi absprechen müsse.

Gegen die Angriffe hat sich Lepsius im Reich Christi 1 scharf verteidigt. Er schildert im Anschluß an die zuletzt erwähnten Ausführungen Meyers und Jellinghausens die Situation folgendermaßen:

„Die evangelische Allianz zählt in allen Ländern die ersten Männer der Staatskirchen und Freikirchen zu ihren Führern und Freunden. Der Darbysmus dagegen, jeder Theologie und jeder kirchlichen Ordnung feind, bekämpft ebenso grundsätzlich das Freikirchentum wie das Staatskirchentum. Die baptistischen und methodistischen Brüder, welche der Blankenburger Konferenz angehören, haben immer eine durchaus loyale und der Allianz würdige Haltung gegenüber dem Landeskirchentum eingenommen; die landeskirchlichen Pfarrer, die Blankenburg besuchten, haben gleichermaßen nur der Gemeinschaft des Geistes unter allen, die Christum lieb haben, Ausdruck geben wollen. Wenn dies anders werden sollte, so müßte Blankenburg den Geist des Friedens und der Freiheit, aus dem es geboren ist, ver=

leugnen. Noch vor der nächsten Konferenz wird sich entscheiden müssen, ob ein engbrüstiger Darbysmus oder die weitherzigen Grundsätze der internationalen evangelischen Allianz in Blankenburg den Sieg behalten."

Doch hören wir, was auch Dr. Rade in „Chr. W." zu dieser ärgerlichen Streitsache zu sagen hat.

Dr. Lepsius antwortet im ersten Heft 1904 auf die Angriffe der Blankenburger Konferenz; und Dr. Rade sagt dazu:

Unsere Leser werden gut tun, das Heft zu lesen. Es gehört zu den Zeichen der Zeit. Man kommt bei der Lektüre in die Versuchung, eine Satire zu schreiben. Doch sie schwindet rasch in der Traurigkeit über so viel Menschliches in diesen Kreisen, die den Anspruch auf höchste und einzige Christlichkeit erheben. Aber ehe ich kurz dabei verweile, um der Gerechtigkeit willen eine Bemerkung wider Lepsius. Er unterschätzt das Maß des Aergernisses, das er den Gemeinschaftsleuten und aller Gemeindeorthodoxie gegeben hat. Seine Versuche, einen neuen Bibeltext zu gestalten, haben selbst Theologen, die Kritik zu vertragen wissen, verletzt. An seiner guten Absicht zweifelt auf unserer Seite niemand, aber der Eindruck des Willkürlichen und Unhaltbaren war stark. Mancher fand sogar die von ihm als Erzfeind der biblischen Offenbarung ins Auge gefaßte Wellhausensche Geschichtsauffassung pietätvoller als seine neue Methode. Aber auf wissensaftlichem Boden ist alles erlaubt, was Erkenntnis fördern will. So hatte hier Lepsius nichts weiter zu erwarten als den Widerspruch der Fachgelehrten. Dagegen was er den naiven Bibelchristen antat, war gar nicht zu ermessen. Er unternahm es, ihnen einen neuen Bibeltext zu bieten. Und zwar einen, der den Inhalt der Erzählungen und Lehrsprüche wesentlich veränderte. Nichts aber bringt den Laien, der noch nicht gegen die Kritik immun ist, mehr außer Fassung als die Textkritik. Denn da ist er dem Gelehrten am meisten auf Treu und Glauben ausgeliefert. Manche von unsern Lesern und Leserinnen werden das heute an sich erfahren, wenn sie unsern Artikel über die ursprüngliche Gestalt des Vaterunsers studieren. Kurz, das Entsetzen der Gemeinschaftschristen, die von Wissenschaft nichts verstehen, über Lepsius' Besserungsversuche an der Bibel, ist vollkommen verständlich. Umsomehr, weil er einer der Ihren ist — gerade darum: „Schlimmer als Delitzsch!"

Wahrhaft betrübend aber ist nun doch das Verhalten der Blankenburger. Es liest sich wie ein Kapitel aus Ritschls „Geschichte des Pietismus". Diese Fanatiker geraten sofort in Konflikt mit der gemeinen Moral. Sie brechen den Stab über Gedrucktes, das sie niemals gelesen haben! u. s. w. „Wenn die Heiligen herrschen wollen, geht es ohne etliche Jesuitereien nicht ab," schreibt Lepsius. Er geht schonungslos mit seinen Richtern ins Gericht. Daß es ihm dabei doch immer um die Sache gilt, spürt man bei jedem Satze. Und dies ist an der Streitschrift das Beste. Wie vieles sagt er, das gesagt werden muß, und das wir nicht besser und freimütiger sagen könnten als er. Auch die Laiengläubigkeit muß lernen, daß unsre Bibel, von der wir alle leben, ihren Schatz in irdischen Gefäßen hegt. Möchte Lepsius in diesem Streit nicht erliegen! Der Sieg ist schwer, wenn man wider zwei Fronten kämpft. Möchte er sich nicht verbittern lassen, wenn er nun dieselbe Erfahrung macht, die andre verdächtigte Theologen vor ihm ebenfalls mit den ausgesprochenen christlichen Kreisen gemacht haben: nach der guten Absicht wird nicht gefragt, wirkliche ge-

naue Bekanntschaft mit dem Beanstandeten wird nicht für nötig gehalten, sachlich wird nicht gestritten, eines geordneten Verfahrens bedarf es nicht wider den Angeschuldigten — nur hurtig fort mit ihm zum Scheiterhaufen! Es ist die alte Geschichte von der sancta simplicitas des religiösen Fanatismus.

Kirche und Gemeinschaften. Die Gegensätze spitzen sich in kirchlichen Kreisen Deutschlands recht bedenklich zu. Da sind nicht nur die Gegensätze zwischen der positiv-gläubigen Theologie und den liberalen Richtungen, die mit dem Herrn Jesu nur noch Heroenkult treiben. Vielmehr kommt jetzt immer mehr ein scharfer Gegensatz zwischen den positiv Kirchlichen und den Gemeinschaftsleuten zum Vorschein. Nicht nur Pastor Lepsius erfährt die maßlosen Angriffe seiner Gegner in der Gemeinschaftsbewegung, sondern es werden auch die unter mehr kirchlicher Leitung stehenden Anstalten, Diakonen und Diakonissenhäuser, Anstalten für innere und äußere Mission verdächtigt und das Vertrauen zu ihnen untergraben von gewissen Leitern der Gemeinschaftsleute: Pastor Paul, Evang. Krawielitzky und andere, denen Dr. Ad. Stöcker in der Reformation ernstlich entgegen trat.

Ueber Kirche und Gemeinschaften hielt bei der Kurmärkischen Pastoralkonferenz in Potsdam am 25. April Hofpr. Ohly einen Vortrag, dessen nachstehende Leitsätze Beachtung verdienen:

1. Die Gemeinschaftsbewegung der Gegenwart ist unter dem Gesichtspunkt eines dem Leben der Kirche zugedachten Segens zu würdigen. Eine ungesunde Spannung zwischen Kirche und Gemeinschaft tut diesem Segen Abbruch. — 2. Auf Grund biblischer und kirchengeschichtlicher Orientierung darf behauptet werden, daß in der Kirche zu allen Zeiten unter denen, die mit Ernst Christen sein wollten, das Bedürfnis nach engerem Zusammenschluß zur Förderung des inneren Lebens hervorgetreten ist und unter wechselnden Formen Befriedigung gefunden hat (ecclesiolae in ecclesia). 3. Die Landeskirche als die geschichtlich gegebene Form der Kirche Jesu Christi für unser Volk muß um ihrer Aufgabe willen von der Gemeinschaft fordern, daß sie sich als Pflegestätte für christliche Persönlichkeiten erweist, die sich bereitwillig in den Dienst der Gesamtgemeinde stellen und die Arbeit des geistlichen Amts wirksam unterstützen (ecclesiolae pro ecclesia). 4. Dagegen bietet die Landeskirche der Gemeinschaft durch ihre auf immer tiefere Erforschung der Schrift- und Bekenntnisgrundlage gerichtete theologische Arbeit einen Schutz gegen sektiererische Lehrauffassung, durch ihre evangelische Fassung des christlichen Lebensideals eine Bewahrung vor gesetzlicher Verengerung, durch ihren Volkscharakter eine Schranke wider separatistische Neigungen (ecclesia pro ecclesiolis). — 5. Auch für das Verhältnis von Kirche und Gemeinschaft gelten die apostolischen Mahnungen: „Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor" und „Einer trage des andern Last."

Ein Vorstoß des kirchlichen Liberalismus. Die kirchlich-liberale Vereinigung in Mannheim hat durch Vermittlung des Mannheimer Kirchen-Gemeinderats folgenden Antrag an den Evangelischen Oberkirchenrat zur Vorlage an die Generalsynode unterbreitet:

„Hoher Oberkirchenrat wolle den Inhalt dieser Eingabe einer geneigten

Kenntnisnahme und Erwägung unterziehen und dann bei der diesjährigen Generalsynode die verfassungsmäßige Festsetzung folgender Bestimmungen beantragen, die in Zukunft für die evangelisch-protestantische Gemeinde Mannheim gesetzmäßig Gültigkeit haben sollen, — wodurch alle früheren hiermit nicht übereinstimmenden kirchenrechtlichen Bestimmungen der vereinigten evangelisch-protestantischen Kirche des Großherzogtums Baden für die evangelisch-protestantische Gemeinde Mannheim außer Wirsamkeit gesetzt werden. 1. Die durch die Generalsynode von 1855 ausgesprochene volle Anerkennung der Geltung der Bekenntnisschriften ist keine obligatorische. 2 .Der Bekenntnisstand wird so erweitert, daß auch eine Lehre, die dem heutigen Stand der wissenschaftlichen Kultur entspricht, ihr volles Recht hat. 3. Der Gebrauch des Apostolikums ist fakultativ, eventuell ist der Gebrauch einer ähnlichen Formel (siehe unten) zu gestatten. 4. Der Katechismus wird aus der Volksschule entfernt und durch einen Religionsunterricht, wie die kirchlich-liberale Vereinigung ihn in Vorschlag gebracht hat, ersetzt. 5. Der fakultative Gebrauch einer neueren Bibelübersetzung ist im Gottesdienst wie in der Kirche gestattet. 6. Reform des Abendmahls (siehe gleichnamige Schrift von Professor Bassermann, Tübingen, Mohr, 1904. 16. Brief: „Ansteckungsgefahr und Ekel"). Der Kirchengemeinderat der evangelisch-protestantischen Gemeinde Mannheim."

Für die „ähnliche Formel", die fürs apostolische Glaubensbekenntnis gebraucht werden soll, ist etwa folgender Inhalt angenommen:

„1. Ich glaube an Gott, den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde. 2. Ich glaube an Jesus Christus, unsern Erlöser, den Gottessohn, der uns zur Gotteskindschaft, den Menschensohn, der uns zur Menschlichkeit führt, den Herrn und das Haupt seiner Gemeinde. 3. Ich glaube an den Heiligen Geist, den Geist Gottes in der Menschheit, den Geist Christi in der Christenheit, der uns heiligt, einigt und das ewige Leben gibt (verbürgt)."—

Da Baden bekanntlich das Musterland für den Liberalismus ist, so dürfen wir uns auch anderwärts auf derartige Anträge gefaßt machen. Ob die Mehrheit des badischen Oberkirchenrats der Forderung sehr abgeneigt ist? Der neue Prälat Oehler hat sich vor einigen Jahren von der Kanzel dazu bekannt, daß er die verschiedenen Richtungen (positiv und liberal) als „gottgewollt" ansehe.

Die Antwort auf vorstehende Eingabe der Liberalen von Mannheim an den badischen Oberkirchenrat ist rasch erfolgt. Der Oberkirchenrat erkennt zwar die faktische Gleichberechtigung beider Richtungen in der Kirche an, wie sie leider seit langer Zeit in Baden besteht; aber er lehnt es ab, dem Drängen der Liberalen nachzugeben und solche Neuerungen in der Kirche und Schule einzuführen, wie sie die Vorlage befürwortet. Die vollständige Antwort würde uns hier zu viel Raum wegnehmen. Sie ist in „Reformation" No. 19, Seite 302 f. zu finden.

Zur Abendmahlspraxis. Die unsinnige Bazillophobie läßt unser heutiges Geschlecht nicht los. Nachdem einmal die Frage des Einzelkelches aufgebracht ist, wird dieselbe in allen Ländern zu einer brennenden. Man kann in allen europäischen Kirchenblättern auf Verhandlungen über diesen Gegenstand stoßen. Gelehrte Gutachten werden von Medizinalkollegien eingeholt, ein ganzer Apparat von Gelehrsamkeit wird ins Werk gesetzt, um zu untersuchen, ob sich Infektionsfälle durch den gemeinsamen Kelch

nachweisen lassen. Aber obgleich das Resultat durchweg ein negatives ist, so bleibt doch der Angstbazillus und läßt sich nicht bannen. Das führt da und dort bereits zu gewissen Regulationen betreffs der Abendmahlspraxis. So hat auch die Superintendentur Dresden=Stadt Verordnungen erlassen, welche dafür sorgen, daß jeder Kommunikant eine reine Stelle des Kelchrandes berühre.

Die Vorkehrungen, welche jedem Geistlichen zur Pflicht gemacht sind, lauten:

1. „Es sind immer, auch bei kleinen Kommunionen, mehrere Kelche bereit zu halten. Tritt eine Person zum Altar, bei der eine Hautkrankheit im Gesicht oder auch nur erkennbare Unreinlichkeit oder das Hineintauchen des Bartes in den Wein u. a. m. für den nächsten Kommunikanten Ekel erregen könnte, so ist der Kelch sofort in deutlich wahrnehmbarer Weise zurückzustellen und vom weiteren Gebrauche bis zur gründlichen Reinigung auszuschließen.

2. Es ist beim Ausspenden der Kelch derartig beständig zu drehen, daß jeder Kommunikant eine zuvor noch nicht benutzte Stelle des Kelchrandes berührt, und es ist derselbe Kelch nur solange zu gebrauchen, bis durch völlige einmalige Umdrehung keine frische Stelle mehr vorhanden ist.

3. Es ist jeder Kelch nur soweit zu füllen, daß nach Handhabung des unter 2 erwähnten Verfahrens kein sehr großer Weinrest im Kelch verbleibt.

4. Es sind bei jeder größeren Kommunion mehrere, bei großen Abendmahlsfeiern viele ganz reine Tücher auf dem Altar bereit zu halten, und es ist jedesmal nach dem geschilderten kurzen Gebrauch des Kelches der Rand ganz sorgfältig, und zwar derartig zu reinigen, daß mit dem Tuch zunächst nicht rund herum sondern Stelle für Stelle von unten nach oben gewischt werde. An Tagen, an welchen eine sehr große Beteiligung an der Abendmahlsfeier zu erwarten ist, wird in der Sakristei das nötige vorzusehen sein, um von Zeit zu Zeit dort eine Ausspülung der Kelche vornehmen zu können."

Zu der neuesten Verlästerung Luthers durch Pater Denifle schreibt „Wartburg" neuerdings unter Hinweis auf die neueste (5.) Auflage von Köstlins großem Lutherwerk:

Wir dürfen es als eine glückliche Fügung betrachten, daß die neueste Auflage dieses wertvollen Werkes gerade in dem Augenblick abgeschlossen wurde, als Denifle seine Ergüsse der Oeffentlichkeit übergab. So ist es uns vergönnt, das Hauptwerk evangelischer Geschichtsforschung in ungetrübter und nicht durch beständige Beziehung auf einen eklen Sudler auf Schritt und Tritt gestörter Freude zu genießen. Ignorieren läßt sich allerdings Denifles Arbeit nicht. Dafür sorgt schon die Tatsache, daß die ganze ultramontane Presse wie ein Mann (mit Ausnahme von Spahn) ihn mit ihren Fittichen deckt. Freilich, man kann sich viele Aufregung ersparen, wenn eine Mitteilung der „Tägl. Rundschau" aus Rom auf Wahrheit beruht, wonach Denifle sein Machwerk im Auftrage des östreichischen Episkopats, zur Bekämpfung der Los von Rom=Bewegung, als bestellte Arbeit geliefert haben soll. Das würde ja mancherlei erklären, unter anderm auch die Tatsache, daß der „Reformpapst" Pius X. selbst in besonderer Audienz das erste Exemplar des Buches entgegengenommen hat. Vielleicht ist Denifle gar nicht so böse, wie er ausschaut,

vielleicht rollt nur sein eines Auge im Zorn gegen den bitterbösen Luther, mit dem anderen Auge blinzelt er — halb Prophete, halb Schalksnarr wie sein Bruder im Bettelsack, Abraham a Sancta Clara —, den hochgelehrten Kollegen von den verschiedenen Akademien zu, als wollte er ihnen ins Ohr flüstern: Seit nit harb, ich schreib ja das dumme Zeug bloß für die Preß-kapläne in Gratz und Leitmeritz! Leider ist der deutsche Protestantismus auf eine derartige Behandlung ernsthafter Angelegenheiten nicht gestimmt und so muß jetzt Ehren-Denifle eine Flut vernichtender Urteile über sich ergehen lassen, die seinen Ruf als Gelehrter für immer begraben haben. An einer Reihe von Stichproben weist Dr. Walther nach, wie bodenlos leichtfertig und gemein Denifles Polemik aussieht. Dr. Kolde bemüht sich aufzuzeigen, wie es in dem Kopfe aussehen muß, der so etwas zu Tage fördern konnte — und, fügen wir hinzu, in den Köpfen, die so etwas billigen und loben.

Denifle hat seinem Buche auch ein „Nachspiel" angehängt, das er überschrieb: „Luthers Physiognomie. Sein Gesicht ist wie seine Bücher. Als Beilage."

Damit ist aber der Pater vollends aufs Glatteis geraten. Man lasse doch nur einmal eine Schwadron wohlgerundeter Priester und Mönche mit ihren feisten, fetten Gesichtern, ihren aufgedunsenen Physiognomien als Studienobjekte Revue passieren und frage sich still, was man da sieht! Wir wollen hier die Schmähungen nicht abdrucken, die Denifle auf Luther häuft, auf Grund eines von ihm abgedruckten schlechten Lutherbildes. Ergötzlich ist aber ein Geschichtchen, das sich im Bayernland zutrug und das die Abendschule in No. 41 mitteilt. Sie stellt dort auf Seite 658 ein Lutherbild einem Seite 659 gegebenen Bild des berühmten katholischen „Heiligen" Alfonsus v. Liguori gegenüber. (Diese Bilder sollten im „Friedensboten" reproduziert werden zum Besten seiner Leser!) Zu dem Bilde des „Heiligen" schreibt die „Abendschule" wie folgt:

„Der „Scherer" in Innsbruck veröffentlichte vor drei Jahren das Bild des heiligen Alfonsus von Liguori als Ansichtskarte. Dieser „Heilige" wurde 1696 geboren, starb 1787, verfaßte eine „Theologia Moralis",* wurde 1816 selig und 1859 heilig gesprochen und endlich sogar zum „ausschließlichen Kirchenlehrer" erklärt.

Als nun jenes Bild erschien, war flugs der Staatsanwalt dahinter her und beschlagnahmte die Ansichtskarte, mußte sie aber wieder freigeben, als der Verlag nachwies, daß die Karte keine Karrikatur, kein Ulk, keine Fälschung war, wie der Herr Staatsanwalt vermutete, sondern ein getreues Abbild der wundervollen Physiognomie des „Heiligen". Zugleich schrieb ein frommer katholischer Maler: „Nur der glühendste Haß gegen die heilige Religion kann eine solche Karrikatur zeichnen, unsern großen Heiligen, mit solch unheimlich verzerrten Gesichtszügen, mit solch teuflisch spöttischem Blick", — aber auch er erfuhr, daß er keine Karrikatur beurteilt hatte! Fürwahr, man braucht nur Luthers Bild und Ligouri's Bild nebeneinander zu halten und weiter kein einziges Wort zu verlieren."

*) Die rühmlichst bekannte, mit ihren pornographischen Sudeleien. (D. Red.)

Literatur.

Im eigenen Verlag (Eden Publishing House) ist neuerdings erschienen:

Zwei Welten. Geschichte aus dem neunzehnten Jahrhundert von Erich Zech. Hübsch in Leinwand gebunden, 256 Seiten, Preis 60 Cents. — Eine Geschichte, welche sich um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts abspielt, zum Anfang auf der Insel Rügen, gegen das Ende immermehr im Staate Maryland, wo zuletzt alle Helden der Geschichte sich wunderbar wieder zusammenfinden, um sich nicht mehr zu trennen. Adelsdünkel und Tyrannei, Spielwut und Schwelgerei enthüllt das Buch; das sind die Ursachen, die ein ganzes Kirchspiel nach und nach sprengen und nach Amerika treiben, und die ein Adelsgeschlecht in die Armut stürzen. Die Diener der Kirche sind für diese Herren nur da, um das Volk in Botmäßigkeit zu halten. Doch wird der Adelsdünkel gebrochen durch die Liebe, die die Herzen verbindet, die Leidenschaften besiegt und einen befriedigenden Ausgang herbeiführt. — Ein sehr hübsch und spannend geschriebenes Buch. Gut für die reifere Jugend.

Ferner erschien in unserm Verlag: „Das Evangelische St. Louis." Ein Weltausstellungs-Souvenir. 72 Seiten; Preis: 25 Cents. Dieses nette und anziehende Buch enthält die Bilder von 24 evangelischen Pastoren und 23 Kirchen in St. Louis; ferner die Bilder des Barmherzigen Samariter Hospitals, der Deutschen Protestantischen Waisenheimat, des Evangelischen Diakonissenhauses, des Emmaus-Asyl von Marthasville, und einige Bilder vom Verlagsgeschäft. Zu den Bildern sind noch kurze geschichtliche Notizen beigegeben. Kein Besucher der Weltausstellung sollte versäumen, dieses Andenken mitzunehmen. Aber auch für die, welche nicht nach St. Louis kommen, wird dieses Buch recht interessant sein.

Von Jennings & Pye, Cincinnati, Ohio, kam: „Biblische Erzählungen des Alten Testaments," von J. G. Schaal mit interlinierten Uebersetzungen und vielen Vokabeln versehen. Dieses Büchlein dürfte von allen deutschen Sonntagschullehrern, die Leseunterricht erteilen müssen, mit Freuden begrüßt werden. Ist es nicht vollkommen, so doch hübsch, einfach und praktisch. Wir möchten besonders auf die Vorrede aufmerksam machen, in welcher sich der Verfasser bezüglich der englischen Uebersetzung auf die wohlbekannten Pädagogen Weick und Grebner bezieht. Die englische Satzbildung muß infolge der wörtlichen Uebersetzung leiden, allein der kleine Anfänger findet das rechte Wort immer da, wo es nach Lehrgrundsätzen stehen muß. Wir versprechen diesem neuen Büchlein eine große Verbreitung unter allen kirchlichen Benennungen. P. A., L.

In J. F. Lehmann's Verlag erschien in dritter Auflage: Unfehlbar. Rom's Päpste in römischem Lichte. Dem deutschen Volk dargestellt von Ottmar Hegemann. Ein Heft 32 Seiten stark; Einzelpreis: 20 Pfg., 50 Ex. 5 Mk. Das Heft ist in unserer Zeit, wo der Ultramontanismus, der alte Erbfeind, uns so sehr mit aller Macht und List und Lüge bekämpft, sehr empfehlenswert für massenhafte Verbreitung. Gar vielen, die Rom's Päpste nicht kennen, können aus diesem Hefte aus römischen Quellen das Verderben Roms kennen lernen.

Die Zahl der theologischen Zeitschriften wurde in diesem Lande dieses Jahr um zwei vermehrt. Als Quartalschrift erscheint vorläufig:

Theologische Zeitschrift, herausgegeben im Interesse der Prediger der deutschen Synoden der „Reformierten Kirche in den Vereinigten Staaten" von der theologischen Fakultät des Missionshauses bei Franklin, Wis. Preis: $1.50 jährlich. Einsendungen für die Redaktion zu senden an Prof. H. A. Meier, D. D., Plymouth, Wis., R. R. 29.

Geschäftliche Sachen zu adressieren: Rev. Karl Heyl, Monticello, Wis. Wir hoffen, daß diese Zeitschrift in brüderlichem Sinn und Geist gegen andere evangelische Konfessionsgenossen geführt wird und begrüßen sie in der geistlichen Mitarbeit auf dem Gebiet der Theologie.

Ob wir ein gleiches hoffen dürfen von der zweiten neuen Zeitschrift, wissen wir nicht. Sie hat den Titel: „Theologische Quartalschrift". Herausgegeben von der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Synode von Wisconsin, Minnesota, Michigan und andern Staaten. Redigiert von der Fakultät des Evangelisch-Lutherischen Seminars zu Wauwatosa, Wis. Preis per Jahrgang: $1.00. Dieses Blatt wird wohl ähnlich wie „L. und W." den Interessen der sogenannten Synodalkonferenz dienen, in welcher der missourische Geist prädominiert.

Die „Neue Kirchliche Zeitschrift", vom Verlag von A. Deichert Nachf. (Geo. Böhme) hat fortgesetzt gediegene Artikel, die aller Beachtung wert sind.

Heft No. 4 (April) enthält: 1. Das Wesen des Christentums und die historische Forschung III. — 2. Die Forderung einer modernen positiven Theologie unter Berücksichtigung von Seeberg, Th. Kaftan, Bousset, Weinel. — 3. Der Bund vom Sinai VI. — 4. Neues und Altes über den Isagogiker Euthalius. Geschichtliches zur Kelchfrage.

In Heft No. 5 werden die Artikel 1, 2, 4 fortgesetzt und kommt neu hinzu: Der Jakobusbrief und die neuere Kritik.

Ferner bringen wir als Wechselblätter in Erinnerung das Reich Christi von Dr. Joh. Lepsius. Diese Schrift empfehlen wir dringend allen, welche Skrupel haben bezüglich der Verbalinspiration. Hier werden die Gründe dargelegt, warum angesichts der Textgestalt der alten Handschriften und der ganzen Geschichte dieser Handschriften sich die Verbalinspiration nicht halten läßt.

Dabei ist Dr. Lepsius bekannt nicht als Rationalist und Ungläubiger, obgleich er, wie die „Rundschau" zeigt, von Ueberheiligen in Bann und Acht erklärt ist. Sondern Dr. Lepsius hat ein Herzensinteresse, dem unverkürzten Bekenntniß zum Sünderheilande zu dienen mit seiner Zeitschrift.

Ferner empfehlen wir: „Die Studierstube" von Dr. phil. Jul. Böhmer. Diese Zeitschrift behandelt allerlei Tagesfragen theoretischer und praktischer Natur, welche die heutige theologische Welt bewegen, und orientieren den Leser über den Stand derselben.

Glauben und Wissen" ist eine Zeitschrift, herausgegeben von Dr. E. Dennert im Interesse der Verteidigung des christlichen Glaubens gegenüber den Angriffen, die von Seiten der Naturwissenschaft erhoben

werden. Es sind hochinteressante Artikel darin, die im Gebiet der Naturwissenschaft Aufschluß geben, auch Fragen aller Art, die von Lesern eingeschickt werden, beantworten.

Die „Katechetische Zeitschrift“ von Pastor Aug. Spanuth erscheint im 7. Jahrgang und bringt gediegene Artikel, die der Pädagogik und dem Schulunterricht, namentlich in höheren Schulen dienen.

„Der Türmer“. Monatsschrift für Gemüt und Geist, Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., einzelne Hefte 1 Mk. 50 Pfg. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Aprilheftes: Was ist der Mensch? Von C. Th. Müller. — Leben. Die frohe Botschaft eines armen Sünders. Von Peter Rosegger. (Fortsetzung.) — Die Sozialpolitik in der Gesetzgebung der Kulturvölker. Von Dr. Georg Sydow. — Abendgebet auf dem Nebo. Von F. Lienhard. — Heldenbücher. Von Herman v. Petersdorff. — Johnston, Geschichte der Kolonisation Afrikas durch fremde Rassen. — Friedrich Preller. Von Dr. Karl Storck. — Der Botaniker Schleiden. Von J. Reinke. — Zeit lassen! Von Chr. Rogge. — Hinter dem Schleier. Von Felix Poppenberg.— „Erstklassige Menschen“. — Was der Deutsche in England lernt. Von Ed. Engel. — Ein Wort über den Okkultismus. Von Dr. R. — Zur Frage: Gibt es eine Offenbarung? Von Walter Berghaus. — Türmers Tagebuch: Wie war es möglich — ? Im Klassenstaat. Illusion und Wirklichkeit. — Die Geschichte der Programmusik: III. Was heißt „symphonische Dichtung“? Von Dr. Karl Storck. — Musikalische Zeitfragen: Die Musiksteuer. Von St. — Neue Bücher und Musikalien. Von K. St. — Kunstbeilagen: Christus im Grabe. Von Hans Baldung. (Photogravüre.) Friedr. Preller: Odysseus in der Unterwelt. Friedr. Preller: Odysseus auf der Insel der Kirke.— Notenbeilage: Vier Lieder. Komp. von Konrad Ramrath Ged. von K. E. Knodt. 1. Verträumte Jugend (Volkslied). 2. Notturno. 3. Flieg, meine Seele! 4. Zu Dir.

Aus dem Inhalt des Maiheftes: Soziale Organisation und ihre Verheißungen. Von Prof. Wilh. Förster. — Leben. Die frohe Botschaft eines armen Sünders. Von Peter Rosegger. (Fortsetzung.) — Erinnerungen an Tobias Beck. Von Dr. Maier-Pfullingen. — Mutter Pokatschen. Von Carl Busse. — Eine neue Shakespeare-Biographie. Von Eduard Engel. — Radioaktive Substanzen. Von Hans Dominik. — Die Tagebücher Ludwigs v. Gerlach. Von Herman v. Petersdorff. — Primitive Dramatik. Von Felix Poppenberg. — Was können wir für unsere Kolonien von andern lernen? Von Missionsinspektor Dr. A. Schreiber. — Aus alten Rechtsquellen. Von Dr. Emil Rechert. — Zur Frage: Gibt es eine Offenbarung? Von Paul Buhrow. — Zur Frage: Was ist der Mensch? Von Waldemar Franke. — Türmers Tagebuch: Der Hererokrieg und das Nationalgefühl. Materialisten und Idealisten. Aus dem Rechtsstaat. Von allerlei Staub und vom grünen Mai. — Glucks „Iphigenia auf Tauris“. Von Alfred Bernhard Marx. — Kunstbeilagen: Musizierende Engel am Altarwerk der Brüder van Eyck. (Photogravüre.) A. v. Wahl: Estnischer Bauer. Estnische Bäuerin. A. Hagen: Ruine Tolsburg am estländischen Strande. — Notenbeilage: Himmelfahrtsgesang. Ged. von Friedrich Funcke. Komp. von Karl Löwe. „Hinauf zu jenen Bergen.“ Ged. von N. Telschow. Komp. von Karl Löwe. Beim Maitrank. Von Karl Löwe.

❀ Magazin ❀
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 6. Band. St. Louis, Mo. September 1904.

Offener Brief an Herrn Prof. Dr. Häckel*) in Jena.

Geehrter Herr Professor! Sie haben in Ihren „Welträtseln" bekanntlich eine Schilderung der Entstehung des Neuen Testaments gegeben, welche den lebhaftesten Widerspruch von Seiten der theologischen Wissenschaft erfuhr, zumal sie sich dabei auf das „Schundbuch" eines ganz obskuren englischen Literaten mit dem Pseudonym Saladin stützten. Von ganz geringfügigen kleinen Aenderungen abgesehen, haben Sie die Ihnen von Prof. Loofs u. a. nachgewiesenen schweren Irrtümer von Auflage zu Auflage stehen lassen, auch in der „Volksausgabe".

Nunmehr aber liegt vor mir die letzte (5.) Auflage der englischen Uebersetzung Ihrer „Welträtsel", — die sehr bezeichnender Weise auch niemals Ihr Nachwort „das Glaubensbekenntnis der reinen Vernunft" mit Ihrer eigenartigen Verteidigung gegenüber den Schriften von Loofs, Paulsen, mir u. a. gebracht hat. In dieser neuen Auflage erklärt der Ueberseter auf S. 110, daß Sie Ihren Irrtum hinsichtlich der Glaubwürdigkeit Saladins u. s. w. eingesehen haben. Die Bemerkung lautet: „Der Rest dieses Abschnittes ist in der gegenwärtigen Auflage neu geschrieben worden. Der Ueberseter hielt sich nicht für berechtigt, den Text irgendwie zu ändern, solange Prof. Häckel nicht von der Unzuverlässigkeit seiner Quellen bei diesem Abschnitt und dem Schluß dieses Kapitels überzeugt war. *Prof. Häckel hat nun anerkannt, daß er in Bezug auf den Wert seines Gewährsmannes im Irrtum war und hat einige der Behauptungen dieses Kapitels zurückgezogen.* Der Ueberseter hat deswegen nun den Text dem gegenwärtigen Stand der Forschung entsprechend verbessert."

Das betr. Kapitel („Entwicklung des Christentums") enthält denn in der Tat nur wenige Zeilen aus Ihren „Welträseln", im übrigen ist es ganz neu bearbeitet und zwar im Gegensatz zu früher in einem durch-

* Abgedruckt aus „Glauben und Wissen", einem Wunsch des Verfassers, „um weitgehendsten Abdruck" entsprechend.

aus sachlichen und nicht verletzenden Ton, daß es sich zwischen den anderen unveränderten Kapiteln wie ein Fremdkörper ausnimmt. Der Name Saladins ist ganz weggelassen, das alberne Märchen von den hüpfenden Evangelien desgleichen, ja es wird sogar als Abfassungszeit der synoptischen Evangelien die Zeit von 65—100 n. Chr. angegeben. Das ist Ihnen ja nun freilich alles schon seit fünf Jahren oft genug von ernsten deutschen Gelehrten gesagt worden, ohne daß Sie es nur im geringsten beachtet hätten; und die jetzige Erkenntnis kommt daher doch eigentlich reichlich spät, allein, immerhin ist es doch sehr zu begrüßen, daß Sie überhaupt noch diese Irrtümer einsehen, vor allem auch deshalb, weil nun doch wenigstens die Hoffnung besteht, daß Ihnen auch hinsichtlich der vielen anderen Irrtümer Ihrer „Welträtsel", wenn auch verspätet, die wahre Erkenntnis aufdämmern wird.

Allein, nun liegt vor mir auch die letzte Auflage der deutschen Volksausgabe Ihrer „Welträtsel" (108.—120. Tausend). Diese Auflage ist kürzlich erst erschienen; denn sie gibt zwar keine Jahreszahl an, wohl aber als Verlag: Stuttgart, Emil Strauß, Verlag A. Kröner. Bekanntlich hat aber die Uebersiedelung dieses Verlags von Bonn nach Stuttgart erst in den letzten Monaten stattgefunden, folglich ist diese Ausgabe der „Welträtsel" zum mindesten gleichzeitig mit der englischen erfolgt. In dieser deutschen Ausgabe aber steht jenes Kapitel ganz wie früher abgedruckt, Saladin ist hier nach wie vor als „scharfsinniger Theologe" Ihr Gewährsmann, die Evangelien hüpfen auch hier wieder auf den Tisch, und Ihre Abfassung wird nach wie vor viel später datiert, als Sie es in der englischen Ausgabe zufolge der ernsten Forschung tun. Sie haben sich hier also offenbar einer doppelten Buchführung befleißigt: in England haben Sie Ihren Irrtum eingesehen, in Deutschland dagegen nicht.

In Ihrem Vorwort versichern Sie uns, daß es sich in den „Welträtseln" um eine „ehrliche und gewissenhafte Arbeit" handelt. Angesichts dessen aber will es mir so erscheinen, als ob nicht nur Ihre Gegner, sondern auch Ihre zumeist völlig unkritischen Leser und Anhänger eine Aufklärung von Ihnen verlangen müssen. Weshalb haben Sie den englischen Uebersetzer ermächtigt, Ihre Irrtümer als solche zu kennzeichnen und zu verbessern, und weshalb lassen Sie in Deutschland Ihre zahlreichen Leser weiterhin in dem Wahn, Saladin sei ein großer und glaubwürdiger Theologe und das Neue Testament sei in der von Ihnen lächerlich gemachten Art und Weise entstanden? Läßt „ehrliche und gewissenhafte Arbeit" zu, daß Sie tausende von Exemplaren Ihrer „Welträtsel" ins deutsche Volk senden und in ihm Irrtümer großziehen? Es wird Ihnen ein Bedürfnis sein, hierzu das Wort zu ergreifen, und um Ihnen dies zu ermöglichen, schrieb ich diese Zeilen. Ich lebe dabei der Hoffnung, daß Sie diesmal nicht wieder wie im Hinblick auf meine Ge-

genschrift gegen die „Welträtsel" das, was ich aktenmäßig und sachlich dargelegt habe, mit Worten abtun werden, wie „Verdächtigungen", „Schmähungen", „sophistische Entstellungen", „Verdrehungen", „reine Erfindungen" und „Verleumdungen"; denn das ist ja doch nur ein Verlegenheitsmittel.

Das deutsche Volk muß verlangen zu erfahren, weshalb Sie in Ihren „Welträtseln" doppelte Buchführung anwenden. Die Sache ist zu ernst, um auf die eben gekennzeichnete Manier abgetan zu werden. In Erwartung Ihrer baldigsten Antwort, Ihr ergebener

Dr. phil. E. Dennert.

Godesberg a. Rh., im Juli 1904.

Jesus im 19. Jahrhundert.

P. G. Fr. Schütze.

Vor uns liegt zur Besprechung ein Buch des Bonner Privatdozenten Heinrich Weinel: „Jesus im 19. Jahrhundert" (Tübingen und Leipzig, 1904), das gänzlich in den Bahnen der modernen neologischen Wissenschaft wandelt. Es ist nun leicht, unbequeme Bücher mit der Lauge ätzenden Spottes zu beschütten, und zwar um so leichter, je tiefer die Einschnitte sind, die solche Bücher machen, — da braucht man sich nicht zu fürchten, etwas daneben zu gießen —; aber ist solch eine Kritik gerecht, würdevoll, oder auch nur praktisch? Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die Neologie nie solche Fortschritte gemacht hätte, wenn man sie, anstatt sie nur einfach abzulehnen, von kompetenter Seite widerlegt hätte. Gerade daß solche, die keine blasse Ahnung haben von der Gehenna der Seelenkämpfe, durch die sich ein wissenschaftlich angelegter Theologe durchringen muß, sich berufen fühlten und fühlen, ihre hölzernen Klingen an dem Stahlpanzer der Wissenschaft zu erproben; das grade hat den „alten Glauben" in Mißkredit gebracht. Es unterwinde sich nicht jedermann Lehrer zu sein, auch nicht in die Debatte über die fundamentalsten Lebensfragen einzugreifen. Aber solche Kritik ist auch ungerecht und unwürdig; denn, wenn W. sich auch bescheiden zu den Durchschnittsgläubigen (S. 96) zählt, so spricht doch aus seinem ganzen Buch ein solch hoher sittlicher Ernst, daß dieses es wohl verdient, mit eben solchem Ernst betrachtet zu werden. Wir brauchen durchaus nicht Weinel in seinen *Bahnen* zu folgen, aber wir müssen erst seinen *Gedanken* folgen. Dann erst werden wir ihn und sie verstehen können; dann erst werden wir sie widerlegen können; *dann erst werden wir sie annehmen oder ablehnen dürfen.*

Was nun zunächst wohl einen jeden Leser unangenehm berühren, manche sogar sofort direkt abstoßen wird, ist der merkwürdig ungeschickt gewählte Titel des Buches: Jesus im 19. Jahrhundert. Noch ehe man an die Lektüre des Buches herantritt, wird der bibelkundige Leser an das Wort denken: Jesus Christus, gestern und heute und derselbe noch in Ewigkeit (Ebr. 13, 8). Will W. etwa sagen, Jesus sei heut ein an=

derer als vor 1900 Jahren? Will er uns einen modern aufgeputzten Jesus schildern? Dies ist nun nicht der Fall, sondern er will uns nur zeigen, wie die Menschen des 19. Jahrhunderts über Jesus gedacht und gelehrt haben. Also, genauer und geschickter formuliert, würde die zur Besprechung gestellte Frage lauten: Wer sagten die Menschen des 19. Jahrhunderts, daß des Menschen Sohn sei?

W. teilt sein Buch nun in fünf Teile, die er überschreibt: 1. Die Zerstörung des überlieferten Christusbildes durch die historische Kritik. 2. Jesus als Reformator der Ethik und des Kultus im Licht des Liberalismus. 3. Jesus im Licht der sozialen Frage. 4. Jesus im Licht des Kulturproblems als Prediger einer buddhistischen Selbsterlösung. 5. Jesus und die religiöse Frage der Gegenwart. Doch könnten wir besser das Buch in drei Abteilungen zerlegen — den Grund für die etwas unübersichtliche Einteilung, daß diese drei Abschnitte sich in jedem der fünf Teile nacheinander und nicht durch alle fünf Teile fortlaufend finden, suchen wir wohl am besten in der Entstehung des Buches aus Einzelvorträgen —, nämlich die dogmengeschichtliche, in welcher die verschiedenen Lehrmeinungen vorgetragen und mit Beweisen aus den betr. Schriften belegt werden, die kritische und polemische, in welcher diese Meinungen beurteilt werden, und die konstruktive, in welcher die eigne Ansicht dargelegt wird. Ich sage mit Bedacht konstruktive, und nicht etwa dogmatische oder positive; denn von Dogmen will W. nichts wissen, und zu positiven Ergebnissen kommt er nicht.

Und damit kommen wir gleich auf das punctum saliens, wo unsere Wege sich scheiden, den Subjektivismus in der Religion. Wie wir nämlich auch den Begriff der Religion definieren, ob mit Schleiermacher als das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit von Gott, oder mit Weinel (S. 230) als „die Sehnsucht, die uns über Sünde und Schuld hinaus nach Reinheit und Frieden der Seele begehren läßt, die uns nach einem Vaterherzen suchen heißt... Sie ist die Sehnsucht nach dem, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört, und in keines Menschen Herz gekommen ist," u. s. w., oder nehmen wir irgend eine andere Definition, so viel steht doch fest, daß uns mit Konstruktionen nicht geholfen ist, sondern daß wir etwas Festes, ein Objekt unsrer Religion haben müssen. Das muß ein jeder vernunftbegabte und logisch denkende Mensch zugeben, daß dem Subjekt des Glaubenden ein Objekt des Geglaubten gegenüberstehen muß. Schon allein aus dem Selbstbewußtsein resultiert, daß dem Ich, dem Subjekt, ein Nicht-ich, das Objekt, gegenüberstehen muß. Gewiß muß eine Religion, um lebendig zu sein, erlebt sein und werden; aber vergessen wir doch nur nicht, daß wenn unsre Sehnsucht nicht wie Noahs Taube zwischen dem unerreichbaren Himmel über uns und der Sündflut von Sünde und Schuld in und an uns schweben soll, dann muß ein festes Objekt da sein, eine ausgestreckte Hand, die uns zeigt, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, ein Fels, auf dem unser müder Fuß einen Stützpunkt findet, mit einem Wort: Jesus Christus und sein Evangelium. Auch Schleiermachers Defini-

tion von der schlechthinigen Abhängigkeit fordert den Punkt des Archimedes außerhalb der Welt, von dem aus die Welt aus ihren Angeln gehoben werden kann. Und dieser Fels, von dem wir abhängen, oder auf dem wir ruhen, ist uns kein Mensch, kein Petrus und kein „Bauer und Zimmermann von Nazareth" (S. 274), sondern Christus, nicht der historische Jesus, der „zur Gottessohnschaft erhobene Mensch," sondern das Lamm Gottes, wie es uns die Bibel offenbart. Und nun kommt die moderne Wissenschaft und sägt und feilt und hämmert an unserem Felsen herum, bis er so scharf geworden wie die Schneide eines Schermessers oder die Spitze eines Dolches. Sollen wir uns diesem so gespitzten und geschliffenen Fels anvertrauen? Nimmer; das Seil des Glaubens, durch das wir abhängen, möchte an der Messerschneide sich zerreiben, und eine Nadelspitze ist ein schlechter Fußpunkt für einen jeden, der feststehen möchte und kein Gaukler ist. Also den berechtigten Subjektivismus in allen Ehren; aber laßt uns das Objekt unangetastet stehen!

Nach dieser prinzipiellen Auseinandersetzung sehen wir uns das Buch selbst an. Weinel geht zuerst ein auf die Zerstörung des überlieferten Christusbildes durch die historische Kritik von Reimarus, dem Verfasser der Wolfenbütteler Fragmente († 1768), an. Da müssen wir nun zunächst wieder protestieren gegen das in der Ueberschrift implicite ausgesprochene Urteil, daß das uns überlieferte Christusbild wirklich vernichtet und zerstört sei. So steht es denn doch noch nicht, daß „die Schichten, welche die große Entwickelung unseres Volkes tragen, anfangen, sich von ihm abzuwenden, ihn für eine mythische oder uns wenigstens vergangene Größe zu halten, die in den großen Fragen unseres modernen Lebens keine Antwort mehr für uns habe (S. 3)." Mögen Tausende, ja Hunderttausende so denken, damit sind sie eben aus den Schichten ausgeschieden, die auf die dauernde Entwicklung eines Volkes Einfluß üben. Unter Entwickelung verstehen wir doch ein vorwärts, oder religiös gesagt, gottwärts sich entfalten. Aber nehmen wir auch das Wort Entwicklung ganz allein staatlich, politisch, menschlich. Nie werden die Toren (Ps. 53) einen dauernden Einfluß haben. Wie sagt doch Abr. Lincoln noch? Du kannst etliche für immer betören, du kannst das ganze Volk für etliche Zeit betören; aber du kann nicht das ganze Volk für immer betören." Beispiele reden. Wer hat zu Anfang des 19. Jahrhunderts das deutsche Volk zu den Freiheitskriegen entwickelt, der aufgeklärte Philister, der sich sein Christusbild hatte zerstören lassen und 1806 von Berlin aus die saubere Losung ausgehen ließ: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht," oder die Gläubigen im Lande? Männer wie E. M. Arndt, der nur den für einen Mann erklärt, der beten kann, wie Th. Körner, der mit dem wunderbar innigen „Vater, ich rufe dich," in den Todeskampf zog. Solche Männer haben Einfluß geübt auf die Entwicklung des Volkes. Es ist ja leider nur zu wahr, daß Hundertausende von dem Christusbild der Bibel sich abgewandt haben, aber zerstört ist es darum noch lange nicht.

W. geht nun die Reihe der das Christusbild zerstörenden Theologen durch (übergeht aber leider dabei Ritschl, der doch einer der Haupthelden in dieser traurigen Arbeit ist), und beurteilt sie nun so, daß man von ihm selbst nachher Verständigeres erwarten sollte. Einige kurze Sätze mögen das zeigen. Ueber Reimarus urteilt W., daß „es wunder nimmt, daß ein in der Kritik so scharfsinniger Mann nicht die Schwäche seiner geschichtlichen Konstruktion eingesehen hat (S. 16).“ Wir sind freilich geneigt, dieses Urteil von W. auf W. selbst anzuwenden und ihm zuzurufen: Aus deinem eigenen Munde richtest du dich; du bist der Mann! Die Erklärung der Evangelien ferner durch den rationalistischen Professor Paulus (1828) ist „lächerlich“, „schändlich“, „ekelhaft“, ja „exegetische Tollheiten“ (S. 18). David Friedrich Strauß' Leben Jesu „hat einen doch nur negativen Charakter“ (S. 42). Auch über Bruno Bauer hören wir das Urteil, daß alle seine Gründe nicht verfangen (S. 50).

Dem heutigen Stand und der Bedeutung der kritischen Erforschung des Lebens Jesu schreibt W. nun eine dreifache Aufgabe zu, nämlich 1. die literarische Quellenkritik, 2. die Erforschung des Judentums und Urchristentums und 3. die Darstellung Jesu selbst. Zur Quellenkritik sagt W., daß sich jetzt die Sachlage so weit geklärt habe, daß die meisten Theologen zwei Urquellen annehmen, gesteht aber doch den Synoptikern die Eigenschaft als deutliche und genügende Quellen zu. Ueber das Johannesevangelium aber behauptet W. so apodiktisch, als sei kein Zweifel möglich, „daß es zwar immer noch von einer großen Anzahl von Theologen für ein Werk des Jüngers Johannes gehalten werde, in Wirklichkeit aber eine apologetische, erbauliche Schrift aus dem Anfang des zweiten Jahrhunderts sei (S. 55—56).“ Zahns Einleitung in das Neue Testament aus dem Jahr 1900 und die von Dr. Lepsius in seiner Zeitschrift „Das Reich Christi“ 1904 veröffentlichte Abhandlung von Prof. Dr. A. Wilms, der das Johannesevangelium als das erste Evangelium, verfaßt zu einer Zeit, da noch alle Apostel zu Jerusalem waren, hinstellt, sollten doch Grund genug sein, in dieser Frage nicht als ex cathedra Petri endgültig zu urteilen.

Die zweite Aufgabe, die Erforschung des Judentums und Urchristentums nun hat nach W. zu „einem völligen Sieg des Grundsatzes einer freien Kritik und der Behandlung der Evangelien nach den Maßstäben jeder anderen geschichtlichen Forschung“ (S. 59) geführt. „Positionen, die vor 20 Jahren noch als 'radikal' galten, sind heute bereits 'orthodox' geworden“ (S. 58). Als Zeuge und Gewährsmann dafür wird uns „der bedeutendste Gelehrte der Orthodoxie, Th. Zahn in Erlangen“ angeführt. Weh uns, klaget ihr Weiber von Israel, das Christusbild ist zerstört und zertrümmert! Aber gemach! Erstens wird uns schon zugestanden, daß man „bei vielen Geschichten, die Strauß für 'mythisch' ansah, geneigt, tatsächliche Vorgänge als Grundlage anzunehmen, so vor allem bei den Heilungs-'Wundern'“ (S. 57) ist. Auch Seite 271 f. werden die Heilungswunder Jesu und seiner Jünger un-

umwunden eingestanden. Und das ist schon ein wertvolles Eingeständnis gegenüber der angeblichen Zerstörung des Christusbildes. Sehen wir uns nun aber die vier Zitate an, die W. aus Th. Zahn, Einleitung in das N. T., 1900, 2 Bände (nach W.'s Literatur S. 315) als Helfershelfer in seinen Dienst preßt. Da Referent dieses Werk besitzt, so gab er sich die Mühe, die Zitate in Zahn nachzuschlagen. Die beiden ersten, weniger bedeutenden stehen a. a. O. Bd. 2, S. 288. Nun aber hat Zahn nach W. „bei Matthäus 'ein freies Schalten und Walten mit einem gewaltigen Stoff' konstatiert, 'dessen Gestaltung von der ersten bis zur letzten Zeile von den theologischen Gedanken und von dem apologetischen Zweck des Verfassers bestimmt ist' (S. 58)." Obwohl nun Referent Stundenlang bei Zahn diese Stellen gesucht hat, konnte er sie nicht finden. Möglich, daß er sie übersehen hat; denn irren ist menschlich. Es ist auch möglich, daß W. hier aus dem Gedächtnis zitiert; aber dann hätte er sie nicht sollen in Anführungsstriche einschließen; denn innerhalb solcher erwartet man die ipsissima verba auctoris zu finden, und ein Gedächtniszitat pflegt als solches angegeben zu sein. Wirklich hat Zahn ja auch ähnliche Worte gesagt. So spricht er S. 286 von der „Großartigkeit der Konzeption und Beherrschung eines gewaltigen Stoffes," und von der Freiheit der Komposition spricht Zahn wiederholt (S. 287 f.). Aber das beweist doch nichts für W.'s Behauptung; denn daß Matthäus nicht, als ein ziemlich armseliger Biograph, ein Leben Jesu schreiben will, sondern daß er, wie schon Papias meldet, logia kyriaka, Herrenworte, gesammelt und zu einem Ganzen zusammengearbeitet hat, ist ja unbestritten. Derselbe Zahn, der hier zur Verherrlichung der allein selig machenden Kritik herangezogen wird, sagt aber auch: „Die mit der ev. Literatur sich befassende Kritik und Antikritik kann nur vorbereitende Dienste tun." „Durch hypothetische Zurückführung der vorhandenen Evangelien auf verlorene Quellenschriften, deren Inhalt und Form man sich nach seinem Geschmack vorstellt, wird man das große Dilemma, ob wir es in der ev. Geschichte mit unbewußter und bewußter Mythenbildung, oder mit Erinnerungen an erlebte Tatsachen zu tun haben, weder lösen noch umgehen (S. 303)." Und endlich das vierte Zitat aus Zahn steht nirgend so da. Derjenige Satz bei Zahn, der dem angeblichen Zitat noch am ähnlichsten klingt, lautet vielmehr so: „Der theologische Gedanke, welcher hier alles beherrscht und die Auswahl sowie die Gestaltung des Stoffes bestimmt, läßt es nicht zu" u. s. w. (S. 303). Wir müssen also hier einen bedauerlichen Mangel philologischer Akribie konstatieren, der den wissenschaftlichen Wert von W.'s Beweisführungen stark herabmindert. Es wäre traurig, wenn es „einfach eine Tatsache" wäre „daß die evangelische Theologie in dieser Weise arbeitet und sich dies Recht nicht mehr rauben lassen kann" (S. 59).* Das Recht falscher Zitate erkennt die Wissenschaft ebenso

* In der Vorlage schon gesperrt.

wenig an, wie das Recht der so beliebten Umprägungen des Wortinhaltes, wie „Gottes Sohn“; doch davon später.

Die dritte Aufgabe endlich ist nach W. die Darstellung der Persönlichkeit Jesu oder die Zeichnung eines Bildes des historischen Jesus. Auch auf diesem Gebiet setzt sich nach W. „immer siegreicher die Ansicht der freien Theologie von Jesus“ (62) durch. Doch da W. auf seine spätere Darlegung des Bildes Jesu verweist, werde ich dort diesen Punkt im Zusammenhang besprechen. Ist nun die Bedeutung der Zerstörungsarbeit der Kritik so groß? Die Geschichte wird es lehren. Und wie W. selbst sagt, daß, nachdem Strauß seine Zerstörungsarbeit getan, der historische Jesus mit Macht lebendig geworden ist, so wird auch, nachdem Harnack, Weinel u. s. w. ihre Zerstörungsarbeit getan, der wirkliche historische Jesus Christus, Gottes Sohn, mit Macht wieder sich erheben. Item, wir können den Herren versichern, daß das überlieferte Christusbild noch lange nicht zerstört ist, wenn auch der Widerwärtige sich jetzt im Tempel breit macht und vorgibt, er sei Christus.

Der nächste Abschnitt behandelt sodann „Jesus als Reformator der Ethik und des Kultus im Lichte des Liberalismus.“ Halten wir es nun auch für verkehrt, und müssen wir dagegen auch protestieren, das Bild unseres Heilandes im Lichte verschiedener Ismen zu schildern, — weil wir glauben, daß die mancherlei menschlichen Lichter das ewige Licht nicht erhellen, sondern höchsten verdunkeln können, so wollen wir doch auf W.'s Gedanken eingehen und Jesus in das Licht des Liberalismus stellen. Wenn wir nur wüßten, was die Erlösung der Menschheit mit dem Liberalismus zu tun hat? W. sagt nun zwar uns deutlich, was der Liberalismus nicht ist, nämlich nicht „die heutigen liberalen Parteien ...., diese z. T. kümmerlichen Gebilde, aus freiheitlichen Ideen und wirtschaftlichen Interessen zusammengewoben“ (S. 65). Aber was der Liberalismus dann ist, das muß sich der Leser aus dessen Hauptzügen zusammenstellen. Die Haupterscheinungen dieses „mit all den geistigen Gütern unsrer klassischen Dichter und unserer idealistischen Philosophie geschmückten Kindes der Aufklärung“ sind nach W. das Ideal edlen Menschentumes und der Glaube an den Menschen als das Beste, was die Erde trägt, die Demokratie als die politische Seite der Freiheit der Gotteskinder, und die Freude an dem Natürlichen und Menschlichen. Von diesem Liberalismus also, dem vormärzlichen nämlich, hofft W. noch einmal eine Stunde der Umkehr und Erneuerung, von der er sich viel verspricht. Wir nicht; denn wir können nicht den Glauben teilen an den Schillerschen Idealmenschen, der so schön mit seinem Palmenzweige dasteht. Wir können Göthes Wort: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut u. s. w. nicht für „gesünder und besser als die Kirchenlehre“ (S. 66) halten. Wir können nicht die Demokratie, — bitte nicht zu erschrecken — für die politisch beste Freiheit der Gotteskinder halten, sondern die Theokratie. Wir können endlich die Freude an dem Natürlichen und Menschlichen nur in beschränktem Maße teilen. Der Grundsatz: naturalia non sunt turpia, führt doch auch zum zoti-

gen Zynismus, zu der behaglichen breiten Behandlung von Dingen, was auch nur zu sagen schändlich ist (cf. Eph. 5, 12; Röm. 1, 24).

Doch sehen wir uns die Hauptvertreter des Liberalismus an. Als ersten führt W. Ernest Renan mit seinem 1863 erschienenen „Leben Jesu" an, das er im weiteren Auszug wiedergibt, aber doch nicht billigt. Renan schlägt hier und da, trotz alles sonstigen Ernstes... einen gewissen oberflächlichen, leichten Ton an, ... wenn er den liebenswürdigen Proletarierpropheten ... schildert, der es eigentlich ganz nett gefunden haben soll, ein wenig Bettel- und Wanderleben zu spielen, ohne den lästigen Zwang der Familie und der Berufsarbeit (78)." „Das schlimmste aber ist, daß er, (d. h. Renan,) ebenfalls wie die Aufklärer, selbst kleine 'Kunstgriffe', d. h. Betrügereien nicht für ausgeschlossen hält" (S. 80). „Alles in allem fehlt es Renan doch an dem unerbittlichen Ernst, an der Entschlossenheit des Wollens und an der Innigkeit des Glaubens, um den historischen Jesus im Innersten zu verstehen" (S. 80).

Als zweiten Vertreter des Liberalismus nennt W. sodann das „Leben Jesu" des schon besprochenen D. Fr. Strauß und urteilt über dasselbe so: „Allein, als er sich an die höchste biographische Aufgabe machte, die auf Erden ein Geschlecht dem andern ungelöst vererbt, an das Leben Jesu, da versagte seine Kraft gänzlich (S. 84)." „Dem alternden Strauß hat für die hohe Aufgabe eben doch die Kraft des Nachempfindens und der künstlerischen Gestaltung, auch die Kraft origineller Gedanken gefehlt" (S. 88). Man muß gestehen, wenn man sieht, wie erbarmungslos W. seine Vorarbeiter und Wegbereiter abschlachtet, empfindet man eine helle Freude. Das Wort von der politischen Revolution, daß sie ihre eigenen Kinder frißt, heißt eben bei der theologischen oder besser religiösen Revolution, daß sie ihre eignen Väter frißt. Um so gespannter wird man aber darauf, was W. denn nun selber zu Tage fördern wird. Aber leider heißt es auch hier: parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.

Nun wirft nämlich W. selbst die Frage auf: War Jesus ein Reformator des Kultus und der Moral? Er entscheidet, daß Jesu Auftreten und dessen Wirkung wirklich eine solche Reform bedeutet, daß diese aber nicht sein Ziel gewesen ist, sondern vielmehr, daß Jesus der Prophet gewesen sei. Nun dazu brauchte es wirklich eines Privatdozenten aus Bonn, um eine solche tiefsinnige Wahrheit zu ergründen, die schon vor rund 1900 Jahren 5000 galiläische Fischer und Bauern auf einmal ausfanden (Joh. 6, 14) und die auf dem Laubhüttenfest zu Jerusalem viele aus dem Volk wußten (Joh. 7, 40)! Aber vielleicht tun wir W. mit dieser Parallele noch zu viel Ehre an und müssen ihn mit dem samaritischen Weibe von Sichar in eine Linie stellen, die in Jesu auch nur einen Propheten sieht (Joh. 4, 19). „Es gibt aber auch Menschen, in denen ist die Religion eine starke Flamme und ein verzehrendes Feuer, eine Macht, der sie mit Leib und Seele ergeben sind, eine Kraft, die sie zum Außerordentlichen anspornt und emporreißt. Das sind die Propheten (S. 96)." Ebenso wird S. 97 Jesus mit Hosea in eine Pa-

rallele gestellt. So können wir schon aus diesen Zeichen schließen, — später lesen wir es klar, — daß W. die einzigartige Stellung Jesu als „der" Prophet zurückweist.

Sehen wir nun noch „die Ausläufer des idealistischen Liberalismus in der Gegenwart" an. Da hören wir über die freireligiösen Gemeinschaften und die Ethische Kultur folgendes Wort, das als ein köstliches Zeugnis für den alten Glauben in Gold eingerahmt zu werden verdient. „Zweierlei fehlt diesen populären Schriftstellern: einmal, was ihre Vorgänger, wie Renan hatten, Geist und Tiefe, und dann, was ihre Gegner haben: lebendiger Glaube.* Sie kennen den Glauben nur als Dogmenglauben, und gegen diesen kämpfen sie." (S. 102.) Zunächst also quittieren wir dankbar das Eingeständnis, daß bei uns, den Gegnern W.'s sowohl wie dieser freien Richtungen, lebendiger Glaube ist. Wenn diese Ausläufer nur den Dogmenglauben kennen, wes Schuld ist es? Dogmenglaube soll nach dem Gegensatz wohl so viel als toter Glaube sein, sonst wäre der Gegensatz zum mindesten schief. Das ist er nun zwar so wie so auch, denn der positive Glaube, von dem eben gesagt wurde, daß er lebendig sei, ist doch nur der auf den aus Gottes Wort gezogenen Dogmen beruhende Glaube. Aber lassen wir selbst diesen Gegensatz als richtig zu, wessen Schuld ist es, wenn jemand nur toten Glauben kennt? Der Lebende sieht alles voll Leben, dem Toten ist alles tot. Darum also können wir ruhig die toten Ausläufer ihren toten Glauben, ihr totes Christusbild, und was sie sonst noch Totes haben, begraben lassen, wir aber folgen dem lebendigen Christus nach.

Und so könnten wir auch mit freudigem Herzen in das Endurteil einstimmen, das W. gegen den letzten Ausläufer des Liberalismus, Wolfgang Kirchbach, fällt, der das Evangelium zum Pantheismus und die Ethik Jesu in das „Bürgerlich-Brauchbare" umallegorisiert. Dies Urteil lautet: „So wird das Evangelium Jesu in dem heute um seine Wahrheit und Geltung entbrannten Kampfe der Geister nicht von der freundlichen Hand seiner Umdeuter zu Tode gepflegt werden, sondern es wird im Kampfe fallen, — oder es wird leben. Und es wird leben." (S. 110.) Wie gesagt, das ist wieder ein schönes Wort, aber eben nur ein Wort. Was nennt W. Evangelium? Ist es das von Jesu gepredigte oder das von Harnack und anderen zurechtgestutzte, in dem der Sohn keinen Platz mehr hat? Meint W. das letztere, dann trennen sich unsere Wege; dann verheißen wir demselben unter Berufung auf Gamaliel ein baldiges Ende. Dann können die Toten sehr bald noch ein totes Stück hinaustragen. Doch wir werden ja sehen.

Im dritten Teil stellt W. nun Jesus in das Licht der sozialen Frage, wobei er jedoch dem Begriff des Sozialismus einen viel tieferen und weiteren Sinn gibt, als gewöhnlich geschieht. Was versteht man denn so gemeinhin unter Sozialismus und sozialer Frage? Dem einen

* In der Vorlage nicht gesperrt.

ist sie eine Magenfrage, d. h. die Frage: Wie kann ich für möglichst wenig Arbeit möglichst viel für mich herausschlagen? Dem andern ist sie eine Machtfrage, nämlich das Emporstreben des vierten Standes, in Wahrheit ist sie aber eine e t h i s c h e. Die großen Probleme unserer Zeit: Ehe, Polygamie oder freie Liebe? Individuelle oder Massenschablonenerziehung; religiöser oder reinethischer, theoretischer oder praktischer Unterricht? Kapitalismus oder Kommunismus? sie finden nicht ihre Lösung, wenn man die Bibel als Textbuch benutzt, und fragt: „Hatte nicht Jesus den Armen, den Hungrigen und Durstenden, allen Mühseligen und Beladenen, allen Leidtragenden überhaupt helfen wollen? .... Und sollte der nicht ein Helfer in aller sozialen Not sein, der gefordert hatte: Wer zwei Röcke hat u. s. w.? Und war er nicht ein Feind des drückenden Feindes „Kapitalismus" gewesen, ... ?" (S. 114 f.) Aber das tut W. auch nicht, sondern dieser Teil des Buches ist wirklich schön. Wir übergehen darum auch kurz die besprochenen Richtungen, die sich in Richard Wagners „Jesus von Nazareth", der modernen Sozialdemokratie und dem christlichen Sozialismus zeigen. Zwar wäre dazu auch noch manches zu sagen und anzumerken, aber wir haben es hier ja nur mit W.'s Ansichten zu tun. So wollen wir uns lieber in W.'s Auseinandersetzungen vertiefen.

Drei Dinge sind es, die uns zur größten Vorsicht im Urteilen mahnen, wenn wir von Jesu soziale Anweisungen erwarten, nämlich 1. die ganz fremden, modernen Verhältnisse, „für die er unmöglich u n m i t t e l b a r e Anweisung geben konnte, so wenig wie für den lenkbaren Luftballon u. s. w. (S. 148 f.) (Die Nichtbeachtung dieser Vorsicht ist übrigens auch der Fundamentalfehler des "In His Steps" von Sheldon.) 2. Das andere Klima, und 3. die andere Weltanschauung, die die unmittelbare Nähe der Parusie nicht mehr erwartet. „Trotzdem ist es möglich, auch die Nöte unserer Zeit in das Licht seiner großen religiösen und sittlichen Gedanken zu rücken, nur daß man nicht sklavisch irgend eins seiner Worte zum sozialen Gesetz machen wollte." (S. 149.) Von den vier Evangelisten ist es nach W. Lukas, der am meisten den sozialen Gedanken betont. (Man vgl. Luk. 6, 20—25 mit Matth. 5, 3—10.) Aber man soll nicht vergessen, daß bei den Hebräern arm und fromm, wie andrerseits reich und gottlos fast gleichbedeutend waren (cf. Jes. 53, 9). So läuft denn Jesu angeblicher Sozialismus oder Kommunismus hinaus auf einen „Aufruf an die Umkehr der gesamten Gesinnung, an einen Neubau des Menschheitsorganismus zuerst bei den einzelnen, dann bei der Gesamtheit. Nicht Abschaffung der Gesellschaftsordnung, des Staates, nicht einmal der Sklaverei hat Jesus verlangt .... (S. 159)."

Können diese allgemeinen Gedanken Jesu ... auch für die Not unserer Gegenwart uns Antwort geben, oder gar sie beseitigen, wenn ernstlich nach ihnen gehandelt wird? (S. 160). Was hat Jesus nun für positive Ziele dem Treiben des Mammondienstes entgegenzusetzen? (S. 161). Wir sind schon mitten drin in der Umbildung unseres Rechtes

nach den Zielen unserer Sittlichkeit zu (S. 165). Was ist aber inzwischen zu tun? Was uns von Jesus scheidet, ist nicht das Ziel, sondern der Weg zum Ziel. Darum treten uns neben das eine, große Mittel Jesu, die Bußpredigt, das nach wie vor das vornehmste Mittel bleiben wird, hundert organisatorische Forderungen für den Tag . . . (S. 167). Alle anderen sozialen Fragen sind unter denselben obersten Gesichtspunkt zu stellen, daß alles menschliche Gemeinschaftsleben so organisiert werden muß, daß es „Gotteskinder“ heranbildet, d. h. Menschen, die wie Gott sind, in denen Jesus wieder Gestalt gewinnen kann S. 168). Jede sozialistische Bewegung läuft schließlich darauf hinaus, einer . . . Schicht zu Macht und Herrschaft zu verhelfen . . . Jesu Geist arbeitet anders. Er erfaßt den Menschen persönlich in seinem Gewissen. Dann erst lernt er auch fordern für andere (S. 169). Soll die soziale Arbeit zum Wohl der gesamten menschlichen Gesellschaft weitergeführt werden, dann wird es am energischsten und schnellsten durch wahre Jünger Jesu geschehen (S. 170). Daß die menschliche Gesellschaft eine einzige große Familie werde, in der „Gotteskinder“ erzogen werden, ihrem Vater gleich an Güte und reines Herzens, Menschen, nicht Sklaven, Persönlichkeiten, nicht Masse, das sind Ziele für die Arbeit und den Glauben der Jahrtausende (S. 171).“

Haben wir eben W. das Wort ziemlich ausführlich gelassen, weil uns hier seine Stellung, mit Ausnahme einiger weniger durch seine Theologie beeinflußten Worte, wie z. B. das von den Gotteskindern, die dem Vater g l e i ch sind, recht wohl angesprochen hat, so müssen wir nun den nächsten Abschnitt, der von Jesu im Licht des Kulturproblems als Prediger einer buddhistischen Selbsterlösung handelt, desto kürzer handeln, wenn W. dies Problem auch für wichtig genug hält, ihm volle 50 Seiten zu widmen. Was ist das Kulturproblem? Es ist die Strömung, den sozialen Nöten der Gegenwart dadurch zu entgehen, daß man dem Urzustande zu sich möglichst zurückbildet. Um z. B. also der Frage nach der besten Staatsordnung zu entgehen, soll man lieber zu der Horden- oder Stammesverfassung der Wilden zurückgehen. Aber christlich ist das nicht. Nach Joh. 17, 15 sollen Jesu Jünger nicht von der Welt genommen werden, sondern in ihr, doch von ihr nicht sein. Kulturübersättigung, Pessimismus, Decadence, das sind so die Schlagworte. Sie kennzeichnen die (sit venia verbo) katzenjämmerlichen Gefühle des übersättigten Schlemmers, der zu faul zu ehrlicher Arbeit, zu feig zu ehrlichem Kampf und zu selbstsüchtig zu ehrlicher Liebe ist. Da ist es denn ja das bequemste zu sagen: Hinweg mit allem, was uns zur Arbeit, Kampf und Liebe nötigen könnte, und in faulem Ruhebedürfnis und weltschmerzlicher Sterbenssehnsucht der Auflösung entgegenträumen. Diese von Rousseau und Göthes Werther inaugurierte Weltmüdigkeit des 19. Jahrhunderts verschaffte dem buddhistischen Gedanken leichten Eingang, die alles Sein für Leid und alles Nichtsein für Seligkeit erklären, die die höchste gegenwärtige Seligkeit in der Ekstase sehen, in welcher der Mensch sich in seliger Ruhe in das Nichts verschwinden fühlt,

und die höchste zukünftige Seligkeit in der Nirwana, dem tatsächlichen Verschwinden in das Nichts. Und aus diesen beiden Punkten allein schon dokumentiert sich eine fundamentale Verschiedenheit der beiden verglichenen Religionen.

Gewiß hat Jesus die Ekstase gekannt, man denke an die Verklärung, nach W. vielleicht auch an die Taufe und Versuchung; ebenso gewiß haben die Jünger und ersten Gemeinden sie gekannt, wie Pauli Verzückung und die Glossolalie in den Gemeinden es zeigt; aber seither ist die Ekstase aus der Kirche geschwunden. Sollte Gott seinen Gläubigen den Höhepunkt des Lebens neidisch vorenthalten? Wenn man ferner die wiederholten Mahnungen des N. T. vor Ueberschwänglichkeit und zur Nüchternheit liest, so wird man nicht die Ekstase, sondern das kindliche Gebet als den Höhepunkt dieses Lebens ansehen; und wie weit die von Jesu verheißene ewige Seligkeit von der Nirwana abweicht, bedarf keiner Erläuterung. So kommen wir zu demselben Resultat wie W., daß Christus nichts mit Buddha gemein hat, freilich auf ganz anderem Wege. Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt. W. muß zu diesem Resultat erst die Mythen und Sagen der Völkerwelt, die sich in den Erzählungen von Jesus abspiegeln, die Legenden von Jesus, wie die Geburt und die Versuchung ausscheiden, um dann aus dem nunmehr angeblich übrig bleibenden Evangelium Jesu durch einen hochwissenschaftlichen Apparat von logischen Deduktionen aus den Grundanschauungen und Motiven ihres Handelns heraus ein Urteil fällen zu können. Auch die buddhistische Ethik, die fast wörtlich an das N. T. anklingende Sätze hat, wie z. B. die Vergebung für die Feinde, liegt doch ganz anders gerichtet, wie die christliche Ethik. Der Uebel größtes ist im Buddhismus das Leid, im Christentum die Schuld. Das ist der Unterschied. Negativ und passiv ist Buddhas Ethik, alles vermeiden, was Leiden bringt; positiv, aktiv ist die Jesu, in kräftiger Betätigung des höchsten Willens diesem ähnlich zu werden. Darum können und dürfen wir nicht in buddhistischer Weltflucht hinter unsere Kultur zurückgehen — das wäre politischer, sozialer und moralischer Selbstmord — sondern wir müssen unsere Kultur uns untertan machen. „Sie darf nicht unser harter Herr bleiben, der uns durch Genuß und Arbeit schlaff, müde, nervös und dekadent macht, sondern sie muß eingeengt und versittlicht werden; so daß sie eine wahrhafte Hilfe wird zur Erziehung echter „Gottessöhne", wie Jesus sagte." (S. 223.)

Gehen wir endlich zum letzten Hauptteil: Jesus und die religiöse Frage der Gegenwart, so finden wir, daß W. eine zweifache Religion annimmt, die ruhende, aus deren Definition wir schon einige Hauptsätze brachten, und die lebendige. Wir würden lieber die ruhende Religion als Religiosität oder religiöse Empfänglichkeit bezeichnen, und nur, was W. lebendige Religion nennt, überhaupt Religion nennen, aber wir wollen nicht um Worte streiten. Aber was ist die religiöse Frage, — „wo kann man von ihr sprechen? Da wo in einem Menschenherzen jene ruhende Religion lebendig wird und in Fluß kommt, wo die große

Frage nach dem Sein des Lebens aus jenen allgemeinen Gefühlen und Stimmungen heraus klare und scharfe Antworten zu gestalten und für das Leben große und ewige Gründe und Ziele zu gewinnen sucht." (S. 232.) Tolstoi und Chamberlain haben Jesus unter diesem Gesichtswinkel zu zeichnen versucht. Mit beiden Bildern ist W. nicht zufrieden, darum gibt er selbst nun folgende Konstruktion eines Jesusbildes.

Jesus hat der Menschheit zwei Gaben hinterlassen: einen neuen Gottesglauben und ein neues Menschentum. Der Gott Israels war Jahwe und unterschied sich nur durch seine Bildlosigkeit von den in ihren Gebieten ebenso mächtigen und berechtigten Nachbargöttern, wie Kemosch in Moab und Baal in Tyrus. Sein Wille und die Volkssitte, „was man tut in Israel," deckten sich. Erst im Laufe der Jahrhunderte wurde durch die Propheten aus der Volksreligion die Religion, aus der Jesus hervorgehen konnte. Ihnen ist aufgegangen, daß man nur mit Güte und Gerechtigkeit Gottes Herz gewinne, nicht mit Opfern und Liturgien. Als nun durch die Ereignisse der Jahre 722 und 586 die Propheten in ihrem Kampfe gegen die alte Volksreligion recht behalten hatten, sammelte der kleine Rest unter Esra und Nehemia alle alten Priesterüberlieferungen und Volksweistümer zu den sogenannten fünf Büchern Moses, in denen die vielen Hunderte von Kultusregeln den Kern erdrückten, der den Propheten die Hauptsache gewesen. Dies Gesetz hatte den Segen, daß die Gewissen fein und der Wille stark wurde, aber die schlimmen Folgen überwogen bei weitem, Leichtfertigkeit bei den einen, Verzweiflung bei den andern. Da trat Jesus auf und verkündete ein neues Menschheitsideal mit dem einen Ziele, zurückzuführen zum Vater, überall das Bild des Menschen zu entwickeln, das die Menschen so vollkommen an Güte, so reines Herzens macht, wie Gott ist. Im Kampf mit dem Pharisäismus hat sich dies Bild noch reiner und voller ausgestaltet, so daß Jesus schließlich auch gänzlich mit dem Gesetz zerfallen ist. (!!) Das ist Jesu Menschenideal, weder das polytheistische eines Nietzsche, noch das materialistische oder rationalistische des Philisters, noch auch endlich das pietistische in der kirchlichen Form mit seinen unmännlich anmutenden, demütig sein sollenden Klagen über die Sünde und das Jammertal (S. 247—263).

Was sollen wir nun hierzu sagen? Neues hat W. bisher nicht gebracht. Die Evolutionstheorie ist ja sattsam bekannt, und sein Menschheitsideal mutet uns an wie ein Plagiat aus den Schriften des schon besprochenen Liberalismus. Besonders tut es uns leid, daß W. immer wieder das satanische „sein wie Gott" der Schlange wiederholt.

Sehen wir nun den neuen Gott an, den Jesus nach W. folgenderweise verkündigt hat. Sein Gott ist der persönliche, heilige Wille, der über der Welt und der Geschichte waltet, dabei der vollendet Gütige, der Guten und Bösen (? ? D. Rez.) ein liebender Vater ist. Wie kann man aber selbst das Böse auf Gott zurückführen, beten: Führe uns nicht in Versuchung! und dann diesen Gott doch noch einen Vater nennen? Das

ist eben der beste Beweis, daß er nicht über seinen Gott grübelte, sondern in ihm lebte. Auch auf seine Zeitgenossen hat er den Eindruck gemacht, daß man in seiner Person Gott ins Herz schauen könne. Selbst die Feinde legen Zeugnis ab für die Größe Jesu: Er treibt die Teufel aus durch Beelzebub. Am deutlichsten zeigt sich aber die Innigkeit seiner Gemeinschaft mit Gott an dem Eindruck auf die Sünder, an der Reinheit und sittlichen Hoheit, die auf die Kniee niederzwang und heiße Tränen der Reue und harte Taten der Buße dem Sünder abrang. So erlebten die Menschen an ihm ihre Erlösung, eine wirkliche Erlösung von Schuld und auch von allem Leid, sodaß seine Jünger „in dem, was sie dann seine Auferstehung nannten," den Sieg über alle Angst errangen. Aber wir können durch die Evangelien hindurch Jesu noch ins Herz sehen. Zwar erhalten wir keine Antwort auf neugierige Fragen, vor allem nicht auf die über Gebühr betonte Frage nach der Sündlosigkeit. Als Historiker stellen wir fest: Jesus hat mit der Versuchung gerungen wie wir, ja mehr und stärker; denn er ist nicht nur versucht von dem, was menschlich an ihm war, sondern gerade von dem höchsten, was er besaß. „Bist du Gottes Sohn, so sprach der Teufel." Jesus weiß wohl, was Sünde ist, und nicht aus göttlicher Allwissenheit. Solche Entwickelung durch Kampf zur Reinheit und Güte ist nicht unmenschlich, nur uns andern so unfaßbar, wie die musikalische Begabung eines Beethoven einem mäßig begabten Menschen. Was uns kleinen Seelen nur inneres Erlebtes bleibt, das wird in den mächtigen Prophetenseelen zu sinnlichem Hören und Sehen. Der Weg aber, auf dem man zu Gott kommt, von ihm empfängt und ihm gibt, ist bei Jesus lediglich das Gespräch des Herzens und das Lauschen auf die Stimme des Vaters in der Natur um uns und in der Tiefe in uns.

Sakramente kennt Jesus nicht, in dem Sinne daß man durch äußere Mittel in eine sinnlich-übersinnliche, reale Beziehung zur Gottheit tritt, ihr verfällt und dadurch an ihren Verheißungen Anteil bekommt. Aber es ist ja leicht erklärlich, daß man bald die Taufe auf den Auferstandenen zurückführte und das Abendmahl schon bald als Sakrament auffaßte. Aber das 19. Jahrhundert ist mit seiner symbolischen Auffassung des Abendmahls und mit der Umgestaltung der Taufe zu einem Akt der Dankbarkeit gegen Gott und des Gelöbnisses der Eltern und Paten zum Ursprünglichen zurückgekehrt und kommt auch hier von selbst dem Evangelium Jesu entgegen (S. 269—282).

Wir haben W. das Wort ohne Unterbrechung gelassen und wollen es auch weiter tun, da wir seine Gedanken so am besten verstehen lernen. Was aber den Inhalt angeht, so bemerken wir, daß W. von seinem Thema sehr wenig spricht, desto mehr aber von Jesu. Und was er da sagt, ist ein solches hölzernes Konstruktionsgerüst, daß wir uns scheuen, auch nur ein Stück zu näherer Betrachtung herauszunehmen, aus Besorgnis, der ganze Bau möchte sofort einfallen. Aber ernstlich, man weiß nicht, wo man am ersten oder am meisten tadeln muß. Ist Gott den Bösen wirklich ein liebender Vater? Mir scheint W. in dieser Be-

hauptung ziemlich stark von Ritschl beeinflußt zu sein. Wenn man wie Ritschl (Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung) in der Sünde nur eine relative Stufe der Unwissenheit erblickt und in der Rechtfertigung nur die Wegräumung des Schuldbewußtseins im Menschen; dann allerdings kann Gott auch den Bösen ein liebender Vater sein. Aber wo bleibt Gottes Heiligkeit, wenn er vor lauter Gütigkeit nicht einmal zürnen kann? Weiter, was ist denn das gewesen, was die Jünger Jesu Auferstehung nannten? Etwa eine Hallucination, ein Märchen, ein bewußter Betrug, oder eine Tatsache? Sodann müssen wir W. direkte Unkenntnis der Bibel vorwerfen. Wir erhalten aus Jesu Munde keine Antwort auf die neugierige Frage nach der Sündlosigkeit; — wer hat denn gesagt: Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen? Und woher weiß Jesus, was Sünde ist? Entweder aus göttlicher Allwissenheit oder aus Erfahrung, ein drittes gibt es nicht. Hier wird zuerst das bisher noch vermiedene Zugeständnis gemacht, daß Jesus für W. nichts als ein Mensch ist. Wir sehen ja auch aus den folgenden Sätzen, daß W. Jesus von uns nur quantitativ, nicht aber qualitativ unterschieden sein läßt. Endlich die Verachtung der Sakramente als angeblich polytheistischer Rudimente des Christentums, alles das zeigt uns ganz deutlich, wie wenig der historische Jesus des Herrn W. der biblische Christus des N. T. ist.

Ueber die Frage nach Jesu als dem „Christus und Sohn Gottes" sagt W. folgendes: Von jenem Tag an, wo glühende Begeisterung das Wort wagte: Du bist der Messias! entsprang eine hohe Flutwelle des Glaubens an und über diesen Jesus von Nazareth, die nicht eher zur Ruhe kam, als bis das Bekenntnis: Mein Herr und mein Gott! Jesus zum Throne Gottes selbst emporgetragen hatte.* Hat auch Jesus schon sich für mehr als einen Menschen gehalten, und wie weit empor hat er sich in der Reihe der Wesen gestellt? Wir können diese Frage heut nicht mehr mit Sicherheit lösen. Die Erzählungen Jesu zeigen immer, wie zwischen Gott und das gebeugte Menschenherz kein Dritter, auch Jesus nicht,* zu treten braucht. Sein Vater im Himmel vergibt sofort, bedingungslos. Sohn Gottes ist nur ein Ehrentitel des menschlich gedachten Messias gewesen, mehr will vielleicht auch die Frage des Hohenpriesters nach seiner Gottessohnschaft nicht besagen. Daß Jesus sich so nennt, ist lediglich eine Vorstellung der Zeit, die das Gewaltige, Uebermächtige im Menschen als Einwohnung eines fremden Wesens verstand. Es bezeichnet nur, daß er Kräfte in sich empfand, die ihm „über seine Kraft" zu gehen schienen. Zu Mark. 1, 21—28. 35 sagt W., daß es „ihn selbst überraschend geschehen, daß, fast gegen seinen Willen,* der Dämon" den Kranken verlassen (S. 282—290).

Was sollen wir nun hierzu sagen? Es ist ja alles das altbekannte Zeug, das W. seinen Vorbetern nachbetet. Wenn W. auch nur einen ein=

* In der Vorlage nicht gesperrt.

zigen originalen Gedanken brächte, dem man nicht gleich sein Vorbild ansähe, wollten wir ihm gerne auch eine große, kräftige Ketzerei verzeihen; aber so (bitte, mich zur Ordnung zu rufen!), wird es nachgerade langweilig, immer wieder dasselbe zu bestreiten. Man vergleiche doch nur den ersten Satz dieses Abschnitts mit folgendem Satz Ritschls: „Ihm nun, der in seiner gesamten Berufstätigkeit, in allen Akten der Geduld und Liebe und vor allem in dem Wege des Gehorsams bis zum Tode als den Herrn der Welt und als den Offenbarer Gottes sich erwiesen hat, ist der Name gegeben, der über alle Namen ist, und den die christliche Gemeinde von jeher dahin zur Geltung gebracht hat, daß sie in ihrem Stifter das Prädikat der Gottheit anerkannt hat." Nimmt man dazu das berüchtigte Wort von Harnack: „Diese Idee ist das Mittel geworden, um den, der sich als den Sohn Gottes wußte und das Werk Gottes trieb, wirklich auf den Thron der Geschichte zu setzen," hat W. etwas anderes gesagt, als diese seine Vorgänger? Oder wenn Harnack sagt: Nichts Fremdes soll sich eindrängen: Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott. Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein! haben wir da nicht wieder das Modell zu W.'s Satz von Gott und dem gebeugten Menschenherz? Harnack und W. gemeinsam ist ferner die gleichsam widerwillig zugestandene Möglichkeit der Heilungswunder unter Ablehnung aller andrer. Wie gesagt, Ben Akiba würde, nachdem er dies Büchlein gelesen, wieder auf sein altes Sprüchlein zurückkommen: Nichts Neues unter der Sonne, es ist alles schon einmal dagewesen.

Wer sagt denn nun aber ihr, daß des Menschen Sohn sei? Können wir an ihn glauben lernen, können wir mit den alten Christen noch Joh. 14, 6 und Act. 4, 12 bekennen? Diese Frage muß jeder im Kämmerlein sich selber stellen, und jeder für sich beantworten; und sein Leben wird die Antwort auf sie sein! Es ist eine Feigheit oder Faulheit, sich ihr zu entziehen. Man meint wohl, die Entscheidung liege ein für allemal hinter uns. Aber Religion ist ein ruhelos stets sich erneuerndes Leben, und wenn Jesus gekämpft und gerungen hat bis zum Tod, sollen wir uns einbilden dürfen, fertig zu sein? Dann aber muß man sich klar darüber sein: Glauben kann man nur entweder an Jesu Gott oder gar nicht. Im sittlichen Leben gibt es nur ein Ueberwältigtwerden von dem Ideal. Wen Jesus ergreift, der lebe wie Jesus. Man kann ruhig drauf vertrauen, daß der „Gottessohn" Jesu sich auch ferner mehr Herzen erobern wird, als der „Uebermensch" Nietzsches. Wie nun aber, wenn die Formen fallen, in denen Jesus geglaubt, muß nicht auch der Inhalt vergehen? Die Wissenschaft ist bescheiden wieder auf ihr Gebiet zurückgetreten. Sie hat das Gebiet wieder denen überlassen, denen es gehört, den Propheten. Alle Formen, in denen er und alle nach ihm das Ewige sahen, sind wechselnd und kommen und gehen; aber wie er zu Gott, Mensch und Welt stand, sein Herz und sein Glaube, sind heut noch jung und stark wie am ersten Tag. Ohne Gemüts- und Verstan-

deskämpfe gibt es keinen Gottesglauben. Und stets haben Menschen nur so ihren Gott besessen, daß sie es auf ihn „wagten" (S. 290—297).

Das sind wieder recht schöne Worte, denen wir unbedingt mit ganzer Freudigkeit zustimmen könnten, wenn wir uns eben nicht erinnern müßten, was das für eine Jesusgestalt ist, von der wir uns überwältigen lassen sollen. Denn es ist nicht der historische, objektive Jesus Christus der Bibel, sondern nur eine Idealgestalt der subjektiv Weinelschen Phantasie. Es ist vielleicht ein hartes Wort, aber dennoch volle Wahrheit: Solch ein Jesus ist weiter nichts als ein Götze, und die gelehrten Professoren und Doktoren, die ihn ausklügeln, nicht besser als die Leute von Jes. 44, 12—20. Wenn wir erst anfangen vom Jesusbild der Bibel wegnehmen zu dürfen, dann wird sich bald ein jeder einen Erlöser nach seinem Geschmack herstellen; der Willkür ist Tor und Tür geöffnet, und ohne es vielleicht zu wollen, sind wir mitten im heidnischen Götzendienst. Ueber die Frage sodann, ob der Inhalt des Glaubens mit der Form falle, spricht W. sich auch wieder echt neologisch aus. Die Wissenschaft ist bescheiden zurückgetreten. Schön. Das freut uns. Sie hat dies Gebiet wieder den Propheten überlassen. Auch gut. Aber wo sind sie? Die alten Propheten sind tot, und die neuen — — ? Wer sagt uns mit göttlicher Autorität, — mit geringerer sind wir nicht zufrieden — was Form und was Inhalt ist? Zugegeben, wir haben goldene Aepfel in silbernen Schalen; aber sind silberne Schalen nicht auch etwas wert? Lieber die silbernen Schalen behalten, als vielleicht einen Goldapfel mit fortwerfen. Ach, daß wir die Propheten, die Chemiker hätten, die uns genau das Gold aus dem Silber scheiden!

Aber wir haben sie ja; in diesen letzten Tagen sind ja allein deren zwei aufgestanden, die uns den Sohn als Schale aus dem Evangeliumsgold ausgeschieden haben, Harnack und Weinel. Ja sind das wirklich Propheten? Kannst du noch zweifeln, o Leser? Bescheidenheit zwar verbietet Herrn W., nachdem er sich vorhin als Durchschnittsgläubigen bezeichnet hat, sich nun den Prophetenmantel um die Schultern zu legen. Aber Harnack, ohne Frage: es ist nur ein historischer Jesus und Ad. Harnack ist sein Prophet. Wir hören, daß Ad. Harnacks „Wesen des Christentums" in Wirklichkeit eine Anbahnung der Vollendung der Reformation durch das Evangelium und unsere klassische Bildung ist (S. 301). Wer wagt da noch an seinem Prophetenberuf zu zweifeln? Leider hat nur dieser selbe Harnack in seinen Vorlesungen über Kirchengeschichte uns gesagt, daß die Vermischung von Evangelium und klassischer Bildung einst Gnostizismus genannt wurde. Also eine Fortbildung der Reformation zum Gnostizismus, bewahre uns Gott vor den modernen Propheten!

Der letzte Abschnitt nun behandelt „Jesus und die Kirchen." Ganz konsequent hören wir, daß der Jesus, der ja im Evangelium nichts zu suchen hat, auch in die Kirche nicht hineingehört (S. 301). Vielmehr soll die Vollendung der Reformation sich so gestalten, nämlich positiv 1. in der allmählichen Entwicklung der Staatskirche zur Freikirche;

2. in der größeren Betonung der guten T a t neben dem Glauben. Auch die Askese soll wieder in ihr Recht treten. Die Kirche braucht Freiwillige (S. 302). Das sind gewiß positive Ziele, mit denen wir herzlich sympathisieren. Desto entschiedener müssen wir die negative Seite seines Programms ablehnen, in welcher W. vier „Verwirrungen und Hemmungen" bezeichnet, die er beseitigt wissen will, nämlich 1. die Verwechslung des Dogma mit dem Evangelium, also die Behauptung, daß die Annahme einer bestimmten kirchlichen Lehre h e i l s n o t w e n d i g sei; 2. die Verwechselung von Wort Gottes und Bibelbuchstaben; 3. die Verwechselung von Gnadenmittel und Sakrament; 4. die Verwechselung der Landeskirche mit der wahren Kirche, die Scheidung von Pastoren und Laien, also das Wiedereindringen des katholischen Kirchentums. Dagegen haben wir folgendes zu sagen: 1. Daß wir ein festes Objekt unseres Glaubens allerdings für heilsnotwendig erachten und gegen jeden Angriff auf diesen Punkt sehr entschieden Abwehr leisten werden; 2. daß wir allerdings einen Unterschied zwischen Gottes Wort und Bibelbuchstaben anerkennen, zumal bei der unendlichen Verschiedenheit in der Ueberlieferung der einzelnen Bibeltexte; daß wir uns aber auch gar nicht auf den Buchstaben steifen, sondern den Geist prüfen; daß wir endlich finden (nach 1. Joh. 4, 1—3), daß der Geist der „modernen Wissenschaft" und deren Jesusbild nicht aus Gott ist; 3. daß wir einen jeden Angriff auf die Sakramente und deren Abflachung, wie die Abflachung der Taufe zu einem „Akt der Dankbarkeit" (S. 282) gegenüber dem bestimmten Herrenworte als antichristlich ohne weiteres abweisen; 4. daß wir endlich die Gegenfrage stellen, wo denn eigentlich eine Landeskirche, oder auch nur Synode, sich verwechselt mit der wahren Kirche, der Kirche des dritten Artikels?

Wir können nicht die Befürchtung W.'s teilen, daß, „wenn die vertretenden Körperschaften der Kirche in Bekenntniszwang und Mysterienlehre, in Staatspolitik und Katholisierung so weiter fahren, es ungeheuer erschwert sein wird, das Volk wieder für das Evangelium zu gewinnen." (S. 304.) Vielmehr so steht es, daß die Herren in ihrem „Geist, der stets verneint," nun anfangen zu sehen, wohin sie treiben. Die Geister, die sie riefen, die werden sie nun nicht los. Darum werden nun schnell alte Lappen auf neue Schläuche geflickt, und ein Jesus genannter Popanz konstruiert, und der soll helfen. Der soll denn auch stark genug sein, die Renegaten der katholischen Kirche, die sich dort an Dogma und Sakrament stoßen, unter seine Banner zu scharen. Wir vermögen kaum anzunehmen, daß W. selber an den ewigen Erfolg seines Jesus glaubt. Dies alles wird vielmehr nur die alte schlichte Predigt vom Kreuz und Auferstehung bewirken.

Ist es W. aber Ernst damit, so befindet er sich in einer ungeheuren Verblendung. Wir aber hoffen, und so manch schönes Wort in seinem Buche berechtigt uns zu dieser Hoffnung, daß W. auch noch sich von diesem modernen Christus zu dem biblischen eingebornen Sohn Gottes bekehren wird. Schnell fertig ist die Jugend mit dem Worte. Wer hätte

als Jüngling nicht einmal liberalen Anschauungen gehuldigt? Und W. ist ja noch recht jung, noch nicht 30, wenn wir recht berichtet sind. So mag er sich auch noch zurückfinden lassen, zumal da in dem ganzen Buch eigentlich nur Dinge wiederholt sind, die andere vor ihm erdacht haben.

Die moderne historische Denkweise und die christliche Theologie.

Diese von A. Deicherts Verlag uns zugesandte Schrift (siehe Literatur No. 6) ist es wert, besonders hervorgehoben zu werden.

Das kleine Buch von K. Girgensohn ist eine sehr empfehlenswerte Schrift, welche sich eingehend mit der Frage beschäftigt, wie weit reicht der Einfluß der modernen historischen Denkweise? Wie weit ist er als berechtigt anzuerkennen? Wo sind seine Grenzen? Wenn der Christgläubige durch die Ergebnisse der modernen historisch-kritischen Forschung beunruhigt wird und die explosive Kraft der neuen Denkweise im Gegensatz zur traditionellen Auffassung der Schrift mit Schrecken gewahr wird, so sieht er sich genötigt, sich über die Frage klar zu werden, ob das Christentum nur eine rein menschliche Entwicklungsform der Religionsgeschichte sei, wie alle anderen Religionen, oder ob es sich festhalten läßt, daß im Christentum sich ein ganz neues Gebiet der transzendenten Welt erschließt, das allen anderen Religionen verschlossen bleibt. Der Verfasser zeigt, daß wenn das Evangelium mit seiner paradoxen Kunde von Jesu von Nazareth, daß er sei Christus, der auferweckte Herr, jetzt der Gott seiner Gemeinde, der unsichtbar allezeit bei ihr gegenwärtig ist u. s. w. — wenn das alles buchstäblich wahr ist und den Tatsachen entspricht, dann allerdings kann das Christentum als die absolute, übermenschliche Offenbarungsreligion in Anspruch genommen werden, die nicht als das Resultat der menschlichen Entwicklung bezeichnet werden kann. Drei wichtige Konsequenzen ergeben sich für die Theologen, welche es wagen, dieser paradoxen Verkündigung der Apostel Glauben zu schenken: 1. Ist der Mensch Jesus Christus zugleich der ewige Gott und Herr seiner Gemeinde, dann ist das Christentum die absolute Religion. 2. Damit gewinnen wir eine völlig selbständige christliche Dogmatik. 3. Wir gewinnen aus diesem Glauben prinzipielle Grenzen für die rein historische Erforschung des Christentums.

Verfasser weist nach, daß durch rein historische Methode sich der Glaube an die Gottheit Christi weder wissenschaftlich beweisen, noch wissenschaftlich widerlegen läßt. Das Glaubensurteil bewertet die historischen Tatsachen in religiösem Sinne und gibt ihnen einen anderen Inhalt als der Unglaube es tun kann; und dieses Urteil ist völlig unabhängig von der historisch-kritischen Forschung. Wie kann und soll aber der Glaube entstehen? Nur durch das Wort des Evangeliums, das wir — nicht als Wissenschaftler, sondern — als heilsbedürftige Menschen auf uns wirken lassen und das in stillen, heiligen Erfah-

rungen die göttliche Größe des Menschen Jesus in uns aufdämmern läßt.

„Man muß es wagen, im Vertrauen auf die Verkündigung der Apostel zu dem auferstandenen Herrn und Heiland zu beten und muß erfahren, daß der lebendige Heiland allen denen nahe ist, die seinen Namen anrufen. Zu wem der Heiland in stiller Gebetsstunde gesprochen hat: Fürchte dich nicht, auch dich habe ich erlöst; auch deine Sünden habe ich getragen; ich will auch dich für meinen Dienst trotz deiner Sünden und mit deiner ganzen Schwachheit! — der erlebt jene mystische Vereinigung mit dem auferstandenen Herrn und gewinnt jene stille, feste Ueberzeugung von der Allgegenwart des erhöhten Herrn, welche das Herzstück des christlichen Glaubens und den unausrottbaren Stützpunkt für den Glauben an die Gottheit Christi bilden."

Verfasser gesteht zu, „daß dieser Glaube, vom Standpunkt der reinen Wissenschaft aus gesehen, ein ungeheures Wagnis ist. In ihm erschließt sich eine transzendente Welt, welche ohne ihn völlig verborgen bleibt."

Dieser Glaube läßt alles menschliche Wissen weit hinter sich; bewegt sich in einer Region, „welche menschlichem Wissen in dieser Welt niemals zugänglich sein wird und daher stets nur behauptet, aber nie bewiesen werden kann. Das soll uns bescheiden und tolerant machen gegen diejenigen, welche diesen Glauben nicht teilen können."—„Es nützt nichts, unseren christlichen Glauben durch falsche Stützen und scheinbare Beweise unseren modernen Menschen annehmbarer machen zu wollen, als er ist. Das Christentum ist nur zu haben unter der Bedingung, daß man sich entschließt, im Vertrauen auf die Person Jesu Christi an eine transzendente Welt voll ewigen Lichtes, Lebens und Wahrheit zu glauben, obgleich uns rings die Welt der Finsternis, der Vergänglichkeit und des Irrtums umgibt."

Diese herrliche Schrift, die so positiv für den Christenglauben eintritt und sich dabei gegen die von der historisch-kritischen Wissenschaft aus sich erhebenden Zweifel so vorsichtig und energisch zu wappnen weiß, ist allen gebildeten Christen aufs angelegentlichste zu empfehlen als eine Waffe gegen die so hochmütig sich spreizende historisch-kritische Wissenschaft unserer Tage.

Das Sprachenproblem in unsern deutschen Gemeinden.

Referat, verlesen vor dem West-Missouri-Distrikt von P. Max F. Schulz.

Ein Referat über das Sprachenproblem ist erfahrungsmäßig eine undankbare Arbeit. Die Geschichte aller amerikanischen Kirchenkörper, soweit sie eine andere als die englische Sprache gebrauchen, wie die deutschen und schwedischen Gemeinden der luth. Kirche, wissen von hitzigen Wortwechseln über dieses Thema zu berichten. Die Meinungen stehen sich hier schroff gegenüber; die einen sehen das Heil der Kirche in der Erhaltung der deutschen Sprache; andere meinen, die Kirche

müsse sobald als möglich amerikanisiert werden; noch andere behaupten, am besten sei es für die Kirche, wenn man in beiden Sprachen arbeite; und keine Partei ist willens, der andern auch nur die geringsten Zugeständnisse zu machen. Darum war ich auch beinahe erschrocken, als mir unser ehrw. Präses den Wunsch äußerte, ich möchte über ein darauf bezügliches Thema referieren. Und doch konnte ich auch nicht umhin, seine Gründe in Erwägung zu ziehen und zu würdigen. Ich habe schon durch meinen Briefwechsel mit einigen Brüdern erfahren, daß ein solches Thema für unsern Distrikt zeitgemäß sein dürfte. Auch ist es nicht unmöglich, daß ich auf meinen Arbeitsfeldern tiefer in die Frage hineingeführt worden bin als mancher andere Bruder, dem es Gott vergönnt hat, viele Jahre im ländlichen Kreise oder in einer Gemeinde mit ordentlicher Parochialschule zu wirken. Auch bringe ich noch immer, trotz mancher schlaflosen Nacht, die sie mir verursacht hat — ich leugne es nicht — der Frage ein reges Interesse entgegen; aber das Odium, so als Vaterlandsverräter gebrandmarkt, als eitler Wicht, der sich was Großes auf seine paar englische Brocken einbildet, geschmäht und verspottet zu werden! Doch dachte ich, es handelt sich hier um eine für unsere Synode ungemein wichtige Frage, deren falsche Beantwortung unsere bisherigen Erfolge fast illusorisch machen kann und, wenn das Odium einmal nicht davon zu trennen ist, so kann ich es schließlich ebensogut tragen wie jemand anders. So übernahm ich das Referat trotz des energischen Widerspruches meines Fleisches.

Hierzu gesellte sich, mir Mut zu machen, das Vertrauen zu Ihnen, liebe Brüder. Ich bin überzeugt, daß Ihnen, wie es sich für Christi Diener geziemt, die Wohlfahrt seiner Kirche über alles geht. Ich hoffe ferner, daß Sie durch die Erfahrung anderer Kirchenkörper gelernt haben, der Frage eine gebührende Beachtung zu schenken und sie nicht nach dem Gefühl, sondern nach dem von Gott geläuterten Verstande zu beurteilen. Es sind ja eben die vorgefaßten Meinungen und die oft unberechtigten Gefühle, welche Zwistigkeiten heraufbeschwören. Sobald Sie sich entschließen, was ich sage, vorurteilsfrei zu prüfen, kann eine derartige Besprechung nur zum Segen gereichen.

1. Nach welchen Grundsätzen sollen wir die Sprachenfrage beurteilen?

A. Die Aufgabe der Kirche.

Wenn man so von Pastoren sowohl wie von Laien einerseits den Ruf hört: „Nur kein Englisch!“ und andrerseits: „Ja ohne Englisch geht es aber doch nicht!“ da möchte man verzweifelt sprechen: „Gebt mir einen festen Punkt!“ Wer soll entscheiden, welche Partei recht hat? Wer kann mir helfen, ein richtiges Urteil zu bilden? Da brachte mich eine oft vernommene Redensart auf den rechten Weg. Pastoren sowohl wie Laien, namentlich aber Zeitungen behaupten immer wieder, die deutsche Kirche habe die Aufgabe, die deutsche Sprache zu lehren und zu erhalten. Das schien mir doch etwas fraglich, und ich fing an, über die

Aufgabe der Kirche nachzudenken. Hier bedarf es keines langen Studiums. Die Aufgabe der Kirche ist in dem für alle Christen bindenden Worte des Herrn klar und deutlich dargelegt: „Gehet hin in alle Welt und machet zu Jüngern alle Völker, indem ihr sie taufet und lehret.“ Ist die deutsche Kirche in Amerika hiervon ausgenommen? Keineswegs, wenn sie Christi Kirche sein will. Nirgends aber findet sich ein Wort in der Schrift, welches der Kirche zur Aufgabe macht, eine bestimmte Sprache zu lehren oder nur in derselben zu predigen.

Aber ist nicht eben darum die lutherische, reformierte und evangelische Kirche hierher verpflanzt worden, daß sie ihren Angehörigen hier in ihrer Sprache das Evangelium verkündige? daß sie sie vor fremden religiösen Anschauungen und Gebräuchen bewahre? Ganz gewiß; darum nehmen wir uns ja auch in erster Linie der deutschen Brüder an. Sind wir aber dadurch von dem allgemeinen Befehle des Herrn:„ Prediget das Evangelium aller Kreatur!“ entbunden, so daß wir berechtigt wären, unsere Kinder, welche nicht genügend deutsch können, unbelehrt zu lassen oder in andere Lehren und Sitten hineinzudrängen? Sicherlich nicht! Oder ist unsere Unkenntnis des Englischen eine genügende Entschuldigung? — Dann brauchten wir auch keine Missionare mehr zu den Heiden zu senden! Können aber sie die Sprache ihres Arbeitsfeldes erlernen, warum nicht auch wir?

Da möchten viele entgegnen: „Nun ja, die erste Aufgabe der Kirche ist das Evangelium zu verkündigen. Aber kann sie nicht daneben auch Deutsch lehren?“ Zweifellos; ebenso gut wie sie die Kranken pflegen, die Hungrigen speisen, den Müßigen Beschäftigung verschaffen darf, steht es ihr auch frei, Deutsch zu lehren. Wenn aber unsere Bemühungen um Deutsch viele der uns anvertrauten Kinder nicht zu erreichen vermögen, wenn wir sie nicht weit genug in Deutsch bringen können, so muß eine Bevorzugung des Deutschen zu mangelhaftem Wissen oder unkirchlichem Leben oder Verlust an Mitgliedern führen, also der Aufgabe der Kirche zuwider sein. Da stehen wir vor der ernsten Frage: „Was wollen wir sein? Deutsche oder Christen?“ Wir können nicht Deutsch bevorzugen und dem Heiland gehorchen. Es ist also ein gefährlicher Irrtum, die Aufgabe unserer Kirche in der Erhaltung der deutschen Sprache zu sehen.

B. Das Verhältnis der Sprache zum Evangelium.

Und dennoch hat offenbar die Kirche mit der Sprache zu rechnen. Sie kann ihre Aufgabe — Predigen, Lehren, Gott preisen — nur mit Hilfe der Sprache lösen, dadurch, daß ihr Diener von den Zuhörern verstanden wird. Wie oft macht schon ein undeutliches, hastiges Sprechen die Wirkung der Predigt illusorisch! Wie viel schlimmer aber ist es, wenn der Diener Gottes eine mehr oder weniger unbekannte Sprache braucht! Das führt uns auf die Frage: In welchem Verhältnis steht denn die Sprache zur Kirche? Die einzige Antwort, die wir darauf geben können, ist: Sie ist das Hauptmittel, durch welches sie ihrer Aufgabe zu lehren gerecht wird. Ist aber etwa nur die deutsche Sprache

dazu geeignet oder ist sie wenigstens mehr wie andere passend? Jawohl, aber nur für Deutsche, die Engländer finden keine Erbauung darin; sie begeistern sich an Spurgeons bilderreicher Sprache, an Robertsons tiefsinnigen Gedankenreihen. Den Franzosen bietet Monod in ihrer Sprache das Brot des Lebens. Ich führe nur die am weitesten entwickelten Sprachen an; die Bibel geht aber noch weiter. Sie sagt ganz allgemein Phil. 2, 11: Alle Zungen sollen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei, und Ps. 19, 4: Es ist keine Sprache noch Rede, da man ihre Stimme nicht hört. Sie erkennt also alle Sprachen als Mittel der Offenbarung an und behandelt sie als gleichberechtigt.

Ja die Schrift gibt uns noch eingehendere Belehrung. Wir finden in derselben ernste Winke, daß wir die Sprache weder als Spielerei benutzen, noch zum Abgott machen dürfen. Die Gemeinde in Korinth war besonders mit Geistesgaben gesegnet, so auch mit der Gabe in Zungen zu reden. Welche Bestimmung trifft nun Paulus in Bezug auf das Zungenreden? Er verbannt es nicht aus den Gottesdiensten, aber er verlangt, daß es einer übersetze; ist aber kein Dolmetscher da, so soll der Zungenredner in der Gemeinde schweigen (1. Kor. 14, 27—28). Die Erklärung für diese Maßnahme gibt er durch die Worte: Die Gaben des Geistes sollen sich zu gemeinem Nutzen erzeigen (1. Kor. 12, 7). Er fordert also, daß die Sprache ihren Zweck, nämlich die gegenseitige Verständigung, erfülle. Obwohl also an und für sich jede Sprache geeignet ist, dem Evangelium zu dienen, ist doch keine, auch die deutsche nicht, für alle Fälle geeignet; die einzelne Sprache kann als Mittel der Verständigung nur denen dienen, die sie verstehen.

Wie konnte nun aber die Kirche ihre Aufgabe, „allen Völkern zu predigen", lösen, da doch die ersten Jünger alle nur Aramäisch redeten? Der Pfingstbericht gibt die Antwort: „Sie wurden alle voll des Heiligen Geistes und predigten in anderen Zungen, je nach dem der Geist ihnen gab auszusprechen." Ebenso verfuhr nachher der große Heidenapostel; er benutzte Aramäisch, besonders aber Griechisch und Lateinisch für sein Werk. Und die übrigen Apostel? Sie haben entweder als eine Geistesgabe oder durch ihren Fleiß Griechisch genug erhalten, um ihre Schriften in der damals verbreitetsten Sprache abzufassen. Obwohl sie Juden waren, setzten sie ihre Muttersprache um des Evangeliums willen hinten an und brauchten mündlich und schriftlich Griechisch. Aus Liebe wurden die Juden bei den Griechen zu Griechen. Dem nämlichen Grundsatze huldigen noch immer die Heidenmissionare; sie erlernen zuerst so gut wie möglich die Sprache des Volkes, bei dem sie predigen wollen, und benutzen dann jene ihnen fremde Sprache. Danach zu urteilen, kann es doch für uns keine Schande, sondern oftmals eine Pflicht sein, in der Sprache dieses Landes zu lehren.

C. Die Grenzen der Verwendbarkeit des Deutschen.

Wann und wo wird es nun Pflicht, sich zu verleugnen und Englisch zu gebrauchen? Bei denen, die in Deutschland erzogen sind nie, wohl aber bei denen, die hier die Volksschule besucht haben.

1. Wenn im Alter von 10—12 Jahren die Kinder noch nicht genug Deutsch können, um gewöhnliche Fragen und leichtere biblische Abschnitte zu verstehen. Bleiben in einem kurzen Abschnitte etwa fünf Haupt- und Zeitwörter unverstanden, so hilft es gewöhnlich nicht viel, dieselben ins Englische zu übersetzen; fast immer beweist eine Frage in der nächsten Stunde, daß sie wieder vergessen sind. Wo sollen wir aber die Zeit hernehmen, systematisch den notwendigen Wortschatz zu sammeln, wenn wir klagen müssen, daß die Zeit für Religionsunterricht gar knapp bemessen ist? Von einem nutzbringenden Unterrichten kann da schon darum keine Rede sein, weil man Kinder gar nicht zu der Aufmerksamkeit zwingen kann, die ihr mangelndes Sprachverständnis erfordern würde, um den Zusammenhang zu behalten.

2. Wenn der Mangel an grammatischer Kenntnis des Deutschen oder an Uebung im Sprechen das Antworten entweder unmöglich oder lächerlich macht. Wenn das bekannte Tischgebet von einem Kinde geschlossen wird: „durch Jesu Christi unser lieber Heiland," da kann ein Deutscher nur selten ein Lächeln unterdrücken; das Kind aber hütet sich nun sorgsam, sich mit seinem Deutsch lächerlich zu machen. Und wir wissen alle aus Erfahrung, daß die akroamatische Methode für junge Leute ganz ungeeignet ist; nur durch fortwährende Fragen und Antworten können sie aufmerksam erhalten werden. Wenn nun die Schüler nicht mehr antworten können oder wenn öfters eine drollige Antwort einen unwiderstehlichen Lachreiz hervorruft, so kann der Unterricht nicht mehr ersprießlich genannt werden.

3. Wenn die Jugend nicht mehr fließend deutsch lesen kann. Die deutsche Grammatik ist schwer, das Lesen aber sehr leicht. Können nun im Konfirmandenunterricht die Kinder nicht genügend lesen, so sind sie in einer bedauernswerten Lage. Die Zeit erlaubt uns nicht, alles durch Vorsprechen einzuüben; wie sollen die Kinder nun ihre Aufgaben lernen? Ja, wenn man sich auch nur auf die Eltern verlassen könnte! Was haben sie vom Gesang in der Kirche, wenn sie nicht fließend lesen können? Am wichtigsten aber ist das folgende: Der Konfirmandenunterricht soll den Schüler so weit vorbereiten, daß er selber die Bibel mit Nutzen lesen kann. Kann er nun auch nur nicht fließend lesen, so bleibt ihm die Bibel ein verschlossenes Buch.

Wenn nun ein Kind in der englischen Schule auch nur bis zum siebenten oder achten Grade gekommen ist, so kann es durch einige Uebung leicht alles erlernen, was der Religionsunterricht erfordert. In derartigen Fällen aber lieber die Unterweisung in Religion zu vernachlässigen als Englisch zu gebrauchen heißt nicht mehr und nicht minder als in Gottes Werk Eigensinn zeigen. Er gibt uns durch die von der Volksschule erzielte Fertigkeit in Englisch das Mittel zur Unterweisung in die Hand, wir aber antworten ihm: „Nein, mein Herr, kein Englisch! Können sie kein Deutsch, so laß sie es lernen oder wegbleiben!" Und die Methodisten, Baptisten und Kongregationalisten lachen.

2. Wie stellt sich die Erfahrung zu den Grundsätzen?

A. Ganz deutsch.

Mit Recht wenden Sie da ein: „Das sind doch harte Worte, schwere Bedingungen! Ich soll mich noch im Mannesalter mit Englisch plagen? Kann man denn nicht dem Herrn seine Pflicht auch ohne Englisch tun? Kann man sich denn nicht eine Gemeinde ganz deutsch machen oder erhalten?

1. Um die Jugend einer Gemeinde deutsch zu erhalten oder zu machen, muß vor allen Dingen die Gelegenheit, Deutsch zu lernen, reichlich geboten werden. Die Volksschule hilft uns dazu nur in Ausnahmefällen; es kann also nur durch Parochialschulen getan werden. Soll aber eine solche etwas leisten, so muß sie mit der Staatsschule konkurrieren können, also gute und genügende Lehrkräfte für Deutsch und Englisch und für die anderen Unterichtsgegenstände besitzen. Wie viele Gemeinden sind nun aber imstande, solche Opfer zu bringen, daß sie neben dem Pastor einen oder mehrere Lehrer besolden? Ländliche Gemeinden sicher nur selten. Und selbst in Städten erreicht eine derartige Einrichtung nicht alle, eine ganze Anzahl werden es immer vorziehen, ihre Kinder in die Staatsschule zu senden, teils weil sie das Geld für die Privatschule scheuen, teils weil sie mehr Vertrauen zur öffentlichen Schule haben, teils weil die Staatsschule nahe, die Parochialschule fern ist. Wer kann sie zwingen? Je weniger Leute aber die Kinder senden, um so größer werden die Lasten. Haben wir aber vor Gott und Menschen ein Recht, die Eltern, die sich weigern, ihre Kinder deutsch erziehen zu lassen, aus der Gemeinde Christi auszustoßen? Es läßt sich also kein Zwang üben.

2. Eine andere Art, das Deutsche zu erhalten, besteht darin, daß der Pfarrer selber in den schulfreien Monaten Schule hält, nur um Deutsch und Religion zu lehren. Aber auch dieser Plan weist große Mängel auf. Auch hier kann niemand gezwungen werden, die Kinder zu senden; und doch rechnen sich die Eltern zur Kirche und nehmen die die Rechte der Mitglieder für sich und ihre Kinder in Anspruch! Ferner bleiben für solchen Unterricht nur die heißen Sommermonate übrig; kann man es den Kindern verdenken, wenn sie nur widerwillig meilenweit laufen? Die Eltern aber hören schon leicht genug auf Klagen, weil sie die Kinder im Garten und auf dem Felde brauchen. Außerdem möchte ich hinzufügen — ich hoffe, meine Brüder verzeihen mir den Freimut — daß man durch theologisches Studium noch keineswegs geschickt wird, erfolgreich Deutsch zu lehren, daß oftmals ungeeignete Lehrmittel die Erreichung des Zweckes erschweren, daß es ein eigenes Ding ums Disziplinhalten ist. Genug, auch dies ist nur ein Notbehelf. Auch zeigt die Erfahrung anderer deutscher Kirchen, daß auch dieses Hilfsmittel das Eindringen von Englisch nicht hindert. Ferner füge ich aus eigener Erfahrung hinzu: „Ja, wenn's so leicht wäre Deutsch zu lernen!" Wenn so zwei oder drei Monate, oder zweimal so viele,

genügten eine moderne Sprache zu lernen, ach, wie wollte ich dann Englisch sprechen! Aber ich habe es kennen gelernt; es geht trotz guten Willens nicht so rasch. Oder bin ich nur eben ein Bissel langsam? Liebe Brüder, Sie haben alle mehrere Jahre hindurch Latein und Griechisch studiert; wer von Ihnen kann heute eine Konversation in einer dieser Sprachen führen?! Und von unsern Kindern erwarten wir, daß sie in wenigen Monaten genug Deutsch lernen können, um ihre heiligsten Gefühle zu empfangen und auszudrücken! Was aber den zu Hause erworbenen deutschen Wortschatz betrifft, so beobachten Sie sich nur selber, wie gering und für Religion unnütz derselbe ist.

3. Ein anderer Ausweg wäre der, daß wir sagten: Wer nicht mehr Deutsch versteht, der gehe in die englische Kirche. Das ließe sich hören, wenn überall eine englische Kirche von unserer Synode wäre; aber die anderen englischen Kirchen, die Methodisten, Baptisten, Kongregationalisten u. s. w., haben nicht nur eine andere Sprache, sondern auch einen verschiedenen Glauben und verschiedene Gebräuche. Wer will die Verantwortung übernehmen, die Jugend dorthin zu treiben? Ja selbst wenn die Glaubensverschiedenheit nicht existierte, so würde es unserem Hirteneifer ein schlimmes Zeugnis ausstellen, wenn wir unsere Lämmlein und Schäflein anderen zum Weiden aufdrängen wollten, wo doch uns der Herr dieselben anvertraut hat. Außerdem fürchte ich, die Eltern würden häufig genug den Kindern nachfolgen, so daß unsere Kirchen jährlich leerer würden.

B. Deutsch und Englisch. a. Die Vorteile.

Selbstverständlich ist es ebenso verfehlt, das Deutsche ganz fallen zu lassen. Es gibt nur wenige Deutsche, die so weit kommen, daß sie sich an einer englischen Predigt erbauen können. Sie aber haben große Opfer gebracht, um Gottes Wort in ihrer Sprache genießen zu können; darum sollten sie auch, so lange sie leben, das Wort in ihrer Sprache erhalten. So werden wir auf das zweisprachige System gedrängt. Es ist schwer für die Pastoren, scheint mir aber für Gottes Werk das vorteilhafteste, wenn einmal eine Gemeinde ihre Jugend zu schätzen anfängt. Die Vorteile sind zahlreich und groß.

1. Es ist der einzige Weg, die Jugend zu einer gründlicheren Erkenntnis in Religion zu führen. Was dieser einzige Punkt für Wert hat, erklärt uns des Herrn Wort: „Das ist das ewige Leben, daß sie dich ... erkennen.“ Während wir sonst die fruchtbarste Zeit von 6—12 Jahren in Sonntagschule und Samstagschule mit Buchstabieren, Lesen und Schreiben verschwenden müssen, können wir mit Hilfe der englischen Sprache sogleich biblische Geschichte, Katechismus und Sprüche lehren. Die Kinder kommen auch so viel lieber zur Schule; denn das Buchstabieren und Lautieren ist nach meiner Erfahrung den meisten sehr verhaßt. Das allein sollte für uns entscheidend sein, daß wir gründlicher Gottes Wort lehren und es den Lernenden angenehmer machen können. Wir dürfen auch die Tatsache nicht übersehen, daß mit dem fortschrei-

tenden Alter bei unserer Jugend auch die Fertigkeit in Englisch zunimmt, die in Deutsch dagegen bei den meisten abnimmt. Haben wir sie durch eine gute Grundlage in Religion in die englische Bibel eingeführt, so dürfen wir hoffen, daß sie die Bibel lieb gewinnen und selber lesen werden.

2. Nur bei diesem System hat unsere Jugend keinen Grund, sich in fremde Kirchen zu begeben und dort Mitglieder zu werden. Sie können dem Glauben der Väter und den Sitten ihrer Kirche treu bleiben und schließlich die Kirche, die die Väter gebaut hatten, als Eigentum übernehmen, wie es allein der rechte Verlauf ist. Es ist doch wahrhaftig kein Zeichen von gesunder Entwickelung, wenn nach 25 Jahren die Kirche immer leerer und die Finanzen immer schlechter werden!

3. Noch nach einer anderen Seite hin ist dieses System für die Finanzen der Gemeinde gewöhnlich eine große Erleichterung. Obwohl ein Pastor, der in zwei Sprachen amtieren kann, im Durchschnitt mehr verlangen kann und muß als ein anderer, sind doch die Auslagen der Gemeinde geringer als die, welche eine Parochialschule erfordert. Auch brauchen so die Gemeindeglieder nicht immer, teils offen, noch mehr aber hinter dem Rücken, auf die zu schelten, die ihre Kinder nicht zur deutschen Schule schicken und sie doch konfirmieren lassen; das ist aber beständiger Grund zum Streit in fast allen deutschen Gemeinden.

4. Auch für den Pastor bringt dieses System eine nicht unbedeutende Erleichterung. Er braucht dabei nicht mehr Schule zu halten. Schulehalten ist eine schwere Arbeit für einen Lehrer von Beruf; wenn nun solche Bürde dem auferlegt wird, der schon als Prediger und Seelsorger genug zu tragen hat, sei es auch nur drei bis vier Monate lang, so wird die Last unerträglich. Doch meine ich nicht sowohl die Arbeit selbst, sondern was damit verknüpft ist. Ohne Disziplin kann nichts erreicht werden; strafen wir aber ein ungezogenes Kind, so ist der Streit erklärt. In zwei Gemeinden hat bei mir dies den Grund der Kündigung gegeben; ich kenne aber auch andere Brüder, die dieselbe bittere Erfahrung machen mußten. Solche Kleinigkeiten scheinen auf den ersten Blick lächerlich, aber ich bin sicher, viele von Ihnen haben den Ernst dieser Kleinigkeiten kennen gelernt und lachen nicht.

b. Die Schwierigkeiten.

Es wäre aber unredlich, wenn ich nicht auch auf die Schwierigkeiten einen Blick werfen wollte.

1. Für die Gemeinden ist die Einführung des Englischen gewöhnlich die schwerste Aufgabe. Etwa zwei Jahre später sind, soweit meine Erfahrung reicht, alle Stimmen gegen das System verstummt. Aber die Einführung ist schwer. Da heißt es zum Ueberdruß: „Wir bilden eine deutsche Gemeinde und wollen kein Englisch dulden!“ oder: „Unsere Konstitution verbietet Englisch.“ und: „Kann die Jugend kein Deutsch, so muß sie es lernen!“ Gerade diejenigen, welche nicht viel christliches Leben beweisen, erheben ihre Stimme am lautesten, drohen

auszuscheiden und zu prozessieren; und oft genug geht es auch nicht ohne Verluste ab. Ihr mögt ihnen heilig versichern, ihre Kinder sollen in Deutsch unterrichtet und eingesegnet werden, wenn sie auch nur annähernd genug Deutsch können; sie selber sollen ebenso viele deutsche Gottesdienste haben wie früher — alles vergebens! Aber die Mitgliederzahl schwindet immer mehr, die Jugend geht einer nach dem andern zu englischen Kirchen und werden dort Glieder; die Ebbe in der Kasse wird immer bemerklicher, die Opfer immer größer. Nun wird der Beschluß gefaßt, es mal mit Englisch zu versuchen, in der Erwartung, in vierzehn Tagen alle Verlorenen wiedergewonnen und alle Amerikaner die Kirche füllen zu sehen. Schlägt diese Hoffnung nun fehl, so erhebt sich noch einmal ein großes Geschrei gegen das Englisch. Aber war es noch nicht zu spät, so macht die Gemeinde wieder langsam Fortschritte und wird erhalten.

2. Viel bedeutender ist sicherlich die Schwierigkeit für die Pastoren. Ich weiß aus Erfahrung, wie viel Mühe es kostet, auch nur bis zu einem gewissen Grade englisch zu sprechen. Aber Gott verheißt: „Meine Jünger werden in anderen Zungen reden.“ Er gibt seinen Segen, wenn auch nicht ohne lange Mühe und ernste Arbeit unsererseits, ja man könnte ein solches Studium im eigentlichsten Sinne eine Schule der Selbstverleugnung nennen. Die ersten Versuche eines Ausländers, sich in Englisch auszudrücken, sind für ihn und seine Zuhörer schwerlich ein Genuß. Man muß schon mal ein Lachen der Mädchen und Schmunzeln der Buben mit in Kauf nehmen; aber Uebung und guter Wille hilft das Anstößige meiden. Auch leugne ich keineswegs, daß es in den ersten Jahren recht schwer ist, in beiden Sprachen Konfirmandenunterricht zu halten und zweimal zu predigen, wo sonst einmal völlig genügte; aber es ist Gottes Werk, und die Freude, anstatt fünf Konfirmanden zehn, anstatt fünfzig Zuhörer deren hundert zu haben und so die Gemeinde zu vergrößern, wiegt die Demütigungen reichlich auf, wenn man nicht ein Mietlingsherz im Busen hat. Der lockendste Lohn aber ist die Hoffnung, auch einst zu hören: „Ei du frommer und getreuer Knecht!“ Auch muß man die Schwierigkeit nicht überschätzen. Konnten wir Latein und Griechisch und dazu noch Französisch lernen, warum um Christi willen nicht auch Englisch? Müssen nicht die Missionare ihre ersten Jahre ganz und gar dem Studium der Landessprache widmen?

Ich will nicht vergessen, daß die Gaben verschieden sind. Mancher wird es trotz aller Mühe nicht zum fließenden Sprechen in fremder Sprache bringen. Ein solcher hat wohl ein anderes Pfund vom Herrn empfangen; für ihn gibt es noch Gemeinden, die nur Deutsch verlangen. Im allgemeinen hat aber der Herr denen, die er an diese Stelle seines Weinbergs berufen hat, auch die Gaben gegeben, hier Schafe und Lämmlein zu weiden.

Einen Trost möchte ich noch hinzufügen: Gewöhnlich ängstigt man sich etwas zu sehr, im Sprechen als Ausländer erkannt zu werden. Lassen Sie uns aber nicht vergessen, daß man auch Nord- und Süd-

deutsche an ihrer Sprache erkennt, daß die Schweizer durch ihren Dialekt auffallen. Ebenso bemerken die Amerikaner den englischen und irischen Dialekt; ja selbst große Redner haben oft einen tüchtigen Dialekt. Ist es nun eine so fürchterliche Schande, wenn wir einen deutschen Dialekt haben? Verlieren oder gewinnen wir, wenn man uns als Ausländer erkennt, aber gestehen muß, daß wir deutlich, grammatisch und fließend sprechen? Lassen Sie uns das Ziel im Auge behalten: Wir brauchen die Landessprache, nicht weil wir uns unseres Vaterlandes schämen, oder weil wir als große Redner gepriesen werden wollen, sondern um unsere Jugend zu lehren und ihr zu predigen, wie sie es am besten versteht. Der Stolz und die Eitelkeit sollten ernstlich zum Schweigen gebracht werden.

Erlauben Sie mir noch, zum Schlusse auf die Wichtigkeit der Sprachenfrage von einem andern Standpunkte aus hinzuweisen. Ich bin überzeugt, daß hierzulande unsere Kirche eine bedeutende Mission zu erfüllen hat. Ueberall auf religiösem Gebiete sehen wir Unklarheit, Unsicherheit, Gleichgültigkeit und Fanatismus. Diese Symptome kann ich nur auf ungenügende oder gar falsche Erziehung zurückführen; man hält eine gründliche Unterweisung in Religion nicht nur für überflüssig, sondern beinahe für schädlich, indem man annimmt, die innere Erleuchtung gebe das Wissen ohne unsere Bemühung. Man übersieht, daß eben durch das Wort und die Sakramente der Geist Gottes wirkt. Nur die lutherische, reformierte und evangelische Kirche fühlen ihre Verpflichtung, die Kinder zu belehren aus der Bibel und dem Katechismus. So lange uns nun die Verschiedenheit der Sprachen hindert, sind wir nicht, was wir sein sollen und wollen; ergreifen wir aber das uns von Gott gebotene Mittel — die Landessprache — für die Belehrung der Jugend, so können wir unseren kirchlichen Prinzipien treu bleiben, obwohl uns die Volksschule hier nicht hilft, wie in Deutschland. Gründlicher Konfirmandenunterricht, unterstützt von der Sonntagschule, kann viel leisten. Doch läßt sich auch Sonnabends Religion lehren.

Auch wünschte ich von Herzen, die Brüder wie unsere Jugend fähig zu sehen, den Englischredenden gegenüber unsere Lehre zu verteidigen gemäß dem Worte 1. Petr. 3, 15: „Seid allezeit bereit zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist.“ Das ist unmöglich, wenn der Unterricht nur in Deutsch gegeben wurde; Bibel und Katechismus lassen sich nicht sogleich wörtlich in eine andere Sprache übertragen. Woher kommen die törichten Beschuldigungen der Methodisten, unsere Kirche lehre keine Conversion and Sanctification? Es genügt ihnen § 128 aus unserm Katechismus — Wozu verpflichtet uns die heilige Taufe? — herzusagen, wie ich getan habe, um sie zu widerlegen. Daß wir es deutsch wissen, genügt in dem Falle nicht, sondern daß man es ihnen in Englisch sagen kann. Also scheinen auch die Prinzipien und die Ehre unserer Kirche uns auf Deutsch und Englisch hinzuleiten.

Vergleichung des Galater- und Römerbriefes.

Von P. Joseph Jaworski.

Der besseren Orientierung wegen will ich gleich am Anfange der Behandlung des Themas bemerken, daß ich nur drei wichtigere Stücke aus den beiden in Rede stehenden Briefen hervorzuheben und sie näher zu erläutern beabsichtige, und zwar:

1. Die paulinische Rechtfertigungslehre;
2. Die Stellung des Apostels zum Gesetz;
3. Die Erklärung der Prärogative Israels.

Es kommt aber in allen drei Punkten, die ich besprechen will, nur dann ein richtiges Verständnis zustande, wenn wir die Veranlassung beider Briefe, die in die Zeit der sog. dritten Missionsreise des Apostels fallen, uns in aller Kürze vergegenwärtigen, und den Zweck derselben gebührend berücksichtigen.

A. Veranlassung und Zweck des Galaterbriefes.

Die Galatergemeinde wurde vom Apostel Paulus auf der zweiten Missionsreise (Apg. 16, 6; Gal. 4, 13; Apg. 18, 23) gestiftet und bestand aus Heidenchristen (Gal. 4, 8; 5, 2; 6, 12). Als nun Paulus auf seiner sog. dritten Missionsreise zu Ephesus weilte, entbrannte ein innerer Kampf in der Galatergemeinde, eingeleitet durch die Judaisten, die von Jerusalem unterstützt ,die Heidenchristen das jüdische Gesetz zu halten zwingen wollten. Diese judaistischen, fanatischen Sendlinge bearbeiteten die galatische Gemeinde und machten Propaganda, indem sie behaupteten, daß den Galatern das Christentum ohne das Judentum nichts helfe. Also als Bedingung der messianischen Seligkeit stellten sie die Forderung der Unterwerfung unter das mosaische Gesetz auf. Ihren Hauptangriff richteten sie auf die persönliche Autorität des Heidenapostels, auf den sich die Heidenchristen beriefen. Um ihn zu diskreditieren, sagten die Judaisten, Paulus wäre nur ein Gehilfe, ein Mitarbeiter, aber kein wahrer Apostel, er wolle bloß große Erfolge erzielen, deshalb ließe er aus Gefälligkeit vieles nach. Wo er nun abweicht von den „Säulen der Gemeinde", hat man ihm nicht zu folgen; nun halten andere Apostel das Gesetz — ja man warf vor, daß Paulus selbst das Gesetz beobachte; ergo sollen es auch alle Heidenchristen tun.

Man begann also schon in Galatien Tage, Monate, Festzeiten und Jahresfeste zu beobachten, und ward sogar teilweise geneigt, sich beschneiden zu lassen. Der Abfall zu diesem Evangelium machte gewaltige Fortschritte. Paulus hielt sich, wie schon oben bemerkt, grade in Ephesus auf, als ihm dies alles zu Ohren kam. Durch den Erfolg, den die Agitation der judaistischen Gegner in Galatien hatte, ist Veranlassung und Zweck des Galaterbriefes um das Jahr 55—56 n. Chr. gegeben. Es galt nämlich dieser Agitation kräftig entgegenzutreten, das erschütterte Ansehen des Apostels in seinen Gemeinden wiederherzustellen, die Galater von neuem in der Treue gegen seine Person zu befestigen und von der Wahrheit seines Evangeliums tiefer und gründlicher zu über-

zeugen. Deshalb drückt auch der Apostel erstaunt seine Verwunderung aus, daß sie so schnell von seinem Evangelium zu dem judenchristlichen Evangelium strengerer Form abgefallen, führt die ganze Torheit des Gesetzeseifers vor ihre Seele, weist darauf hin, daß sie das im Geiste Begonnene im Fleische vollenden und den angefangenen guten Lauf plötzlich unterbrechen. Er muß befürchten, vergeblich an den Galatern gearbeitet zu haben. Daher bietet auch Paulus die stärksten Mittel, all seine Kraft, die ganze Schärfe seines Denkens ebenso wie die ganze Wärme seiner Beredsamkeit auf, um seine Gemeinde in alter Treue zu erhalten und von dem falschen Wege, auf den sie geraten sind, zurückzubringen. Wie er selbst seine Bekehrung als Befreiung aus dem Judentum und als Beginn eines neuen Lebens in der göttlichen Kraft des Geistes und des erhöhten Herrn empfunden und in dieser Erfahrung göttliche Wahrheit erkannt hatte, so will er die Galater, die auf höherer Stufe christlicher Erfahrung bereits gestanden hatten, auf alle Weise abhalten, auf eine niedere Stufe der Religion und der religiösen Betätigung herabzusinken. Daher im Galaterbrief die scharfe Antithese des Christlichen und Unterchristlichen.

Im Hinblick auf die alte Liebe seiner galatischen Gemeinden zu ihm darf er hoffen, daß diese Bemühungen nicht vergeblich sein werden. Ist doch auch der Abfall noch keine vollendete Tatsache. Die Beschneidung, also den entscheidenden Akt des Uebertritts zum Judentum, können nur erst einzelne an sich vollzogen haben; überdies weisen die in den Gemeinden selbst ausgebrochenen Zwistigkeiten darauf hin, daß wenigstens ein Teil derselben den Lockungen der Gegner kein Gehör geschenkt hatte. Dieser Sachlage entspricht der polemische Ton und der Inhalt des Briefes, der in drei Hauptteile zerfällt: 1. Apologetisch-historischer Teil (Kap. 1 und 2); 2. Dogmatischer Teil (3, 1—5, 12); 3. Paränetischer Teil (5, 13—6, 10), woran sich zuletzt der eigenhändige Schluß anfügt.

Zu bemerken wäre noch, daß Paulus in diesem Briefe sein Evangelium im Zusammenhange mit der persönlichen Selbstverteidigung und nach denjenigen Seiten hin darlegt, an denen seine Wahrheit bei den Lesern in Galatien besonders bedroht war, also nicht als einheitliches Lehrganzes, sondern so, daß nur gewisse Hauptgedanken in scharfe Beleuchtung treten. Dabei wird das mosaische Gesetz mehr nach seiner zermoniellen als nach seiner ethischen Seite betrachtet und beurteilt. — Kurz gesagt: hier kämpft der Apostel den Kampf mit dem jüdischen Partikularismus aus!

B. Veranlassung und Zweck des Römerbriefes.

Die bedeutsamste Stelle unter den neutestamentlichen Schriften nimmt der Römerbrief ein, da er das paulinische Evangelium betreffs der Heilsordnung enthält, und seine magna charta ist. Zwar behandelt Paulus dasselbe Thema auch im Galaterbrief, aber im Römerbrief geschieht es viel umfassender, so daß er ein Kompendium der paulini-

schen Theologie genannt werden kann. Als Palladium für die evangelische Kirche bildet er auch die Grundlage zur evangelischen Theologie.

Die römische Gemeinde war bis kurz vor der Abfassung des Briefes an sie eine vom Kampfe wesentlich noch unberührte geblieben, sie hatte sich in Unabhängigkeit von bekannten apostolischen Autoritäten mehr aus sich heraus entwickelt, und hatte sich nach dem großen Maß des Lobes, das Paulus ihr erteilt und gemäß der Bezeugung seiner Glaubensgemeinschaft mit ihr, in ihrer Lehre und ihrem sittlichen Wandel von den Ansichten des Apostels wesentlich nicht unterschieden. Der Mehrzahl nach bestand sie zur Zeit des Briefes aus geborenen Heiden, die aber in ihrer christlichen Richtung auch Sympathien mit dem Judentum hatte, ohne daß sie einen ausgesprochenen judenchristlichen Standpunkt eingenommen hätte; es gab aber auch eine jüdische Minorität in ihr. In längerer oder kürzerer Zeit mußte sich auch hier die Frage nach dem Gesetz erheben, welche in den paulinischen Gemeinden schon einen so furchtbaren Sturm erregt hatte. Nun scheinen dem Apostel, der schon längst im Stillen die römische Gemeinde ins Auge gefaßt hatte, judaistische Gegner zuvorgekommen zu sein, die sich der Gemeinde bemächtigen wollten, in der Hoffnung, daß Paulus in der Welthaupthauptstadt mit seiner Art des Evangeliums nicht hervorzutreten wagen werde. Mit ihren Bemühungen anknüpfend an die judenchristliche Minorität scheinen sie der Gemeinde vorgestellt zu haben, ihr bisheriges Christentum habe noch einen wesentlichen Mangel, ihnen fehle noch der Anschluß an das Gesetz. Ohne das Gesetz sei es aber nicht möglich, sich vor sittlichem Verderben zu bewahren. Dabei wurde, um eine spätere Wirksamkeit des Paulus unmöglich oder wenigstens schwierig zu machen, das paulinische Christentum im schlimmsten Lichte dargestellt, und Paulus beschuldigt, er sei treulos von seinem Volke und Religion abgefallen. Gewiß werden auch die Judaisten grade bei einer bis dahin vom Kampfe unberührten Gemeinde am liebsten zu Schlagwörtern ihre Zuflucht genommen haben, die bald verbreitet auch dem Apostel zu Ohren kamen.

Dieser durch die Judaisten herbeigeführte Zustand des Zwiespaltes, in den die römische Gemeinde immer tiefer verwickelt werden konnte, ist wohl die nächste Veranlassung des Römerbriefes. Daraus erklären sich Ton und Inhalt des Briefes vortrefflich. Statt der Polemik tritt die Apologetik in theoretischer Darlegung in den Vordergrund, die eine konziliatorisch-irenische Tendenz nicht nur verrät sondern sogar aufweist. Weil die Leser ihre praktische Freiheit wohl zum Teil ohne genügende Grundlage und Rechtfertigung in der Lehre ausübten, wird Paulus in den grundlegenden lehrhaften Erörterungen des Briefes Kap. 1—5 so eingehend. Die Leser mußten erst recht und ganz in das paulinische Evangelium eingeführt werden. Demgemäß trachtet der Apostel zu erweisen, daß sein Evangelium die wahre Erfüllung der alttestamentlichen Verheißungen enthalte. Es tritt hier mehr die positive

Seite zwischen Judentum und Evangelium hervor. Zugleich bemüht er sich durch die Verteidigung seines Evangeliums gegen jüdische und judenchristliche Einwände und Beschuldigungen, und durch den Nachweis, daß die wahre δικαιοσύνη erst durch sein Evangelium vermittelt werde, einer etwa ihn auch nach Rom verfolgenden judaistischen Bekämpfung die Spitze abzubrechen; ja es scheint sogar, daß der Judaismus schon eine nicht unwesentliche Rolle in der römischen Gemeinde zu spielen begann, deshalb wird er auch unausgesetzt in Auseinandersetzungen berücksichtigt.

Dabei ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß Paulus bei dieser Gelegenheit auch seinem persönlichem Bedürfnisse nach vollständiger Entwicklung seiner Lehre Rechnung trug.

In den beiden folgenden Hauptteilen Kap. 6—8 und Kap. 9—11 macht er von dem im ersten grundlegenden Teil Gesagten die praktischen Anwendungen, und verteidigt sich seinen Lesern gegenüber gegen die ihm von seinen Gegnern gemachten Vorwürfe. Endlich in dem paränetischen Teil 12—15, 13 stellt der Apostel zunächst allgemeine sittliche Prinzipien auf, um bei den Lesern die rechte sittliche Erkenntnis zu bewirken, und bespricht dann einige die Entwickelung der Gemeinde besonders bedrohende Erscheinungen. Die Milde und Schonung, die er hier der Minorität gegenüber aufs dringlichste empfiehlt, zeigt, wie er bemüht ist, die Herzen auch dieser Gemeindeglieder, die seinem Evangelium vielleicht am fremdesten gegenüberstanden und den judaistischen Bestrebungen am meisten zugänglich waren, zu gewinnen und so die Gemeinde stark und ganz zusammen zu halten; dadurch eben wird der Römerbrief zum klarsten Beweis seiner Weitherzigkeit. So will er sich durch diesen Brief den Weg zur römischen Gemeinde bahnen, das übrige soll dann seine spätere persönliche Gegenwart tun.

In vielen Kreisen wird bis heute behauptet, daß der Römerbrief die paulinische Dogmatik vom Dasein Gottes bis zur Wiederkunft Christi enthalte, dem ist aber nicht so, er ist bloß ein Gelegenheitsschreiben, um einerseits an den Lesern zu Rom willige Förderer des in Rom als Welthauptstadt und mit Rom als Zentralanknüpfungspunkt und über Rom als Mittelpunkt der großen Heidenkirche hinaus zu treibenden Missionswerkes zu gewinnen, andererseits um die römische Gemeinde zu der ihr noch mangelnden vollen Höhe und Freiheit paulinischer Erkenntnis des evangelischen Heilsweges und weltgeschichtlichen Heilsrates zu erheben.

1. Die paulinische Rechtfertigungslehre.

In den beiden in Rede stehenden Briefen handelt es sich hauptsächlich um die Erörterung der Frage, wie man zum Heile kommt. Es herrschten zwei Meinungen: die Judaisten behaupteten, daß man das Heil nur durch Beobachtung des mosaischen Gesetzes sich erwerben könne, Paulus dagegen betonte in seinem Evangelium die christliche Freiheit vom mosaischen Gesetz und lehrte, daß man nur gnadenweise allein durch

den Glauben das Heil erlangen könne. Im Galater- und Römerbriefe widerlegt nun Paulus die Ansicht der Judaisten samt ihren Gründen und verteidigt seine Lehre. Ich bemerke nur vorübergehend, daß alle folgenden Grundgedanken schon im Galaterbrief vorliegen, erhalten aber erst im Römerbrief ihre weitere Ausführung; denn daß bei einem Manne wie Paulus, der doch kein totes dogmatisches Kompendium war, unter Leitung des Heiligen Geistes neue Interessen hervortraten, neue Gesichtspunkte sich eröffneten, ist von vornherein als sicher anzunehmen, aber so, daß jeder spätere Schritt den früheren bestätigte, daß jede neue Blüte der Erkenntnis nichts als Entfaltung eines schlummernden Keimes oder einer noch nicht ganz enthüllten Knospe war.

Paulus geht davon aus, daß die an sich für den Menschen vorhandene Möglichkeit, durch sich selbst zur Gerechtigkeit zu gelangen, nie verwirklicht worden ist, noch werden kann. Dies liegt daran, daß die ganze Gesetzeserfüllung schrift- und erfahrungsgemäß unvollkommen ist, und daß sie faktisch nie in dem Umfange vorhanden ist, in dem sie allein dem Menschen das Heil beschaffen könnte.

Der Apostel geht von der Erfahrungstatsache aus, daß bisher niemand alle Gebote gehalten hat; alle haben gesündigt (Röm 5, 12), sowohl Juden (Röm. 2, 1. 21—23) als Heiden (Kap. 1). Dasselbe bestätigt auch die Heilige Schrift (Röm. 3, 9—18; Gal. 3, 22). Für diese ausnahmslose Erfahrung findet Paulus einen tieferen Grund darin, daß der Mensch von der Sünde beherrscht ist (Röm. 3, 9; 5, 21; 6, 20; Gal. 3, 22), die ihn an der Realisierung der Gerechtigkeit hindert. Diese allgemeine Macht der Sünde über den Menschen kommt einerseits zum Bewußtsein an dem leidendlichen Zustand (Röm. 1, 26; 7,5; Gal.5,24), in den ihn die Begierden versetzen, andererseits an seiner Unfähigkeit (Röm. 7, 18), das erkannte und gewollte Gute zu tun (Röm. 7, 15. 19). Infolge dieser Sündenknechtschaft ist jeder Mensch verhindert, die Gerechtigkeit in sich zu verwirklichen, verfällt deshalb dem göttlichen Zorngericht (Röm. 3, 19; 4, 15; 1, 18), das ihm den Tod (Röm. 6, 21. 23; 7, 5. 10), dem kein Leben folgt (Röm. 8, 13), oder das Verderben bringt (Gal. 6, 18; Röm. 9, 22).

Da also der Mensch die Gerechtigkeit, von der alles Heil abhängt, durch eigenes Tun de facto nicht erwerben konnte, so mußte die Gnade Gottes, wenn sie die Menschheit retten wollte, eine neue Ordnung aufstellen; es bleibt aber dann nur noch ein einziger anderer Weg übrig, auf welchem die Menschheit der Gerechtigkeit teilhaftig werden kann: die gnadenweise Herstellung derselben durch Gott, d. h. die Gerechtigkeit mußte umsonst (Röm. 3, 24) gegeben, und als Geschenk empfangen werden (Röm. 5, 17); dann war sie aber auch nicht mehr ἰδία δικαιοσύνη, auch nicht ἡ δικαιοσύνη ἡ ἐκ τοῦ νόμου, sondern eine Gerechtigkeit, die Gottes ist, weil er allein sie erteilt (Röm. 10, 3): δικαιοσύνη θεοῦ.

Eine solche wird jetzt im Evangelium als durch den Tod Christi verkündet (Röm. 1, 17), der die Befreiung des Menschen von der Sündenschuld vermittelt und damit die Grundlage seines Heilsmittlertums

bildet. Die neue Norm, nach der die Gerechtigkeit geschenksweise erlangt wird, kann also nur darin bestehen, daß Gott nicht den Täter des Gesetzes gerecht spricht, der an sich schon gerecht wäre, sondern den Gottlosen, der doch in Wahrheit nicht gerecht ist (Röm. 4, 5), oder mit anderen Worten ausgedrückt: Dieses Gerechtsprechungsurteil erfolgt nicht auf Grund des entsprechenden Gerechtseins, sondern unter Voraussetzung des Gottlosseins. Gott tut es also aus Gnaden (Röm 3, 24), indem er dem, der an sich nicht gerecht ist, die Sünde vergibt (Röm. 4, 7) und ihn für gerecht erklärt. Positiv ausgedrückt heißt dies, daß Gott dem Menschen die Gerechtigkeit, die er nicht hat, anrechnet als habe er sie (Röm: 4, 11).

Folglich ist die δικαιοσύνη als Gegensatz zur ἀδικία die Beschaffenheit dessen, welcher für gerecht erklärt, d. h. von der Schuld der Sünde und von der Verdammlichkeit vor dem Gesetze losgesprochen ist; sie beruht also auf dem forensischen Akte der δικαίωσις und hat insofern ihren Gegensatz an der κατάκρισις. Gemeint ist also nicht sowohl ein innerer sittlicher Zustand des Menschen, welcher vor Gott als ein genügender gelten könnte, als vielmehr ein neues religiöses Verhältnis zu Gott, in welches Gott selbst den Menschen gnadenweise versetzt und welches sich zu dem neuen sittlichen Leben wie der Grund zur Folge verhält.

Diese Gnade, welche den Menschen für gerecht erklärt, ist also das, was die evangelische Kirche die gratia specialis nennt, die sündenvergebende oder die Sünden nicht anrechnende Gnade. Diese zunächst in juristischen Formeln — als durch ein freisprechendes Urteil veranlaßt — vorgestellte Gerechtigkeit hängt aufs engste zusammen mit der juridischen Erlösungslehre des Apostels (Röm. 3, 24—26; Gal. 3, 19 ff.), nach der dies Nichtanrechnen der Sünde ermöglicht ist, durch die von Christo in seinem Tode geleistete Sühne, die den Menschen von der Sündenschuld erlöst und mit Gott versöhnt. Insofern beruht unsere Gerechtigkeit oder Rechtfertigung in Christo (Gal. 2, 17), durch ihn haben wir den Zugang zur Gnade (Röm. 5, 2), durch des einen Gehorsam sind die vielen als Gerechte hingestellt worden (Röm. 5, 19); aber freilich nicht unmittelbar, sondern indem Gott durch sein Rechtfertigungsurteil (Röm. 5, 16) auf Grund dieser Gehorsamstat die Rechtfertigung der Menschen (Röm. 5, 18) vollzogen hat.*

Da aber die Rechtfertigung jedes einzelnen Sünders noch von

---

* Der Begriff „Rechtfertigung“ als solcher wurzelt im A. T. und hat schon dort den sog. forensischen Sinn. Δικαιοῦν = rechtfertigen entspricht dem hebr. **hizdiq** = lossprechen, gerechtsprechen, für schuldlos erklären, für gerecht anerkennen. Der dem Gerichtsgebrauch entnommene Ausdruck besagt schon bei LXX und im N. T. besonders bei Paulus zunächst ein Lossprechen des Menschen von der Schuld durch göttliches Urteil und damit ein Zusprechen der religiösen Rechtschaffenheit, d. h. ein Anerkennen des Vorhandenseins des rechten religiösen Verhältnisses des Menschen zu Gott. Unmittelbare Folge ist der Friede des Menschen mit Gott, das Bewußtsein der Gotteskindschaft und der Väterlichkeit Gottes.

einem besonderen Rechtfertigungsurteil Gottes abhängt, so wird nicht jeder Sünder für gerecht erklärt. Gott behält sich vor eine Bedingung aufzustellen, von der die Gerechtsprechung des Sünders abhängt. Diese Bedingung ist der Glaube (Röm. 3, 22. 28. 30; Gal. 2, 16). Genauer geredet, ist der Glaube *die Voraussetzung* der Rechtfertigung.

Nun ist der religiöse Glaube im allgemeinen bei Paulus (Röm. 4) ein Fürwahrhalten, und zwar aus Gründen, die nicht logisch zwingender Art sind, sondern aus dem ethischen Grund des Vertrauens auf Gott, des Zutrauens zu Gottes Wahrhaftigkeit, Macht und Treue. Es ist also die Grundstimmung des religiösen Gemüts, nicht die Grundgesinnung des sittlichen Willens. Mit diesem religiösen Glauben ist der spezifisch christliche oder rechtfertigende Glaube wesentlich identisch nach der psychologischen Form und analog nach dem Objekt, wonach also der christliche Glaube „ein Vertrauen in Beziehung auf Gott, der Christum von den Toten auferweckt hat und der den Gottlosen rechtfertigt," ist.

Aus solchem Glauben kommt also die δικαιοσύνη (Röm. 9, 30; 10, 6), das δικαιοῦν Gottes (Gal. 3, 8; Röm. 3, 30) oder das δικαιοῦσθαι des Menschen (Gal. 2, 6; 3, 24; Röm. 5, 1) her, wird auf Anlaß von Glauben erlangt und um seines Daseins willen zugerechnet. Diese Gerechtigkeit ist also eine *Glaubensgerechtigkeit* (Röm. 4, 11. 13). Es kann hiernach der Rechtfertigungsakt auch so beschrieben werden, daß der Glaube von Gott als Gerechtigkeit angerechnet wird (Röm. 4, 5. 22. 24). Es ist das ein reiner Akt der göttlichen Gnade; denn was der Glaube auch sei, keinesfalls ist er Gerechtigkeit im ursprünglichen Sinn, und Gott brauchte auf Grund dessen auch niemanden gerecht zu sprechen; Gott rechnet aber aus Gnaden etwas für Gerechtigkeit an, was an sich nicht Gerechtigkeit ist.

Dieser göttliche Gnadenakt vollzieht sich aber sofort, sobald die von ihm geforderte Bedingung, der Glaube, gegeben ist; er ist nicht ein allmähliger Prozeß, in dem es Stufen geben könnte, sondern vollzieht sich in *einem* Urteilsspruch: Die Gläubigen *sind* gerechtfertigt (Röm. 5, 19).

Dieses Verfahren Gottes bei der Rechtfertigung ist nun keineswegs ein schlechthin neues, da es sowohl weissagend (Hab. 2, 4; vgl. Röm. 1, 17; Gal. 3, 11) in der Heiligen Schrift bezeugt, als auch in der Geschichte Abrahams bereits typisch vorgebildet ist. Ja es wird sogar vom Apostel gerade Gewicht darauf gelegt, daß das religiöse Verhältnis, in welchem die Christen zu Gott stehen, die geradlinige geschichtliche Fortsetzung des Bundes ist, den Gott mit Abraham geschlossen hat, daß in Christo die Verheißungen erfüllt werden, die Abraham gegeben sind, und daß der Glaube der Christen dem Glauben Abrahams gleicht (Röm. 4; Gal. 3). Daher ist Paulus überzeugt, durch seine Rechtfertigungslehre nicht die gesetzliche Gottesordnung aufzuheben, die ja ohnehin nur temporäre (Gal. 3, 25; Röm. 10, 4) Bedeutung hatte, sondern die ursprüngliche (Gen. 15, 6; Gal. 3, 6; Röm. 4, 3) zur Geltung zu bringen.

Um nun den paulinischen Begriff des Glaubens festzustellen, muß

man davon ausgehen, daß die Gerechtigkeit aus dem Glauben den Gegensatz bildet zur Gerechtigkeit aus dem Gesetz, daß Gesetz und Glaube sich ausschließende Gegensätze sind (Gal. 3, 23—25; 5, 4; Röm. 4, 13).

Für den Apostel ist selbstverständlich, daß alles, was geschieht und geschehen ist, seinen Grund in einer Absicht Gottes hat. Nun liegt es gar nicht in der Absicht Gottes, aus dem Gesetz Gerechtigkeit zu verleihen, weil er seinen Willen dahin kund getan hat, daß der Gerechte aus dem Glauben das Leben erhalten soll (Gal. 3, 11). Das jüdische Gesetz ist aber nicht auf eine Betätigung des Glaubens basiert, sondern es verheißt das Leben dem Täter der Gebote (Lev. 18, 5), steht also im Gegensatz zum Glaubensprinzip (Gal. 3, 12).

Das Gesetz kommt folglich in diesem Gegensatz in Betracht, sofern es ein Tun fordert (Röm. 10, 5), und der eigentliche Gegensatz gegen den Glauben ist dies vom Gesetz geforderte Tun, sind die Werke des Gesetzes (Röm. 9, 32; Gal. 3, 25). Wer durch den Glauben gerechtfertigt wird, wird es ohne des Gesetzes Werke (Röm. 3, 28; Gal. 2, 16), da der ἐργαζόμενος die Gerechtsprechung als Lohn nach Verdienst empfängt (Röm. 4, 4), der Gläubige aber aus Gnaden gerechtfertigt wird.

Damit ist aber nicht gesagt, daß Gott statt der vielen Werke des Gesetzes jetzt nur ein einzelnes Werk „den Glauben“ verlangt, so daß dieser Glaube zuletzt auch wieder ein Tun wäre und unter die Kategorie der Werke fiele — also wohl zu merken: nicht propter fidem sed per fidem — sonst würde der eigentliche Nerv der paulinischen Rechtfertigungslehre durchschnitten. Denn der Sinn jener Antithesen, welche am schärfsten die paulinische Vorstellung ausprägen, ist, daß der Glaube der Gegensatz der Gesetzeswerke *als solcher* ist. Aber dabei darf man wieder nicht etwa an äußere Leistungen denken, denen die Forderung des Glaubens als Forderung der Gesinnung gegenüberträte. Der Glaube bildet vielmehr den Gegensatz zu *allem* Tun aus menschlicher Kraft, zu *aller* Gesetzeserfüllung, also auch zu aller im Gesetz geforderten Gesinnung. Er ist also der Gegensatz *aller* menschlichen Leistung, er ist ein Verzichtleisten auf alles eigene Tun und Erwerben, ein Sichverlassen auf etwas Anderes, ein Vertrauen und zwar das unbedingte Vertrauen auf göttliche Gnade, dem das Vertrauen auf eigenes Verdienst gegenübersteht.

Sofern nun aber die göttliche Heilsgnade uns durch das Versöhnungswerk Christi erworben ist und sich durch die Gnade Jesu Christi (Röm. 5, 15) oder durch dessen Liebestat (Röm. 5, 6; 8, 35) für uns vermittelt, hat der Glaube nicht bloß den in Christo offenbarten Heilswillen Gottes, sondern Jesum Christum selbst zu seinem Objekt; und zwar nicht bloß in dem weitsichtigen Sinne des Glaubens an Jesu Messianität, sondern speziell als Glaube an den für uns Gestorbenen und Auferstandenen. Dieser Glaube ist aber im Sinne des Apostels nicht bloß ein theoretisches Fürwahrhalten dieser beiden Heilstatsachen, auch nicht bloß ein Vertrauen auf die göttliche Zurechnung der Heilswirkung des Todes und der Auferstehung Christi an die Gläubigen,

sondern zugleich ein mystisches Gemeinschaftsband mit Christo im juridischen Sinn, sofern die Gläubigen in und mit Christo der Welt, dem Gesetze und der Sünde gestorben und zu einem neuen Leben, das sich dereinst im himmlischen Verklärungsglanze vollenden wird, erweckt sind (Gal. 3, 26—29; Röm. 6, 2—11; 8, 9—11).

Hiernach ist die stellvertretende Sühne, welche im Tode Christi vollzogen ist, das Mittel, welches der göttlichen Gerechtigkeit die Sündenvergebung ermöglicht, der Glaube aber an jene stellvertretende Sühne ist die Bedingung von seiten des Menschen, unter welcher ihm die Sündenvergebung zugesprochen werden kann (assensus et fiducia).

Infolgedessen kann auch der Glaube bezeichnet werden als ein Glaube, der auf Christum sich gründet (Röm. 10, 4—14) oder in Christo beruht (Gal. 3, 26) oder endlich geradezu als Vertrauen auf Christum (Röm. 3, 22. 26; Gal. 2, 16; 3, 22). Dieses Vertrauen wird durch die Anrufung seines Namens als des Heilsmittlers betätigt (Röm. 10, 14), daher auch dieses Anrufen als Heilsbedingung bezeichnet werden kann (Röm. 10, 13).

Es ist aber bloß verschiedene Ausdrucksweise, ob man das Heil sachlich als Erlösungsgnade oder persönlich als Christus bezeichnet, da doch beides eben die im Evangelium von Christo dargebotene Erlösungsreligion bezeichnet.

Daneben muß aber auch bemerkt werden, was dem bisher Gesagten gar nicht widerspricht, daß bei Paulus auch vielfach der Glaube als das spezifische Kennzeichen des Christen die zuversichtliche Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangeliums nach seinem heilverkündenden Inhalt bedeutet (Röm. 1, 5. 8; 16, 26; Gal. 1, 23; 2, 16; 6, 10).

Im Galaterbrief findet sich überdies der Gedanke einer durch den Glauben vermittelten mystischen Einigung (unio mystica) der Gläubigen mit Christo, vermöge deren Christi Tod und Auferstehung objektiv auf sie übertragen wird, Christus selbst aber nicht als Stellvertreter im juridischen Sinn, sondern als Repräsentant der neuen Menschheit erscheint, die in ihm der Sünde gestorben und zu neuem göttlichen Leben auferweckt ist. Durch den Glauben werden sie ihm gleichsam inkorporiert, so daß er in ihnen lebt und sie in ihm leben (Gal. 2, 20).

Im Galaterbrief wird auch vor dem Sündendienste gewarnt, um nicht von neuem in Knechtschaft zu geraten; im Römerbrief dagegen wird als christliches Gegenstück des Sündenjoches mit großem Nachdruck eine neue δουλεία (6, 16 ff.) beschrieben; das christliche Leben ist danach wieder Dienst und Knechtschaft, da nur die Herrn gewechselt haben. Dadurch tritt Paulus den libertinistischen Folgerungen entgegen.

Im Galaterbrief herrscht der Gegensatz von Freiheit und Gesetzesjoch; im Römerbrief wird dafür der Gegensatz von Sünde und Gerechtigkeit, die Gott gibt, betont.

Im Galaterbrief bezeichnet ἐλευθερία (2, 4; 5, 1. 13) nur die Freiheit vom Fluch und Joch des Gesetzes; dagegen im Römerbrief ist eine positive Beziehung gegeben, da sie auch mit Bezug auf Freiheit von der

Sünde, also auf Aufhebung einer Depravation, auf eine Restitution gebraucht wird (8, 2. 21; 6, 18. 22).

In ähnlicher Weise ist auch der Begriff der δικαιοσύνη nach der Seite des Positiven erweitert. Im Galaterbrief nämlich kommt abgesehen von der δικαιοσύνη ἐξ ἔργων νόμου, welche in Wahrheit überhaupt nicht existiert, der Begriff der δικαιοσύνη nur von der Aufhebung der Sündenschuld in der Rechtfertigung vor (3, 6; 5, 5); im Römerbrief dagegen gibt es auch eine reale, christliche δικαιοσύνη, die ein Verhalten, nicht ein Verhältnis ausdrückt, und die sittliche Frucht der δικαιοσύνη θεοῦ ist (6, 13—20; 14, 17). — —

In dieser Idealität des Rechtfertigungsurteils, sofern es seinen Grund nicht in einer realen sittlichen Beschaffenheit des Menschen, sondern nur in Gott, in dessen Gnadenwillen und Gnadenanstalt hat, liegt die Pointe der paulinischen Rechtfertigungslehre, ihre moralische Paradoxie und ihr religiöser Idealismus.

Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein ist mit Recht als der Edelstein in dem Bekenntnis der evang. Kirche betrachtet worden, weil die Reformatoren das ergriffen haben, was den Herzpunkt des Christentums bildet, dasjenige, welches den christlichen Glauben zu einem seligmachenden Glauben macht, das Eigentümliche in dem Gottesverhältnis des Christen.

Wenn nun die römische Kirche behauptet, diese Lehre sei der Sittlichkeit gefährlich, so übersieht sie, was die evangelische Kirche stets gelehrt hat, daß der rechtfertigende Glaube nicht in einem toten oder bloß ruhenden Zustande in der Seele gedacht werden kann, sondern daß derselbe als das lebendige, fruchtbare Samenkorn eine mächtige Keimkraft in sich schließt, die notwendig eine heilige Lebensentwicklung aus sich herausgebären muß. (Schluß folgt.)

Trachtet nach dem Himmelreich!

Missionspredigt über St. Matth. 6, 24—34 von P. K. Wiegmann.

Geliebte Festgenossen!

Wir stehen im Zeitalter der Feste und Festlichkeiten und alles fordert zur Freude auf. Die meisten pflegen am Tage des Herrn gefeiert zu werden, allein nicht alle, noch lange nicht alle sind Feste dem Herrn zu Ehren. Von gar manchem derselben dringt uns ein wilder, wüster, wirrer Lärm ins Ohr und sie haben oft ein ödes, leeres Herz und üble Nachwehen im Gefolge. Das sind die Feste der genußsüchtigen, eiteln Welt, von der St. Johannes prophezeit, daß sie mit ihrer Lust vergehe (1. Joh. 2, 17).

Wir haben uns heute auch zu einem Fest zusammengefunden und nennen uns Festgenossen. Allein wir wollen nicht feiern, wie die Welt

feiert, sondern wollen den Herrn der Kirche ehren mit Orgelklang und Lobgesang, mit dem Weihrauch unsrer Gebete und den Opfergaben unsrer Hände. Wir wollen uns auch freuen, allein die Freude am Herrn soll unsre Stärke sein und sie wird uns auf rechten Bahnen leiten. Wir freuen uns am heutigen Missionsfest, daß wir etwas Besseres kennen und rühmen können als die Welt, oder als die Welt nur ahnt; denn wir rühmen nicht das Vergängliche und Nichtige, sondern das Ewige und Himmlische. Was wir rühmen, ist der Herr und sein ewiges Reich, und was uns zur Freude stimmt, ist, daß wir Genossen dieses Reiches, Gottes Reichsgenossen sind. Nur eins schmerzt uns, so daß unsere Freude keine vollkommene ist, und das ist der Gedanke daran, daß so viele Tausende diesem Reich noch fern stehen, und wir bitten den himmlischen Reichsherrn, daß er seines Reiches Grenzen weiter dehne und das kalte Reich der Nacht, wo Todesschatten herrschen, aller Enden zerstöre. Wir wollen aber auch nicht vergessen, auf uns selbst zu schauen und uns selbst zu treuem Bleiben und treuerem Dienste in diesem Reich des Herrn aufzufordern.

Um das Reich des Herrn sollen sich denn auch nun unsere Gedanken sammeln. Dazu soll uns das heutige Evangelium Handreichung leisten. Der Herr aber leite uns in seiner Wahrheit; sein Wort ist die Wahrheit! Amen.

Text: St. Matthäus 6, 24—34. Evang. auf den 15. Sonntag nach Trinitatis.)

Eine Mahnung tönt uns ganz besonders aus dem eben verlesenen Texte für das heutige Fest entgegen. Das ist die Mahnung

Trachtet nach dem Himmelreich!

Dieselbe sei Gegenstand unsrer Festbetrachtung.

1. „Trachtet nach dem Himmelreich!" Wir fragen zuvörderst: Wo ist dies Himmelreich?

Viele machen sich die Antwort recht leicht, indem sie sagen: „Das bekundet und verkündet schon der Name Himmelreich, nämlich im Himmel," und meinen auch, man brauche nur zu sterben, um hineinzukommen. Es ist und bleibt ja wahr und es ist eine beseligende Wahrheit, daß das Himmelreich auch ein Reich der Seligkeit und Herrlichkeit ist, in welches wir nach vollbrachtem Glaubenskampfe durch unsers Gottes Gnade hoffen dermaleinst eingehen zu dürfen. Allein hat der Heiland nicht auch gesagt: „Das Reich Gottes ist mitten unter euch?" (Vergl. Luk. 17, 21.) Wo haben wir dasselbe zu suchen?

Die Landkarten und Weltkugeln, Atlas und Globus, zeigen uns die Reiche der Welt mit den genauesten Abgrenzungen. Sie zeigen uns, wo die alten Weltreiche der Griechen und Römer waren, deren Herrlichkeit und Macht längst dahin ist; sie zeigen uns die Reiche unsrer Tage in den verschiedensten Teilen der Welt. Ja, es gibt sogar eine Briefmarke, die uns eine ganze Landkarte der ganzen Welt vor Augen führt, und auf dieser Karte sind sämtliche Besitzungen Englands mit roter Farbe — und rot ist die Farbe des Bluts — bedruckt, mit der

prahlerischen Unterschrift: We hold a vaster empire than has been; man hätte, nebenbei bemerkt, wohl gerade so gut die Worte Nebukadnezars: „Dies ist die große Babel! (Dan. 4, 27) darunter setzen können. Allein vom Himmelreich, vom Reich Gottes, sieht man nichts auf den Karten der Welt, und das ist auch nicht verwunderlich; sagt doch der Heiland selbst: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" (Joh. 18, 36). Dessenungeachtet ist es vorhanden, und es ist größer und mächtiger als die gewaltigsten Reiche, von denen wir Tag für Tag Neues, wenn auch nicht immer schönes, in der Tagespresse lesen können.

Wo ist das Himmelreich, nach welchem wir trachten sollen, dessen Bürger und Genossen wir immer besser werden sollen? Der Herr Jesus lehrt uns, dasselbe nicht an einem bestimmten Orte zu suchen, nicht zu sagen: Da allein oder dort allein ist es (vergl. Luk. 17, 21), wie die römische Kirche, die sich bläht und brüstet, es bekanntlich so gern tut.

Fürwahr, es gehört mehr dazu, ein Bürger dieses Himmelreichs zu sein, als in tiefster Ehrfurcht vor dem Papst, einem sündigen Menschen, niederzufallen. Da ist es und überall da, wo man in Kirche, Schule und Haus in Wahrheit zu Jesu Füßen sitzt wie Maria von Bethanien und ihn als das eine notwendige Teil im Glauben ergriffen hat. Der Heiland fängt unser heutiges Evangelium, das er auf dem Berge der Seligpreisungen geredet, mit den bedeutungsvollen Worten an: Niemand kann zween Herren dienen; entweder er wird einen hassen und den andern lieben, oder er wird einem anhangen und den andern verachten; ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon." Wir sagen also: da, wo man den einen Herrn, der uns je und je geliebet und durch sein teures Versöhnungsblut das Himmelreich gegründet, über alles liebt und ihm allein anhängt, da ist das Himmelreich. Und daß dasselbe immer völliger komme mit seinem seligen Licht und seiner seligen Gotteserkenntnis auch da, wo man in den Landen der armen Heiden in tiefster Finsternis noch den Götzen dient, auch da, wo man inmitten der Christenheit vom Glauben irre gegangen ist und sich selbst viele Schmerzen macht, ja auch unter uns selbst, wo sich noch so viel Lauheit und Halbheit und Mammonsdienst zeigt: das ist heut am Missionsfest unsre besondere Bitte. Reich des Herrn, Reich des Herrn, brich hervor in vollem Tag!

2. „Trachtet nach dem Himmelreich!" — Wir fragen ferner: Was ist das Himmelreich? Bei dieser Frage dürfen wir wohl etwas länger verweilen.

Schauen wir zunächst auf unsern Schrifttext. Da zeigt uns der Heiland, daß das Himmelreich Gottvertrauen und Gottseligkeit ist, und das sind Kennzeichen des Glaubens. „Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben ...., nicht für euern Leib .... ! Sehet die Vögel unter dem Himmel an .... ; schauet die Lilien auf dem Felde .... ! O ihr Kleingläubigen!"

Die Welt, die vom Reiche Gottes nichts weiß, noch wissen will,

steckt tief im Unglauben. Den Glauben an einen allmächtigen Vater im Himmel, der unser Geschick mit Liebeshänden lenkt, und zu dem wir vertrauensvoll aufblicken und auf den wir kindlich all unsere Sorge werfen sollen, verlacht und verspottet sie mit ihren Kindern als eine Torheit sondergleichen. Sie hat indes auch ihre Abgötter oder Götzen, denen sie das arme Leben widmet. Soll ich euch etliche vorführen? Einen derselben erwähnt der Herr in unserm Text; es ist der Mammon, der irdische Besitz. Da ist ferner der Bauch, die irdischen Genüsse; da ist das eigene Ich. Das — und man könnte leicht noch mehr aufzählen — sind die Abgötter des Unglaubens, denen die Weltkinder ihre Opfer, und oftmals ganz bedeutende, darbringen. Allein bei ihrem Götzendienst ist ihnen nicht wohl zu Mut; es fehlt ihnen etwas, und sie wissen nicht, was es ist. Bei ihnen kennt man in Zeiten der Not nur heidnisches Sorgen und Grämen, Fragen und Zagen und zuletzt Verzweiflung. — Und schauen wir auf die Heidenwelt in der finstersten Nacht groben Götzendienstes, welch gräßliche Vorstellungen sie von ihren zahllosen Götzen hat, dieser Ausgeburt ihrer Gedanken oder dem Gebilde ihrer Hände, wie könnte sich da etwas anderes als unsäglicher Jammer und bitterste Not zeigen, und sie kennt keinen Retter, auf den sie ihre Hoffnung setzt, und weiß von keinem Erlöser, der sie beseligt! Hoffnungslosigkeit, Unseligkeit, — das ist ihr trauriges Los. — Gegenüber dem Unglauben der Welt und dem Wahnglauben des Heidentums steht das Himmelreich mit seiner Signatur Gottvertrauen und Gottseligkeit.

Als erste Losung ist den Reichsgenossen eingeprägt: Ich glaube an Gott, den Vater. Darum weg mit allem heidnischen Sorgen und Grämen, Dichten und Trachten! Mein himmlischer Vater weiß, was wir bedürfen, und er ist getreu. Er ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln. Er, der mir die Bitte: Unser täglich Brot gib uns heute! in den Mund gelegt, erbarmt sich meiner, wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so daß ich sagen darf: mir wird alles Nötige zufallen, — und das ist der seligste Zufall. Des bin ich getrost in Freud und Leid, denn ich habe die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens, selig in Gott durch den Glauben. Darum weg mit allem Zweifel, weg mit allem Kleinglauben, der da fragen möchte: „Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?" Nach solchem allem trachten die Heiden!

Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd und Himmel kann erhalten,
Hat auch mein Sach aufs best bestellt.

Was ist das Himmelreich? Wir wiederholen unsre Frage. — St. Paulus schreibt irgendwo an die Römer (14, 17): „Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist."

Es ist nicht Essen und Trinken, noch viel weniger Fressen und

Saufen. Wie ganz anders ist die Losung der Welt, welche bekanntlich lautet: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot! Das war schon vor alters die Lebensweisheit oder, besser gesagt, Lebenstorheit des abtrünnigen Israel (cf. Jes. 22, 13; 56, 12; Weish. 2, 1 ff; 1. Kor. 15, 32). Höhere, edlere Genüsse kennt sie nicht in der Verblendung ihrer Sinne. Davon zeugen auch ihre zahlreichen Festlichkeiten, die nur zu oft in Prasserei und Schlemmerei, Schwelgerei und Völlerei ausarten, und das heißt man dann „guter Dinge sein." „Schau an die Welt mit ihrer Lust, und alle, die an ihrer Brust in vollen Zügen liegen! Sie essen und sind doch nicht satt, sie trinken, doch das Herz bleibt matt, denn es ist eitel Trügen." So der Sänger. — Und wie sieht's bei den Heiden aus? Was sind ihre Opfermähler anders als Saufgelage, verbunden mit der allerschändlichsten Unzucht! Daß sich Gott erbarme! Und damit wähnen sie ihren Götzen, von denen sie die schmutzigsten Vorstellungen haben, würdig zu dienen. — Das Reich Gottes ist aber nicht Essen und Trinken, und die Lebensfrage ist nicht: Was werden wir essen und was werden wir trinken? sondern: *Was muß ich tun, daß ich selig werde?* Wie werde ich gerecht vor Gott? Wie finde ich Frieden und Ruh? Wo finde ich wahre Freude? Denn das Himmelreich ist *Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist.*

Wo fände man diese köstlichen Gaben außer im Reiche Gottes! Bei der Welt, die im Argen liegt, wahrlich mit nichten. Bei ihr ist Lug und Trug, Unlauterkeit, Unehrlichkeit und Ungerechtigkeit, Unruhe und Unfriede, Zank und Streit, Krieg und Kriegsgeschrei, Uebermut und Wollust an der Tagesordnung, und das arme Menschenherz wird immer verstrickter von der Macht des Teufels, immer ärmer, immer leerer. — Und in der Heidenwelt? Wer kennte die Greuel des Heidentums nicht! Raub und Diebstahl, Mord und Totschlag, Hurerei und Ehebruch und dergl.; aber Friede ist nicht zu finden, so sehr sich das arme Herz auch danach sehnen mag. — In diese Verfinsterung der Welt und in diese Nacht des Heidentums hinein ruft der Sohn Gottes: Kommet her zu mir; bei mir ist Frieden und Ruh und volle Genüge!

Das Himmelreich ist *Gerechtigkeit.* In unserem Texte mahnt Jesus: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit!" — Gerechtigkeit — welcher Mensch, vom Weibe geboren, bringt Gerechtigkeit mit auf die Welt? Wer ist von Natur *recht* in seinem Wesen und in seinem Tun? Antwortet nicht die Schrift: Da ist keiner, auch nicht einer!? Sind wir doch Sünder, deren Dichten und Trachten von Jugend auf böse ist, und unsere Gerechtigkeit ist wie ein unflätig Gewand! Gibt's da keine Hilfe, keine Rettung, keine Reinigung? Kann der Sünder nicht gerecht werden, gereinigt von den Makeln, die ihm anhaften? Gewiß, Gott Lob! Durch den Glauben. Durch den Glauben an den, der Macht hat, die Sünden zu vergeben, der uns in seinem teuern Versöhnungsblut wäscht von allem Unflat der Sünde und uns reinigt von aller Untugend. Durch den Glau-

ben an den, der unsre Gerechtigkeit ward, da er am Stamme des Kreuzes verblutete, und der uns durch die Rechtfertigung den Rock des Heils, das hochzeitliche Kleid seiner Gerechtigkeit anlegt. Fragst du, wer der ist? Er heißet Jesus Christ. Sind wir durch den Glauben an ihn gerecht geworden, so haben wir Frieden mit Gott (Röm. 5, 1), und wo Friede mit Gott ist, da ist das Himmelreich, da ist Freude im Heiligen Geist. Und alle Freude der ganzen Welt schrumpft in nichts zusamen gegenüber der Freude des Reichs Gottes, die der Sünder in seinem Herzen verspürt, der zu der Gewißheit der Rechtfertigung durchgedrungen ist, so daß er sich zum Trost bekennen kann: Ich glaube eine Vergebung der Sünden.

Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid;
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich zum Himmel werd eingehn.

Wer also in Wahrheit spricht, der weiß aus seliger Erfahrung, was das heißt und ist: das Reich Gottes ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geist. Möchten noch viele Seelen diese Erfahrung machen, ja der Gott aller Gnade führe bald die selige Zeit herbei, da dort, wo noch Schatten des Todes über den Sündern lagern, Gerechtigkeit und Friede sich küssen und Freude und Wonne sie ergreifen!

Ja breite, Herr, auf weitem Erdenkreis
Dein Reich bald aus zu deines Namens Preis!

3. „Trachtet nach dem Himmelreich!“ — Wir fragen nun zum Schluß: Wie sollen wir nach dem Himmelreich trachten?

Der Herr mahnt in unserm Evangelium: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes!“ Mit andern Worten: Das sei eure vornehmste Sorge; damit beschäftigt euch allen Ernstes! — Viele nehmen die Sache leicht. Sie sprechen: Was sollte mir noch fehlen? Ich bin ja durch die heilige Taufe in den Schoß der christlichen Kirche, ins Reich Gottes aufgenommen worden, ich habe meinen Taufbund erneuert, ich bin Glied einer christlichen Gemeinde, — und was sie sonst noch anführen mögen. Aehnlich dachte und äußerte sich auch Israel: „Wir sind das auserwählte Volk, wir haben Abraham zum Vater!“ Johannes der Täufer aber sprach im Namen Gottes: „Gott kann Abraham aus den Steinen der Wüste Kinder erwecken. Tut rechtschaffene Früchte der Buße!“ (Matth. 3, 8. 9.) Und der Heiland sprach zu ihnen das beherzigenswerte Wort: „Wenn ihr Abrahams Kinder wäret, so tätet ihr Abrahams Werke.“ (Joh. 8, 39.) Es gehört also mehr dazu als die leibliche Geburt oder Abstammung, oder selbst die heilige Taufe. Es gehört dazu die Wiedergeburt und Bekehrung, die völlige Hingabe des Herzens an den Herrn, den König des Himmelreichs.

Im Alten Bunde mahnt der Herr Gott: „Gib mir, mein Sohn,

dein Herz!" (Prov. 23, 26.) Nicht einen Teil des Herzens will er, sondern das ganze Herz. Da ist alle Halbheit ausgeschlossen. Und doch wie viel halbes Wesen findet sich in der Christenheit! Oder nehmen wir den Anfang unseres Festtextes: „Niemand kann zween Herren dienen!" Wie viele wollen wohl dem Herrn dienen, allein mit der Welt möchten sie es nicht verderben! Wo bleibt da die vornehmste Sorge? Nur eins ist not, ach, Herr, dies Eine lehre mich erkennen doch! Und dies Eine ist, daß wir Jesum im Glauben ergreifen und festhalten und, wie St. Paulus sich ausdrückt, alles andere für Kot achten. Mag die Welt denken und sagen, was sie will; mag sie locken oder drohen, mag sie anfechten und schaden, das darf uns nicht irre machen. Dies Eine dürfen wir uns bei allem Tun und Lassen, Dichten und Trachten, Sorgen und Mühen, in allem Handel und Wandel, bei allen Versuchungen und Lockungen nicht nehmen lassen. Hast du dies Eine? Dann hast du das Himmelreich; dann halte, was du hast! Der Herr wird dich stärken, er, der gesagt: „Mein Fleisch ist die rechte Speise und mein Blut ist der rechte Trank; wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der bleibet in mir und ich in ihm (Joh. 5, 55. 56)." Er stärkt dich im heiligen Sakrament mit Kraft aus der Höhe und du deinerseits stärke dich mit anhaltendem gläubigem Gebet! Dabei vergiß jedoch nicht das Losungswort Pauli: „Nicht daß ich es schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin!" (Phil. 3, 12)! Das ist rechtes Trachten nach dem Himmelreich, und die dem Himmelreich Gewalt antun, die reißen es an sich (Matth. 11, 12).

Trachtet nach dem Himmelreich! Hast du es aber in Christo im Glauben ergriffen, so verhilf auch andern dazu, daß sie danach trachten! Das ist Reichsgottessache, das ist Missionsarbeit. Tu das auch allen Ernstes! Tu's von Herzen! Tu's mit deinen Gebeten! Tu's mit deinen Missionsopfern! Tu's auch heute!

Wir kommen nun zum Schluß. Wir sagten vorhin, die Lebensfrage im Reiche Gottes sei: Was muß ich tun, daß ich selig werde? Auf die Seligkeit des Glaubens hienieden folgt die Seligkeit des Schauens im Reich der Herrlichkeit. Trachtet nach dem Himmelreich und bemüht euch hier auf Erden, wie ihr möget selig werden! Gott aber ist es, der in euch wirket beides, das Wollen und das Vollbringen (Phil. 2, 13). Es wird erzählt, daß Columbus, als er sich zu seiner Entdeckungsreise rüstete, die Losung erwählt habe: Novum desidero mundum. Das sei auch unsre Losung im Pilgrimstand. „Ich suche die neue Welt;" ich trachte nach dem Reiche Gottes dort oben.

Ich will streben Nach dem Leben
Wo ich selig bin;
Ich will ringen, Einzudringen,
Bis daß ich's gewinn. Amen.

Grundsätze für Theorie und Praxis des Konfirmandenunterrichts.

Vom Superintendent Dr. Ottomar Lorenz in Weißenfels a. S.
(Schluß.)

§ 5.

Das Ziel der kirchlichen Tätigkeit ist in der Aufgabe gesteckt: zu Jüngern machen; der Schüler soll ein Jünger Jesu werden, zum Herrn in ein persönliches Verhältnis treten, das in der Hingabe an ihn, Unterordnung unter ihn und Empfänglichkeit seinem Worte gegenüber besteht. In und mit diesem Stande der „Jüngerschaft" ist das Unfertige, das Unreife, das Werden und Wachsensollen, das Strebenmüssen nach einem höheren Zustande anerkannt. Diese Jüngerschaft bezeichnet Anfänge und setzt weder die volle Erkenntnis noch die bewußte zum völligen Bruch mit dem alten Menschen führende, die Rechtfertigung wirkende Glaubensentscheidung voraus — sondern hat sie zum Ziele, da dieselbe nicht in den Rahmen der kirchlichen Tätigkeit fällt, sondern dem Geiste Gottes vorbehalten bleibt.

Der Herr hat uns das Ziel für unsere Tätigkeit angegeben. Wer wird im N. T. ein Jünger genannt? Alle, die ihn als Meister anerkennen. So bekennen wir auch im 2. Artikel: Ich glaube, daß Jesus Christus — sei mein Herr. Auch ein Judas wird mit den Jüngern gerechnet, trotz des ungebrochenen alten Menschen in ihm; auch ein Petrus, ehe er sich bekehrt hatte und seine Brüder stärken konnte, auch ein Nikodemus und ein Joseph von Arimathia trotz ihrer zaghaften Anfänge des Glaubens.

Weitere Anforderungen dürfen wir auch an unsere Konfirmanden nicht stellen, ohne über das Mögliche und Gewiesene hinauszugehen. Eine Umschau in der katechetischen Literatur ergibt, daß man meist über das Ziel hinausschoß. v. Zezschwitz (Syst. d. prakt. Theol. S. 180) hat die Parallele gezogen: „Wie Mündigkeit das Ziel der natürlichen menschlichen Erziehung bildet, so entspricht dann diesem das parallele Erziehungsziel kirchlicher Mündigkeit." Seitdem wird der Ausdruck Mündigkeit unzählige Male wiederholt, auch von Sachsse und Beyschlag, auch von solchen, die neue Wege und Ziele weisen wollten wie Löwentraut.

Mündigkeit ist an und für sich ein mehrdeutiger Ausdruck. Man kann die Konfirmanden im Rückblick auf die Kindertaufe nun mündig nennen — in dem Sinne, daß sie jetzt reden können, was sie als unmündige Täuflinge noch nicht vermochten. Man kann sie mündig nennen in Analogie mit der juristischen, gesetzlich festgelegten bürgerlichen Mündigkeit, die den Vormund unnötig macht. Aber was sagt man dann von den jungen 14jährigen Christen aus? Sind die wirklich kirchlich mündig? Erhalten sie denn den Vollbesitz kirchlicher Rechte? Möge man endlich aufhören, diesen unzutreffenden Ausdruck für die Bezeichnung des Zieles des Konfirmandenunterrichts zu verwenden.

Dasselbe gilt von der Zielbezeichnung: „Standpunkt der Glau=

bensreife." Wer ist denn in seinem Glauben völlig ausgereift? Wir sind im Werden und Wachsen, im Ringen und Kämpfen, im Fallen und Auferstehen bis an unser Ende. Ebenso geht über die Erreichbarkeit hinaus das Ziel: „Wiedergeburt" oder „eigene persönliche Entscheidung für Christus oder das Bekenntnis." „Die Kirche sage sich los von den Erziehungszielen des Pietismus." Sogar bedenklich ist die „Erneuerung des Taufbundes" als Ziel, da sie leicht dem Konfirmationsakte einen sakramentalen Charakter zuspricht, der ihm nicht zukommt.

§ 6.

Der Abschluß des Konfirmandenunterrichts erfolgt mit einer öffentlichen Prüfung und einer Konfirmationsfeier. Sie sind nicht vom Herrn gefordert, noch aus dem Wesen des Christentums abgeleitet, sondern in der Kirche der Reformation kirchliche Sitte und Ordnung geworden. Sie sind gegenüber dem Unterrichte das Minderwertige und vor allem nur Abschluß, aber nicht Ziel des Unterrichts. Sie sind als Ordnungen der organisierten Kirche wandelbar. In der Volkskirche tragen sie das Gepräge derselben. Die Prüfung bietet der Gemeinde die Gelegenheit der Kontrolle des Konfirmandenunterrichts, die Konfirmation ist der Akt der Eingliederung in das Leben der Gemeinde. Es ist selbstverständlich, daß diese Eingliederung erfolgen muß zu der Zeit, wo die Jugend die Heimstätte des Hauses und die Anstalt der Schule zu verlassen pflegt, ferner daß die Zulassung zur Konfirmation wie auch zur ersten Abendmahlsfeier nicht abhängig gemacht wird von der subjektiven Glaubensentscheidung, sondern von dem Wunsche der Konfirmanden, der evangelischen Gemeinde zugerechnet zu werden, und von ihrer Bereitwilligkeit, Glauben und Leben nach den Grundsätzen dieser Gemeinde zu gestalten und sich ihren Ordnungen willig unterzuordnen. Daß die Gemeinde das hören will aus dem Munde der jungen Christen und daß deshalb im Formular ein dementsprechendes Gelübde und das Credo der Gemeinde seinen Platz findet, entspricht der ganzen Feier als einer Eingliederung in die Gemeinde. Eine Zurückweisung, richtiger: Hinausschiebung von Konfirmation und erstem Abendmahlsgange, ist dann berechtigt, wenn das „lehret sie halten alles, was ich befohlen habe" in Bezug auf das Halten offenbar erfolglos gewesen ist.

Worauf es ankommt, ist die Herabdrückung der Konfirmation auf das ihr zukommende Niveau und eine Bewahrung der Abendmahlsfeier vor der engherzigen Beschränkung auf eine ecclesiola.

Aus der Geschichte der Konfirmation geht hervor, wie sie sich allmählich zu einer Höhe der Anerkennung und Bedeutung, namentlich durch den Pietismus und den rührseligen Rationalismus, aufgeschwungen hat, von der sie wieder herunter muß. Die Konfirmation ist Kirchenordnung, nicht Gottesordnung. Der kirchliche Unterricht hat ein Herrnwort für sich, die Konfirmation nicht. Sie ist lediglich Eingliederung der Getauften und durch die Taufe in die Christenheit Aufgenommenen in die organisierte evangelische Gemeinde. Durch die Kon-

firmation wird man Glied einer Konfession, durch die Kindertaufe dagegen der christlichen Religion, der Christenheit als solcher. Darum ist Gelübde und Bekenntnis bei der Konfirmation am Platze. Die aufnehmende Gemeinde fordert mit vollem Recht die Zustimmung zu ihren Statuten, wie jede Gesellschaft es von beitretenden Mitgliedern ebenfalls verlangt. Der Einzugliedernde muß bereitwillig sein, in das Credo der Gemeinde und die Lebensordnungen eines evangelischen Christen einzustimmen. Es handelt sich lediglich um den statutarischen Glauben in evangelischer Auffassung, nicht um das von den Pietisten geforderte subjektive Glaubensbekenntnis, das auf einer persönlichen Glaubensentscheidung beruhen müßte. Die Zulassung zur Konfirmation und auch zum heiligen Abendmahle von der fides qua creditur abhängig zu machen wäre unevangelisch, da es dem Geistlichen die Funktion eines Glaubens- und Gewissensrichters zuweisen würde, unkirchlich, da es in seinen Folgen die Volkskirche auflösen würde, unpädagogisch, da es von jungen Leuten etwas verlangte, was bei ihrem Alter nur vereinzelt vorkommen kann.

§ 7.

Der Stoff des Konfirmandenunterrichts ist ebenfalls durch das Herrnwort Matth. 28, 19—20 und Parallelstelle Mark. 16, 15 gewiesen.

a. Wenn die Kinder eingetaucht werden sollen, so ist damit die Aufgabe verknüpft, von diesem Gott und dem Heil, das er uns bietet, zu handeln und zu lehren, wie man durch Gebet und Sakrament die Gemeinschaft mit ihm eingeht und pflegt.

b. Wenn die Kinder belehrt werden sollen, zu halten alles, was Jesus seinen Jüngern aufgetragen hat, so hat man nicht blos mit der alten Kirche an die sogenannten Gebote Jesu zu denken und das Doppelgebot der Liebe zu behandeln, sondern muß Jesu Lehre überhaupt darunter verstehen.

c. Beides wird von Markus zusammengefaßt mit der einheitlichen Bezeichnung „das Evangelium“.

Das Evangelium liegt urkundlich vor: in der Heiligen Schrift, in abgeleiteter Form als Bekenntnis und zwar für die Jugend im Katechismus, als geschichtlich entfaltetes und unter Leitung des Heiligen Geistes sich auswirkendes in der Kirchengeschichte, als formengestaltendes Leben in Kultus und Verfassung, Sitte und Ordnung der evangelischen Gemeinde, als innerlich erlebtes, lyrisch gestaltetes im Schatz der Kirchenlieder.

§ 8.

Die Auswahl des Stoffes für den Konfirmandenunterricht hat folgendes zu berücksichtigen:

a. Die Vorarbeit der Schule.

b. Die zur Verfügung stehende Zeit.

c. Den Wert, den die einzelnen Stoffe für das große Hauptziel (cf. § 4) besitzen.

Erst in zweiter Linie sind mitbestimmend: die Konfirmation (die Eingliederung in die Gemeinde) und der erste Beicht- und Abendmahlsgang.

Wann werden unsere Geistlichen es lernen, daß die Konfirmanden bereits in der Schule Religionsunterricht genossen haben und daß man darauf hin eine Auswahl aus dem Gesamt-Lehrstoffe vornehmen muß? *) Was hat es für einen Sinn, von der kurzbemessenen Zeit des Konfirmandenunterrichts ein halbes Jahr auf das erste Hauptstück zu verwenden? Was hat es für einen Sinn, die elementarsten, in der Schule bereits zum Ueberdruß der Kinder behandelten Dinge nochmals breit im Konfirmandenunterricht zu behandeln? oder sich mit dem Einprägen von Sprüchen und Liedern abzuplagen, während der Memorierstoff der Schule vollkommen ausreicht? Das ist das allererste, was man als Geistlicher tun muß vor Beginn des Konfirmandenunterrichts: sich mit dem Lehrplan der Schulen bekannt machen. Vom Konfirmandenstoff darf man getrost das erste Hauptstück des Katechismus als in der Schule zur Genüge behandelt ausscheiden. Das sogenannte Vertiefen ist oft nichts anderes als ein Breittreten. Alles Elementare und alles Memorieren überlasse man der Schule als Schulstoff. Ein junger Geistlicher plagte sich jedes Jahr einige Wochen mit der äußeren Einleitung der Bibel ab. Das ist ja Schulstoff, und man kann sich darauf verlassen: wer das nicht in der Schule gelernt hat, lernt es im Konfirmandenunterricht auch nicht mehr. Den andern fleißigen und angeregten Schülern macht man bei solchem Verfahren den Konfirmandenunterricht zur Qual! Und das Wichtigste: die Bibelkunde nach ihrer religiösen Seite — die bleibt liegen und wird übergangen. Das Eintauchen in den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, das der Konfirmandenunterricht im Unterschied von der Schule bei allem Stoff treiben muß, ist ja das Wesentliche! Man erniedrige sich nicht im Konfirmandenunterricht zum Flickschuster der Schule, sondern scheide zwischen Schulstoff und Konfirmandenstoff und zwischen Arbeit des Schulpädagogen und Arbeit des Pastors! **)

Für die Auswahl des Stoffes ist zum andern die für den Konfirmandenunterricht zur Verfügung gestellte Zeit zu berücksichtigen. Es geht einfach nicht, die ganze Bibel zu lesen, die gesamte Kirchengeschichte durchzusprechen, alle schönen Kirchenlieder den Kindern anzueignen, alle einschlagenden Bibelstellen aufschlagen zu lassen. Die Zeit ist zu kurz, Auswahl muß getroffen werden.

So wähle man aus dem Stoffe das heraus, was für das große Ziel — zu Jüngern machen — am meisten Bedeutung besitzt, und gönne anderem, so wichtig für manche Zwecke es scheinen mag, erst daneben einen Platz. Sofort ergibt sich eine andere Scheidung des Stof-

*) Gilt natürlich nur für Deutschland, hier ist's gar anders. D. R.
**) Ist leider wieder hier nur cum grano salis zu brauchen! D. R.

fes: Hauptstoffe und Nebenstoffe. Hauptstoff muß für evangelische Christen bei Uebermittelung des Evangeliums die Bibel sein. Unter allen Stoffen, den Katechismus mit eingeschlossen, gibt es keinen, aus dem der Heilige Geist so uns anweht, wie das in der Heiligen Schrift der Fall ist. Darum ist der Bibel viel mehr Raum im Konfirmandenunterricht zu verstatten, als das meist geschieht. Die Bibel ist Haupt- und Grundstoff des Unterrichts, der Katechismus ist nur abgeleiteter Stoff, alles andere sind Hilfs- und Nebenstoffe. Die Bibel muß mehr in den Vordergrund gestellt werden als der Katechismus.

Was der Eintritt in die Gemeinde für den Konfirmandenunterricht berücksichtigungswert erscheinen läßt, das hat besonders Pfennigsdorf trefflich bearbeitet. Es genügt hier auf ihn zu verweisen.

§ 9.

Hand in Hand mit der Behandlung des Lehrstoffes geht von Anfang bis Ende die religiöse Uebung und Erbauung. Jede Stunde wird eröffnet und geschlossen mit einer Andacht. Jede Stunde muß erteilt werden, daß die Andacht den naturgemäßen End- und Höhepunkt bildet. In jeder Stunde muß eine Schriftverlesung zum Zwecke der Erbauung stattfinden. Das freie Gebet des Pastors darf nicht fehlen, das gemeinsame Gebet darf nicht immer dasselbe sein.

An jedem Sonntage nehmen die Konfirmanden auf besonderen Plätzen am Gemeindegottesdienst teil. Im Konfirmandenunterricht, oder, wo es sein kann, in kurzen Besprechungen gleich nach dem Gottesdienste in der Kirche, wird die bei der Jugend nötige Hilfsarbeit zum Verständnis der Predigt und des Kultus vom Geistlichen geliefert.

Warum das alles? Wegen des großen Zieles: Zu Jüngern machen, wegen der Doppelaufgabe des Konfirmandenunterrichts: in das Verhältnis zum Dreieinigen Gott einzutauchen und halten zu lehren alles, was der Herr befohlen hat.

Ich fordere für jede Konfirmandenstunde eine erbauliche Schriftstelle. Dieselbe ist sorgsam auszuwählen mit Hinblick auf Erschließung des gesamten erbaulichen Schriftinhalts und das besondere Bedürfnis oder die besondere Beziehung des gerade vorliegenden Lehrstoffs. Die Schrift mit ihrem köstlichen religiösen Lebensinhalte muß unserem Volke wieder lieb werden! Dazu muß sie ihm bekannt werden! Dazu muß gezeigt werden, wie man hier Erbauung findet, wie man sie benutzt. Denn das ist der Uebelstand des Gebrauchs der Bibel zum Nachschlagen der „beweisenden" Schriftstellen, daß die Kinder gar nicht lernen, wozu die evangelische Kirche den Christen die Bibel in die Hand drückt. Nicht Sprüche nachschlagen, nein, religiöses Leben sollen sie hier schöpfen! Im Hause sollen sie für ihre Andacht die Bibel hervorholen! Das Buch der Bücher soll es ihnen sein!

Und wenn ich das „freie" Gebet des Geistlichen verlange, so dient das ebenfalls zur Erweckung religiösen Lebens und zum Vorbild für die Nachahmung.

Ueber die Teilnahme der Konfirmanden am Gemeindegottesdienst herrscht kein Dissensus.

§ 10.

Die Lehrbücher des Konfirmandenunterrichts sind drei: Bibel, Katechismus und Gesangbuch.

Wenn für die Schule die Frage der Schulbibel verschiedene Beantwortung finden konnte, so ist für den Konfirmandenunterricht die Sache nicht strittig: hier darf nur die Vollbibel benutzt werden mit Rücksicht auf die Eingliederung der Kinder in die Gemeinde.

Der Katechismus sollte kein anderer sein als der, welchen die Kinder in der Schule in Händen haben. Man einigt sich immer mehr auf Verwerfung der exponierten Katechismen und beseitigt aus pädagogischen Gründen den leicht an diese Katechismen sich anknüpfenden Mechanismus des Unterrichtens. Dem Gesangbuch, das zugleich Gebetsbuch der Gemeinde ist, muß noch mehr Beachtung und Benutzung seiner Anhänge im Konfirmandenunterricht gesichert werden.

Ueber die sogenannten „Diktate“ verliere ich kein Wort; sie sind längst gerichtet, wenn auch noch nicht überall verschwunden.

§ 11.

Für den Lehrgang und die Stoffanordnung fallen folgende Gesichtspunkte ins Gewicht:

1. Das „System“ ist im volkstümlichen Religionsunterricht und im Konfirmandenunterricht deplaciert.
2. Das „Einschachteln“ eines Katechismusstückes in das andere verwirrt die Kinder.
3. Der Lehrgang sei der naturgemäße: er beginne mit der Schrift und endige mit dem Katechismus.

Wir Theologen haben auf der Universität die Theologie als eine systematisch gegliederte Wissenschaft erlernt. Das klebt uns an. Es gibt nicht wenige Geistliche, die den spezifischen Unterschied zwischen schulmäßigem Religionsunterrichte und Konfirmandenunterricht darin suchen, daß sie den in der Schule behandelten Stoff nun im Konfirmandenunterrichte in ein System zu bringen haben. 1. Teil: Christliche Sittenlehre (1. Hauptstück). 2. Teil: Christliche Glaubenslehre (2. Hauptstück). 3. Teil: eine praktische Theologie für Laien unter irgend einem Namen (3.—5. Hauptstück) Gebet und Sakramente umfassend. Man ist also in den Gedanken festgenagelt: das Höchste, was du als Geistlicher im Konfirmandenunterrichte geben kannst, ist eben deine Theologie. Die jüngst veröffentlichte Christenlehre Beyschlags steht auf demselben Standpunkte, wenn sie auch nicht den oben als 1., sondern den als 2. Fehler (das „Einschachteln“) bezeichneten Weg beschreitet. Beyschlag behandelt die drei Artikel und schachtelt die andern Hauptstücke an geeigneter Stelle ein: in den ersten Artikel das Gesetz, in den zweiten das Gebet des Herrn, in den dritten die Sakramente. Das alles geht auch bei ihm aus dem Bestreben hervor: ein unsern heutigen Bildungs- und Unterrichtsbedürfnissen entsprechendes Lehr-

ganzes auf Grund des kl. Katechismus aufzubauen. So geistvoll Beyschlags Darbietung ist, so wenig ist sie geeignet, zur Grundlage des Konfirmandenunterrichts zu dienen. Sie ist nicht aus der Praxis des Konfirmandenunterrichts entstanden, sondern aus der 40jährigen Leitung des katechetischen Seminars. Konfirmanden sind keine Studenten. Wer in den ersten Artikel das erste Hauptstück einschachtelt, erlebt es, daß die Kinder weder den ersten Artikel, noch das erste Hauptstück behalten. Luther hat als praktischer Mann seine Gründe gehabt, warum er im kl. Katechismus nicht ein System, noch eine Schachtelung, sondern scharf abgehackte Granitblöcke in seinen Hauptstücken darbot: er schloß sich damit an an die bewährte Praxis der Vergangenheit. Wir tun gut, dasselbe zu tun.

In dasselbe Kapitel gehören alle die geistvollen Versuche, die Hauptstücke des Katechismus durch sorgfältige Uebergänge und Zusammenhänge doch zu einem Lehrganzen zu vereinigen. Vgl. z. B. Löwentraut: Ziel und Weg, ein neuer Lehrgang für den Konfirmandenunterricht. Die zehn Gebote sind das Ziel der vollkommenen Gerechtigkeit, das zweite Hauptstück, der Glaube, der Weg dazu, Gebet und Sakramente die Kräfte auf diesem Wege. So nun sind wir glücklich! denn nun ist wieder einmal alles unter einen Hut gebracht und das ist ja die — Hauptsache.

Ich frage, was ist der Zweck des Konfirmationsunterrichts? „Zu Jüngern machen." Seine Aufgaben sind, das „Leben" zu wecken, zu Christo zu führen, nicht Einsicht in die Zusammenhänge der einzelnen Teile des Katechismus zu geben. Viel wichtiger ist es, naturgemäß zunächst den Schülern das Gotteswort in seiner Hoheit und Wahrheit, mit seinem Ewigkeitsgehalte zu zeigen und dann die Fülle des darin Enthaltenen im Bekenntnis zusammenzufassen. Das Gotteswort Grundstoff, der Katechismus abgeleiteter Stoff, die Bibel das Ganze, der Katechismus die „Hauptstücke" daraus, die Bibel Quelle, der Katechismus Bekenntnis und als solches Ziel des Lehrgangs.

Es liegt nicht bloß ein pädagogisch richtiger Gedanke, sondern auch ein evangelischer Grundsatz im Bemühen der Herbartianer, den Religionsunterricht der Schule durch Konzentration um den biblischen Geschichtsunterricht einheitlich zu gestalten. Nur darf die Konzentration im Interesse der Einheitlichkeit die Eigenartigkeit der andern Stoffe nicht verkümmern lassen! Man muß festhalten, daß die Einheitlichkeit materiell gewährleistet ist durch den Inhalt. Für den Konfirmandenunterricht mindestens dürfte das Zerpflücken des Katechismus in einzelne Stückchen, die gelegentlich bei der biblischen Geschichte Verwendung finden, kaum empfehlenswert sein, da es die Erkenntnis der ganzen Hauptstücke wenig fördert.

Aber von diesem Zerpflücken in einzelne Stückchen ist Thrändorfs Versuch, an große Zusammenhänge der Reichsgottesgeschichte den Katechismus anzuknüpfen, frei und der weiteren Bearbeitung wert. (Thrändorf, Der Religionsunterricht auf der Oberstufe der Volks-

schule). Hier ist ein Weg gefunden, psychologisch das Entstehen des Glaubens zu befördern, soweit das Menschen möglich ist. Ich halte es allerdings nur für die drei Artikel des Apostolikums für empfehlenswert und gehe in meinem Unterricht folgenden Lehrgang:

1. Einrichtung des Unterrichts. Ziel. Pflichten. „Kirchliche" Heimatskunde (Gotteshaus, Gottesdienst, Predigt, Gemeinde, Verfassung).
2. Bibel.
   a. A. Test.: Besprechung der einzelnen Bücher. Die Hauptsache: Biblischer Schöpfungsbericht. Besprechung. Feststellung des religiösen Gehalts. Der Glaube, der hier zu Grunde liegt. Israels Geschichte. Ueberblick nach den Geschichtsbüchern. Hiob. Die schönsten Psalmen. Die tiefsten Partien der prophetischen Bücher. Feststellung des Glaubens, der hier zu Grunde liegt. — Der 1. Artikel. (Text.) Die Vertrauens- und Glaubenslieder der evangelischen Kirche.

      Anwendung: Mein Glaube. Ich glaube, daß mich Gott u. s. w. (1. Art. Erklärung.)
   b. N. Test.: Die vier Evangelien. Besprechung der Bücher. Repet. der Bergpredigt. Das Lebensbild Jesu nach den Evangelien. Die Briefe. — Lesen der wichtigsten Partien. Feststellung: Der Glaube, der hier zu Grunde liegt. 2. Artikel. (Text.) Jesuslieder (Weihnachts-, Passions-, Osterlieder u. s. w.).

      Anwendung: Mein Glaube: Ich glaube, daß Jesus Christus u. s. w. (2. Art. Erklärung.)

      Die Apostelgeschichte. Die Ausgießung des Heiligen Geistes. Die Ausbreitung des Evangeliums. Des Heiligen Geistes Walten. Kirchengeschichte in den Grundzügen. Reformation. Kirche der Gegenwart. Wir Glieder dieser christlichen Kirche unter dem Einflusse desselben Heiligen Geistes, der von Anfang in der Kirche gewirkt. Ausblick auf die letzten Dinge. Feststellung: Der Glaube, der hier zu Grunde liegt. 3. Artikel. (Text.) — Pfingstlieder.

      Anwendung: Mein Glaube: Ich glaube, daß ich nicht u. s. w. (3. Art. Erklärung.)
3. Das Apostolikum als Ganzes.
4. Warum der Christ betet, und wie er beten muß. Vater unser.
5. Das Sakrament der Taufe.
6. Das Sakrament des Abendmahls und die Beichte (dabei das Gesetz als Sündenspiegel).
7. Prüfung.
8. Vorbereitung auf die Konfirmation, Beichte und Abendmahl.

Selbstverständlich liegt dem Unterricht ein den Verhältnissen angepaßter ausführlicher (ausgeführt für jede Stunde und jede be-

ginnende und schließende Andacht) Lehr- und Stoffverteilungsplan zu Grunde, ohne den ein zielbewußter erfolgreicher Unterricht nicht erteilt werden kann. Den hier anzufügen, geht über den Rahmen der Grundsätze für Theorie und Praxis des Konfirmandenunterrichts hinaus.

Die Generalkonferenz der Bischöflichen Methodisten-Kirche in Los Angeles, Cal.

Von P. G. E. Hiller, Louisville, Ky.

Die Generalkonferenz der Bischöflichen Methodisten-Kirche der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika versammelt sich alle vier Jahre, und zwar am ersten Mittwoch im Monat Mai. In den ersten siebenzig Jahren ihres Bestehens war sie ausschließlich aus Predigern zusammengesetzt. Dann wurden aus dem Gebiet einer jeden jährlichen Konferenz (die Kirche hatte damals schon beinahe 100 Konferenzen), die mehr als einen Predigerdelegaten hatte, je zwei Laiendelegaten zugelassen. Im Jahre 1900 wurde jedoch die gleichmäßige Vertretung von Predigern und Laien eingeführt, so daß dieses Jahr in Los Angeles 376 Prediger und auch 376 Laien, also 752 Delegaten im ganzen, Sitz und Stimme hatten.

Jede jährliche Konferenz (diese besteht nur aus Predigern) darf für je 45 ihrer vollen Mitglieder (Probeprediger haben keine Stimme) einen Delegaten zur Generalkonferenz entsenden, und nebst dem noch einen für ein weiteres Bruchteil von zweidrittel der genannten Zahl. Die Wahl wird durch Stimmzettel vollzogen in der letzten Sitzung, die der Generalkonferenz vorangeht. An demselben Ort und zur selben Zeit versammeln sich auch die zu diesem Zwecke in dem Gebiet der jährlichen Konferenz erwählten Gemeindedelegaten, in separater Sitzung, zur Wahlkonfernz, um ebenso viele Laiendelegaten zur Generalkonferenz zu erwählen.

Da die Stärke der verschiedenen jährlichen Konferenzen, je nach ihrem Gebiet, ob es alt oder neu, sehr ungleich ist, so ist natürlich auch ihre Vertretung von ungleicher Größe. Die kleinsten Konferenzen sind nur je zu einem Prediger- und einem Laiendelegaten berechtigt, dagegen haben wir große englisch redende Konferenzen, die sieben bis acht Vertreter aus jeder Klasse entsenden. Die größten deutschen Konferenzen, wie die Zentral Deutsche und die St. Louis Deutsche, sind je durch drei Prediger und drei Laien vertreten. Im ganzen waren es dieses Mal 38 deutsche Delegaten.

Daß die Generalkonferenz einen kosmopolitischen Charakter trägt, ersieht man daraus, daß, nebst den mehr als achtzig Delegaten der Negerkonferenzen in den Vereinigten Staaten, in Los Angeles Vertreter gegenwärtig waren aus sieben verschiedenen Ländern Europas — Deutschland, Schweiz, Italien, Dänemark, Schweden, Norwegen und Finland — sowie aus Afrika, Indien, den Philippinen, China, Japan, Mexiko und Süd-Amerika.

Auch war eine Reihe von sogenannten brüderlichen Delegaten aus anderen methodistischen Körperschaften erschienen, um die brüderlichen Grüße ihrer Kirchen der Generalkonferenz zu überbringen, z. B. von der Kanadischen, Britischen, Irländischen, sowie auch von der Südlichen Methodistenkirche unseres eigenen Landes. Den Reden dieser brüderlichen Delegaten, die meistens sehr fähige Männer sind, wird gewöhnlich mit großer Spannung entgegengesehen.

Da die Delegaten meistens lange Reisen zu machen haben und die Generalkonferenz in der Regel etwa vier Wochen in Sitzung ist, so versteht es sich von selbst, daß die damit verbundenen Unkosten sehr bedeutend sein müssen. Soweit sich der Schreiber erinnert, betrugen dieselben dieses Mal etwa $130,000 (sage einhundertdreißigtausend Dollars). Davon übernahm aber die Stadt Los Angeles einen bedeutenden Teil, nämlich $40,000. Das übrige wurde durch das Buchkomitee der Kirche (welches diese Angelegenheit in Händen hatte) auf die verschiedenen Konferenzen umgelegt, und zwar nach Verhältnis des Predigergehalts, den die Gemeinden der resp. Konferenzen aufbringen. Es stellte sich schließlich heraus, daß ein Defizit von etwa $12,000 vorhanden war, welche Summe durch die kirchlichen Buchanstalten vorgestreckt wurde, bis sie aufgebracht werden kann. Doch sollte hier bemerkt werden, daß die sämtlichen Generalkonferenz-Unkosten für die ganze Kirche im Durchschnitt nur ungefähr 4 Cents für jedes Glied betragen.

Manch einer mag fragen, wie es nur möglich gemacht werden kann, in einem so großen Körper (der noch dazu mehr als zur Hälfte aus Leuten zusammengesetzt ist, die einander zum erstenmal sehen) mit den Geschäften voranzukommen. Aber man muß bedenken, daß man im Lauf der Jahre gelernt hat, den Gang der Geschäfte zu systematisieren und zu regeln. Man brachte freilich dieses Mal zwei Tage zu, um die Ordnungsregeln noch genauer zu bestimmen und zu ergänzen, allein diese Zeit war nicht verloren. Ein paar kleine Stockungen abgerechnet, ging alles wie ein Uhrwerk.

Manches ist schon geordnet, wenn die Delegaten am ersten Tage in der Sitzungshalle ihre Erscheinung machen. Die Delegatenliste ist durch den Sekretär der vorigen Generalkonferenz fertiggestellt, und liegt gedruckt vor. Die Sitze einer jeden Delegation sind bereits durchs Los fixiert worden, so daß in einigen Minuten ein jeder weiß, wo er täglich zu sitzen hat. Pagen stehen in den Gängen, um ohne Geräusch die nötigen Papiere den Sekretären zu übermitteln. Auch die großen Ausschüsse, zu deren jedem ein Prediger und ein Laie aus jeder Konferenz gehört, sind durch gegenseitiges Verständnis der Delegation bereits bestimmt, und können an die Arbeit gehen, sobald etwas vorliegt. Kleinere Ausschüsse werden gewöhnlich von den Bischöfen ernannt. Die Ordnungsregeln stellen fest, daß alle Berichte und Petitionen ungelesen an die betreffenden Ausschüsse gehen müssen, so daß alles gut spruchreif ist, ehe es der Plenarsitzung vorgelegt wird. Dann werden die Konferenzen in alphabetischer Ordnung aufgerufen, damit ein jeder Delegat

Gelegenheit bekommt, irgend einen Beschluß vorzubringen, der dann sogleich abgefertigt oder an irgend einen Ausschuß verwiesen werden kann. Die ersten Sitzungen werden gewöhnlich dazu verwandt, die Ansprache der Bischöfe (die gewöhnlich ein bedeutendes Ereignis ist) sowie die Berichte der Missionsbischöfe und die Ansprachen der brüderlichen Delegaten anzuhören, und nötige Präliminargeschäfte zu verrichten, und dann beginnen die Berichte der Ausschüsse hereinzukommen.

Eine der wichtigsten Aufgaben der letzten Konferenz war, die erforderliche Zahl von neuen Bischöfen zu erwählen. Von den 17 aktiven Bischöfen, welche vor vier Jahren im Amte standen, waren zwei gestorben und sechs wurden dieses Mal in den Ruhestand versetzt. Diese acht Lücken wurden gefüllt durch die Männer, die in der vorigen Nummer dieses Magazins genannt waren. Nur ist hier zu erwähnen, daß einer der acht erwählten, nämlich Dr. J. R. Day, sich weigerte, das Amt anzunehmen.

Das Bischofsamt in der Methodistenkirche trägt einen etwas eigenartigen Charakter, und wird häufig nicht recht verstanden. Nach der Konstitution ist ein jeder Bischof (nicht die Missionsbischöfe) ein Generalsuperintendent der ganzen Kirche. D. h. der Bischof hat keinen auf längere Zeit ihm zugeteilten Distrikt, sondern er hat diejenigen Konferenzen zu beaufsichtigen, sei es im In- oder Ausland, welche ihm vom Bischofskollegium von Jahr zu Jahr angewiesen werden. Die Bischöfe beaufsichtigen also gemeinschaftlich die ganze Kirche, und wenn man bedenkt, daß sie für die Besetzung von wenigstens 17,000 Gemeinden mit passenden Pastoren verantwortlich sind, so sieht man, daß ihre Aufgabe keine geringe ist. Weil man den besagten sechs Bischöfen, die sämtlich im Greisenalter stehen, diese Arbeit nicht auf weitere vier Jahre zumuten wollte, deshalb wurden sie superannuiert, resp. in den Ruhestand versetzt.

Eigenartig ist auch das Verhältnis der Bischöfe zur Generalkonferenz. Groß wie ihre Macht auch sonst ist, besonders in der Versetzung der Prediger, so können sie doch jederzeit von der Generalkonferenz, die ihre Arbeit gründlich untersucht, zur Rechenschaft gezogen werden. Die Bischöfe haben in der Generalkonferenz weder Sitz noch Stimme. Sie führen der Reihe nach in den Plenarsitzungen den Vorsitz, dürfen sich aber nie an den Debatten beteiligen, oder Vorschläge machen, und auch sonst nicht reden, außer daß sie mit besonderer Erlaubnis der Konferenz etwa eine Erklärung abgeben können.

Eine der wichtigsten Maßnahmen der Generalkonferenz von 1904 war die Annahme eines Amendements zur Konstitution — über welches aber erst noch in den jährlichen Konferenzen abgestimmt werden muß — wonach in Zukunft auch andere Bischöfe, als nur Generalsuperintendenten, für Amerika erwählt werden dürfen. Die Konferenz fand sich genötigt, diesen Schritt zu tun um der Neger willen. Die mehr als 300,000 farbigen Glieder der Kirche haben schon lange verlangt, daß man ihnen einen Bischof aus ihrer eigenen Mitte gebe. Man konnte

aber doch nicht wohl einen farbigen Generalsuperintendenten für die ganze Kirche wählen. Deshalb hat man nun den Ausweg gefunden, daß man neben den Generalsuperintendenten noch besondere Bischöfe wählen will für bestimmte Rassen und Nationalitäten, deren Jurisdiktion beschränkt bleiben soll auf das Gebiet, für welches sie erwählt sind. Man wird sogleich sehen, daß damit auch der Weg geöffnet wird für die Erwählung eines Bischofs für die Deutschen. In der Debatte, die diese Frage mit sich brachte, hat Dr. Bowen, ein Mann von pechschwarzer Hautfarbe und theologischer Lehrer an der farbigen Schule in Chatanooga, eine so meisterhafte Rede gehalten, daß ihm ohne weiteres die Palme zuerkannt wurde.

Als einen Kampf zwischen Riesen könnte man die Debatte über die juridische Frage bezeichnen, ob es gemäß der Konstitution sein würde, jedem Generalsuperintendenten auf vier Jahre einen bestimmten Distrikt anzuweisen, worin Dr. C. W. Smith von Pittsburg, Dr. T. B. Neely von Philadelphia und Dr. J. M. Buckley die Hauptkämpen waren. Die Frage wurde mit Nein entschieden.

Mit großer Spannung hatte das Publikum der Entscheidung entgegengesehen, welche die Generalkonferenz über Paragraph 248 in der Kirchenordnung abgeben würde. Dieser Paragraph macht es nämlich zu einem strafwürdigen Vergehen, wenn Glieder der Kirche gewohnheitsmäßig Theater, Tanzplätze, Wettrennen u. s. w. besuchen, oder an Hazardspielen teilnehmen. Es lagen zwei Berichte vor. Nach dem Majoritätsbericht sollte es beim alten bleiben. Nach dem Minoritätsbericht sollte der besagte Paragraph gestrichen und statt dessen eine Klausel in das Kapitel christlicher Ratschläge eingeschaltet werden, in welchen ernstlich vor den genannten Lustbarkeiten gewarnt wird. Nach einer langen und sehr ernsten Debatte kam es zur Abstimmung durch Namensaufruf mit Ja und Nein (das einzige Mal, daß in dieser Weise gestimmt wurde). Das Resultat war 441 Stimmen für Beibehaltung des Paragraphen und 179 dagegen. Dieses ist zugleich ein Maßstab für die konservative Gesinnung, die sich durchweg in der Konferenz kundgab.

Es dürfte die Leser dieses Artikels auch interessieren, zu erwähnen, daß es den deutschen Delegaten gelungen ist, die Genehmigung eines neuen Katechismus für die deutschen Gemeinden durchzusetzen. Man hatte längst den Wunsch gehegt, ein einfacheres Lehrbuch für den Religionsunterricht zu haben, als der sonst treffliche Katechismus von Dr. W. Nast es war. Diesem Bedürfnis ist nun die Kirche entgegengekommen, indem sie den Gebrauch des neuen kleineren Katechismus, der von den Predigern Munz, Hiller, Nülsen und Roser hergestellt worden ist, autorisiert hat. Das Büchlein behandelt in 105 Fragen und Antworten alle wichtigen Lehrstücke, und wird noch diesen Herbst in zwei Ausgaben, einer ganz deutschen, und einer deutsch-englischen, auf den Markt kommen. Die bewährten Redakteure der deutschen Zeitschriften wurden fast einstimmig wiedererwählt, nämlich Dr. A. J. Nast für den „Christlichen Apologeten", und Dr. F. Munz für „Haus und Herd" und die Sonntagschulliteratur.

Von der deutschen Orientmission, Berlin,

kamen uns einige Hefte zu, deren Besprechung zugleich dazu dienen soll, unsere Leser auf die große und ernste Aufgabe der Orientmission aufmerksam zu machen.

Die „Deutsche Orientmission" ist ein inkorporierter Verein (Berlin W. 10, Lützow Ufer 5), dessen Beamte wie folgt angegeben werden: Vorsitzer: Graf A. v. Bernstorff; Direktor: Dr. Joh. Lepsius; Stellvertretender Vorsitzer: Pastor Th. Jellinghaus; Schriftführerin: Gräfin Elisabeth Gröben; Schatzmeister: Kaufmann O. Kogelschatz; Bureauvorsteher und Kassierer: Richard Schäfer.

Zweck des Vereins ist die Wiedergeburt des Orients auf dem Grunde des Evangeliums.

Arbeitszweige: 1. Aufnahme von Waisenkindern, aus den armenischen Massakres von 1895—96 übrig geblieben; 2. Mohammedanermission, Pastor Awetaranian verkündigt in Bulgarien (Schumla) das Evangelium. 3. Aerztliche Mission; verschiedene Aerzte werden beschäftigt. 4. Evangelisation in Bulgarien: A. J. Stefanowitsch macht von Sofia aus unter der Bevölkerung Bulgariens Evangelisationsreisen; auch besucht er alljährlich die Stundistenkreise in Rußland.

Das ist die Arbeit, die im Orient selbst getan wird. Diese Arbeit kann aber nicht geschehen ohne die Unterstützung der heimatlichen Kreise. Um dafür die Mittel flüssig zu machen, wird teils durch Sammelbücher und Sammelbüchsen, teils durch Flugblätter und „Hefte zum Christlichen Orient" das Interesse für diese heilige Sache zu erwecken gesucht. Ferner wird von Dr. J. Lepsius eine „Monatsschrift der Deutschen Orientmission" herausgegeben mit dem Titel: „Der christliche Orient," Preis jährlich 1.50 Mark.

Die uns vorliegenden Hefte sind No. 2—5 und behandeln folgende Gegenstände:

No. 2. Die Ursprünge des Stundismus.

No. 3. Aus der Arbeit unter den Stundisten.

No. 4. Geschichte des Märtyrers Mirsa Ibrahim, sowie einige Berichte aus dem Leben christgläubiger Mohammedaner.

No. 5. Die Maljowanzi (eine russische Sekte).

Jedes Heft umfaßt von 24—32 Seiten und ist für 20 Pf. zu haben.

Die Hefte 2, 3 und 5 geben einen Einblick in den traurigen Zustand des russischen Reiches in religiöser Hinsicht. Die russisch-orthodoxe Kirche ist in so trostloser Verfassung, daß von da gar keine Geistesnahrung für die nach dem Lebensbrot hungernde Bevölkerung zu haben ist. In Rohheit, Unwissenheit, Versumpfung und Unfähigkeit scheint das russische Popentum fast auf gleicher Stufe zu stehen mit heidnischen Fetisch- und Götzenpriestern. Und diese fanatische Rotte ist der erbittertste Feind jeder religiösen Erweckung und Belehrung. Aber trotz aller fanatischen Feindschaft und Verfolgung läßt das nach Brot verlangende Volk sich nicht abhalten, wo auch nur eine Witterung evange-

lischer Wahrheit sich spüren läßt, diesen Spuren nachzugehen und mit fast blindem Eifer darauf loszugehen, wo das Evangelium zu finden ist. Zum Unglück für das russische Volk haben aber fast nur Sektengeister, die auf ihr Fündlein fanatisiert sind, sich des armen Volks angenommen: Baptisten, Adventisten, Darbysten u. a. Sie haben ja das Evangelium gebracht, aber ach in sektiererisch getrübter Weise. Der Hunger ist angeregt, ist teilweise gestillt worden; aber auf Kosten der klaren Nüchternheit des Geistes; auf Kosten der reinen, lauteren evangelischen Geisteswahrheit und -Klarheit. Nun brodelt es in diesem tief-religiösen und doch so unwissenden und urteilslosen Volk wie in einem Hexenkessel. Traurige Verirrungen und Entzweiungen entstehen; durch die scheußlichen Mißhandlungen von seiten der orthodoxen Geistlichkeit und russischen Polizei erlangen die Aermsten den Ruhm des Martyriums unter aller ihrer Verirrung und Geistesverworrenheit. Das Herz blutet, ein solches Volk leiden und sterben zu sehen, das so sehnsüchtig nach dem Lebensbrot verlangt, und dafür Steine für Brot erhält und von einer barbarischen Regierung und Geistlichkeit verknutet und zur Verzweiflung getrieben wird.

Wahrlich, wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, kann nur wünschen, daß es Japan gelinge, diese barbarische Regierung gründlich zu demütigen, so daß unter völligem Zusammenbruch dieser fluchwürdigen Despotie endlich wahre Religions- und Gewissensfreiheit in diesem Lande proklamiert wird und zur Herrschaft kommt. — Was aber dem Lande besonders not tut, das sind gut durchgebildete, echt evangelische Evangelisten und Prediger des Evangeliums, die frei vom Irrtum der Sekten das lautere Wort in das arme Volk bringen.

Wir möchten diese Hefte und diese Arbeit der Orientmission aufs herzlichste allen unsern Lesern empfehlen.

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Die erfolglose Detroiter „Harmonie-Konferenz" der Lutheraner tönt noch immer nach in lutherischen Blättern. Das Kirchenblatt der Iowa-Synode bringt folgenden Bericht:

„Der Alte Glaube" bringt in No. 38 einen kurzen Bericht über diese Versammlung. Wir lesen da über die Verweigerung, die Sitzungen mit gemeinsamem Gebet zu eröffnen: „Die Missourier lehnten sogar das gemeinsame Gebet mit den übrigen Lutheranern ab und setzten sich eher der Gefahr, der ganzen Stadt ein Aergernis zu geben, aus, als daß sie durch ein gemeinsames Eröffnungsgebet den Anschein einer Kirchengemeinschaft mit dem Gegenparte erweckt hätten." Der Schluß des Artikels lautet: „Trotzdem von einer Seite behauptet wurde, es handle sich in allen Fragen um die einfachsten Katechismuswahrheiten, war das meiste doch so theologisch gehalten, daß die Gemeindeglieder dem Hin und Her der Behauptungen und Beweisführungen nur schwer zu folgen vermochten. Dagegen verlohnt es sich doch, die Grundstellung der beiden gegnerischen Lager etwas abzustecken. Man

hatte für diesmal den eigentlich trennenden Punkt, die Lehre von der Gnadenwahl, zurückgestellt. Nicht die Haupt- und Grundfrage sollte entschieden, sondern der Weg, darauf man am sichersten zu dieser Entscheidung gelangen könnte, aufgedeckt werden. Daß die Schrift das einzige Tribunal sei, das den Spruch zu fällen habe, stand für beide Teile fest. Sowohl die Missouri-Synode als die Ohio-Synode, um diese als Sprecherin der Gegenpartei zu nennen, beugt sich vor ihrer unbedingten Autorität. Die Frage ist nur, wie die Schrift in jedem einzelnen Falle ausgelegt werden muß. Die Missouri-Synode antwortet: Wir halten uns an die klaren Stellen der Schrift und nehmen sie ganz so, wie sie lauten. Ob andere Stellen dem zu widersprechen scheinen oder ob wir keinen Zusammenhang mit dieser oder jener Lehre der Schrift entdecken können, das hindert uns nicht, der Schrift unbedingten Glauben zu schenken. Sie ist in jedem Worte wahr. Das muß vor allem anerkannt werden. Die Bedürfnisse der begreifenden Vernunft oder gar des systematischen Denkens stehen erst in zweiter und dritter Linie. Die andern Synoden dagegen erklären: Die Schrift ist eine organische Einheit. Keine Stelle kann der andern widersprechen. Wir legen deshalb die dunkeln Stellen nach den hellen aus. Was an dem einen Orte nicht ausdrücklich gesagt ist, das muß an einem anderen Orte gesucht werden. So ist die Schrift durch Schrift zu erklären, die eine Wahrheit, die mehr im Verborgenen liegt, durch die andere Wahrheit, die der Kirche in der Schule des Geistes bereits aufgegangen ist, in das Licht zu setzen. Das nennen wir die Analogie des Glaubens. Wir sind überzeugt, daß sich in Deutschland kein namhafter Theologe findet, der auf die Seite der Missourier träte. Die organische Auffassung der Schrift, die in Christus Kern und Stern aller Offenbarung des Alten wie des Neuen Testaments erkennt, ist hier so sehr Gemeingut aller positiven Theologen, daß die wenigsten ein Verständnis für Missouri und seine Stellung zur Bibel haben werden. Dies soll uns jedoch nicht an der Anerkennung hindern, daß die Missourier ein ganz klares religiöses Interesse vertreten. Sie wollen die Schrift in ihrer vollen göttlichen Autorität geehrt wissen und sie gegen jede Vermengung mit den menschlichen Gedanken einer theologisierenden Vernunft schützen. Wie sie ihre Grundsätze verteidigen, gehört freilich auf ein ganz anderes Blatt. Ihre Hinneigung zu dem gesetzlichen Geiste des Kalvinismus macht sich auch in diesem Stücke geltend. Mit Recht wurde gesagt, daß die scheinbare Ehrfurcht vor der Heiligen Schrift in Wahrheit eine Zerstückelung und ein Auseinanderreißen dessen, was Gott zusammengefügt hat, bedeute. Es ist deshalb auch sehr bezeichnend, daß die Missourier das kirchliche Bekenntnis immer mehr beiseite setzen und sich ausschließlich auf die Schrift berufen. Dadurch verfallen sie einer Ungeschichtlichkeit, die Gottes Leiten im Lauf der Kirchengeschichte verachtet, und treten dem anderen Teile um so ferner. Denn dieser besitzt seine Stärke gerade darin, daß er die Schrift mit den Augen der Geschichte betrachtet und den religiösen Erwerb der Vergangenheit benützt, um an seiner Hand tiefer in die Geheimnisse der Gottseligkeit einzudringen."

Was nun Missouris Opponenten „Analogie des Glaubens" nennen, das nennt Missouri „Analogie des Unglaubens," wie ein weiterer Artikel des K. Bl. zeigt.

„Analogie des Unglaubens." Mit diesem Ausdruck, den der „Lutheraner" gemünzt hat und der wohl in der Synodalkonferenz bald als gangbare vollwertige Münze kursieren dürfte, verhöhnt der „Luthera-

ner" nicht bloß uns, sondern zugleich die Konkordienformel und die ganze bekenntnistreue lutherische Kirche mit ihren „Vätern und Erzvätern". Denn was wir in Detroit als unser Verständnis von der Analogie des Glaubens bekannt haben, das nennt der „Lutheraner" „Analogie des Unglaubens". Wir aber verstehen die Analogie des Glaubens wie unser Bekenntnis und wollen sie auch nur so angewandt wissen und anwenden, wie z. B. die Konkordien-Formel in ihrem ersten Artikel, wo sie den Irrtum des Flacius bezüglich der Erbsünde durch den Nachweis widerlegt, daß er gegen die fürnehmsten Artikel unsers Glaubens streitet und deshalb nicht bestehen kann. In Detroit antworteten unsre Gegner nicht auf diesen Punkt, obwohl er öfters von verschiedenen Seiten mit Nachdruck betont wurde.

Wir können uns glücklich schätzen, daß wir von solchen unfruchtbaren Zänkereien und Theologenkämpfen nichts wissen.

Der Zug zur Vereinigung getrennter Brüder scheint immer stärker sich geltend zu machen.

Daß die verschiedenen presbyterianischen Kirchen dieses Landes die Vereinigung betreiben, wurde schon im Juliheft angedeutet. In Buffalo wurde von der Generalversammlung der presbyterianischen Kirche über diesen Gegenstand ein günstiger Beschluß gefaßt, der von der zu gleicher Zeit in Mobile tagenden südlichen Versammlung mit ausgelassener Freude begrüßt wurde. Auch sie faßten nun einen Beschluß, in welchem sie sich für "closer relations" aussprachen. — Die Cumberland-Presbyterianer, die in Dallas, Texas, versammelt waren, erklärten sich durch Annahme der Komiteevorschläge gleichfalls für die Union. Sie haben 185,109 Glieder und 1616 Prediger.

Ebenso ist eine Vereinigung geplant zwischen der „Methodist. Protestant. General-Konferenz" und den „Kongregationalisten" und „Vereinigten Brüdern." Nur zwei Bedingungen werden gestellt: Erstens, eine Feststellung der gemeinsamen Fundamentallehren des Christentums. Zweitens, ein repräsentatives Kirchenregiment, das den Lokalkirchen die größt mögliche Freiheit sichert, soweit sie mit einer Verbindung (connectionalism) vereinbar ist; und das alle die großen Interessen der Kirche konserviert und am meisten zur Ausbreitung des Reiches Gottes mithilft.

Auch im luth. Generalkonzil, sowie in der Ohio-Synode scheint man unter dem jüngeren Element die lutherische Exklusivität als eine Verirrung zu erkennen, und mehr der Vereinigung entgegenzustreben.

Pastor Dr. J. A. Seiß, der Senior der evang.-luth. Synode von Pennsylvania, starb am 20. Juni in Philadelphia im Alter von 81 Jahren. Dr. Seiß war einer der Führer bei der Gründung des General-Konzils und ein berühmter Kanzelredner und seine Lectures on the Gospels sind eine gute Postille in englischer Sprache. Bis kurz vor seinem Tode war er noch als Pastor seiner Gemeinde tätig. Am 24. Juni wurde er unter großer Beteiligung beerdigt. Dr. Seiß hat seiner Zeit eine Auslegung der Offenbarung Johannis in 52 Vorträgen herausgegeben, welches Werk zuerst in englischer und dann auch in deutscher Sprache veröffentlicht wurde.

Die Synode von Pennsylvania hielt ihre 157. Jahresversammlung vom 26. Mai bis 1. Juni in Philadelphia ab. Die Synode wurde 1748 in Philadelphia von Vater Mühlenberg gegründet und zählt heute 356

Pastoren, 576 Gemeinden mit 129,893 konfirmierten Gliedern. Die Synode beschloß, sich der protestantischen Slavonier mit Ernst anzunehmen, die gerade in den letzten Jahren zahlreich einwandern. Dazu wurde ein besonderer Missions=Board ernannt. Das Mühlenberg=College bildete einen anderen Gegenstand, der das Interesse der Synode forderte. Pastor Gödel berichtete, daß die Diakonissenanstalt 52 Diakonissen und 23 Probeschwestern hat.

Das New Yorker Ministerium hielt seine 113. Versammlung vom 9.—14. Juni in Buffalo ab. Bezüglich des Wagner=College wurde beschlossen, die Anstalt weiterzuführen. Deshalb soll bald ein Direktor ernannt werden, die Gemeinden sollen ermahnt werden, das College besser zu unterstützen, begabte Jünglinge sollen für die Anstalt gewonnen werden, und der Verwaltungsrat soll sich anstrengen, durch besondere Kollekten eine lästige Schuld von $4300 abzutragen. — Auch der „Lutherische Herold“ soll fortbestehen, wenn auch an Seitenzahl verringert. Da Pastor A. Richter, der bisherige Redakteur, bestimmt ablehnte, wurde Pastor Fischer mit der Redaktion betraut. Unter den Gründen für die geringe Leserzahl des „Herold“, die angegeben wurden, finden wir: Geringes Interesse der Deutschen für die deutsche Presse, besonders für die christliche, Mangel an Interesse der Pastoren für das Synodalblatt, Verbreitung von Gemeindeblättchen. — Die Synodalkonstitution wird dahin amendiert, daß ein jeder Pastor einen Beitrag von ein Prozent seines Gehalts in den Prediger=Unterstützungsfonds einzuzahlen hat.

Pittsburg=Synode. Sie versammelte sich vom 1.—6. Juni in Wheeling, W. Va. Zum Präses wurde Dr. Geissinger wiedererwählt. Die Synode zählt 133 Pastoren, 177 Gemeinden mit 27,066 Kommunikanten. „Als Missions=Synode beschäftigte sich auch diese Versammlung eingehend mit dem Missionswerk, besonders mit den einheimischen Missionen der Synode. Die Synode unterstützt deren 26 und wendet ca. $8000 jährlich daran, nebst einer Summe von $500 für die einheimische Mission des General=Konzils, $5000 für Heidenmission, $2000 für Church Extension, $1000 für Porto Rico, über $2000 für die Waisen, über $2500 für Erziehung.“ — Die Angelegenheit des Thiel=College nahm das Hauptinteresse in Anspruch. Dies College, das in Greenfield, Pa., stand, nahm ein Angebot von Greensburg an, wo ihm Gebäude im Werte von $40,000 nebst $100,000 angeboten wurden, während Greenfield nur $10,000 aufbrachte und Gebäude im Werte von $30,000. Die Gerichte haben aber in allen Instanzen entschieden, daß Thiel=College in Greenfield bleiben muß, so lange sein Charter in Kraft ist. Die Synode hat nun den Verwaltungsrat beauftragt, den Charter auf gesetzliche Weise zu amendieren, oder wenn das nicht angehen sollte, auf andere gesetzliche Weise das College nach Greensburg zu verlegen.

Die schwedische Augustana=Synode hielt ihre 45. Versammlung vom 2.—7. Juni in Lindsborg, Kansas, ab. Der greise, aber noch rüstige Präses, Dr. E. Norelius, eröffnete die Synode mit einer Predigt über Markus 10, 17—27. Das Augustana=College berichtete eine Gesamteinnahme von $79,667 und eine Ausgabe von $77,170; die Schuld beträgt noch $58,000. Daß diese Schuld anstatt abzunehmen, jährlich zunimmt, beunruhigt die Synode, und man beschloß, gemeinsame Anstrengungen zu machen, größere Fonds für das College zu sammeln. Der Gehalt des Präsidenten wurde auf $2000 erhöht. — Das Missionskomitee der Allgemeinen

Synode berichtete eine Einnahme von $7710.25 und eine Schuld von $5825. Die Distriktskonferenzen (Synoden) treiben ihre eigene Mission und verbrauchen ihre Einnahmen selbst, so daß das Allgemeine Komitee in Not kommt. — Ueber die Emeritenkasse (Pension Fond) lesen wir: „Die Emeritenkasse war noch vor wenig Jahren in schlechtem Zustand. Wir freuen uns, daß es mit dieser Kasse beständig besser wird. Die Jahreseinnahme war nicht gering. Die Mehrzahl der Pastoren und Professoren sind Glieder dieser Kasse. Alle, die es noch nicht sind, sollten sich im Laufe des Jahres anschließen; sie tun sich damit selbst einen Dienst. Alle Gemeinden sollten die Kollekte für diese Kasse erheben." — Die Buchhandlung berichtet einen Ueberschuß von $13,000. — Die Minnesota-Konferenz brachte eine Petition ein, nach der die Augustana-Synode ihre Verbindung mit dem General-Konzil lösen sollte. Nach einer hitzigen Debatte, die über zwei Stunden dauerte, wurde der Antrag abgelehnt, und zwar mit 105 gegen 22 Stimmen. Als die Antragsteller durch Beschluß der Synode aufgefordert wurden, „förmliche Anklagen gegen die Handlung des General-Konzils einzubringen," weigerten sie sich, dies zu tun. Damit dürfte diese Bewegung, die schon lange die Gemüter beunruhigt hat, abgetan sein. — Am 6. Juni versammelte sich die ganze Synode am Grabe von Dr. Swensson zu einem Gedächtnisgottesdienste.

Die 98. regelmäßige Versammlung der Generalsynode der Reformierten Kirche in Amerika (Holländ.) wurde zu Grand Rapids, Mich., abgehalten. An der ersten Sitzung nahmen 162 Abgeordnete teil. Zum Vorsitzenden wurde Pastor James F. Zwemer gewählt und Pastor J. G. Fagg, D. D., zum zweiten Vorsitzenden.

Der Ausschuß, dem die letzte Generalsynode die Erledigung der Frage übertragen hatte, wie es mit der Wiedervermählung Geschiedener zu halten sei, berichtete wie folgt: „Es wird beschlossen, daß die Generalsynode die Pastoren der Reformierten Kirche anweist, geschiedene Personen nicht wieder zu trauen; ausgenommen ist nur der unschuldige Teil bei einer Scheidung, die auf Grund von Ehebruch erfolgte." Nach einer erregten Besprechung wurde dieser Vorschlag des Ausschusses angenommen.

Den statistischen Angaben zufolge beträgt die Zahl der Kirchen 650, die Zahl der Pastoren 706, die der Familien 61,786. Aufgenommen wurden: auf ihr Bekenntnis 5337 Personen, auf Schein 5253. Durch Sterbefälle, Entlassung u. s. w. verlor die Kirche 4492 Glieder. Es ergibt sich ein Gewinn von 17 Kirchen, 3 Predigern, 923 Familien und 1750 Kommunikanten gegen das vorhergehende Jahr.

Die Reformierte Kirche in Amerika (holländisch) hat drei theologische Seminarien, nämlich in New Brunswick, Holland, Mich., und Arcot, Indien. Die beiden Colleges, Rutgers und Hope College befinden sich in blühendem Zustande. Vorbereitungsschulen sind vier vorhanden; Rutgers Akademie, Western Akademie, Nordwestern und Pleasant Prairie.

In New York hielt vom 3.—5. Mai die „American Bible League" ihre erste Versamlung. Der Zweck dieser Liga ist, die Gegner der höheren Kritik in den verschiedenen Gemeinschaften zu vereinigen und zum Kampf gegen den modernen Unglauben zu ermuntern. Stark vertreten waren die Presbyterianer, die Baptisten und die Lutheraner vom General-Konzil und der Generalsynode. Die Kongregationalisten und

Episkopalen scheinen sich nicht beteiligt zu haben. Das Organ der Liga ist „The Bible Student and Teacher.“ Der Gegenstand aller Verhandlungen war: "The Bible in its Present Day Relations." Das besondere Thema der ersten Sitzung lautete: „Der gegenwärtige Angriff auf die Bibel.“ Das Thema der zweiten Morgensitzung war: „Praktische Konsequenzen des Angriffs auf die Bibel.“ Am Abend sprach Dr. Wright von Oberlin über „den unwissenschaftlichen Charakter des vorherrschenden Kritizismus mit seiner Evolutionstorheit (Fad); oder „Mißleitete Gelehrsamkeit“ (Misdirected Scholarship). — Das Thema der Schlußsitzung war: „Die von der Liga vorgeschlagene Methode, um diesen Uebeln entgegenzutreten.“

Beabsichtigt ist eine kraftvolle Kampagne in Wort und Schrift. In allen Städten der Ver. Staaten und Kanadas soll ein Lokalagent der Liga ernannt werden. Im Herbst soll eine zweite Konvention gehalten werden, bei welcher gleichgesinnte Gegner der höheren Kritik von beiden Seiten des Ozeans zusammenkommen sollen. Auch Schriften, welche dem Zweck der Liga dienen, sollen publiziert werden. Dazu bedarf es freilich auch reicher Geldmittel, und es wird sich fragen, wie weit diese den Zwecken der Liga zufließen werden.

Ausland.

Berufungen. Prof. Dr. J. Kaftan-Berlin und Konsistorialrat Pfr. Dr. Keßler-Berlin sind zu Oberkonsistorialräten und Mitgliedern des Evang. Oberkirchenrats im Nebenamt ernannt worden. Zur Berufung Kaftans schreibt nun der „Alte Glaube“:

Kaftan nimmt, sowohl theologisch als kirchenpolitisch betrachtet, eine ausgesprochene Parteistellung ein. Er gehört zur Ritschlschen Schule und führt den rechten Flügel dieser immer mehr zu einer geschlossenen kirchlichen Partei sich organisierenden Richtung. Sein Verhältnis zu dem linken, von Harnack, Rade und anderen geistesverwandten Größen geleiteten Flügel ist freilich nicht immer das freundschaftlichste. Er teilt den Radikalismus dieser Kirchenstürmer nicht, sondern nimmt in vielen Fragen der Lehre und des Lebens eine konservativere Haltung ein. Trotzdem bleibt seine Berufung in den Preußischen Oberkirchenrat ein Ereignis. Bisher war es im wesentlichen die Vermittelungstheologie — man denke nur an den Oberhofprediger D. Dryander oder an den Probst von der Goltz — die dieser Behörde ihr theologisches Gepräge gab. Nun aber rückt der Schwerpunkt, ganz ähnlich wie bei den Generalsuperintendenten, entschieden nach links. Der Oberkirchenrat nimmt einen Vertreter der modernen Theologie in seine Mitte auf, und gewährt dieser dadurch volle kirchliche Anerkennung. Die Bewegung wird allerdings durch die gleichzeitige Ernennung des positiv gerichteten Konsistorialrats Keßler etwas gemildert. Doch die kirchengeschichtlich nicht unwichtige Tatsache ist geschaffen und muß weitere Folgerungen nach sich ziehen. Die Gleichberechtigung der Richtungen, die anfänglich nur als theologischer Grundsatz gemeint war, setzt sich auch in der kirchlichen Verwaltung durch und kann hier, genau so wie an den Fakultäten, nur den modernen Richtungen zu gute kommen. Denn wo die Gleichberechtigung der Richtungen einmal anerkannt ist, gibt es für charakterfeste Vertreter des kirchlichen Bekenntnisses keinen Raum mehr. Der Kampf der kirchlichen Behörde gegen die moderne Theologie ist aber für immer abgetan. Sie können unmöglich bekämpfen, was sie in ihrer eigenen Mitte dulden.

Damit vergleiche man folgende Notiz über Kaftan, die wir der gediegenen Zeitschrift „Glauben und Wissen“ entnehmen.

„Was ist evangelische Rechtgläubigkeit? Das ist gewiß eine zeitgemäße Frage, heute, wo sich so viele Parteien in der evangelischen Kirche gegenüberstehen, die alle „rechtgläubig“ sein wollen. Sie ist von Prof. Kaftan auf der kirchlich-theologischen Konferenz in Berlin beantwortet worden. (Der Vortrag ist als Broschüre erschienen. „Was die Rechtgläubigkeit in der evangelischen Kirche bedeutet.“ Berlin, G. Nauck, 22 S,. 50 Pf.) Rechtgläubigkeit ist ihm nicht eine verstandesmäßige Zustimmung zu einer Summe von Lehren, sondern sie erwächst aus dem persönlichen Glaubensverhältnis zu Gott, wie es sich in Jesus geoffenbart hat. Kaftan wendet sich dabei auch entschieden gegen das sogenannte undogmatische Christentum und betont, daß unter seiner Herrschaft die evangelische Kirche gänzlich auseinander fallen würde. Der Inhalt des Glaubens nun ist in der geoffenbarten Wahrheit gegeben, wie sie die Heilige Schrift und die Bekenntnisschriften enthalten. Kaftan fordert daher eine feste „Lehrordnung“. Er sagt: „Religiöse Meinungen darzubieten, dazu ist die Kanzel nicht da.“ Nach ihm müssen die Lehren vom Dreieinigen Gott und von der Gottheit Christi das Wahrzeichen des Christentums sein und bleiben. Ebenso erfreulich wie diese Feststellungen ist es, wie Kaftan den sogenannten „modernen Menschen“ kennzeichnet: „Ein aus Vorurteilen, mißverstandenem Halbwissen und Autoritätsduselei zusammengesetztes Wesen.“ Ihm darf unser Christentum nicht angepaßt werden. Kaftan hält die Frage nach der Rechtgläubigkeit der Theologen für unerläßlich, wenigstens aber sollten sie bei ihrem Streben nach Wahrheit sich in der Richtung der Rechtgläubigkeit befinden, sonst sollten sie das Amt des Wortes in der Gemeinde nicht begehren.

Wir freuen uns von Herzen dieses mannhaften Zeugnisses eines so bedeutenden Theologen. Es tut wahrlich not, daß es einmal fest und bestimmt in dem Wirrwarr der religiösen, subjektiven Meinungen ausgesprochen wird: wir haben eine Lehrordnung nötig! Ohne eine solche drohen wir in dem uferlosen Meer unkontrollierbarer Gefühle schier zu versinken.“

Nachklänge zur Blankenburger Allianzkonferenz. Pastor Jellinghaus schreibt in seinen „Mitteilungen aus der Bibelschule“, Mai 1904: Die Folge der Vorgänge auf der letzten Blankenburger Konferenz ist nun gewesen, daß F. B. Meyer, der, weil er zum Frieden mahnte, von den Gegnern des Dr. Lepsius ins Angesicht und hinter dem Rücken schwer getadelt wurde, nicht wieder nach Blankenburg kommen will. Auch die Keswickkonferenz will nicht eher wieder einen Vertreter senden, bis klare, allianzmäßige Grundsätze für die Führung der Konferenz festgesetzt sind. Die Evang. Allianz lehnt es auch ab, auf eigene Kosten weiterhin einen Vertreter zu schicken.

In der Gesellschaft „Allianzhaus“ am 5. April beantragte ich deshalb, daran festzuhalten, daß die Grenzen der Allianz weder verengert, noch erweitert werden sollten. Dieser Antrag wurde einstimmig angenommen.

Darauf beantragte ich als notwendige Konsequenz des vorigen Antrages, daß niemand zum Konferenz-Komitee gehören und die Versammlungen mitleiten dürfe, der nicht der Evangelischen Allianz beigetreten sei und ihre neun Punkte, namentlich Punkt 9 (Fortdauer eines Amtes am Wort in den Kirchen) unterschrieben habe. Dieser Antrag wurde mit zwei Drittel Majorität abgelehnt gegen mich und Bruder Schütz, vorstehenden Aeltesten der

bischöflichen Methodistenkirche. Darauf erklärte ich, daß ich unter diesen Umständen an der Leitung der nächsten Allianz-Konferenz mich nicht beteiligen könne; dagegen bleibe ich noch in der Gesellschaft „Evang. Allianzhaus" als Gesellschafter und hoffe auf bessere Zeiten....

Als 1846 in England die Gläubigen aus den verschiedensten Denominationen sich zu dem Christenbunde (nicht Kirchenbunde) der Evang. Allianz zusammenschlossen, haben sie in keiner Weise daran gedacht, die eine Gemeinde der Gläubigen aus allen Kirchen zu sammeln und die Leute zu verleiten, ihre Kirche und deren Organisation und Amt gering zu achten. Sie wollten nur der unter allen Kindern Gottes bestehenden Einheit einen Ausdruck geben und so die evangelischen Kirchen stärken. Die schon damals existierenden Plymouthsbrüder (Darbysten), welche die Versammlung der Gläubigen darstellen wollten und jede kirchliche Organisation und Amt verwarfen, wurden durch Artikel 9 von der Allianz ausgeschlossen. In England haben auch diese Darbysten auf die Allianz nie einen Einfluß bekommen. In Deutschland und auch in Rußland aber gewannen die Darbysten mit ihrer heimlichen Entrückung großen Anhang und in der Gemeinschaftsbewegung, und durch General v. Viebahn auch auf der Blankenburger Konferenz. Es wurde von Leitern 1903 offen ausgesprochen, daß die Blankenburger Allianz-Konferenz doch engere Grenzen sich stecken müsse, als die Evangelische Allianz. So hielten sie es auch für ihre Pflicht, eine bestimmte Lehre der Verbalinspiration des jetzt uns vorliegenden Bibeltextes zum Lehrgesetz zu machen. Wenn man so versucht, die eine Gemeinde der Gläubigen zu sammeln, so kommt es dahin, daß alle, welche ein Amt in einer Landeskirche oder Freikirche verwalten, Christen zweiten Ranges werden. Es fehlt mir hier der Raum, dies näher zu begründen, aber ich halte es für meine Pflicht, hier nach meinen Erfahrungen zu erklären, daß niemand, der in einem Gemeindeamt einer der evangelischen Landeskirchen oder Freikirchen steht, ohne schwere Gewissenskämpfe auf die Dauer an der Leitung der jetzigen Blankenburger Allianz-Konferenz sich beteiligen kann. Meine Gebetshoffnung ist, daß der barmherzige Herr die Blankenburger Allianz-Konferenz nach ihrem Irrgange wieder zu einer wirklichen Allianz-Konferenz und Heiligungsversammlung, wie in den Jahren von 1892 bis 1902 macht. (Ref.)

Die „Chronik der Chr. Welt" berichtet über die Eisenacher Gemeinschaftskonferenz wie folgt: Vom 25. bis 28. Mai tagte die Eisenacher Gemeinschaftskonferenz zum drittenmal. Die Liste der angemeldeten Teilnehmer wies reichlich 300 auf. Die Zuhörerzahl an den beiden Haupttagen dürfte noch 2—300 Mann mehr betragen haben. Hauptsächlich hatten sich (nach dem Berichte in „Herrnhut" No. 22) Theologen eingefunden.

Bei der theologischen Konferenz, die Mittwoch-Vormitag von 9—1 Uhr der eigentlichen Gemeinschaftskonferenz vorausging, sprach zuerst Professor Klostermann-Kiel über den Text des Alten Testamentes. Mit den Büchern des Alten Testamentes ist es ähnlich gegangen wie mit unseren Gesangbüchern: Die Gemeinde nimmt den Dichtern ihre Lieder aus der Hand und behandelt sie als ihr Eigentum, schaltet aus, was ihrer Erbauung nicht dient, und gestaltet unpassende oder mißverständliche Ausdrücke um. Ebenso ist auch die alttestamentliche Gemeinde mit den Erzeugnissen der heiligen Männer verfahren. Der Text also, den ursprünglich die Verfasser geschrieben haben, ist uns heute nur in derjenigen Gestalt der Deutung erhalten, welche ihm in langjähriger Handhabung die jüdische Gemeinde um der Erbauung

willen gegeben hat. Weiter hat der Uebergang von der alten hebräischen Schrift zu der Quadratschrift zu vielen Buchstabenverwechselungen Anlaß gegeben. Endlich ist zu beachten, daß man bis zum Ende des 9. oder 10. Jahrhunderts nach Christi Geburt nur den Konsonantentext ohne Vokale und ohne Akzente schrieb. Das Konsonantengefüge allein ist aber geradezu ein Rebus. Zu diesem Rebus ist nun zu einer bestimmten Zeit die Lösung hinzugekommen. Die Hinzufügung geschah auf Grund einer Jahrhunderte alten Tradition, aber nicht immer ist dabei das Richtige getroffen worden. Auf mannigfache Art ist im Lauf der Jahrhunderte an der richtigen Deutung des Textes gearbeitet worden, aber überall geschah dies unter der Möglichkeit, falsch deuten zu können. Das Ergebnis der Arbeit ist der gegenwärtig vorliegende hebräische Text. „Wirken Sie darum dem Aberglauben entgegen, daß man beim Studium des Alten Testamentes um den Urtext sich nicht zu kümmern brauche, sondern an einer guten Uebersetzung genug habe."

Ueber den Text des Neuen Testamentes sprach Prof. Dr. Blaß-Halle. Neben der Textkritik gibt es noch eine andere Kritik, die Literarkritik. Sie ist beliebter als die Textkritik, denn bei ihr braucht man weniger Wissen, da man seiner Phantasie die Zügel schießen lassen kann. Sie ist auch interessanter: ohne viel Wissen kann man hier glänzen („man staunt über die Unfähigkeit mancher Kritiker"). Sie ist aber wertlos („ich wüßte nicht ein gesichertes Ergebnis der Literarkritik"). Das Schlimmste ist, daß der literarkritische Unsinn traditionell ist. Die Studenten hören ihn und schwatzen ihn gläubig nach. Das Richtige wäre, wenn die Theologen erst drei Semester Philologie studierten und darüber ein Zwischenexamen ablegen müßten. Wenn jemand Plato gründlich gelesen hat, dann wird er Paulus nicht nur zwei oder drei Begriffe zutrauen, wie Kritiker tun, die Gesetzesordnungen u. s. w. für unpaulinisch erklären. Dem gegenüber ist die Textkritik harmlos. Aber Harnack hat doch mit Textkritik das Vaterunser verstümmelt. Harnack hat dabei nicht reine Kritik getrieben, sondern auch viel Phantasie angewandt. Erstens ist es textkritisch zweifelhaft, was bei Lukas gestanden hat, zweitens ist damit nichts über das gesagt, was Jesus lehrte. („Was Jesus gelehrt hat, festzustellen, reicht weit über die Fassungskraft des Herrn Harnack.") Die richtige Art der Textkritik bringt kaum irgend welche religiös-wichtigen Resultate.

Der Bericht, den „Herrnhut" No. 22 über Blaß' Vortrag bringt, hebt andere Seiten desselben hervor als unserer, und wir lassen der Objektivität wegen deshalb auch diesen folgen:

„Zu zweit trug Prof. Blaß-Halle vor über den Text des Neuen Testaments. Aus seinen einleitenden Worten hier einiges: Für uns Christen ist die Bibel nicht dasselbe wie für den Mohammedaner der Koran oder für den Inder die Veda; das heilige Buch wird uns nicht wie jenen zum Götzen. Denn für uns gibt es keine heilige Sprache; man gibt jedem Volk die Bibel in seiner Sprache. Der Heilige Geist sitzt nie in einer Verbindung von Lauten, sondern allein im Gedanken; der lautliche Ausdruck ist unwesentlich. So hat sich die christliche Kirche schon in ältester Zeit zum Text des Neuen Testaments gestellt. Schon die Kirchenväter erörtern deshalb ruhig die Tatsache, daß andere Handschriften andere Texte bieten. Erst die Buchdruckerkunst ermöglichte die Erstarkung des Textes. Die katholische Kirche nun hat außer der Bibel das unfehlbare Lehramt und die Tradition und hat darum aus dem Buchstaben der Bibel nicht so viel gemacht. Bei der evang. Kirche war

diese Versuchung, an den Buchstaben sich zu halten viel größer, weil sie als einzige Grundlage das Wort hat. Textkritik muß es geben, weil es abweichende Lesarten in den verschiedenen Handschriften gibt und die Entscheidung doch getroffen werden muß zwischen Lesart und Lesart, Textzeuge und Textzeuge. Dafür hat sich nun eine Kunst ausgebildet, die sich wie die ärztliche Kunst erlernen läßt. Die Grundlage ist Kenntnis der Sprache des Neuen Testaments, Kenntnis des Buchwesens im Altertum und im Mittelalter, der Art, wie man abschrieb und übersetzte. Auf Grund dieser Kenntnisse wird nach einem geregelten Verfahren der richtige Text herzustellen gesucht. Und diese Textkritik ist im Unterschiede von der Literarkritik, die sich mit der Entstehung der einzelnen Schriften befaßt, durchaus harmlos. Freilich man zählt 30—40,000 abweichende Lesarten, aber diese furchtbare Menge braucht keinen Leser des Neuen Testaments zu erschrecken. Denn von diesen Abweichungen ist die größte Zahl nur orthographisch, von den übrig bleibenden sind die meisten nicht einmal interessant, viele andere betreffen nur den Ausdruck, der in der einen Handschrift schöner, knapper, klassischer ist wie in der andern. Was dann noch von abweichenden Lesarten übrig bleibt, ist zum Teil nur Modifikation eines Gedankens, und endlich nur ein verschwindend kleiner Rest enthält wirklich theologisch Interessantes. (So Joh. 1, 12; Matth. 1, 16; 1. Kor. 5, 9; Gal. 5, 7.) Es ist mit dem Text des Neuen Testaments etwa wie mit einer Straße, die oberste Schicht beweglicher Flugsand, darunter aber unveränderlicher Fels. Aus vielen Einzelbeispielen des Vortrags seien hier nur zwei genannt. Lukas 17, 10 steht in unseren Uebersetzungen: „So sprechet, wir sind unnütze Knechte"; vielleicht ist manchem der Leser dieser Zusatz „unnütz" schon aufgefallen. Nach einer guten, neuerdings erforschten Handschrift ist es eine spätere Hinzufügung, und der ursprüngliche Text müßte lauten: „So sprechet, wir sind Knechte". Das gibt einen klaren Sinn. — Apostelgeschichte 2, 5: „Es waren aber Juden zu Jerusalem wohnend, die waren gottesfürchtige Männer." Unter dem Ausdruck „gottesfürchtige Männer" sind sonst immer Heiden, Proselyten, verstanden. So vermutet man, daß das Wort „Juden" hier durch einen Abschreiber hineingekommen und so der Sinn entstellt sei. Die Vermutung wurde auch bestätigt, denn in der sehr alten und guten Handschrift vom Sinai findet sich das Wort „Juden" an dieser Stelle nicht. Der Vortragende schloß mit den Worten: Man soll den Schmutz und Staub, der sich über das Gold des Urtextes gelegt hat, nicht schonen; vor der Bibel Respekt haben, aber nicht vor ihren Abschreibern!"

Die Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen. Leitsätze der Eisenacher Gemeinschaftskonferenz. Von Dr. A. Stöcker.

I. Die Kirche ist von Gott zu einer Gemeinde der Heiligen gestiftet, d. h. zu einer Versammlung von Gläubigen, die aus der Welt in das Reich Christi gerettet sind, um in seinem Lichte zu wandeln. Aber sie ist nicht bloß dies, sondern ein Volk Gottes, eine Erziehungsanstalt für die Menschheit und Missionsanstalt für die Völker.

II. Die Kirche ist aber nicht dadurch entstanden und wird auch nicht dadurch erhalten, daß sich die Gläubigen zur Gemeinschaft zusammenschließen, sondern daß der lebendige und gegenwärtige Gottmensch, Jesus Christus, sein Wort verkünden und seine Sakramente verwalten läßt, wodurch er den Heiligen Geist mitteilt und neues Leben schafft.

III. Die Kirche wird als Gemeinschaft der Heiligen dadurch verwirk-

licht, daß sich Gläubige finden, die den Heiligen Geist empfangen, das Evangelium annehmen und göttlich leben. Obwohl diese Verwirklichung in den lebendigen christlichen Persönlichkeiten geschieht, ist doch Gottes Gnadenratschluß auf die Völker und auf die Welt gerichtet, freilich so, daß am Ende das Gericht steht.

IV. Die Kirche soll nicht nur Werkzeug zur Sammlung, sondern auch die möglichst annähernde Darstellung dieser Gemeinschaft sein, eine Aufgabe, die für unser Volks-, Landes- und Staatskirchentum besondere Schwierigkeiten mit sich bringt.

V. Die Kirche und die Gemeinschaft der Heiligen sind weder identisch noch entgegengesetzt, und ihr Verhältnis zu einander ist nicht das des Aeußeren zum Inneren, noch des Menschlichen zum Göttlichen, noch des Sichtbaren zum Unsichtbaren, sondern der Erscheinung zum Wesen oder der Wirklichkeit zur Idee.

a. Diese sind:

1. nicht identisch; keine von beiden geht in der anderen auf,
2. nicht entgegengesetzt; denn beide sind auf einander angewiesen,
3. nicht wie außen und innen, denn auch die Kirche ist innerlich und die Gemeinschaft der Heiligen äußerlich,
4. nicht wie menschlich und göttlich, denn auch die Kirche lebt von Gott, und auch die Gemeinschaft der Heiligen hat es mit Menschen zu tun,
5. nicht wie sichtbar und unsichtbar; denn auch die Kirche wurzelt in der unsichtbaren Welt, und die Gemeinschaft der Heiligen steht in der Sichtbarkeit.

b. Sie verhalten sich wie die Wirklichkeit zur Idee. Die Kirche soll die Gemeinschaft der Heiligen verwirklichen, vermag es aber nicht ganz, will es selbst vielfach nicht. Die Gemeinschaft der Heiligen will das Wesen des Volkes Gottes verwirklichen, kann es aber nicht, wenigstens nie vollkommen.

VI. Die Kirche ist eine Gemeinschaft des Wortes und der Sakramente, des Gebets und der Heiligung, der Mission und des Wartens auf den Herrn, also eine Glaubens- und Bekenntnisgemeinde, Gottesdienst- und Betgemeinde, eine Heils- und Heiligungsgemeinde, eine Missions- und Brautgemeinde, und durch alle diese Betätigungen eine Gemeinschaft im Heiligen Geiste.

VII. Soweit die Kirche dies ist, ist sie eine Gemeinschaft der Heiligen, sie muß deshalb mit heiligem Eifer darauf bedacht sein, es zu sein und zu bleiben. Ist sie es nicht, so muß sie es wieder zu werden suchen. Und die Gemeinschaften in ihr, deren Glieder mit Ernst Christen sein wollen, müssen dazu mithelfen.

VIII. Auch die Gemeinschaften können den gottgewiesenen Christenberuf nicht erfüllen, wenn sie sich von der Kirche loslösen oder sie den Weltmächten preisgeben; weder die Weltüberwindung noch die Weltmission lassen sich ohne Kirche durchführen.

IX. Sowohl für die reichere Erkenntnis, wie für die völligere Heiligung sind die Gemeinschaften auf den Zusammenhang mit der Kirche angewiesen. Beide bedürfen einander; und es ist eine der Lebensfragen der Reformationskirche, daß sie im Frieden gegenseitiger Förderung leben.

X. In der Kirche wie in der Gemeinschaft der Heiligen findet sich Irrlehre und Irrwandel, Mangel an Zucht wie an Leitung. Darum sehe jeder

auf das Seine, und wer sich lässet dünken, er stehe, sehe wohl zu, daß er nicht falle.

XI. Behufs der Versöhnung und Vereinigung zu gemeinsamer Arbeit wäre es geraten, daß überall, wo lebendige Christen sind, in den Gemeinden sich Gemeinschaften bilden, um den Widerspruch des Artikels 7 des Augsburger Glaubensbekenntnisses mit den vorhandenen Zuständen auszugleichen und überall wahrhaft evangelische Persönlichkeiten herauszubilden.

XII. Darüber wollen wir beten ohne Unterlaß in der Zuversicht, daß, was wir im Namen Jesu bitten, uns von dem himmlischen Vater, dem König der Kirche, gegeben werde. Wir wollen die Wunden und Schäden der Kirche, wie des Volkes, der Gemeinden wie der Gemeinschaften anbetend unter Tränen vor den Thron des großen Hohenpriesters tragen, daß er uns heile. Er ist getreu, er wird es tun.

Was ist Ultramontanismus? Franz Xaver Kraus, der verstorbene kath. Professor in Freiburg i. Br., dessen kirchenpolitische „Spektator"-Briefe in der „Allgemeinen Zeitung" seinerzeit berühmt waren, hat folgende Merkmale des Ultramontanismus angegeben:

1. Ultramontan ist, wer den Begriff der Kirche über den der Religion stellt; 2. ultramontan ist, wer den Papst mit der Kirche verwechselt; 3. ultramontan ist, wer da glaubt, das Reich Gottes sei von dieser Welt, und es sei, wie das der mittelalterliche Kurialismus behauptet hat, in der Schlüsselgewalt Petri auch weltliche Jurisdiktion über Fürsten und Völker eingeschlossen; 4. ultramontan ist, wer da meint, religiöse Ueberzeugung könne durch materielle Gewalt erzwungen oder dürfe durch solche gebrochen werden; 5. ultramontan ist, wer immer sich bereit findet, ein klares Gebot des eigenen Gewissens dem Ausspruche einer fremden Autorität zu opfern.

England. Zum Troste für naive Gemüter läßt eine ultramontane Korrespondenz von Zeit zu Zeit einen gleichlautenden Aufsatz über die gewaltigen Fortschritte des Katholizismus in England durch die klerikalen Blätter dritter bis letzter Güte gehen, bei deren Leserkreis keinerlei Denkvermögen mehr vorausgesetzt wird. So auch jüngst wieder. Wir haben schon mehrfach darauf hingewiesen, wie erzwungen diese Siegesfreude ist. Wir können auch heute wieder mitteilen, daß die „Catholic Times" einen sehr erheblichen Rückschritt der katholischen Bevölkerung in England feststellt. Sie betrug im Jahre 1891 5,640,891 für alle drei Reiche, England, Schottland und Irland; im Jahre 1901 aber nur noch 5,200,956, so daß also, trotz sehr starker Zunahme der Bevölkerung, die päpstliche Kirche während des einen Jahrzehnts um fast eine halbe Million Mitglieder zurückgegangen ist.

Strauß redivivus. Das deutsche Volk soll noch weiter verseucht werden mit den abgestandenen Produkten des Unglaubens, die s. Z. der berüchtigte Dr. Strauß herausgegeben hat. Seine zwei Schriften: „Leben Jesu" und „Der alte und neue Glaube" sollen in billiger Volksausgabe neu herausgegeben werden. Dr. Dennert in „Glauben und Wissen" spricht Dr. Strauß die Fähigkeit ab, Autorität und Führer des Volks zu sein. Autorität kann St., wie D. aus dessen Werken nachweist, nicht sein, weil er keinen feststehenden wissenschaftlichn Charakter hat und alle sechs Jahre, wie er bekennt, in ihm ein vollständiger Wechsel seines Denkens eintritt. Ein Führer kann er nicht sein, weil er selber von jeder neu aufgekommenen Moderichtung so besonders dem Darwinismus, der ihn zum Materialisten machte, sich ins Schlepptau nehmen ließ. („Glauben und Wissen," Juliheft 1904.)

Aus Baden. Die neuen Wahlen zur Generalsynode zeigen, daß die Positiven auch dieses Mal nur etwa ein Drittel der Generalsynode ausmachen werden. Bezeichnend aber für die Strömungen in den einzelnen Parteien ist die Tatsache, daß bei den Wahlen der geistlichen Abgeordneten in zwei Diözesen liberal gegen (jung=) liberal, in einer positiv gegen positiv stand. Der Gegensatz in der liberalen Partei ist nun nicht als ein einheitlicher zu erkennen. Da sind die Strebungen der jüngeren Generation noch weit auseinandergehend, obgleich das Ziel dasselbe ist. Da steht der liberale Doktrinär, ganz das Ebenbild der Alten, neben dem pietistisch angehauchten, in der Sprache Kanaans redenden Gefühlsliberalen. Anders steht's bei den Positiven. Hier ist's eine rein taktische Differenz, die Stellung zum gegenwärtigen Kirchenregiment, weshalb man von zwei Lagern reden kann. Und selbst diese Differenz ist wieder nur eine, die das Maß betrifft. Darin sind alle Positiven einig, daß nur eine freie, selbständige und auf beiden Seiten ehrliche Stellung zum Kirchenregiment den Positiven Einfluß, wirksamen Einfluß ermöglicht. Nur darin ist man uneinig, wie weit das „frei, selbständig und auf beiden Seiten ehrlich" betont werden soll: lediglich ein Unterschied des Temperaments, darum aber, wie gewöhnlich bei kleinen Differenzen, wie eine Hauptsache angesehen und durch persönliche Beziehungen verbittert.

Die Ausbreitung des Evangeliums unter den Katholiken. Die „Studierstube" berichtet über eine Gesellschaft, welche sich „die Ausbreitung des Evangeliums unter den Katholiken" in der Heimat zur Aufgabe gemacht hat. Es ist in der Tat befremdlich, daß man wohl sich begeistert hat für diese Arbeit in außerdeutschen Ländern: Frankreich, Spanien, Italien, Oesterreich, während man dagegen gar nicht daran dachte, auch den Katholiken im eigenen Vaterland das Evangelium zu bringen. Da zeigt sich eine Leisetreterei, eine Furcht, der konfessionelle Friede möchte gestört werden, eine Nachgibigkeit auch von seiten des Staats gegen katholische Ansprüche aller Art, die weit entfernt ist von dem guten und heiligen Recht, das Evangelium auch den im Irrtum und Blindheit erhaltenen Brüdern der katholischen Kirche zu bringen. — Auf katholischer Seite andererseits ist man weit entfernt von solcher zarten Rücksicht. Welch eine agressive Tätigkeit entfaltet die katholische Kirche auf allen Gebieten! Wie baut sie Kirchen, gründet Klöster u. s. w. in rein evangelischen Landesteilen, wo sie nur ein paar Katholiken zusammentreiben kann; wie sucht sie in den Mischehen nicht bloß die Kinder, sondern auch den protestantischen Teil zu sich herüber zu ziehen. Im Gegensatz zu dieser aggressiven Propaganda verhielt sich die protestantische Kirche fast passiv. Wohl hat der evang. Bund die Defensive übernommen gegen Rom. Aber gerade dieser Bund fand bis in die neuere Zeit wenig Anerkennung, z. T. wohl darum, weil mehr die liberalen protestantischen Elemente in ihm vertreten waren. Erst die neueste Jesuitengesetzgebung hat ihm einen bedeutenden Aufschwung gebracht. Aber auch der Evang. Bund hat sich eben nicht die Aufgabe gestellt, das Evangelium den Katholiken in Deutschland zu bringen.

Erst in den letzten Jahren wurden verschiedene Männer gleichzeitig angeregt, diese Sache in Gang zu bringen. Am 18. April 1900 fanden sich am Fuße der Wartburg die Männer zusammen, welche als die Gründer dieser Gesellschaft zu betrachten sind. Im Westen ist Pastor Heinrich Fliedner von Kaiserswerth, im Osten Prof. Pastor Schultze in Berlin je der Hauptvertreter der Gesellschaft.

Von Anfang an haben sie die Gesellschaft auf einen klaren und entschiedenen Glaubensgrund gestellt und sehr richtig erkannt, was die Erfahrung hernach immer wieder bestätigte, daß die katholischen Herzen nur durch und für den vollen Apostelglauben gewonnen werden. Folgende Programmpunkte des ersten Aufrufes werden am besten Einblick gewähren.

Die Gesellschaft sieht es als ihre Aufgabe an, eine möglichst planmäßige und umfassende Evangelisationsarbeit unter der katholischen Bevölkerung einzuleiten, an der sich alle diejenigen deutschen Christen beteiligen können, die auf dem Grunde des unumwundenen Bekenntnisses zu dem für uns gekreuzigten und auferstandenen wahren Gottessohne stehen, und dabei als das eigentliche Ziel der Evangelisation die aufrichtige Bekehrung jeder Seele zu Christo, dem alleinigen Mittler, betonen.

Um mit unseren katholischen Brüdern Fühlung zu gewinnen, halten wir es für das richtige, die Keime religiösen Lebens, besonders in der Form des Heilsverlangens, wo sie vorhanden sind, in freundlicher Liebe anzuerkennen und daran die positive Darbietung des Evangeliums anzuknüpfen. Katholische Lehren, Zustände und Gebräuche werden nur insoweit zu beleuchten sein, als es zum Zweck der Belehrung wirklich notwendig ist.

Andere Gesichtspunkte, wie auch das freundliche Entgegenkommen gegen den Gustav-Adolf-Verein und Evangelischen Bund sind bereits oben erwähnt. Als Aufgabe hatte man sich besonders gestellt:

1. die Verbreitung der Erkenntnis — durch Wort und Schrift —, daß jeder gläubige evangelische Christ für seine katholische Umgebung mit verantwortlich ist, und deshalb lernen soll, jede sich darbietende Gelegenheit zur Bezeugung des Evangeliums mit Weisheit und Liebe zu benutzen;

2. die zur Erfüllung dieser Liebespflicht nötige Handreichung, namentlich an die Pfarrer und an die Arbeiter der Inneren Mission in konfessionell gemischten Gegenden;

3. die Stärkung des evangelischen Teiles in gemischten Ehen;

4. Die Mitbeteiligung an der Fürsorge für die kirchlichen und Schulbedürfnisse und für die Heranbildung eines ausreichenden theologischen Nachwuchses in der Diaspora;

5. die Pflege von Innerem Missions- und christlichem Gemeinschaftsleben in den bez. Gegenden, um dadurch zuverlässige Stützpunkte für unsere Arbeit zu schaffen;

6. die Verbreitung der Heiligen Schrift und guter evangelischer Schriften unter katholischer Bevölkerung, sowie die Schaffung einer dazu geeigneten Literatur;

7. die Aussendung besonderer Evangelisten, Bibelboten und Kolporteure;

8. die geistliche Pflege übergetretener Katholiken, insonderheit die Fürsorge für katholische Priester, je nach den Umständen des einzelnen Falles.

Man wird der jungen Gesellschaft die Anerkennung nicht versagen können, daß sie trotz aller Herausforderungen von römischer Seite ihr gesegnetes Reformationswerk in aller Stille betrieben und damit die Gegner ziemlich zum Schweigen gebracht hat. Auch hat sie durch die Art ihres Wirkens und Auftretens sowie durch freundschaftliche Verhandlungen und Beziehungen die anfänglichen Bedenken evangelischer Kreise wesentlich überwunden und die Mitarbeit der Geistlichen in weitem Maße gewonnen (in Brandenburg 270 geistliche Mitglieder, darunter 80 aus Berlin). Besonders haben die bewährten Missions- und Gemeinschaftskreise dies Werk auf ihr Herz ge-

nommen, für das auch der bekannte Pastor Samuel Keller überall seine Stimme erhebt. So sind denn nach und nach folgende Zweigvereine entstanden. 1. Berlin-Brandenburg; 2. Schlesien; 3. Pommern; 4. Der ostdeutsche; 5. Rheinland; 6. Württemberg; 7. Der west- und süddeutsche; 8. Hessen-Kassel. Die Bildung weiterer Zweigvereine steht unmittelbar bevor.

Dabei teilt sich die Arbeit so, daß der Hauptvorstand wesentlich die Arbeiten im Auslande, die Zweigvereine die im Inlande übernommen haben, ohne indes gegenseitig gottgewiesene Arbeiten anderwärts auszuschließen.

Ein neuer Heiliger in Sicht. Der Frkf. Ztg. wurde aus Rom am 2. Juni geschrieben: Vor einigen Tagen wurde gemeldet, es sei im Vatikan die Heiligsprechung Pius IX. angeregt worden. Diese Anregung ist, wie man sich denken kann, von den französischen Klerikalen ausgegangen, die an dem streitbaren Pius stets eine besondere Freude gehabt haben. Schon bald nach seinem Tode wurde in der klerikalen Presse hier und da der Wunsch laut, Pius möge kanonisiert werden, aber so lange Leo XIII. lebte, hatte dieser Wunsch keine Aussicht auf Erfüllung; der diplomatische Papst wollte von der Heiligsprechung seines Vorgängers, dessen vollendetes Gegenstück er in vielen Dingen war, nichts wissen. Sofort nach der Wahl Pius X., von dem man wußte oder annehmen zu können glaubte, daß er der Kanonisierung seines Namensvorgängers günstig war, organisierte die klerikale Presse eine förmliche Petitionsbewegung und sie hat auch bereits für die nötigen Wunder gesorgt. Aus der Zahl der Wunder, die von der "Vérité française" berichtet werden, heben wir folgendes heraus. Ein junger Mann wollte gern Zuave werden, aber er wurde nicht angenommen, da er Epileptiker war. Es gelang ihm, vor Pius IX. zu kommen und ihm sein Leid zu klagen. Der Papst tröstete ihn und gab ihm seinen Segen; von der Stunde an hörte die Krankheit auf, und der junge Mann wurde unter die Zuaven aufgenommen. Der Maler Lafont hat die wunderwirkende Segenspendung in einem Gemälde verewigt. Das andere Wunder ist folgendes: Ein gewisser Felix Bartani, Kanonikus in Mailand, hat einem französischen Abbé von der wunderbaren Heilung eines Kranken berichtet, der ein Stück Stoff von dem Gewande Pius IX. berührt hat. Der Bischof Francesco von Pavia hat diesen Bericht bestätigt. Dieser Prälat hatte von wunderbaren Heilungen gehört, die durch die Anrufung Pius IX. bewirkt wurden und er kam auf die Idee, sich vom Majordomus des Papstes, Monsignore Ricci Paracciani, ein Stück Stoff von den Kleidern zu erbitten, die der Papst getragen hatte. Seine Bitte wurde gewährt und die Gelegenheit, die Wunderkraft des Stoffstückes zu erproben, zeigte sich bald. Der Bischof empfing den Besuch eines armen Menschen, der an einem fürchterlichen Nasenpolypen litt. Er sollte operiert werden, aber er weigerte sich, die Operation vollziehen zu lassen; lieber wollte er sterben, und er kam zum Bischof, um sich von ihm zu verabschieden. Der Bischof empfahl ihm eine neuntägige Andacht zu Pius IX. zu halten und gleichzeitig das Stück Stoff auf seinem Leib zu tragen. Der Mann tat es, verspürte bald eine Besserung und war nach Ablauf der neuntägigen Andacht vollständig geheilt. Er verheiratete sich später, ist heute noch gesund und kräftig und hat von den Polypen niemals wieder etwas zu leiden gehabt. Das bekräftigt der Bischof mit seiner Namensunterschrift am 19. April 1904, unter Beifügung des bischöflichen Amtssiegels. Da steht also der Heiligsprechung des Papstes, der von dem deutschen Bischof v. Hefele ein „Verwüster der Kirche“ genannt worden ist, wohl nichts mehr im Wege.

Literatur.

Von dem Verlag von A. Deicherts Nachf. (Geo. Böhme) kamen uns nachstehend genannte Schriften zu:

1. Von Dr. W. Walter, ord. Prof. in Rostock: Denifles Luther, eine Ausgeburt römischer Moral. 70 Seiten; Preis 1.20 Mk.

2. Von demselben Verfasser: Ad. Harnacks Wesen des Christentums für die christl. Gemeinde geprüft. Wohlfeile (5.) mit einem Nachwort versehene Auflage. 174 Seiten; Preis 1.50 Mk.

3. Von demselben Verfasser: Das Erbe der Reformation im Kampfe der Gegenwart. 2. Heft: Rechtfertigung oder religiöses Erlebnis. 94 Seiten; Preis 1.80 Mk.

4. Dr. Paul Kaiser: Die Bergpredigt des Herrn ausgelegt in Predigten. 1. Die Seligpreisungen. Zweite durchgesehene Auflage. 124 Seiten; Preis 1.50 Mk.

5. Dr. Theo. Zahn: Grundriß der Geschichte des neutestamentl. Kanons. Eine Ergänzung zu der Einleitung ins Neue Testament. Zweite vermehrte und vielfach verbesserte Auflage. 92 Seiten; Preis 2.10 Mk.; eleg. geb. 2.80 Mk.

6. Von Mag. theol. Karl Girgensohn, Privatdozent in Dorpat: Die moderne historische Denkweise und die christl. Theologie. 61 Seiten; Preis 1.00 Mk.

7. Von O. Reyländer, Supt. und Pfr. in Bochar: Die neuen epistolischen Perikopen der Eisenacher Konferenz. Exeget.-homil. Handbuch in Verbindung mit andern Geistlichen herausgegeben. Zweite durchgesehene Auflage. Erste Lieferung. Preis 1.00 Mk.

8. und 9. Dr. Wilh. Ziemssen: „Ich sehe den Himmel offen.“ Bibl. Betrachtungen über das Leben der Gläubigen im Himmel. 1. Der Blick in den offenen Himmel. Zweite Auflage; 162 Seiten; Preis 2.80 Mk. 2. Das Leben der Seligen im Himmel. Zweite Abteilung. Mit Bildnis des Verfassers. 149 Seiten; Preis 2.00 Mk.

1. „Denifles Luther“ von Dr. Walter bearbeitet. — Obgleich Denifle selbständig die Quellen studiert und dabei sogar die allerneueste Lutherausgabe benützt, obgleich man als protestantischer Geschichtsforscher in Einzelheiten von Denifle, dem Kenner so vieler alter Autoren, die dem Protestanten als ferne stehend kaum bekannt sind, manches lernen kann, so verläßt doch den Kenner von Luthers Person und Werk „die sorgloseste heitere Ruhe nicht gegenüber der eigentlichen Tendenz dieses Buches.“

Kein Protestant, der nicht schon vorher für Rom reif war, wird durch „die saugrobe Kampfesart dieses Buches“ dahin gebracht werden, sich der römischen Kirche anzuschließen. Freilich mag leicht da und dort etwas hängen bleiben, wenn Denifle solche Berge von furchtbaren Anklagen aufhäuft, die entsetzlichsten Verleumdungen unermüdlich wiederholt. Denn wie wenige sind imstande, seine Zitate nachzuprüfen! — „Wer aber diese auffallenden Anklagen gegen Luther nachzuprüfen vermag, der erkennt, daß alles, was Denifle in dieser Beziehung Neues sagt, Entstellung, Unwahrheit ist.“ Es ist der Mühe wert, sich von der Unwahrhaftigkeit des röm. Autors durch den echten Lutherkenner Dr. Walter zu überzeugen, der unter zwei Kapiteln „Die Genesis der evangelischen Lehre“ und „Luthers Un-

sittlichkeit" die tendenziöse Entstellung Denifles in der Lutherbiographie zu kennzeichnen unternahm.

2. Dr. W. Walters Schrift: „Ad. Harnacks Wesen des Christentums" ist in fünfter Auflage erschienen und wird als wohlfeile Volksausgabe für den halben Preis verkauft gegen der vierten Auflage. Das Buch ist an sich unverändert geblieben und nur mit einem Nachwort versehen. In 13 Kapiteln behandelt der Verfasser Harnacks Schrift. Je mehr Harnack für die Massen arbeitet, um so mehr ist es erwünscht, daß auch eine billige Gegenschrift unter das Volk komme und ihm die Augen darüber öffnet, „daß Harnack den Kern des Christentums preisgegeben und nur die Schalen behalten hat." Das zu zeigen ist der löbliche Zweck der vorgenannten Schrift.

3. Die dritte Schrift von demselben Verfasser wendet sich ebenfalls gegen die entleerende Theologie der Gegenwart. Im ersten Heft dieses Titels hat er den Glauben an das Wort Gottes zum Gegenstande gehabt. In diesem zweiten wird nun die Rechtfertigung behandelt. Die Theologie Ritschlscher Richtung redet von „religiösem Erlebnis" anstatt Bekehrung. Damit kann sie die ernsten religiös-sittlichen Momente: Sünde, Zorn Gottes wider die Sünde, Buße, Bekehrung, Rechtfertigung durch den Glauben an Christum u. s. w. prächtig entleeren und auflösen zu einem bloßen Denkprozeß. Eine strafende Gerechtigkeit und eine Notwendigkeit der Sühne gibt es ja nach jenen Theologen nicht; also müssen auch alle oben genannten Begriffe entleert und umgedeutet werden. Dabei geberden sie sich als die richtigen Fortführer des Werkes der Reformation; während sie weit entfernt sind, Luthers Erbe zu bewahren und fortzuführen. Verfasser weist nach, welche Kluft diese Theologie von Luther (und Paulus) trennt. Wird die Sünde verkannt und abgeschwächt, so wird auch die Rechtfertigung des Sünders zu etwas anderem, als was Paulus und Luther darunter verstanden. Harnack braucht Christus nicht mehr als Mittler der Vergebung, sondern nur als einen Reporter der Gnade Gottes. Diesen Dienst können auch andere Menschen, die „das religiöse Erlebnis" gemacht haben, ihren Mitmenschen tun, dazu braucht es keinen Heiland mehr, an den man glauben müßte, um durch solchen Glauben die Rechtfertigungsgnade zu erlangen. — So zeigt der Verfasser auch in dieser Schrift, zu welch traurig-entleerenden Resultaten jene Art von Theologie hinführt. Die Schrift ist nicht bloß für Theologen, sondern auch für die Gemeinde geschrieben, die ja genötigt ist, Stellung zu nehmen zu der Frage, ob sie das Erbe der Schrift und Reformation preisgeben und den verführerischen Stimmen der Neologen folgen will oder nicht.

4. Dr. Paul Kayser hat vor fünf Jahren angefangen, „die Bergpredigt des Herrn, in Predigten ausgelegt," erscheinen zu lassen. Das Ganze erschien in vier Heften: 1. Die Seligpreisungen; 2. Gebote; 3. Das Vaterunser; 4. Letzte Mahnungen und Warnungen. Das Werk hat bei unseren Zeitgenossen die gebührende Anerkennung gefunden, wie teils die vorliegenden Rezensionen, teils die Tatsache beweist, daß eine zweite Auflage davon nötig geworden ist. Ohne viele Aenderungen und Zusätze läßt Verfasser das erste Heft in zweiter Auflage ausgehen. Dasselbe enthält neun Predigten über Anfang und Schluß der Bergpredigt und je eine über die acht Seligpreisungen. Ein Blick in die erste Auflage zeigt uns, daß in der vierten Sammlung vorangehend eine Inhaltsangabe für alle vier Hefte gegeben ist. Zweckmäßiger für den, der alle vier binden läßt, dürfte es sein, entweder

jeder Sammlung die betr. Inhaltsangabe vorangehen zu lassen, oder aber die Inhaltsangabe fürs Ganze an den Schluß des ganzen Buches zu stellen. Die Bergpredigt dem Christenvolk lieb und wert zu machen, dazu kann auch dieses Werk seinen Beitrag liefern.

5. Dr. Th. Zahn, der gelehrte Forscher des ersten christlichen Altertums, hat angefangen eine große Geschichte des neutest. Kanons zu schreiben. Der erste Band erschien 1888—89, der zweite 1890—92, der abschließende dritte Band ist noch nicht erschienen und der geehrte Verfasser weiß auch nicht, ob und wann es ihm vergönnt ist, diesen dritten Band zu vollenden. Sein Zweck mit diesem nun in 2. Auflage erscheinenden Grundriß der Geschichte des neutest. Kanons ist der, eine kurze Übersicht über die gesamte Entstehungsgeschichte des neutest. Kanons zu geben und dabei besonders die Lücke einigermaßen auszufüllen, die im großen Hauptwerk durch den noch fehlenden 3. Band auszufüllen wäre.

Es ist nicht jedermanns Ding, sich in so gelehrte Detailstudien über den vorliegenden Gegenstand einzulassen. Für den Pastor im Amt und den Studenten der Theologie, deren Mittel und Zeit zu beschränkt sind, um sich auf Anschaffung und Studium so großer Spezialwerke einzulassen, dürfte der vorliegende Grundriß genügen, um ihnen einen Einblick in die Entwicklungsgeschichte des Kanons zu geben. „Es werden viele auf die Entstehung des N. Test. bezügliche Fragen für immer ohne sichere Antwort bleiben," sagt Dr. Zahn selber. So mag auch manche von Dr. Zahn ausgeführte Kombination sich anderen Forschern in anderem Lichte und als zweifelhaft darstellen. Doch aber haben wir hier es mit einem Manne zu tun, dessen gewissenhaftes Streben darauf gerichtet ist, die Echtheit und frühe Anerkennung der neutest. Schriften darzutun. So kurz das Buch auch ist, es ist keine leichte Speise, sondern nur für solche, die an gelehrter Forschung ihre Freude haben, zu empfehlen. Das kleine Werk müßte in Verbindung auch mit dem anderen Werk des Verfassers, „Die Einleitung ins N. Test." studiert werden, wo größere Zitate und ausgeführte Beweise gegeben werden für Aufstellungen, die hier nur kurz gefaßt sind.

6. „Die moderne historische Denkweise und die christl. Theologie." So sehr diese Schrift das Recht der historischen Forschung aller Geschichtstatsachen der christl. Religion betont, so energisch tritt sie trotzdem für den Standpunkt des Christenglaubens ein, der unabhängig ist von aller Kritik und erhaben über alle menschliche Wissenschaft. Die Schrift ist allen gebildeten Christen aufs beste zu empfehlen als eine Waffe gegen die den Glauben befeindende historische Wissenschaft. Wir geben an anderer Stelle im redaktionellen Teil noch eine ausführlichere Besprechung, auf welche hier verwiesen wird.

7. O. Reyländers Perikopenwerk, dessen Epistelband jetzt schon in zweiter Auflage erscheint, ist allgemein sehr günstig beurteilt worden und hat vor anderen den Vorzug, daß es eine gründliche Exegese der Texte zu geben versucht. Daß man den griechischen Text im Anfang abdruckt, will freilich manchen Rezensenten nicht einleuchten. Sie meinen, das griechische Neue Testament hat doch wohl jeder Pastor unmittelbar zur Hand und ist gewöhnt, es bei seiner Predigtarbeit zu benutzen, allein diese Voraussetzung dürfte in manchen Fällen doch nicht zutreffen; daher ist es besser, daß es bei der ersten Einrichtung blieb. Die erste Lieferung geht von Advent bis zum Sonntag nach Weihnachten. Eine wertvolle Bereicherung jeder Pfarrbibliothek. Wer

bis jetzt dieses Epistelwerk sich nicht angeschafft hat, sollte nicht versäumen, es jetzt zu tun.

8. und 9. Ziemssen: „Ich sehe den Himmel offen" ist ein erbauliches Buch, geschrieben für solche Personen, die gerne sich eingehend mit den Fragen in betreff des Lebens im Himmel beschäftigen. Das Werk erschien in drei Bändchen, davon erschien das dritte in zwei Abteilungen. Wir geben nachstehend den Ueberblick über das ganze Werk. 1. „Der Blick in den offenen Himmel." 2. Aufl. 2 Mk. 80 Pf., eleg. geb. 3 Mk. 60 Pf. 2. „Was lehrt das Neue Testament vom Himmel?" 3 Mk. 40 Pf., eleg. geb. 4 Mk. 20 Pf. 3. a. „Das Leben der Seligen im Himmel." 1. Abt. 3 Mk. 40 Pf., eleg. geb. 4 Mk. 20 Pf. 3. b. „Das Leben der Seligen im Himmel." 2. Abt. 2 Mk. eleg. geb. 2 Mk. 80 Pf.

Die „Pastoralblätter" schreiben über das Buch: Auf dem Hintergrunde des Ein- und Ausganges und des Aus- und Einblickes eines Stephanus Martyr richtet Dr. Wilh. Ziemssen in seinem gedankentiefen und gemütswarmen Buche ein biblisches Teleskop für die jenseitige Welt des Christen auf, in das hineinblickend man manche Dinge jener Welt anders geartet erblickt, als man sie sich bisher gedacht hat. Außer den neutestamentlichen Schriftstellen, über die Dr. Ziemssen sich gelegentlich auch mit seinen theologischen Lesern auseinandersetzt, wird das Beweismaterial für diese Wahrheiten der glaubenden und hoffenden Seele aus der christlichen Lyrik, aus den Lebensgängen bedeutsamer Männer und Frauen und besonders aus den letzten Empfindungen und Eindrücken Sterbender gewonnen. Gewehrt wird dem ungesunden Tappen und Tasten unserer Zeit nach Bekundungen der Toten aus ihrem Reiche; auch abgewiesen werden Phantasiestücke wie die Briefe aus der Hölle und aus dem Himmel. Die Sprossen der Leiter, die in das, was droben ist, da Christus sitzet zur Rechten Gottes, uns tragen soll, hat der Verfasser aus biblischem Offenbarungsholze geschnitten. Freilich, wo dieses versagte, da hat der Fittich eines dichterisch frommen Ahnens und Schauens sich ausgebreitet, um den Leser durch Gebiete dahinzutragen, die seinem irdischen Vorstellen und Erkennen nach Gottes Willen sich verhüllen. Von dem Buche gehen, außer der Anregung zu tieferem Nachdenken über die Zukunft der erlösten Menschenseele, kräftige Impulse zu einem ernsten Wandel nach dem Bilde Jesu Christi aus — denn nur dessen Fußstapfen und die Nachfolge darin verbürgt dem Menschen Einblick und Eingang in den offenen Himmel.

Der letzte Teil „Das Leben der Seligen im Himmel" ist von dem betagten Verfasser nicht mehr ganz zu Ende gebracht, indem der Herr den müden Greisen am 20. März 1903 in die obere Heimat versetzte. Dieser letzte Teil ist nun mit dem Bilde des Verfassers herausgegeben von seiner Gattin, die das letzte Kapitel nach zurückgelassenen Papieren des Entschlafenen zusammenstellte. Dieser letzte Band befaßt sich mit dem „Land der Herrlichkeit," dem himmlischen Verklärungsleibe und den mit dem himmlischen Verklärungszustande zusammenhängenden Fragen, — alles Fragen, die gewiß für den in seliger Christenhoffnung lebenden Christen von großer Wichtigkeit sind, aber doch auch zu dem gehören, „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist." Es können also allerdinge doch nur „dichterisch fromme Ahnungen" uns geboten werden, die auf objektive Gewißheit keinen Anspruch machen können, aber erbaulich und erwecklich wirken auf die dem Kleinod der himmlischen Berufung nachjagende Seele.

Perthes, Otto, Professor und Religionslehrer am Gymnasium zu Bielefeld: „Der Gedächtnisstoff im Religions-Unterricht. Beiträge zu seiner Auswahl und Behandlung. Bielefeld, 1903. O. Fischers Buchhandlung. Groß-Oktav. 443 Seiten.

Dem Verfasser ist es sehr darum zu tun, seinen Schülern viele Bibelsprüche und Gesangverse fest einzuprägen. Aber ebenso sehr ist es ihm darum zu tun, daß die auswendig gelernten Sprüche und Lieder auch wirklich geistiges und geistliches Eigentum der Schüler werden. Darum legt er viel Gewicht darauf, daß jeder einzelne zu lernende Spruch an der richtigen Stelle des Unterrichts, d. h. in Verknüpfung mit einer passenden biblischen Geschichte bezw. Katechismusfrage durchgenommen und später auch gehörig repetiert werde. Er möchte erreichen, daß gerade durch das Auswendiglernen des Gedächtnisstoffes die ethische Seite des Religions-Unterrichts gefördert, nicht belastet werde. Die Klippe, daß zwar zahlreiche Sprüche den Schülern eingeprägt, die Religion aber dabei ausgetrieben werde, möchte er vermeiden.

Darum gibt er in seinem Werke eine gedrängte, aber inhaltreiche, nur für den Lehrer (nicht für den Schüler) bestimmte Uebersicht, welche auswendig zu lernenden Sprüche bei den und den biblischen Geschichten fruchtbringend verwertet werden können und wie.

Ferner bespricht er ausführlich diejenigen Teile der christlichen Heilslehre, welche — seiner Ansicht nach — gründlicher oder wenigstens in anderer Form gelehrt werden sollten, als die in seiner Heimat in Geltung befindlichen Lehrpläne es gestatten. Diese Stücke sind hauptsächlich die Frage nach der Gewißheit der Wahrheit des Christentums, die biblische Auffassung von Arbeit und Ruhe, und die Art und Weise der Behandlung des dritten Artikels und des dritten Hauptstücks. Bei den letzteren beiden Stücken verficht er die Ansicht, daß sehr wesentliche christliche Wahrheiten in Luthers kleinem Katechismus durchaus nicht genügend zur Geltung kommen, z. B. die Verheißung, daß wir den Heiligen Geist bekommen sollen.

In der Besprechung der genannten Lehrstücke lernen wir nun den Verfasser kennen als einen positiv gläubigen Schriftgelehrten, wie auch als erfahrenen und gewiegten Schulmann. Seine Ausführungen sind zwar hauptsächlich für die Schulverhältnisse seiner Heimat geschrieben. Dennoch sind sie auch in Amerika in hohem Grade lesenswert für alle Prediger und Lehrer, welche Religions- und Konfirmanden-Unterricht zu erteilen haben.

G. H. Sg.

Vom Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh kam uns zu: Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Schlatter und Prof. Dr. W. Lütgert. Preis des Jahrgangs 10 Mk. 8. Jahrg. 4. Heft. 1.80 Mk. Dasselbe enthält folgende Aufsätze: Schlatter, Prof. Dr. A., „Christus und Christentum, Person und Prinzip." J. T. Becks theologische Arbeit. Zwei Reden. — Lütgert, Prof. Dr. W., „Die Anbetung Jesu." — Cremer, Pfr. Lic. E., „Die Gleichnisse Luk. 15 und das Kreuz." — Riggenbach, Prof. Lic. Ed., „Der trinitarische Taufbefehl Matth. 28, 19 bei Origenes."

Nachdem Dr. H. Cremer, der Mitarbeiter Dr. A. Schlatters, abgerufen ist, trat an seine Stelle Dr. W. Lütgert, Prof. in Halle ein. In obigem Heft sind nun fünf verschiedene, kurze Aufsätze. Von Dr. Schlatters Vortrag über Dr. J. T. Becks theologische Arbeit haben wir schon im Juliheft

einen stark verkürzten Auszug gebracht, auf den wir hier verweisen. Doch ist der Vortrag in extenso es wert, gelesen und beachtet zu werden, besonders von solchen, die zu theologischer Arbeit an Seminarien berufen sind.

Die übrigen Artikel des Heftes haben alle ihre Bedeutung im Gegensatz zu der neueren, rationalistischen Theologie, die Harnack als Hauptvertreter hat. Wenn diese Theologie die göttliche Person Jesu aus dem Evangelium ausschaltet und mit Jesu nur noch Heroenkultus treibt, so findet diese Art von Theologie in den drei Aufsätzen ihre Widerlegung. Der erste zeigt, daß die Person Jesu Christi das Wesen des Christentums ist, nicht eine abstrahierte Lehre, die als Christentum ausgegeben wird. Der dritte zeigt, daß die Anbetung Jesu sowohl der Absicht Jesu als auch dem Willen Gottes entspricht; daher das stärkste Argument für die Gottheit Jesu (nicht im Harnackschen Sinne) ist. Der vierte legt dar, daß Luk. 15 nicht als Argument gegen die christliche Versöhnungslehre durch das Kreuz Christi zu verwenden ist. Das letzte Stück zeigt, daß schon Origenes die Stelle Matth. 28, 19 hat und benützt in seinen Kommentaren, die bekanntlich Harnack — weil seinen Tendenzen widersprechend — als unecht ausscheiden möchte.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., einzelne Hefte 1 Mk. 50 Pf. (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.)

Aus dem Inhalt des Juliheftes: Individualismus und Sozialismus. Von A. König. — Leben. Die frohe Botschaft eines armen Sünders. Von Peter Rosegger. (Fortsetzung.) — Nostra maxima culpa! Ein freies Wort über die Lage der katholischen Kirche. Von Dr. Karl Neubauer. — Der alte Schulmeister. Novellette von Paul Hermann Hartwig. — Lenbach. Von Dr. Karl Storck. — Memoirenliteratur über den Krieg in Südafrika. Von Hans van Hooven. — Vergangenheit und Zukunft der christlichen Mission in Japan. Von Rudorff. — Der Vogelsang nach seiner Tendenz und Entwicklung. Von Dr. Friedrich Knauer. — Zu Petrarcas 600jährigem Geburtstag. Von Eduard Engel. — Der Sonnenschein in Deutschland. — Die Russen im Felde. — Die Offenbarung des Christentums. Von Joh. Blankenberg. — Die Dichter und Denker und ihr Volk. Von Aug. Flemming. — Militärische Reformgedanken. Von Julius Müller. — Türmers Tagebuch: Der Umsturz von oben. — Richard Wagner und Mathilde Wesendonk. Von Dr. Karl Storck. Das Janko-Klavier. Von Karl Storck. — Kunstbeilagen: Selbstbildnis mit Töchterchen. Von Lenbach. (Photogravüre.) Aus: F. Mathies, „Die photographische Kunst im Jahre 1903." Aus: Ernst Juhl, „Camera-Kunst." — Notenbeilage: Ein Stern. Ged. von Paul Quensel. Komp. von G. Gutheil.

Die „Neue kirchl. Zeitschrift" vom Verlag von A. Deicherts Nachf. (Geo. Böhme) erscheint monatlich und kostet im Quartal 2.50 Mk.

Das Juliheft brachte die Inhaltsangabe der gediegenen Artikel bis zu No. 5. In der 6. Nummer, Juni, kommen die von uns im Juliheft genannten Artikel zum Abschluß und folgt noch: Altchristl. Sagen über das Leben der Apostel.

Magazin
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 6. Band. St. Louis, Mo. November 1904.

Rationalismus, Mysticismus, Orthodoxismus.

Von Prof. E. Otto.

„Die Vernunft ist das Organ für die Aneignung der Wahrheit." Der Gedanke der in diesem Satze ausgedrückt werden will, ist richtig, doch muß daran erinnert werden, daß der Ausdruck eigentlich ungenau und eine Tautologie ist. Wir sagen: Das Auge ist das Organ für die Wahrnehmung des Lichts, und wenn dies richtig ist, dann ist jener erste Ausdruck ungenau, denn die Vernunft ist genau genommen kein Organ, d. i. kein physisches Werkzeug; um die Parallele genauer zu ziehen, müßte es eigentlich heißen: Gesicht und Gehör sind die Art und Weisen, wie die Licht- und Schallerscheinungen wahrgenommen werden. Ist aber so die Parallele richtig gestellt, so leuchtet auch ein, daß unser erster Ausdruck eine Tautologie ist, eine Definition, in der für die gleiche Sache nur verschiedene Namen gesetzt sind; denn was ist „Gesicht" anders, als die Art und Weise wie Lichterscheinungen wahrgenommen werden, und „Gehör" anders als ein kürzerer Name für Schallwahrnehmung? So wird man denn korrekter sagen: Vernunft ist die Art und Weise, wie die Wahrheit vernommen wird, und um die Parallele vollständig und deutlich zu machen, sollte es eigentlich heißen: Vernunft ist die Art und Weise, wie die Vernunft vernommen wird, denn Vernunft und Wahrheit sind eins.

Auge und Ohr sind, so zu sagen, Schöpfungen des Lichtes und des Schalles. Ohne eine Schöpfungstheorie aufstellen zu wollen, können wir doch wohl sagen, daß der liebe Gott bei der Schöpfung alles hat natürlich zugehen lassen, daß er jede erschaffene Erscheinung durch den Gesamtzustand und die Gesamtwirkung des Vorhandenen hat bedingt sein lassen. Die Luftbewegung, aus welcher der Schall entsteht, teilt sich ja allen auf der Erdoberfläche befindlichen Körpern je nach ihrer verschiedenen Eigentümlichkeit in verschiedener Weise mit, in den Lebewesen pflanzt dieselbe sich fort bis hinein in ihr Innerstes und wird zur Wahrnehmung, und in den höher organisierten Lebewesen

werden nur gewaltsamere Lufterschütterungen durch den ganzen Körper wahrgenommen, die feineren aber nur vermittelst eines besondern Organs für dieselben, und dies Organ ist jedenfalls nicht ohne Mitwirkung der Schallbewegungen, denen es sich hat anpassen müssen, ausgebildet; und ebenso ist's mit dem Auge. Wie nun Auge und Ohr sich zu den Wahrnehmungen des Lichtes und des Schalles verhalten, so verhält sich die Vernunft zur Wahrheit, das heißt, so zu sagen, die Wahrheit ist die Mutter der Vernunft, und wie das Kind aus dem Mutterschoße schon die volle Organisation mit sich bringt, um einmal ein vollständiger Mensch zu werden, aber doch an der Mutterbrust trinken muß, um zu wachsen und sich zu entwickeln, so ist die menschliche Vernunft der Potenz nach ein Gebilde der Wahrheit und für ihre Erweiterung und Entfaltung auf die große im Weltall waltende Wahrheit hingewiesen. Obwohl die Wahrheit so unendlich ist wie die Welt, und man wie von einzelnen Dingen so auch von einzelnen Wahrheiten reden kann, so ist doch die Wahrheit nur eine; das ist für uns, obwohl wir uns so oft das Zusammenstimmen des einzelnen nicht zurechtlegen können, ein Postulat, ein Glaubenssatz. Wir sind über die Zwangslage hinaus, in welcher sich einst einer alten, festgewurzelten und ehrwürdigen Tradition und einer neuerwachenden Erkenntnis gegenüber die Menschheit zu dem verzweifelten Schlusse getrieben sah, es müsse eine doppelte Wahrheit geben, und es könne ein Satz in der Theologie wahr und in der Philosophie falsch sein und umgekehrt. Und ebenso glauben wir an eine Einheit der Vernunft; so sehr noch die Denkweisen der Menschen auch oft beim besten Willen sich einander widersprechen, so glauben wir doch nicht, daß es verschiedene „Vernunfte“ geben könne gleich wie verschiedene Geschmäcke, daß für den einen wirklich vernünftig sein könne, was für den andern ewig vernunftwidrig sein müsse, sondern wir glauben an ein Endziel, an welchem alle vernünftigen, d. i. wahrheitsliebenden Menschen emporgekommen sein werden zu einerlei Erkenntnis der Wahrheit. Aber vor der Hand muß die Vernunft die eine große Wahrheit, wenn sie sich dieselbe aneignen will, eben zerlegen, vereinzelnen, aus den einzelnen Bruchstücken muß jeder versuchen, sich wieder ein Ganzes zusammen zu bauen, und das gibt immer nur wieder ein unvollkommenes Ganze. Diese Unvollkommenheit der Vernunft aber nimmt ihr ihren Beruf und ihre Würde nicht weg, das geistige Organ für die Erfassung der Wahrheit zu sein. Jede Wahrheit will von der Vernunft anerkannt, als vernünftig erkannt und in den einheitlichen Zusammenhang ihres Gesamtbesitzes aufgenommen sein; dann erst ist das normale Verhältnis zur Wahrheit gewonnen, wenn sie als Aussage unserer Vernunft unser Eigentum geworden, und es gibt keine höhere Stufe der Wahrheitsaneignung als die der vernünftigen Erkenntnis, der ἐπίγνωσις. Wenn die Heilige Schrift als den höchsten Grad der Erkenntnis das Schauen bezeichnet, so ist dies eben einer jenseitigen Stufe angehörig, und wie wir's uns hier vorstellig zu machen haben, wissen wir nicht, „es ist noch nicht erschienen“; das Bildliche an

diesem Ausdruck müssen wir abstreifen, und es ist wohl nur, so zu sagen, cum grano salis berechtigt, mit der Dichterin zu sprechen: „Diese meiner Augen Licht wird ihn, meinen Heiland, kennen"; aber mögen wir das Sinnliche hinwegdenken, die Vernunft können wir nicht hinwegdenken, und der höchste Grad unserer Erkenntnis wird ein vernünftiger sein. Aus diesem Füreinandersein der Vernunft und der Wahrheit folgt, daß eine echte Hochschätzung der Wahrheit auch die der Vernunft verbürgen muß, und daß eine Geringschätzung der Vernunft auch eine Unehrerbietigkeit gegen die Wahrheit in sich schließen würde. Demgemäß steht denn auch die Vernunft zur religiösen Erkenntnis und zu ihrem Gegenstand, der göttlichen Offenbarung, in einem unlöslichen Verhältnis. Jedes Zeitalter hat die Aufgabe und das Streben, sich mit dem ihm als religiöse Wahrheit Ueberlieferten auseinander, oder vielmehr möchte man sagen ineinander, zu setzen, es zu rationalisieren, d. i. in sein Denksystem, in seine Weltanschauung aufzunehmen, mit den erfahrungsmäßig erworbenen Erkenntnissen in Uebereinstimmung zu setzen.

Aber die Vernunft kann nicht die Aufgabe haben, den Inhalt religiöser Ueberzeugung aus sich selbst zu erzeugen; derselbe ist ihr vielmehr, wie aller Erkenntnisinhalt objektiv gegeben, sie darf nicht erfinden, sondern nur vernehmen wollen. Der liebe Gott kann, so zu sagen, nicht warten, bis es dem Menschen mit seiner bruchstückartigen, mühsam aufsteigenden und aufbauenden Erkenntnis gelungen ist, zur Einheit mit sich selbst zu kommen und zu einer adäquaten einheitlichen Erkenntnis der unendlichen Wahrheitsfülle empor zu steigen, wie sie ihm als Ziel der Vollendung verheißen ist. Durch sich allein würde die Vernunft nie zu diesem Ziele gelangen, denn sie kann mit ihren Mitteln allein nur zu negativen Aussagen über das Uebersinnliche und Göttliche gelangen, und die Konsequenz eines ausschließlichen Vernunftsystems ist der Abgrund des Agnosticismus, in welchem der Mensch, in Widerspruch mit sich selbst gesetzt, Gewißheiten, deren er für sein Handeln nicht entbehren und in seinem Innern sich nie völlig entledigen kann, wissentlich gleichsam mit der falschen Etiquette des „Ignoramus" überklebt. Gott will mit dem Menschen in Beziehung treten, ehe derselbe für seine volle Erkenntnis fertig ist, und nahet sich ihm, daß er ihn fühlen und empfinden möge. Dies unmittelbare Fühlen und Empfinden Gottes, welches nicht identisch ist mit der Wahrnehmung der ewigen Kraft und Gottheit aus den Werken noch identisch mit den Bezeugungen des Gewissens, vielmehr beiden erst als Grundlage dient, mag man wohl am geeignetsten Mystik nennen, denn ein Geheimnis war diese Bezeugung Gottes an den Menschen und wird es bleiben. Ist Rationalität der Religion das, was sie qualifiziert, Gemeingut der Menschheit zu werden, so ist es die Mystik, die ihr individuelle Wahrheit und Lebendigkeit verleiht.

Mystik ist daher ein unentbehrlicher, ja der Grund-Faktor in der religiösen Bewegung; sie allein sichert den Fortschritt in derselben und

die Kraft des Einflusses auf die Gemüter, indem sie das Gefühl anregt und den Willen kräftigt. Der Inhalt des unmittelbaren Fühlens und Empfindens läßt sich in der Mitteilung nur darstellen in Bild und Gleichnis, und daher hat auch die vollkommenste Religion noch die inadäquate anthropomorphische Form der Vorstellung. Das aber ist kein Mangel und kein Makel an der Religion, so lange die Mystik sich ihrer Unterstelltheit unter der Vernunft bewußt bleibt, so lange sie ihre Bildersprache als sinnlichen Ausdruck übersinnlicher Wahrheit erkennt und sie nicht mit dieser Wahrheit selber verwechselt.

Religiöse Erfahrung im wahren Sinne kann nur geschöpft werden von dem, der Gegenstand und Quell der Religion selber ist; Gott muß sich dem Menschen offenbaren, wenn es zu religiöser Erfahrung bei demselben kommen soll, und Gott ist ungebunden, er kann sich offenbaren, wem er will. Aber es ist doch mit dem Können Gottes auf dem geistigen Gebiet der Selbstmitteilung dasselbe wie auf dem Gebiet der Naturwirkung; er kann wohl tun was er will, und keine fremden Gesetze ziehn ihm Schranken, aber er hat uns doch genugsam wissen lassen, um unterscheiden zu können, was er will, so daß wir die Ueberzeugung haben können: Gott kann dies und das nicht tun oder getan haben, denn er will es nicht und kann es nicht gewollt haben. So ist's mit der geistigen Selbstmitteilung auch; Gott *kann* sich und seine Wahrheit mitteilen, wem er will, aber wir wissen, wie er dabei verfährt, daß er sich an die historischen Vorbereitungen anschließt. Die Wahrheit religiöser Erfahrung ist daher erkennbar an ihrer Uebereinstimmung mit der schon vorhandenen Wahrheitserkenntnis, und der Weg zur Gewinnung religiöser Erfahrung geht daher wieder den Weg zur Freiheit durch die Anerkennung der Autorität; keine religiöse Selbständigkeit ohne ein getreues Schöpfen aus der vorangehenden geschichtlichen Offenbarung, ohne ein Sichbildenlassen durch dieselbe.

Es sind also drei Forderungen, die an jede religiöse Darstellung gestellt werden, nach deren gleichmäßiger Erfüllung der Grad ihrer Vollkommenheit bemessen wird. Sie muß rational sein und dadurch verständlich und geeignet, auf die Ueberzeugung aller zu wirken, sie muß mystisch sein, d. i. vom unmittelbaren Empfinden des Göttlichen durchweht, und sie muß rechtgläubig sein, im Einklang stehen mit der vorangehenden Gottesoffenbarung. Die reinste Harmonie in der Erfüllung dieser Erfordernisse finden wir natürlich in der Verkündigung Jesu. Er zeugt aus sich selbst heraus mit der großartigsten Individualität: „Ich aber sage euch," „die Worte, die ich rede, sind nicht mein, sondern des Vaters," „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte nicht." Dabei ist er in Rede und Wandel gebunden an die heilige Offenbarung Gottes, wie er sie in seinem Volk vorgefunden: „Es *muß* alles vollendet werden, was geschrieben steht," und: „Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen." Und ebenso ist seine Rede im vollsten Sinn rational, volkstümlich, licht und klar, seine Beobach-

tung des Menschenlebens und der Natur scharf und tief, nirgends ein Mißverstand oder eine Trivialität.

Es liegt in der Natur der Sache, daß auf christlichem, speziell auf evangelischem Boden das mystische Element in der religiösen Darstellung stets mit dem rechtgläubigen eng verschwistert sein muß; es gibt keine Mystik, keine religiöse Innigkeit und Lebendigkeit, die nicht ihre Berechtigung und Wahrheit an der Uebereinstimmung mit dem geschichtlichen Quell aller wahren Gottesempfindung, dem Denken und Fühlen Christi nachweisen müßte, und darum wird jede mystische Richtung in der Kirche, je mehr sie andern herrschenden Richtungen ihrer Zeit gegenüber sich im Gegensatz befindet, desto mehr ihre Rechtgläubigkeit, ihre Uebereinstimmung mit dem ursprünglich Christlichen zu behaupten suchen.

Wenn nun der individuellen Beschränktheit gemäß die religiöse Richtung des einzelnen je selbständiger er ist, auch immer mehr zugleich sich als Einseitigkeit kennzeichnet, so daß bei dem einen das rationalistische, beim andern das mystische, beim dritten das orthodoxistische Element vorwiegt, so ergeben sich hieraus die Gegensätze in der theologischen Bewegung, durch Anziehung und Abstoßung wirken die Elemente aufeinander ein. Verbindungen schließen und lösen sich, da gibt's orthodoxen Mysticismus und mystischen Orthodoxismus, mystischen Rationalismus und rationalistischen Mysticismus, und wie man das weiter nach der Kombinationsregel ausrechnen kann, bald kommt diese bald jene Richtung obenauf, aber keine wird die andere je ganz verdrängen, ja es zeigt die Geschichte der theologischen Bewegung, wie das Vorherrschen einer Richtung geradezu beiträgt, die andere hervor zu rufen.

Jede besondere Richtung hat ihre besondere Entartung, deren Ueberhandnehmen die Reaktion der andern hervorruft. Wir kennen aus hinreichender Erfahrung den falschen Orthodoxismus, der eigentlich wenig bekümmert um wirkliche geistige Uebereinstimmung mit den Führern der Vorzeit, doch, weil er in ererbten Formen der Darstellung sich bewegt, auf seinen Namen pocht und seine Anhänger allein für treue Hüter der Wahrheit, alle andern für Abgefallene erklärt. Eine falsche Mystik meint durch unmittelbare innere Wahrnehmung oder durch äußere sinnliche Erscheinungen göttliche Mitteilungen zu empfangen, die jeglicher Prüfung durch die Vernunft überhoben sind, und sie setzt ihre Phantasiebilder an die Stelle göttlicher Offenbarungen. Ein falscher Rationalismus droht, um das religiöse Denken mit den fortschreitenden Erkenntnissen auf dem Gebiet der Natur und der Geschichte in Einklang zu setzen, allen festen Kern und Gehalt religiös sittlicher Ueberzeugung preiszugeben und dieselbe zu etwas rein Subjektivem und Fließenden, mit der Zeit Wechselnden herabzuwürdigen.

In der ersten Zeit des neunzehnten Jahrhunderts, das Ganze in großen nicht ins einzelne gehenden Umrissen betrachtet, hat der Rationalismus vorgeherrscht und die Grenze seiner Berechtigung überschritten. Die Vernunft sollte die Wahrheit nicht nur vernehmen, sondern

erfinden, nicht Christus, sondern der gesunde Menschenverstand sollte maßgebend für die Wahrheit sein, die Kirche nicht mehr die Verkündigerin der göttlichen Gnade, sondern die Lehrerin gemeinnütziger Kenntnisse, die zum Bestand einer Kirche erforderliche geistige Einheit ging zu Grunde, der kirchliche Verband drohte sich zu lockern und zu zerfallen. Die Mitte des Jahrhunderts trug, zum Teil unter dem Einfluß politischer Erfahrungen, des Schreckens vor der Revolution, den Charakter der Reaktion, ja Repristination, das Bedürfnis nach Autorität, nach Erhaltung des Bestehenden machte sich überwiegend fühlbar, auf katholischem Gebiet den Ultramontanismus, in England den Puseyismus, auf deutsch-protestantischem Gebiet den pietistisch gemilderten Konfessionalismus zeitigend. Es ist gewissermaßen innere Notwendigkeit, daß im letzten Drittel sich die Wiederkehr einer Verstandesherrschaft in der Theologie und Kirche angekündigt hat. Es ist unverkennbar, daß in unserer Zeit ein mächtiger Zug nach Einheit und Verbindung die zerklüftete evangelische Christenheit durchweht; derselbe kann nur befriedigt werden durch wahre Rationalität, das Dringen auf eigne freie Ueberzeugung, das Recht der Prüfung. Wohl ist Autorität die Vorstufe alles Wahrheitserkennens, wie Gehorsam die Vorstufe der Freiheit, aber das Ziel, das erstrebt werden soll, ist doch nicht das Stehenbleiben bei der Autorität um irgend eines äußern Druckes oder Zwanges willen, sondern die Aneignung der Wahrheit in Freiheit; darum ist um jener modernen Zuwendung der Theologie zum Rationalismus willen an der Zukunft der Kirche jetzt so wenig wie jemals zu verzagen.

Das Evangelium und der evangelische Theologe.

P. G. Deckinger.

Das Evangelium ist und bleibt dasselbe, wie es aus dem Munde des Erlösers gekommen und durch seine ersten Jünger der Welt mündlich und schriftlich verkündigt, in den heiligen Urkunden uns gegeben ist. So sehr es auch mißverstanden, bestritten und gedeutelt worden ist, es geht als siegreiche Wahrheit durch die Jahrhunderte hindurch, die Entwicklung der Menschheit anregend, fördernd und vollendend. Es bewahrt in sich alle Schätze der höheren Weisheit, für jede Stufe der Bildung, für jedes Maß von Bedürfnis und für alle Zeiten; das Höchste, was menschliche Geister über Religion gedacht oder nur geahnt, das Teuerste, was sie ersehnt, das Edelste, was sie erstrebt haben, — hier ist es, und viel mehr noch, ausgesprochen, gegeben und gezeigt, nicht in Bruchstücken, nicht mit Unlauterkeit gemischt, wie in menschlicher Wissenschaft und menschlichem Leben, sondern aus göttlichem, heiligem Quell geflossen, in unzertrennlichem Zusammenhange mit dem Ganzen und durch den Stempel göttlicher Untrüglichkeit versichert. Keine wirklich widersprechende Lehre findet sich in den als echt anerkannten und nachweisbar kanonischen Schriften, wohl aber mannigfaltige und allseitige Auffassungen und Darstellungen derselben göttlichen Lehren und

heiligen Tatsachen, und wo daher das Vielseitige einseitig betrachtet und hingestellt wird, da, aber auch nur da, erscheinen Widersprüche, welche sich dem evangelischen Theologen bei gründlicher Forschung in höhere Einheit auflösen.

Freilich gleicht das Reich der Gnade in vieler Hinsicht dem Reiche der Natur und so auch die beiderseitigen Offenbarungen. Vieles finden wir in der Natur, was noch niemand seinem letzten Grund und Zweck nach erkannt hat oder je erkennen wird. Aber wo „die Himmel die Ehre Gottes erzählen und die Veste seiner Hände Werk verkündigt und ein Tag es dem andern sagt und eine Nacht es der andern kund tut," da müssen — das können wir wohl glauben — auch die zerstörenden Umwälzungen und das greulichste Gewürm, das wir mit Entsetzen betrachten, dem Plane des unsichtbaren Baumeisters und Aufsehers sich unterordnen. So finden sich auch in der heiligen Geschichte und Lehre einzelne Erscheinungen, Darstellungen und Aeußerungen, deren letzten Grund, deren vollkommenen Zusammenhang mit dem Ganzen, deren volle Bedeutsamkeit bis jetzt noch keiner der Gottesgelehrten erforscht hat, vielleicht auch, so lebendig unsere Hoffnung des fortgehenden Wachstums der christlichen Erkenntnis, wie des christlichen Lebens ist, keiner je ganz erforschen und allgemein verständlich darstellen wird. Aber wenn das Reich der Natur und alle natürliche Wissenschaft ihre Geheimnisse hat, und behalten wird, da wird und darf wohl auch das Reich der Gnade sie haben und behalten, und wir haben gewiß Grund genug, der höheren Offenbarung auch das zu glauben, was unsern Gesichtskreis auf gegenwärtigem Standpunkte überschreitet, da sie es ist, deren Unterricht wir so unaussprechlich viel verdanken, da sie allein die Finsternisse des Aberglaubens in der Welt zerstreuet und den irrenden und verlangenden Kindern Gottes auf Erden in dem Menschensohne den Weg, die Wahrheit und das Leben gegeben hat. Um der Wahrheit und Güte willen, die wir erkannt und erfahren haben, glauben wir denen, welche bewährt worden sind als Profeten Gottes, daß auch das wahr und gut sein müsse, was wir nur stückweise als solches erkennen, überzeugt, daß wo sonst alles göttliche Weisheit und Gnade verkündigt, auch das noch Unfaßliche und Rätselhafte der göttlichen Regel entsprechen werde. „Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hatte und was in keines Menschen Herz gekommen war," das offenbarte Gott, „nachdem er vorzeiten manchmal und in mancherlei Weise zu den Vätern durch die Profeten geredet hatte," den Menschen zuletzt in dem Evangelium von Christus, dem Heilande der Welt (1. Kor. 2; Hebr. 1, 1. 2), und darum wird dieses Evangelium dasselbe sein und bleiben bis zum Ende der Tage (Gal. 1, 6—9; Matth. 24, 35; Mark. 13, 31; Luk. 21, 33; Matth. 28, 18—20).

Aber wenn das Evangelium, als letzte und vollkommene Offenbarung des göttlichen Erziehers der Menschen, seinem *Wesen* und *Inhalte* nach unveränderlich sein wird und sein muß, so wird doch die

Form, in der es sich aussprechen und wirken soll zur Entwicklung der Menschheit, mannigfaltig sein dürfen und müssen. So begreiflich und begründet in sich diese Wahrheit zu sein scheint, so ist sie doch leider sehr oft und mitunter lange Zeit hindurch nicht anerkannt oder mißverstanden worden. Denn eine falsche Orthodoxie war es, die nur eine, wenn auch sehr bedeutsame und achtbare, durch große Geister ausgeprägte und geheiligte, aber doch immer menschliche und beschränkte Form der Auffassung und Darstellung der evangelischen Wahrheit gelten lassen wollte, und Pietismus, der mit Recht so genannt, war es, welcher aus der Ueberschätzung einer Form des christlichen Lebens hervorging und in dem ängstlichen Streben sich offenbarte, die religiösen Empfindungen, Aeußerungen und Uebungen gewisser frommer Vorbilder, die aber ganz auch nur für sie sich eigneten, nachzuahmen, — der Mystizismus dagegen begnügt sich nicht mit dem, was Gott zu den Vätern durch die Profeten und zuletzt durch den Sohn geredet hat, sondern träumt von eigenen oder doch fortgehenden Offenbarungen und himmlischen Entzückungen. Der evangelische Christ dagegen und daher auch der evangelische Theologe kennt nur ein Evangelium, welches gepredigt worden ist (Gal. 1, 6—9), und das gilt ihm über alles und darum ordnet er alles ihm unter, überzeugt, daß es Gottes Wort ist, und daß Himmel und Erde eher vergehen werden, als dieses Wort; aber er erkennt an, daß der eine Geist, der darin sich offenbart, die eine Wahrheit und eine Liebe, welche angeeignet und geübt werden soll, in der größten Mannigfaltigkeit der Arten und Gestalten sich aussprechen und darstellen kann, je nach der Verschiedenheit unsrer Ausstattung, Anregung, Bildung und Stellung in dem Ganzen der christlichen oder überhaupt menschlichen Gesellschaft (1. Kor. 12; Röm. 12; Eph. 4 und die verschiedenen Schriften der verschiedenen Apostel selbst). Was wahrhaft göttlich ist und für Menschen gegeben, muß auch wahrhaft menschlich sein; es muß sich anschließen an ihre wahren Bedürfnisse und entsprechen ihren wahren Gesetzen, und die göttliche Religion des Evangeliums ist nur darum mehr als alles, was Menschen erfunden haben, weil sie für alle Zeiten ausreicht und einem jeden in jeder Zeit und auf jedem Standpunkte alles gibt, was er zum Heil seiner Seele braucht, wenn er nur die Ordnung und den Weg des Heils sich gefallen lassen und also auf die rechte Art das sich aneignen will, was das Evangelium ihm und allen bietet.

Die historische Auffassung der Heiligen Schrift.

Referat gehalten vor der Kreis-Pastoralkonferenz in Buffalo, N. Y. von P. H. Horny.

Die Behandlung einer bestimmten theologischen Frage ist für gewisse Zeitalter charakteristisch. In den ersten Jahrhunderten beschäftigte die theologische Arbeit sich vor allem mit der Trinität, Christologie und Soteriologie; später mit der Sakramentslehre. Zu andern Zeiten

traten, den ganzen Zeitverhältnissen entsprechend, andere für die theologische Wissenschaft wichtige Fragen in den Vordergrund. Die theologische Welt unserer Tage sah sich vor die Aufgabe gestellt, die Heilige Schrift unter dem Gesichtspunkt der historischen Auffassung in einer Weise zu erforschen, wie dies nie zuvor geschehen ist. Historische Auffassung der Bibel oder nicht, das war während der letzten Dekaden eine theologische Zeitfrage, die alle andern an Bedeutung überragte.

Man hat sich inzwischen beruhigt, und fast die gesamte Bibelforschung, sowohl konservativer als liberaler Richtung, steht heute unter dem Zeichen „geschichtlicher Auffassung". Es wird uns klarer, was die historische Auffassung will und bedeutet, wenn wir zuerst versuchen, kurz darzutun, unter welchen Gesichtspunkten man die Heilige Schrift früher ansah und erforschte.

In den ersten Jahrhunderten war die allegorisch-symbolische Auslegung sehr beliebt und fand in Origenes ihren Hauptvertreter. Man sah in der Bibel ein Buch voll wunderbarer Geheimnisse. Jeder Vers und jedes Wort der Schrift war eigentlich nur die Form, der Körper für unzählige Wahrheiten und Offenbarungen. Die Aufgabe des Forschers war es, festzustellen, was das Wort der Schrift alles bedeuten und enthalten könne. Daß solch eine Auffassung reich an allerlei Sonderbarkeiten war, ist leicht verständlich.

Später bürgerte sich mehr und mehr die Sitte ein, die Heilige Schrift vom dogmatischen Standpunkt aus zu beurteilen. So lehrt die Kirche, und weil die Kirche, die doch ihre Lehren aus der Schrift hat, von jeher so gelehrt hat, müssen in der Schrift die Lehren der Kirche enthalten sein. Man trat mit bestimmten vorgefaßten dogmatischen Anschauungen an die Bibel heran, für die man dann in dem unfehlbaren Wort Gottes Belege und Beweise fand. Diese von der gesamten Scholastik und der spätern protestantischen Orthodoxie angewandte Theorie ist noch heute vielfach gebräuchlich, jedoch kaum bei den wissenschaftlichen Vertretern der Bibelforschung zu finden. Beide der genannten Anschauungen sind supranaturalistisch, d. h. das Uebernatürliche ist der bestimmende Faktor bei der göttlichen Offenbarung.

Außerdem wäre noch auf die rationalistische Betrachtung der Heiligen Schrift hinzuweisen. Sie behauptet, daß die Gotteserkenntnis und die ethischen Grundsätze der Bibel ein rein natürliches Produkt des menschlichen Geistes seien. Jesus ist der vollkommenste Lehrer der Tugend und jener natürlichen Religion. Abgesehen davon, daß die rationalistische Auffassung keinen Raum ließ für wirkliche Offenbarung, war bei ihr von geschichtlichem Verständnis der Schrift keine Rede. Zu welchen Extravaganzen sich der Rationalismus z. B. in den Wundererklärungen verstieg, ist zur Genüge bekannt. Man denke nur an die Auslegung eines Reimarus, Renan und Dr. Paulus. Anderseits ist nicht zu leugnen, daß gerade die Kritik der Aufklärung (ich denke hier vor allem an Strauß und Baur) mit dazu beitrug, einer gesunden historischen Auffassung der Heiligen Schrift den Weg zu bahnen.

Es sind aber vor allem drei bedeutsame Faktoren, die anregend in dieser Beziehung wirkten. Die klassische deutsche Dichtung — namentlich Lessing, Herder und Goethe —; die einen gewaltigen Aufschwung nehmende Naturwissenschaft; und endlich das vertiefte Studium der Geschichte mit seinen großen Errungenschaften.

Schon Vatke in seinem Werk: „Die Religion des Alten Testaments" (1838), wandte die historische Betrachtungsweise an und fand Nachfolger in Ewald und Hitzig. Jedoch war es Wellhausen, der sie zuerst voll zur Geltung brachte und scharf betonte. Seine glänzende Darstellungsgabe trug mit dazu bei, seine Werke zu verbreiten. Geradezu epochemachend wirkten die 1878 in erster Auflage erschienenen „Prolegomena zur Geschichte Israels." Seit jener Zeit hat die historische Auffassung — sowohl auf alt- wie neutestamentlichem Gebiet — festen Fuß gefaßt.

Was sind nun die charakteristischen Merkmale dieser Auffassung? Die historische Betrachtung der Heiligen Schrift betont es vor allem scharf, daß überall wo Leben ist, Entwicklung sein muß. Das religiöse Leben aber, resp. die göttliche Offenbarung, ist von diesem allgemein gültigen Gesetz nicht ausgeschlossen. Die ganze Offenbarungsgeschichte, die nach meiner Ueberzeugung in Jesus Christus ihren Höhepunkt erreicht, ist ein stetiger Entwicklungsprozeß vom Niedern zum Höhern. Immer klarer, immer reiner, immer vergeistigter wird die Offenbarung, bis uns in Christus die Fülle der Gottheit leibhaftig entgegentritt. Aber das wollen wir festhalten, Gott ist es, der die Entwicklung leitet; er bestimmt die Richtung und setzt das Ziel.

Es ist der historischen Auffassung ferner selbstverständlich, daß jede Urkunde der göttlichen Offenbarung den Stempel ihres Verfassers und ihrer Zeit trägt. Man läßt sich dabei von der Erkenntnis leiten, daß die göttliche Offenbarung nur dann recht verstanden und recht gewürdigt werden kann, wenn man sie aus ihrer Zeit heraus zu verstehen sucht. Sie ist ja nicht etwas, das sich ganz unabhängig von der übrigen Geschichte der Menschheit entwickelt hat, sondern im engsten Zusammenhang mit derselben steht. Der Bibelforscher also, welcher die historische Auffassung vertritt, fragt bei Betrachtung eines Buches der Heiligen Schrift: „Wann, von wem, warum, wozu, an wen, unter was für besondern Umständen wurde dieses Schriftstück verfaßt?" „Was wollte der Prophet, Apostel, Jesus seiner Zeit, was wollen sie uns sagen?" Er sucht sich sodann genau über die sozialen, politischen, kulturellen, religiösen Verhältnisse jener Zeit, auch aus nichtbiblischen Quellen zu informieren. Er studiert nicht nur die Geschichte Israels, sondern auch die der Völker, mit denen Israel in Berührung kam und von denen es natürlicherweise beeinflußt wurde. Damit wird die göttliche Offenbarung keineswegs bezweifelt, sondern erst recht faßbar gemacht und tritt uns in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit entgegen. Lessing hat gewiß recht, wenn er die Geschichte die Erziehung des Menschengeschlechts durch Gott nennt. Die Geschichte Israels nun ist Heilsge-

schichte in besonderm Sinn. Dies Volk wurde zum Träger von Gottesoffenbarungen, wie wir sie bei keinem andern Volk finden. Die historische Auffassung bestreitet das durchaus nicht. Nicht nur konservative Vertreter derselben wie König, Buhl, Kautzsch, Zahn, Schürer, sondern auch freier gerichtete reden ausdrücklich von göttlicher Leitung und von göttlichem Walten in der Heilsgeschichte.

Prof. Duhm, ein hervorragender Repräsentant der Wellhausenschen Schule sagt: „Es bietet sich keine andere Basis dar, als die Notwendigkeit, bei wirklichen Fortschritten in der Religion eine providenzielle Führung anzunehmen.“ Gunkel, der bekannte Berliner Gelehrte, läßt sich also vernehmen: „Unerschütterlich bleibt die Ueberzeugung, daß in dem Werdegang der israelitischen Religion das Walten Gottes sich offenbart.“ Lassen Sie mich hier noch einen konservativen Vertreter der historischen Auffassung zitieren. Prof. Stave, ein Skandinavier, urteilt in seiner Broschüre, betitelt: „Der Einfluß der Bibelkritik auf das christliche Glaubensleben,“ folgendermaßen über die historische Betrachtung: „Daß die großen Gottesmänner von einem festen Glauben an Gott und an die Wahrheit seiner Offenbarung beseelt waren, hat man niemals bezweifelt. Was aber dieser Glaube für sie selbst in ihrer Arbeit und ihrem Wirken für das Reich Gottes bedeutete, ist erst in ein klareres Licht durch die historisch-kritische Bibelforschung gestellt worden. Während die ältere Betrachtung so gut wie ausschließlich auf die höheren Impulse und Antriebe von oben sah, hat diese Forschung uns auch gelehrt, auf die Zwischenursachen zu sehen und sie in Rechnung zu ziehen. Dadurch ist die religiöse Entwicklung selbst uns faßbarer geworden und sind die auftretenden und handelnden Organe uns näher getreten und teurer geworden. Sie stehen fortfahrend da als besonders begnadete Gottesmenschen, als Erzpfeiler mitten unter einem untreuen und wankelmütigen Geschlecht.“ Und an anderer Stelle: „Die großen Gottesmänner stellen sich einer historischen Betrachtung als wirkliche Realisten dar, d. h. als mit ihrem Leben und ihrer Arbeit auf die lebendige Wirklichkeit ihrer eignen Zeit auf ihre Bedürfnisse und Aufgaben gerichtet, zugleich aber den Blick stetig frei und offen zum Himmel gewandt, woher das Licht der Offenbarung ihnen entgegen leuchtet.“

Schließlich ist besonders hervorzuheben, daß die historische Auffassung objektiv sein will. Sie fragt daher nicht in erster Linie, was haben andere über die Bibel zu sagen, sondern was sagt die Bibel selbst? Sie findet daher, wie Prof. Bachmann (Erlangen) sehr richtig bemerkt, den Maßstab ihres Urteils in den Gegenständen selbst, und nicht in überlieferten Anschauungen über sie. Sie hat, anders als der alte Rationalismus, Respekt vor der Geschichte und anders als der alte Orthodoxismus, ein Gefühl für Geschichte. Die geschichtliche Grundlage unsers Glaubens wird durchforscht bis ins Kleinste, und gewiß nicht ohne Segen. Nie zuvor ist der Ruf: „Zurück zu der Bibel!“ „Zurück zum

Evangelium!" „Zurück zu Jesus!" eindringlicher erschollen als gerade in unserer Zeit.

Der schon oben zitierte Prof. Bachmann wertet (in seiner Schrift: „Was kann unsere Kirche, die Kirche des schriftgemäßen Bekenntnisses, von der modernen Theologie lernen") die historische Auffassung also: „Die Tradition, die wir hinsichtlich der Heiligen Schrift empfangen haben, wird in mehr oder weniger Punkten korrigiert. Die moderne Theologie hat, auch wenn man alles bloß Hypothetische ausschließt, doch erkannt, daß das Welt- und Geschichtsbild der Bibel nicht fehler- und lückenlos ist. Sie ist immer mehr zur Anerkennung der Tatsache gekommen, daß wir in den einzelnen literarischen Gruppen der Bibel nicht uniforme Lehrdarstellungen besitzen, sondern daß uns hier lebendige und individuelle geistliche Persönlichkeiten entgegentreten, von denen die alle verbindende Wahrheit doch eigenartig, d. h. aber verschiedenartig erfaßt wird. Sie hat sich in allen ihren Richtungen dahin verständigt, daß die Bibel als Begleiterscheinung oder besser als Bestandteil eines großen Geschichtsverlaufs zu würdigen ist, so daß ein organisches Verständnis der Bibel nie an der geschichtlichen Zeitlage vorübergehen darf, der das einzelne Buch angehört. Demnach hat sie die allegorisch-dogmatische Auslegung durch die historisch-objektive ersetzt, in dem Werdegang der Offenbarung die Stufenunterschiede zwischen Altem und Neuem Testament und innerhalb jedes einzelnen selbst erkannt, und die Offenbarung nicht, wie der Orthodoxismus tat, als Mitteilung der zum Heile nötigen Glaubensartikel, sondern als ein sich wachstümlich entfaltendes Handeln Gottes mit der Menschheit verstehen gelehrt."

Was hat die Kirche von der historischen Betrachtung der Heiligen Schrift zu lernen? Auch darauf antwortet Prof. B. in derselben Schrift: „Sie hat ihren Schriftbeweis immer mehr dem neugewonnenen organisch-historischen Verständnis der Bibel anzupassen. Sie muß in ihrem Bekenntnis von der Heiligen Schrift brechen mit der Vorstellung einer mechanischen Inspiration und erkennen, daß es Gottes Wille nicht war, uns durch einen dogmatisch-gesetzlichen Buchstaben zu leiten, aber auch zu binden. Sie muß in ihrem Schriftgebrauch den Stufenunterschied zwischen Altem und Neuem Testament beachten, darf nicht einzelnes willkürlich aus dem Zusammenhang reißen, darf nicht die Propheten, Moses oder gar die Patriarchen verchristlichen. Die Kirche muß ihre Lehre von Christi Person und Werk erweitern und fortbilden, daß darin jene Wirklichkeit, für die uns die moderne Theologie die Augen geöffnet hat, die Wirklichkeit des irdisch-menschlichen Personenlebens Jesu mit dem vollen Nachdruck der ihr gebührt, Raum finde." So Bachmann.

Wir aber wollen Gott dankbar sein für neues Licht in Bezug auf alte Gotteswahrheiten, das er uns in unserer Zeit geschenkt hat. Wir wollen uns nicht fürchten vor einer Bibelforschung, die sich auf ihr Banner geschrieben hat: "Fiat lux!" Vielmehr wollen wir von ihr

lernen, lernen, damit uns dadurch näher trete und lieber werde die hehre Gestalt dessen, der uns von Gott gesetzt ist zur Weisheit und zur Gerechtigkeit und zur Heiligung und zur Erlösung — Jesu Christi, welcher derselbe ist gestern, heute und in Ewigkeit.

Sonntagsruhe oder Sonntagsheiligung?

So lautet der Titel eines kleinen Schriftchens von Friedrich Daab, das er als „ein notwendiges evangelisches Wort zur Sonntagsfrage" bezeichnet (Tübingen, J. C. B. Mohr, 1903. 37 S. 80 Pf.) Dem Theologen wird es nichts Neues bieten, aber weitern Kreisen sehr interessant sein. Denn die meisten werden noch immer völlig davon überrascht sein, daß ganz offenbar nach den Zeugnissen der Bibel und der ältesten Kirche der jüdische Sabbat und der christliche Sonntag nichts miteinander zu tun haben, daß man bis auf Konstantin weder von einer Verlegung des Sabbats auf den Sonntag, noch überhaupt von einem göttlichen Gebot in Betreff des Sonntags, noch von einer Ruhe der Arbeit an diesem Tage, außer zu gottesdienstlichem Zweck, etwas weiß und in judenchristlichen Kreisen beide Tage nebeneinander feiert. Der Sonntag ist lediglich Tag der Zusammenkunft und Belehrung, der Sabbat sozialer Ruhetag und für die Christen mit dem ganzen jüdischen Gesetz aufgehoben. Dafür legen noch bis hin zu Augustin und Gregor dem Großen die Kirchenväter Zeugnis ab. Später wird die Sonntagsruhe als ein Gebot der Kirche verlangt und die Uebertragung des Sabbatgebots auf den Sonntag kraft der kirchlichen Autorität ausgesprochen. Noch mehr aber werden viele erstaunt sein, daß in diesem Punkt gerade die orthodoxesten Vertreter der Bekenntnisschriften gar kein Bedenken gehabt haben, selbst von der Kanzel herab direkt den Bekenntnisschriften zu widersprechen, die genau den altchristlichen Standpunkt vertreten. Es hätten hier neben der Augsburgischen Konfession und Luthers Katechismen und sonstigen Aussprüchen noch manche der zeitgenössischen reformatorischen Katechismen erwähnt werden können, wie sie jetzt unter den Monumenta Germaniae paedagogica von F. Cohrs gesammelt und herausgegeben sind. Sie heben den Sabbat völlig auf im Sinne der Heiligung aller Tage und wissen von einer Arbeitsruhe nichts. Wir brauchen einen Tag zur Lehre und Gemeinschaft, doch das ist menschliche Einrichtung, wir könnten auch den Montag oder sonst einen nehmen. Daneben ist es nützlich zur Weltordnung, weshalb es Gott auch den Juden gebot, dem arbeitenden gemeinen Haufen einen Tag der Ruhe zu gönnen für den Leib. Wer aber selber der Ruhe nicht bedarf, der sündigt nicht, denn hier handelt es sich nur um Erfordernisse der Natur. Es unterliegt der freien Beurteilung hinsichtlich der Zweckmäßigkeit der Sache. Zwingli, Calvin, die lutherischen Kirchenordnungen, die reformierten Symbole halten alle denselben Standpunkt fest, wie später auch noch Zinzendorf und die Brüdergemeine. Aber das orthodoxe Kirchentum ging völlig in die judaistische

Gebundenheit an den Buchstaben des Dekalogs zurück, und eben daher will man heute nach englischem Vorgang sich die Heilmittel des Volkes holen, indem man pädagogische Rücksichten zur Entschuldigung vorgibt. „Evangelisch" scheint mit „unpraktisch" identisch zu werden. Der Verfasser schließt kurzerhand mit Achelis Worten: „Göttliches Gebot hinsichtlich der Sonntags*feier* ist das Eine, daß das Wort Gottes geehrt und die Gemeinde Christi geliebt werde." Und er fügt hinzu: „Und das sollte billig alle Tage geschehen."

Die soziale Sonntags*ruhe* sei ein ganz ander Ding und Sache des Staates; nur so weit es zur würdigen und ausgedehnten Sonntags*heiligung* nötig ist, haben wir zu ihrer Durchführung mitzuhelfen.

Aber so klar und richtig die prinzipiellen Erörterungen sind, mir scheint, der Verfasser hätte hier nicht aufhören dürfen. Denn was bedeutet nun Sonntagsheiligung? Doch nicht nur das Gottesdienstliche? Da nun das Soziale nur so weit es zur Sonntagsheiligung nötig ist, vertreten wird, so liegt hier offenbar ein neuer Begriff des Sonntags zu Grunde, der geheiligt werden soll. Das heißt: die Sache ist nicht klar zu Ende geführt. Versuchen wir's, sie zu Ende zu denken.

Der Staat erzwingt doch ganz gewiß nicht die Sonntagsruhe dem Ansturm der religiösen Schwärmer zuliebe, sondern lediglich gezwungen durch die Wucht der sozialen Notwendigkeit. Die Aerzte, die Staatsmänner sind es, in denen er ganz durch sich selber aus sachlichen Gründen sich durchsetzt, ohne jede Rücksicht auf das Alte Testament. Der Staat schützt ihn wie das Eigentum, weil er in ihm eine soziale Grundbedingung ersten Ranges für das Gesellschaftsleben erkennt. Anders ist ein solch gewaltiges Durchdringen des Sonntagsgedankens in der Gesetzgebung unserer Zeit ganz undenkbar. Es ist keine Frage, daß uns diese Tatsache über die Reformation und das Neue Testament wieder zum Alten Testament zurückführt, nicht in Buchstabengläubigkeit, sondern in klarer Erkenntnis großer Gedanken des israelitischen Volks, die noch heute grundlegend für unser bürgerliches Leben sind. Das Evangelium kennt allein die Freiheit der Seele von allem Zwang und das Gesetz der Liebe, davor versinkt zunächst die ganze Welt mit all ihren Gesetzen, aber der liebenden Arbeit an der Welt gehen neugeboren überall auf jedem Gebiet eigne große Ordnungen und Gesetze als unverrückbare Lebensbedingungen auf. Solche Naturgesetze des Menschen-, Familien-, Gesellschafts- und Staatenlebens, in denen eben das Wesen all dieser Ordnungen beruht, bezeichnet Luther in voller Freiheit als göttliche Gesetze. Man wird sich auf keine besondere Form steifen können, aber doch zugeben müssen, daß, wenn der Sonntag für die Gesamtheit etwas ist wie Luft und Licht für die Blume, wenn ohne ihn das Volk nicht gedeihen kann, daß denn doch wohl etwas wie ein göttliches Gesetz in diesem Sinn dahinter steht. Weder die Zeit Jesu noch die Luthers mit ihrer Ueberfülle und Strenge der Feiertage bot einen Anlaß, dies herauszuarbeiten; der Sabbat war eine rein priesterliche

unfreie Institution zur Schädigung des Lebens, also zu seinem Gegenteil geworden. Erst die soziale Not konnte ihn uns wieder lehren. Sie bringt unsere Zeit wieder viel näher jener Zeit der großen Kulturknechtschaft Aegyptens, aus der heraus Deut. 5, 14. 15 das Sabbatgebot motiviert wird: „Denn du sollst gedenken, daß du auch Knecht in Aegyptenland warst und der Herr, dein Gott, dich von dannen ausgeführt hat mit mächtiger Hand und ausgerecktem Arm. Darum hat dir der Herr, dein Gott, geboten, daß du den Sabbattag halten sollst.

Unauslöschlich ist es Israel eingeprägt, wie es dem zu Mute ist, der keinen Tag der Freiheit und des Aufblicks und der Erquickung hat. Darum soll der Israelit Sohn und Tochter, Knecht und Magd und allem, was in seinem Hause ist, einen Tag der Freiheit gönnen. Es ist also nicht richtig, wenn Daab meint, daß der Israelit diese Pflicht nur so „im letzten Grunde" auf Gott zurückführe, wie er sein ganzes Leben unter den Sehwinkel der göttlichen Urheberschaft stellte. Im Gegenteil, er motiviert eben diesen Tag direkt mit der Erlösungstatsache, mit dem fundamental-israelitischen Bewußtsein der Befreiung aus dem ägyptischen Knechtshause. Was mit diesem Gedanken verbunden ist, ist allemal charakteristisch für den speziell israelitischen Gottesbegriff. Es ist der soziale Gott, dem das Menschenleben mehr ist als alle Kulturgüter, unter denen der Mensch geknechtet und rechtlos wird. Sein Tag ist der Sabbat als ein Tag der Freiheit und Erquickung des Menschenlebens, ebenso wie sein besonderes Schutzgebiet, sein eigenstes Interesse die von Menschen vernachlässigten Witwen und Waisen und alle Rechtlosen sind. Gerade der wahre Geist des alten Sabbats spricht aus Jesu zürnendem Worte: „Soll man am Sabbat Gutes tun oder Böses tun? das Leben erhalten oder töten?" Mark. 3, 4.

Seinem innersten Motiv nach ist demnach der Sabbat ein Tag, der dem Menschen die Möglichkeit geben soll, aus der ihn allmählich unfehlbar erdrückenden Last der toten Dinge und Verhältnisse seiner Berufsarbeit, aus der Tretmühle der einseitigen Beschäftigung sich zum ganzen Menschen wieder herzustellen, seiner selbst als Mensch wieder bewußt zu werden. Da geht das Geistige mit dem Leiblichen völlig Hand in Hand: Gottesdienst, der ja doch auch nicht um Gottes willen notwendig ist, persönliche Gemeinschaft von Mensch zu Mensch, Familienleben, Kunst, Freude, leibliche Erquickung oder gerade solche Tätigkeit, die das, was an der ganzen Persönlichkeit in der Woche zu kurz gekommen ist, übt und mit dem andern in Gleichklang setzt. Man wird zugeben, daß das der Gesichtspunkt aller heutigen Sonntagsgesetze ist, diese Möglichkeit wenigstens notdürftig jedem Menschen zu geben. Und daß dies geschieht, ist unbedingt eins der allerersten Gebote der Menschlichkeit. Wer dem Menschen diese nimmt, nimmt ihm die Möglichkeit, als Mensch zu existieren, nimmt ihm mehr als der Dieb, der seine tote Habe antastet. Wir haben es hier mit einer Grundbedingung des Kulturlebens zu tun, die mindestens dem Eigentum, dem guten Namen und der Familie gleichwertig ist. In der heroischen Zeit des Evangeliums

können Helden ohne das alles leben, und vor den rein persönlichen Lebensfragen verliert alles dies als etwas Aeußeres seinen Wert. Da wir aber als Glieder in einem Volke leben und am Kulturleben arbeiten, so sind und bleiben uns dessen Grundbedingungen die Gottesgebote für dieses Gesamtleben: das dritte so gut wie das vierte, das siebente und das achte. Es sind unsere eignen Lebensbedingungen.

Es wäre also im Grunde zu unterscheiden nicht zwischen dem sozialen und dem gottesdienstlichen Sonntag, sondern nur zwischen dem religiösen Sonntag, der um Gottes willen da und an sich selbst Gott heilig ist, und dem sozialen Sonntag, der den gottesdienstlichen als seinen Höhepunkt mit umfaßt. Jener ist eine heidnische Verirrung und hat die Tendenz, den Staat zum Büttel der Kirche, die Kirche zu einer Polizei, die Sonntagsarbeit zu einem Sakrileg zu machen ohne Rücksicht auf menschliche Bedürfnisse und so schließlich das Leben mit einem blinden Gesetz zu ertöten; dieser ist eins der ersten Gebote der Menschlichkeit, der Liebe, der innern Notwendigkeit zur Erhaltung des Menschenlebens im höchsten Sinne. Darum hat diesen die Kirche in vollem Maße und mit nachdrücklichsten Ernst innerlich zu begründen und dem Staate wie dem einzelnen zu predigen, bis er unausrottbar im Bewußtsein sitzt: aber im Sinne der Polizei hat die Kirche nicht einen Finger zu rühren, so wenig es ihre Aufgabe ist, Diebstähle und Beleidigungen zu verfolgen. Sie wendet sich an die freie Ueberzeugung. Doch wird sie alle zur Mitarbeit an einer solchen sozialen Reform aufrufen, daß jeder im deutschen Volke seinen Sonntag haben könne. Wo aber in unserer hastenden Zeit noch der Sonntag aus religiöser Gebundenheit respektiert wird, da möchte ich um keinen Preis eine voreilige Aufklärungsarbeit um der rein evangelischen Theorie willen tun und so vielleicht einen großen sozialen Segen zerstören, sondern ich würde die Praxis erst recht positiv auf ihre innere Notwendigkeit zurückführen und begründen. Was dann noch weiter nötig ist, ergibt sich schon von selbst.

(Aus: „Christl. Welt.“ Hans von Lüpke.)

Unbekannte und verkannte Größen.

Von Geo. Moser, Aurora. Ill.

In meinen frühern Jahren mußte ich zu meiner größten Verwunderung hören, daß man Männer, die mir wegen ihres hohen Geistes, ihres erleuchteten, edeln, christlichen Sinnes, ihrer Sittenreinheit und gewissenhaften Berufstreue ungemein lieb und wert geworden waren, ganz in der Stille als Pietisten, Mystiker und Theosophen bezeichnete und liebreich bemitleidete. Ja, man ging noch weiter: diese Männer wurden, wo es eben anging, ignoriert und vor ihnen gewarnt. Ich fing nun an, mich eingehender mit dem Studium der Schriften dieser Männer zu beschäftigen.

Man sagte mir: Arndt ist ein Mystiker. Da las ich den Arndt. Und ich fand ihn klar wie des Himmels Blau, tief wie die Abgründe des Meeres, reich wie die Goldminen unsers Erdteils; blühend wie der

holde Mai, lieblich wie eine Blume zu Saron, fromm wie ein rechter Christ. Da dachte ich: „Schmach über die Unverständigen, die uns eine der herrlichsten Zierden der Gottesgelehrtheit verunehren wollen. Daß sie doch lieber etwas von ihm zu lernen begehrten!"

Man sagte mir: Spener ist ein Pietist, ja der Vater der Pietisten. Da las ich den Spener, besonders seine kleine Schrift: „Pia desideria, oder herzliches Verlangen nach einer gottgefälligen Besserung der evang. Kirche." Und ich fand in ihm einen Mann, von dem ein Lebenshauch in die Kirche ausging, der dieselbe auf mehr als drei Menschenalter hin segensreich befruchtete. Und obgleich ihm die damalige lutherische Streittheologie nicht weniger als 283 Lehrirrtümer nachzuweisen versuchte, so blieb er auf keine dieser Anklagen, die meistens den Charakter von gehässigen Schmähartikeln trugen, die Antwort schuldig. Da dachte ich: „Dich schmähen ist freilich viel leichter als denken, fühlen, glauben, lieben, dulden, hoffen und sterben wie du!"

Man sagte mir: Scriver ist ein Mystiker. Da las ich den Scriver. Und ich fand in ihm einen Prediger, wie mir unter den neuen noch keiner vorgekommen ist — lichtvoll wie die Alpengipfel beim Aufgang der Sonne in ihrer Pracht; scharf wie das Schwert Gideons; süß wie Honig und Honigseim, mild wie eine Frühlingsau im Morgenschimmer, fruchtbar wie ein von Gott gesegneter Garten. Ich fand in ihm einen Mann ohne Gleichen unter seinen Zeitgenossen, einen Prediger, der in den weitläuftigen Hallen der Schrift umherging und Bescheid wußte wie in seinem eignen Hause. Er ist nie unter, nie über der Schrift, sondern allezeit in ihrem lebensvollen Mittelpunkt. Wie viele berühmte Prediger dieser Zeit erscheinen mir neben dem Alten wie der Dornstrauch neben der Zeder Gottes, oder doch wie das arme Dorfkirchtürmlein neben dem Straßburger Münster. Da dachte ich: „Geht in die Schule, ihr Knaben, und lernt erst was von dem alten Meister, ehe ihr mitreden wollt unter Männern!"

Man sagte mir: Schmolke ist ein Pietist. Da las ich den Schmolke. Und ich fand in ihm einen Beter, wie ich unter den Leuten dieses Geschlechts keinen mehr kenne — angetan mit Kraft aus der Höhe, vor den Riß stehend wie ein Elias, nicht nachlassend, bis der Höchste drein sah. Da dachte ich: „Du heiliger Beter, bitte droben um Erleuchtung für uns, und um Vergebung für den Unverstand und für die Rohheit dieses Geschlechts; denn sie ist sehr groß!"

Man sagte mir: Jung Stilling ist ein Mystiker. Da las ich den Stilling, und ich fand einen milden, sanften, geistreichen, phantasievollen Lehrer der evangelischen Wahrheit, der den Weg Gottes recht lehret, einen Freund der Menschen, der Heiligen Schrift, des Erlösers, wie wir alle sein sollten, aber nur wenige es sind; einen Mann, der des Blinden Auge und des Lahmen Führer war, einen Arzt für den Leib und für die Seele; einen Geist, der zwar oft eigentümliche, originelle Gedanken auf die Bahn bringt, aber Verworrenes, Gefährliches, dem

Christentum Schädliches ist nicht darin. Zur Ehre Gottes kann und soll alles gereichen, was er geschrieben hat. Da liebte ich den liebenswürdigen Alten, den segensreichen Volksschriftsteller, den großherzigen Christen und dachte: „Es ist wohl leichter, dich einen Schwärmer zu nennen, als in deinen Fußtapfen zu wandeln und inmitten einer trüben, dunkeln Zeit sein Licht leuchten zu lassen. Dein Andenken bleibe im Segen!"

Man sagte mir: Jakob Böhme ist ein Mystiker. Da las ich den „Philosophen Teutonicus", den merkwürdigsten aller Schuster, und ich fand in ihm einen der tiefsinnigsten Denker der deutschen Nation, einen Mann, der „eines Hauptes höher war als alles Volk," und der auf viele empfängliche Gemüter eine fast zauberhafte Wirkung ausübte. Ja, so groß war die Anziehungskraft, daß die größten Philosophen mit den Krügen ihres Wissens, aus denen sie ihren Durst gelöscht, hingepilgert sind zu dieser abseits gelegenen, geheimnisvollen Wunderquelle, um daraus das Beste zu schöpfen für ihren eignen Schmuck. So hat sich z. B. Hegel vor diesem „gewaltigen Geiste" gebeugt und ihn als den tiefsten aller Philosophen erklärt. Schellings philosophisches System erhielt eine wesentliche Umänderung von der Zeit an, als er sich mit Böhme beschäftigte. Baader hat es als seine Lebensaufgabe angesehen, der Welt das Verständnis Böhmes zu erschließen. Der große französische Philosoph Louis Claude de St. Martin erlernte die deutsche Sprache hauptsächlich zu dem Zweck, um Böhmes Werke ins Französische zu übersetzen. Dr. Walter, der Direktor des chemischen Laboratoriums zu Dresden saß drei Monate lang auf seinem Schusterstuhl zu den Füßen des großen Görlitzer Schusters, um in Rede und Gegenrede in die Geheimnisse der Natur einzudringen. Freilich ist Jakob Böhme kein systematischer Philosoph; sein Denken ist kein abgerundeter und abgeschlossener Ideengang. Er kennt keine Schablone und keine Kategorien. Die Logik ist nicht seine Gespielin und die Dialektik nicht seine Schaffnerin. Auch fehlen ihm bei der Armut seiner Sprache für viele Bilder seiner Seele die Worte und Ausdrücke, so daß er sich eine eigne Terminologie schaffen mußte. Das alles erschwert das Verständnis seiner Gedanken. Aber sollen wir uns nach dieser Seite hin durch einen Heiden beschämen lassen? Als nämlich Sokrates den schwer zu verstehenden Heraklit studierte, sagte er: „Was ich von ihm verstanden habe, ist herrlich und trefflich; darum glaube ich, daß auch das übrige, was ich bis jetzt noch nicht verstehe, ebenso gut und wahr sei; aber es erfordert einen delischen Schwimmer."

Böhme hat nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Kirche eine große Erbschaft hinterlassen. Für letztere ist er der treueste Bundesgenosse im Philosophenmantel gewesen. Fast hätte sie ihm für seinen Dienst ein ehrliches Begräbnis versagt. Wie Lessing seinen Götze, so hatte er seinen Richter gefunden, so daß auch auf ihn das Wort des Psalmisten zutreffend ist: „Sie haben mich oft gedränget von meiner

Jugend auf; aber sie haben mich nicht übermocht." Wäre der Pastor von Görlitz der Papst in Rom gewesen, Böhme hätte wie Savonarola den Tod in den Lohen des Feuers gefunden. Und doch kniete kein zweiter Philosoph wie er zu den Füßen des göttlichen Meisters, trank kein zweiter wie er in seinen letzten Stunden aus dem Kelch der Kirche, lauschte kein zweiter wie er den Engelstimmen höherer Harmonie, sprach kein zweiter wie er sterbend: „Nun fahr ich hin ins Paradies!"

Wenn ich mir dann das Leben dieses gefeierten Königs aller Mystiker, der zugleich ein demütiger Knecht Gottes und auch ein ganzer Sohn der lutherischen Kirche war, vergegenwärtigte, so kam mir wohl der Gedanke: daß doch seine Kritiker zuerst etwas von ihm lernen möchten und zwar etwas gründliches, bevor sie seine Lehre verunstalten und dem öffentlichen Gelächter preisgeben, wie es schon oft geschehen ist.

Man sagte mir ferner: Tauler, Fénelon, Zinzendorf, Tersteegen, Haman, Oetinger, Baader sind teils Pietisten, teils Mystiker. Da las ich auch in den Schriften dieser Männer, was mir zu Händen kam, und ich habe bei allen mehr oder minder das Nämliche gefunden: Kraft und Salbung, Gediegenheit des Wissens und Kindlichkeit des Glaubens, Erhabenheit der Gedanken, Stärke der Empfindung, Wahrheit des Gefühls, Frische und Schönheit des Ausdrucks, und besonders ein in Gott ergebenes, in Gott ruhendes, in Gott sich freuendes, alles Zeitliche vergessendes, von oben herab betrachtendes Gemüt. Wohl fand ich manches auch — und das soll nicht verschwiegen werden — was mir nicht einleuchtete, was ich anders ausgedrückt wünschte, was mißgedeutet, was angefochten, widerlegt werden kann. O ja, aber das alles schwindet dahin vor dem großen, herrlichen Ganzen; überall sind Königstafeln gedeckt, von deren abfallenden Brosamen das arme darbende Geschlecht satt und froh werden könnte; überall Adlerflug nach oben, wovon das Gewürm, so auf Erden kreucht, keine Ahnung hat.

Ich habe auch gefunden, daß die Pietisten und Mystiker zum mindesten Geschwisterkinder sind, und daß man einen Teil dieser Leute wohl mit Recht Mystiker nennt, nicht weil dasjenige, was in ihren Schriften enthalten ist, an sich dunkel und finster ist, sondern weil man sich selbst über die Leistungen dieser Männer noch all zu sehr im Dunkel befindet.

Seitdem ich diese Erfahrungen gemacht habe, weiß ich nun, wie ich mit den Leuten daran bin, die, ungeprüft nur so ins Blaue hinein über die Pietisten und Mystiker schimpfen und sie verhöhnen, oder sie kurzweg als Schwärmer verdammen.

Die Abhängigkeit des Erkennens von der Liebe.

Von Herrn Geo. Moser.

Ein Wort eines der bedeutendsten Menschen, die je gelebt haben, des französischen Mathematikers Pascal, ist als besonders wahr und tief häufig nachgesprochen worden; ich meine dies: daß man

menschliche Dinge kennen muß, um sie zu lieben, göttliche aber lieben, um sie zu kennen.

Und wer etwas weiß und erfahren hat auf diesem Gebiet, der weiß auch wie wahr, besonders die zweite Hälfte dieser Behauptung ist. Man kann fast immer darauf rechnen: ergibt sich ein gottentfremdetes, liebeleeres, dem Ewigen abgewendetes Gemüt dem Denken über die übersinnlichen Dinge, so wird sich ihm alles ganz von selbst zur Karrikatur verunstalten und Unglaube oder doch Zweifel, ja auch wohl Spott sind die Ausbeute, die der Forschende davon trägt. So will es eben das Gesetz, daß man das Göttliche lieben muß, um es zu erkennen. Am Ende ist es ganz dasselbe, wenn ein berühmter Kirchenlehrer des Mittelalters den Grundsatz aufstellte, der so oft von oberflächlichen Geistern verlacht worden ist: Ich glaube, damit ich verstehe (credo ut intelligam).

Aber wir können noch weiter gehen als Pascal in jenem Ausspruch ging. Wir dürfen sagen: auch menschliche Dinge erkennen wir nur in dem Maße, als wir sie lieben. Ein roher, gemeiner, unedler Sinn ist nicht fähig, das Gute und wahrhaft Liebenswerte, noch weniger das Aufrichtige und selbst Aufopferungsvolle in den Handlungen anderer zu erkennen. Er liebt eben das Gute nicht, deswegen kann er es auch in andern nicht finden. In den Handlungen anderer, auch der reinsten und besten, sieht er um so mehr Eigennutz und Selbstsucht im Hintergrunde, je preiswürdiger die Gesinnung des Handelnden erscheinen mag. Er vermag dem Guten nichts Gutes zuzutrauen, er wittert überall versteckte Eigenliebe, heimlichen Ehrgeiz oder gar Gewinnsucht. So macht er es im gewöhnlichen Leben, so macht er es selbst auf dem Gebiet der Geschichte und des öffentlichen Lebens, und auch hier ist es oft genug vorgekommen, daß die edelsten Handlungen als Eingebungen der kleinlichsten Selbstsucht verschrien worden sind. Wir wissen es ja, Vertrauen zu haben, das ist eine sittliche Fähigkeit, nicht eine natürliche Gabe. Jeder kann diese Fähigkeit nur haben in dem Maße, als er das Gute liebt und ein Sensorium dafür hat, und in demselben Maße kann er das in andern vorhandene Gute erkennen und darauf bauen.

Die prophetischen Hieroglyphen der Geschichte des Islam.

Dan. 8, 11. 12. Apostg. 9; 16, 12. Joel 2.

Von P. C. J. Naase.

Zwei antichristliche Mächte erscheinen in der Geschichte: das Papsttum und der Mohammedanismus: Afterbilder der beiden Religionen der Wahrheit, die beiden Zeugen des unheiligen Geistes, um die beiden Zeugen des Heiligen Geistes — Israelitismus und Christentum zu verderben.

Es war zu erwarten, daß die Weissagung, die uns gegeben: „ein Licht, das da scheinet, bis der Tag anbreche", diese beiden gefährlichen Mächte kennzeichnen würde — und sie tut es auch. Wir haben in einem

ersten Vortrag das Werden und Niedergehen des Antichristentums, das herausgewachsen ist aus dem römischen Weltreiche, verfolgt und die Erfüllung der Weissagung gezeigt. Wir haben uns heute die Aufgabe gestellt, die prophetischen Hieroglyphen des Antichristentums (wir können auch sagen Antiisraelitismus), das herausgewachsen ist aus dem griechischen Weltreiche, zu betrachten und ihre Erfüllung in der Geschichte zu verfolgen. Wie das westliche Antichristentum als das kleine Horn des lateinischen Tieres gezeichnet ist, so ist ebenfalls das östliche Antichristentum als ein kleines Horn, und zwar des griechischen Tieres gezeichnet. Beide kleinen Hörner bezeichnen nicht ein und dieselbe Macht, wie etliche annehmen, sondern bedeuten den westlichen und östlichen Abfall von den beiden wahren Religionen. Doch lesen wir die prophetische Hieroglyphe Dan. 8, 1—14 und die ausführliche zweifache Erklärung dieser Hieroglyphe Kap. 8, 15—27 und Kap. 11 und 12.— Der Widder am Ulaifluß ist die medisch-persische Weltmacht, diese wird im Kampf mit dem Ziegenbock, der griechisch-mazedonischen Macht, vernichtet. Das große Horn des Bockes ist Alexander der Große; die vier an seiner Statt wachsenden sind die vier Diadochenreiche des Kassander, Lysimachus, Ptolemäus und Seleukus. In genauer Ausführlichkeit werden Dan. 11, 5 und folg. V. prophetisch die Kämpfe der beiden letzteren Diadochenreiche geschildert, wie die Geschichte es erlebt hat und wir sehen wie am Ende ihres Königtums um 175 v. Chr. (um diese Zeit verschmelzen die Diadochenreiche mit dem römischen Weltreiche) aus dem Reiche des Seleukus jener König Antiochus Epiphanes ersteht, der wiederum in seiner Person zu einem prophetischen Typus wird. In seiner Abschaffung des Jehovakultus, und des Opfers, in seiner blutigen Verfolgung der Gläubigen Gottes, mit seinem selbsterfundenen Gott, dem Jupiter-Ammon, einer Verschmelzung von okzident-orientalischen Gottesvorstellungen, den er im Tempel Jehovas verehren läßt, ist er ein wunderbar passendes Symbol des Mohammedanismus. Die prophetischen Aussprüche haben also eine zweimalige, eine kleine und eine große Erfüllung. Obgleich die Weissagung Antiochus ins Auge faßt, geht sie doch offenbar weit über ihn hinaus, es passen die schwerwiegendsten Aussprüche nicht mehr auf ihn. Und ausdrücklich sagt die Weissagung: Das Gesicht geht bis auf die Zeit des Endes. 8, 17. Der Mohammedanismus tat im Großen, was Antiochus im Kleinen tat: er erfand den Kriegsgott Allah, einen aus christlichen und heidnischen Elementen verschmolzenen Gott. „Er erhebt sich über jeden anderen Gott": indem er den Götzendienst ausrottete. „Er tat groß gegen den Fürsten des Heeres": Jesum, den er nicht anerkannte als Gottes Sohn. Er hat das „hattamid", das Beständige, 11, 31: das Opfer Christi, abgeschafft, er glaubt an keine Erlösung durch das Blut Jesu und hat also „die Stätte des Heiligtums vernichtet" in den östlichen Ländern, wie er denn ja auch die buchstäbliche Stätte des Heiligtums: Jerusalem zertritt. „Er vernichtet das heilige Volk des Höchsten": Christen und Juden in den Ländern des Ostens, und hat „die gegen

den Bund Frevelnden" zum Abfall verleitet mit Schmeichelei und Drohung.

Bis in die neueste Zeit gehen die Verfolgungen des Islam. „Er hat erstaunliches Verderben angerichtet": denn an 300,000,000 Menschen schmachten in seinem finstern Geistesbanne. Er hat mit Kriegesmacht die Länder des Südens und Ostens erobert und die Völker Vorderasiens, Egyptens, Nordafrikas, Spaniens, Griechenlands, des Balkans, Persiens und Indiens politisch beherrscht und ihnen seine falsche Religion aufgezwungen. „Nur Edom, Moab und Ammon": die Beduinen der arabischen Wüste, sind seiner Hand entronnen und haben bis heute ihre politische wie religiöse Selbständigkeit bewahrt. Erst als Abd el Wahhab sie für seine Reformpläne gewann, lernten sie den Islam kennen, bis dahin waren sie nur dem Namen nach Mohammedaner. Mit der Vernichtung des Wahhabitismus aber fielen sie wieder ins Heidentum zurück, wie ihre eigenen Häupter erklärt haben.

Auch „das werte Land": Palästina kam in seine Hand und Jerusalem, „auf dem Berge der heiligen Zierde" steht sein Palastgezelt: die Omar-Moschee, „ein Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte".

Er hat seine Anhänger, „die ihm stärken halfen seinen neuen Kriegsgott Allah, reich belohnt und ihnen die Länder zum Lohn ausgeteilt". „Er achtet nicht die Sehnsucht des Weibes nach Menschenwürde, sondern erniedrigt das Weib zur Sklavin und Schlimmerem — durch die Polygamie." „Ueber alles erhebt er sich und gibt der Welt ein neues Gesetz: den Koran, und richtet damit auch geistigerweise einen Greuel der Verwüstung auf an Stelle des Tempels der christlichen Wahrheit." „Und durch seine Klugheit gelingt ihm der Betrug: Millionen von Christen und Juden, des faulen Christentums und Judentums jener Gegenden, sind ihm als leichte Beute zugefallen. „Durch Wohlfahrt verdirbt er viele: durch einen mächtigen Kulturaufschwung, den die mohammedanischen Völker, insonderheit die Araber, nahmen, verführte er auch Starke und Große der Menschen." „Auch die kleine Hilfe der Makkabäerzeit hat in der mohammedanischen Aera seine Parallele in der Kreuzfahrerzeit."

„Bis wann dieses Gesicht?" so ertönt die Frage — und Antwort wird gegeben: bis 2300 Abend-Morgen. Und Vers 17, in der Erklärung der Hieroglyphe wird uns gesagt: „bis zum Ende des Gesichts", bis zu der Zeit, da die Toten auferstehen, Kap. 12, 2. Und Kap. 12, 6 noch einmal die Frage: „Bis wann ein Ende des Wunderbaren?" Und die Antwort: bis zu einer Zeit, Zeiten und eine halbe Zeit. Und Kap. 12, 11 noch einmal eine Antwort auf die Frage und zugleich eine Erklärung der geheimnisvollen Zeitangabe und die Angabe des terminus a quo: „Von der Zeit der Abschaffung des „hattamid" = Beständigen, sind Tage 1290, glückselig, der da wartet und hinreicht zu den Tagen 1335. Wie vereinigen wir diese verschiedenen Zahlen? Die erste Zeitangabe mißt offenbar die Dauer der ganzen Ereignisse, die der Gegen-

stand des prophetischen Gesichtes sind, und wir müssen den terminus a quo in der medo-persischen oder griechisch-mazedonischen Aera suchen.

Wir wiederholen hier, was wir schon in unserem ersten Vortrag gezeigt haben, daß bei diesen prophetischen Zahlen der Jahrtagmaßstab anzulegen sei. Der Ausdruck: „Eine Zeit, Zeiten, eine halbe Zeit" will uns verhindern, die gleich nachfolgende Zahl 1290 und 1335 Tage für buchstäbliche Tage zu nehmen — weil in keiner vernünftigen Sprache eine so kurze Zeit von 1290 Tagen mit dem weitspannendem Ausdruck Zeit, Zeiten bezeichnet würde. Die Angabe 1290 und 1335 aber sagt uns: wie wir die Zeit, Zeiten u. s. w. werten sollen. Auch der Ausdruck „ereb-boker" = Abend-Morgen ist merkwürdig und ein Geheimnis andeutend, er ist nicht zwecklos von dem Heiligen Geiste gebraucht worden. Es bedeutet freilich in der gewöhnlichen Sprache „ereb": Abend und „boker": Morgen, jedoch den Charakter der Hieroglyphen bedenkend, kann ereb sehr wohl Winter bedeuten, besonders da die Grundform ereb auch grau werden, unfruchtbar, dürr sein bedeutet. Und ebenso boker Sommer, da die Grundform boker hervorbrechen von Licht, also sehr wohl Sonnenwende, und auch pflügen bedeutet. Kurz, wir wenden, wozu uns die Konsequenz des historisch-präsentistischen Auslegungssystems nötigt, auch hier den Jahrtagmaßstab an, der offenbar von Gott bei den prophetischen Miniatursymbolen gebraucht ist.

Wie vereinigen wir nun diese verschiedenen Zahlen? Die erste Zeitangabe 2300 Jahre mißt offenbar die Dauer der ganzen Ereignisse, die der Gegenstand des Gesichtes ist — und wir müssen den terminus a quo in der medo-persischen oder griechisch-macedonischen Aera suchen. Die zweite Zeitangabe: Eine Zeit, Zeiten und eine halbe Zeit (die nach Apcl. 12, 6 und 14 gleich 1260 prophetischen Tagen sind), die 1290 und 1335 Jahre mißt die letzte Hälfte dieser Ereignisse, sie ist die Zeit des kleinen Horns — und der terminus a quo ist die Zeit der Abschaffung des hattamid.

Wir wollen nun alle in Betracht kommenden, geschichtlichen Daten a quo der beiden prophetischen Zeitangaben nennen und dieselben als die Anfangsära bezeichnen. Große Erscheinungen der Geschichte entstehen nicht plötzlich, sondern allmählich, und enden auch nicht plötzlich, sondern allmählich. Wir werden darum auch von einer Aera des Endes reden.

552 v. Chr. ist das Datum der Weissagung Dan. 8, 1 (um auch dieses Datum in Betracht zu ziehen); 538 Eroberung Babylons durch die medo-persische Macht; 536 Edikt des Kyrus; 457 erster Befehl des Artaxerxes zur geistigen Wiederherstellung Israels; 444 zweiter Befehl des Ataxerxes zur Erbauung Jerusalems; 356 Geburt Alexanders des Großen; 335 Alexanders Kriegsvorbereitung zur Besiegung der medopersischen Macht; 328 Vollendung des persischen Feldzuges; 323 Tod Alexanders und Anfang der vier Diadochenreiche, aus deren einem in der Folge das kleine Horn des Mohammedanismus hervorkommt.

Die Zeit von 552—323 umfaßt also die Anfangsära. Der wahrscheinliche Anfang der „Zeit des Endes" würde demnach — und zwar der früheste Anfang — 1679 sein: (552 v. Chr. und 2300 Mondjahre = 2231 Sonnenjahre: 1679).

Die Daten der Anfangsära des Mohammedanismus, jener Macht, die das hattamid abschaffte, sind: 570 n. Chr., 20 August, Geburt Mohammeds; 610 Beginn der Prophetenlaufbahn Mohammeds; 622, 16. Juli, die Hedschra, Beginn der Mohammedanischen Zeitrechnung; 632, 8. Juni, Tod Mohammeds; 637 Eroberung Jerusalems.

Die Zeit 570—637 umfaßt also die Anfangsära. Der Anfang der „Zeit des Endes" wäre hiernach 1793 (570 und 1260 Mondjahre = 1222½ Sonnenjahre: 1793). Wir geben nur die Anfangsdaten der „Zeit des Endes" und zwar auch nur die wahrscheinlichen Anfangsdaten, wenngleich es sicherlich interessant wäre durch Hinzurechnen des Zeitmaßes in Sonnen-, Mond- und Kalenderjahren zu den verschiedenen Daten der Anfangsära auch die verschiedenen Daten der Zeit des Endes herauszustellen.

Nur auf Weniges — seiner Interessantheit wegen möchte ich aufmerksam machen: Zum Datum der Geburt Mohammeds, 20 August 570, 1260 Mondjahre hinzugefügt, führt uns zu dem Jahre 1793, zu demselben Datum der Papstära also. Auch das Jahr 1897 ist ein Datum der Endära mit zwei Erfüllungen: Vom Herbst 335 v. Chr., dem Datum der Kriegsvorbereitung Alexanders zum persischen Feldzuge, enden 2300 Mondjahre 1897, und ebenso enden von 637, dem Datum der Einnahme Jerusalems durch Omar 1260 Sonnenjahre 1897 und drittens von dem Papstdatum 607, 1290 Sonnenjahre hinzugezählt, gibt ebenfalls 1897. Gebracht hat uns dieses Datum die Gründung des Zionismus, sicherlich ein reichsgottesgeschichtliches Ereignis. Der Feigenbaum gewinnt Blätter, der Sommer ist nahe! Das nächste interessante Datum der Zukunft ist 1904—1905, drei prophetische Zahlen enden hier: eine der Papstära, wie wir in unserm ersten Vrotrag gezeigt, und zwei der mohammedanischen Aera. Zu dem Datum 570 1335 Sonnenjahre hinzugezählt, führt uns zu 1905; und ebenfalls zu diesem Jahre werden wir geführt, wenn wir zu dem Datum des Auftretens Mohammeds als Prophet 610, 1335 Mondjahre hinzurechnen. Dieser Zusammenklang ist interessant und mag von Bedeutung sein.

Wir enthalten uns zu weissagen, was für Ereignisse geschehen mögen in diesem Jahre, und verweisen auf das Gesagte im ersten Vortrage. Hoffentlich bringt es uns endlich unsere große Hoffnung, auf die wir warten. Das „Glückselig" läßt uns die Häupter emporheben.

Die 30 und 45 Jahre, Dan. 12, 11 und 12, die den 1260 Jahren hinzugefügt werden, sind der letzte Teil der „Aera des Ende" und sind sehr wahrscheinlich zu jedem einzelnen der Daten derselben hinzuzurechnen. Ausdrücklich und feierlich aber wird erklärt: „Glückselig, wer da wartet und hinlangt zu den Tagen 1335". Wir machen darauf aufmerksam, daß die Zeiten des östlichen Abfalls in derselben Aera des

Endes auslaufen, wie die Zeiten der westlichen Apostasie. Das ist alles, was ich sagen möchte. Sämtliche Daten der Endära zu bringen, erfordert ein Diagramm zur klaren Darstellung. Jedes Bestimmenwollen aber von Tag und Stunde der Einführung des neuen Aeons und der „Rechtfertigung des Heiligtums" ist als Unnüchternheit und Unwissenschaftlichkeit zurückzuweisen, da es ganz unmöglich ist festzustellen, welches der drei möglichen Zeitmaße: Sonnen-, Mond- oder Kalendermaß anzulegen ist und welches das eigentliche Enddatum der prophetischen Zeiten ist. (Unter Kalenderjahr verstehen wir ein Jahr von 360 Tagen.)

Das aber bestätigen uns diese prophetischen Zahlen, was wir auch sonst aus den nichtchronologischen Weissagungen ersehen, daß wir heute am Ende dieses Aeons leben, und dafür sind sie uns gegeben, um unsere Hoffnung zu stärken.

Es mag befremden, daß wir die Zeitangabe Dan. 12, sowohl zur Messung der päpstlichen, wie der mohammedanischen Aera benutzen. Doch beide kleine Hörner haben das antichristliche Charagma: „die Abschaffung des „hattamid".

Doch nun der Beleg der Geschichte. Ist diese genannte Zeit des Endes, also vor allem das verflossene Jahrhundert, tatsächlich eine Zeit des Verfalles der mohammedanischen Macht gewesen? Durchaus!: Die einst so starke, religiös-politische Macht des Islam ist seit dem Ende des 17. Jahrhunderts, insonderheit aber durch das 18. Jahrhundert hindurch in unaufhaltsamem Verfall, besonders seit Rußland, der Türkei gefährlichster Feind, diese Hauptstütze des Mohammedanismus, in 5 Kriegen 1769—74, 1787—91, 1806—12, 1829, 1877—78 schwächte. Die Revolution, deren Zentraljahr 1793 ist, warf ihre Wellenschläge bis an das muselmanische Gestade. Ein Land nach dem andern bröckelte von der Türkei ab: Griechenland, der Balkan, Teile Armeniens, Egypten, Cypern, Kreta. In Indien ist durch England der politischen Macht des Mohammedanismus ein Ende gemacht. Persien, Afghanistan, Beludschistan, die afrikanischen Länder, stehen unter Vormundschaft der europäischen Mächte. Und wie die politische Macht des Mohamedanismus im tiefen Verfall ist, so die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Länder, und ebenso die religiöse und geistige Kraft des Islam. Ein Zeichen der Schwäche sind ebenfalls die Toleranzedikte, zu denen die mohammedanischen Machthaber gezwungen wurden und die den Abfall vom Koran bedeuten. Noch im August und Dezember 1843 wurden zwei Jünglinge, weil sie Christen geworden, hingerichtet. Doch im März 1260 des mohammedanischen Kalenders (man achte auf das interessante Datum) d. i. März 1844 unseres Kalenders, mußte die türkische Regierung sich verpflichten, keine Hinrichtungen wegen Glaubenswechsel mehr vorzunehmen. Der Islam muß heute christliche Mission in seinen Ländern dulden.

„Und er wird ohne Hand zerbrochen werden." Nicht die Hand der europäischen Mächte, nicht die christliche Mission, ist die Ursache des

Verfalls des Mohammedanismus, sondern innerlich ist die einst so stolze politisch-religiöse Macht zerfallen, unfähig sich aus sich selbst zu erneuern.

Der Wahhabitismus, der zu einer Reformation des Islam hätte führen können, ist durch den Türken, der überhaupt das Verhängnis des Islam ist, abgewiesen und so siecht denn unaufhaltsam seine Kraft dahin.

Die Einführung europäischer Reformen kann seinen Verfall nicht aufhalten, sondern beschleunigt ihn nur, denn Reformen sind im Widerspruch mit dem Geiste des Korans — und kosten Geld.

Seit dem 19. Jahrhundert sind die Bekenner des Islam je mehr und mehr unter die Oberhoheit christlicher Mächte gekommen und es wird wohl, alle Anzeichen deuten darauf, bald mit aller seiner Selbstherrlichkeit zum Ende kommen. „Er wird ohne Hand zerbrochen werden" — und niemand wird ihm helfen." Doch ganz friedlich möchte sich wohl nicht die gänzliche Aufteilung der mohammedanischen Gebiete gestalten. Je größer die Macht der christlichen Stationen über sie wird, je mehr steigt die Erbitterung der Mohammedaner. Wir haben in den letzten zehn Jahren allerlei Empörungen von Mohammedanern erlebt, und in Afghanistan und Innerasien ist der „heilige Krieg" wieder gepredigt worden. Siehe auch eine Kriegserklärung des Islam Mag. März 1904, Seite 152.

Obgleich wir genötigt sind, in Konsequenz unserer geschichtlichen Deutung der prophetischen Hieroglyphen die große Trübsal, Kap. 12, 1, auf die 12 Jahrhunderte der Herrschaft des Islam zu deuten, die ja in der Tat in geistlicher, wie leiblicher Hinsicht eine große Trübsalszeit, sowohl für die unterworfenen Völker, als auch für das Christentum und Judentum gewesen ist, so ist es doch leicht möglich, daß diese Stelle eine doppelte Erfüllung: eine zeitgeschichtliche und endgeschichtliche habe. (Ebenso vielleicht auch Sach. 14).*) Dann mögen wir also noch erleben, daß der Islam seine Schaaren sammelt zum heiligen Kriege, Anarchie in den mohammedanischen Ländern, Krieg der Nationen um den Besitz der morgenländischen Länder, und daraus geborene soziale und wirtschaftliche Nöte u. a.

Diese Weissagungen über den östlichen und westlichen Abfall werden in der Apokalypse wieder aufgenommen. Nach der übereinstimmenden Einsicht der Ausleger der historischen Schule sind die beiden Wehegerichte Apkl. 9 die beiden großen Stürme des Mohammedanismus. Lies Kap. 9. Die erste Hieroglyphe redet von einer Geistesmacht aus dem Abgrund — und als solche erscheint der Islam. Einer der gefallenen Söhne Gottes öffnete den Abgrund des Gefängnisses der Geister und dämonische Mächte der Lüge stiegen herauf, die die Sonne der Wahrheit Gottes verdunkelten. Und Mohammed ließ sich gebrauchen

*) Dan. 11, 40 "be eth qez" muß übersetzt werden: „in der Zeit des Endes." D. i. in den letzten 3½ Zeiten der Geschichte (s. auch 1. Petr, 1, 20.)

als Prophet dieser Mächte der Finsternis: er glaubte von dem Engel Gabriel sich inspiriert, während es ein Engel des Abgrundes war, der ihm Lügen des Teufels sagte. Aus dem Lügenrauche des Islam aber kamen jene Schaaren der religiösen Fanatiker voll politischer, reichegründender Kraft—darauf deuten die Kronen—womit Mohammed und seine Nachfolger sich die Länder des Ostens und Südens unterwarfen und das Christentum und Judentum in jenen Gegenden vernichteten. Nicht sowohl durch Blut als durch Ueberredung und Drohung gewann Mohammed große Schaaren derer, die nicht das Siegel Gottes an ihrer Stirne hatten, d. h. die nicht wahrhaft Gottes Eigentum waren. Aber dieses Ueberredenlassen zum Islam, diese Feigheit, das Martyrium auf sich zu nehmen, drückte den Abgefallenen den Skorpionenstachel des bösen Gewissens ein, so daß sie, ach wie oft wohl, lieber gewünscht hätten zu sterben. Wie ein Heuschreckenschwarm daherzieht, das blühende Land zur Wüste wandelnd und Klagen und Wehegeschrei zurücklassend, so zogen die unheimlichen Schaaren des falschen Propheten daher, die Stätten der christlichen Kultur und Zivilisation verwüstend. (Joel 2, hat ohne Zweifel ebenfalls dieses im Auge, denn der Prophet führt uns Kap. 2, 28 und 3 bis zur Endgeschichte der Wiederherstellung Israels in Zion.) 5 Monate: 5 x 30 prophetische Tage sollten sie die Menschen quälen; 5x30 Mondjahre, seit der Hedschra, währten die Verheerungen der Mohammedaner, da kamen sie zur vorläufigen Ruhe in der Gründung des Kalifats Cordova 756. (Carl Martell setzte ihrem weiteren Vordringen in Frankreich 732 ein Ziel) und des Kalifats Bagdad am Euphrat 767. Aber die gefesselten Geister wurden wieder los, als die Türken von dem oberen Euphrat her westwärts zogen und die Mongolen das Kalifat von Euphrat zerstörten und den Islam annahmen. Unter den vier Engeln, die gelöst werden am Euphrat, sind vier Völkergemeinden verstanden. (S. Dan. 10, 20.) Vier mohammedanische Völker: die Mongolen, die Türken, die Perser und Araber brachen los und erfüllten die Länder mit Schrecken. Das griechische Kaisertum wurde zerstört 1453 und bis nach Ungarn und Oesterreich hinein machen sie Eroberungen und sind die Geißel der Christenheit und der Schrecken der Völker. Poetisch, großartig zeichnet die Hieroglyphe die orientalischen, prächtigen, unheimlichen Gestalten der mohammedanischen Reiterkrieger und der unzähligen Myraden. Durch den Geist ihres Mundes, durch ihre falsche, religiöse Geisteskultur und durch ihre Kriege haben sie in ihrer Zeit wohl buchstäblich den dritten Teil der Menschen seelisch und leiblich getötet.

Wohl erfüllten sie mit Schrecken die Christenheit, doch die verdorbenen Christen taten nicht Buße für ihren hurerischen Götzendienst und Bilderdienst, für die Mordtaten ihrer Ketzerausrottungen, für die frommen Diebstähle der blutsaugerischen Priester, für die Zauberei ihrer Lügenwunder.

Auch bei dieser zweiten Periode des Mohammedanismus ist die

Zeit bestimmt: eine Stunde, ein Tag, ein Monat, ein Jahr = 385 ein Zwölftel Mondjahre. (Man beachte, daß der mohammedanische Kalender nach Mondjahren rechnet.) Vielleicht gibt diese Zeitangabe das Datum der zweiten Periode des Mohammedanismus, dann müßten wir die 385 Mondjahre zu 767, dem Schlußdatum der 150 Jahre der ersten Periode hinzurechnen und kämen dann zum Jahre 1130, in welcher Zeit die mongolischen Kriegszüge beginnen. Richtiger aber mag sein, diese Zeitangabe als die Dauer der zweiten Periode zu nehmen, und der terminus a quo mag sein 1225, das Anfangsdatum der türkischen Geschichte (Auswanderung türkischer Stämme aus Turan). Oder der terminus a quo ist 1258 (?) das Datum der Zerstörung des Kalifats am Euphrat. Von dem ersteren Datum führen 385 Mondjahre zu 1598, der Anfangszeit des Verfalls der mohammedanischen Reiche.

Apok. 16, wo die Geschichte der Aera des Endes geweissagt wird, heißt es: „Der Euphrat vertrocknet, auf daß bereitet würde der Weg den Königen vom Sonnenaufgang". Der Euphrat, d. i. die um den Euphrat gelagerte Macht des Islam versiegt in dieser Zeit des Endes, wie wir aus der Weltgeschichte gezeigt.

Auch diese gottfeindliche Macht muß, wie alle gottfeindlichen Mächte, zu ihrem geistigen und physischen Bankerott gekommen sein. dann kommt der *βασιλεύς βασιλέυς* (König der Könige) mit seinen sonnenhaften Priesterkönigen (Apk. 1, 6) und die neue Weltära: das tausendjährige Reich des Friedens beginnt. „Glückselig wer da wartet und hinreicht zu den Tagen!"

Amen, ja komm Herr Jesu!

Vergleichung des Galater- und Römerbriefes.

Von P. Joseph Jaworski.

(Schluß.)

2. Stellung Pauli zum Gesetz.

Die Gedankenprozesse, vermöge deren Paulus sich über seine Stellung zum Gesetz Rechenschaft gab und deren Ausführung ihm durch die judaistische Agitation abgenötigt wurde, lehnen sich naturgemäß an die Urkunde der göttlichen Willensoffenbarung, des Alten Testaments, an. Schon äußerlich ist am so häufigen Gebrauch des Wortes *νόμος* wahrnehmbar, welch hervorragende Stelle die Lehre vom Gesetz einnimmt, es kommt im Galaterbrief mehr als 30, im Römerbrief mehr als 70 Mal vor.

Paulus wäre nicht Jude und Pharisäer gewesen, wenn das heilige Gottesgesetz ihm nicht auch weiter als göttliche Offenbarung hätte erscheinen sollen. Deshalb unterscheidet auch der Apostel nie ausdrücklich zwischen ethischen Bestimmungen einerseits und zwischen kultischen und zeremonialen andrerseits, mag auch bald mehr die eine, bald mehr die andere Seite ins Auge gefaßt werden. Das Gesetz ist ihm eine Einheit, ein ungeteiltes Ganzes, so daß *νόμος* für ihn, ob mit oder ohne Artikel, die

alttestamentliche Willensoffenbarung Gottes bedeutet, die sowohl für das theokratische Verhältnis zwischen Gott und dem Bundesvolk, als auch für die Lebensführung des einzelnen Israeliten bestimmt war. Nur unter Voraussetzung und Annahme dieser grundlegenden Bedeutung für νόμος finden bei Paulus alle abgeleiteten Bedeutungen und alle Nüancen im Gebrauch dieses Begriffes ihre Erklärung. Daß Paulus keinen Unterschied bei dem Gesetze zwischen ethischem Kern und rituellem Beiwerk (Speisegesetze und Opfermahlzeiten Gal. 2, 12; Festtage Gal. 4, 10; Kultus Röm. 9, 4) machte, ist ja schon klar daraus ersichtlich, daß er es nie benutzt hatte, obwohl es doch sonst für ihn in seinen Auseinandersetzungen und Ausführungen gegen die Judaisten durch eine solche Unterscheidung viel leichter geworden und auch vorteilhaft gewesen wäre. Paulus kennt aber keinen Unterschied, das ganze Gesetz, wie es vorlag, in allen seinen Teilen galt ihm als ein von Gott gegebenes. Dagegen wird sich aber kaum leugnen lassen, daß Paulus je nach dem Zusammenhange und Zwecke seiner Erörterung bald mehr an die rituelle (so meistens im Galaterbrief) bald mehr an die ethische Seite (überwiegend im Römerbrief) des einen göttlichen Gesetzes denkt.

Welche Bedeutung und welchen Zweck schreibt nun Paulus dem Gesetze zu? Der Jude (und im gewissen Sinn auch der Judenchrist) behauptete: Zweck des Gesetzes ist, daß der Mensch durch Tun der Werke des Gesetzes vor Gott gerechtfertigt wird. Dies verneint Paulus geradezu (Gal. 2, 16; 3, 11; Röm. 3, 20). Diese Behauptung war für die Juden verletzend und für die Heiden befremdend. Seine Gründe für die Verwerfung des Gesetzes, als Heilweges, spiegeln sich in folgenden Gedankengängen ab: vor allem ist es ihm durch seine eigene schmerzliche Erfahrung, durch sein eigenes trotz allen Ernstes vergebliches Ringen um Gesetzeserfüllung zur Gewißheit geworden, daß Gerechtigkeit und Leben auf dem Wege des Gesetzes nicht zu finden sind (Röm. 7, 7—24). Und die Wahrnehmung, die Paulus bei und in sich machte, bestätigte sich ihm durch das, was er bei seinen Volksgenossen sah. Das Endergebnis auch des eifrigsten gesetzlichen Bemühens der Menschen ist ἀδικία. So bezeugt auch das Alte Testament selbst (vergl. Röm. 3, 10—20). Der Apostel geht aber noch einen Schritt weiter und erklärt schon das Streben, durch Gesetzeswerke gerecht zu werden, für ein verkehrtes (Gal. 5, 4; Röm. 3, 20. 21).

Zu welchem Zweck hat also Gott das Gesetz gegeben, wenn es nicht Gerechtigkeit fördern und Sünde hemmen sollte? Kühn und geradezu verblüffend antwortet Paulus: das, was das Gesetz tatsächlich gewirkt hat, sollte es auch wirken (Gal. 3, 19; Röm. 5, 20), nämlich nicht das Leben, sondern es bezweckte überhaupt nicht anderes als Mehrung der Uebertretung; also das Gesetz hatte den Zweck, die Menschen vor Gott schuldverfallen zu machen.

Ferner spricht Paulus als allgemeinen Satz aus, daß das Gesetz den göttlichen Zorn wirkt, daß dagegen überall da, wo nicht gesetzliche Ordnung das normgebietende Prinzip ist, auch keine Uebertretung vor-

handen ist — also infolge des Gesetzes werden die Sünden zu positiven Uebertretungen des göttlichen Willens. So aber wird auch die Sünde erst in ihrem wahren Wesen und vollem Umfange erkannt (Röm. 4, 15; 7, 7. 13; 3, 20). Daher wohnt dem Gesetz zur Gewinnung der Gerechtigkeit eine positive Bedeutung nicht inne, sondern nur die negative der Zornwirkung. Durch diese Erfahrung wird nun der Mensch genötigt, an der Möglichkeit alles eigenen Tuns zur Erreichung der Gerechtigkeit zu verzweifeln, und diese Erkenntnis der absoluten Sündhaftigkeit preßt endlich dem Menschen den sehnsuchtsvollen Ruf nach Erlösung aus (Röm. 7).

In diesem Sinne kann man dem Gesetz eine negative Vorbereitung auf die neutestamentliche Gnadenordnung zuschreiben. Eine positive, ursächliche Beziehung zwischen Gesetz und Heilsgut leugnet Paulus durchaus (Röm. 3, 21; 4, 13). Deshalb kommt das Erbe nur aus Glauben und nicht aus Werken, damit es gnadenweise geschenkt, nicht als Werkverdienst errungen werde! Wenn also das Gesetz Zorn wirkt (Röm. 4, 15), so soll es nach Gottes Absicht Zorn wirken. Andererseits wo, wie dies im Christentum der Fall ist, das Gesetz als normgebendes Prinzip entthront ist, da wird es auch nicht übertreten (Gal. 2, 18). Dies gilt ohne Beschränkung von gesetzlicher Ordnung überhaupt (Gal. 3, 15). Uebertretung gibt es nur da, wo eine solche Ordnung herrscht — für das Christentum bestreitet Paulus eine solche — daher leugnet er auch παςάβασις im Christenstand (Röm. 4, 15; 3, 19; 5, 13; 7, 6—8; 6, 14; Gal. 3, 19).

Ferner erblickt der Apostel ein Zeichen für die Richtigkeit seiner Anschauung in dem temporären Verhältnis, in dem die Verheißung Gottes an Abraham zu der Offenbarung des Gesetzes durch Moses steht (Gal. 3; Röm. 4).

Auch die näheren Umstände, die bei den verschiedenen Offenbarungen obwalten, beweisen die Inferiorität des Gesetzes, das nur als eine göttliche Willensoffenbarung sekundärer Ordnung in die Heilsgeschichte eingefügt ist.

Das Resultat der bisherigen Darlegung ist demnach: Nach Paulus hat das Gesetz nicht den Zweck dem Menschen zur Gerechtigkeit zu verhelfen, vielmehr die Sünde zu steigern, die Uebertretung zu mehren und die Erkenntnis des Wesens der Sünde herbeizuführen, um so dem Menschen seine Erlösungsbedürftigkeit, welcher allein durch Christus Genüge geschehen kann, zu vollem Bewußtsein zu bringen. Darum ist mit der Erscheinung Christi die Aufgabe des Gesetzes erfüllt.

Da nun die Judenchristen in Bezug auf Gesetz und Glauben ein unklares „Sowohl — als auch" behaupteten, tritt ihnen Paulus mit seinem energischen „Entweder — oder" entgegen (Röm. 11, 6; Gal. 2, 21; 5, 4).

Wenn nun das Gesetz nicht als Heilsgrund anzusehen ist,

bleibt es doch vielleicht als Lebensnorm (usus normativus) auch für den Christen in Geltung?

Daß Paulus dieser Anschauung nicht huldigte, ist schon daraus ersichtlich, daß er im täglichen, praktischen Leben fortwährend mit Judenchristen in Konflikt geriet (Röm. 7, 4). Uebrigens, daß Paulus das Gesetz auch als Lebensnorm im Christentum für aufgehoben erklärt habe, und nicht nur den rituellen Teil für abgeschafft gehalten habe, kann man doch auch klar ersehen aus seinen Worten Röm. 7, 6, daß das alte Wesen des Buchstabens mit dem neuen des Geistes unverträglich sei; daher braucht der Christ nicht eine Norm, außer derjenigen, welche er in dem Geistesbesitz in sich trägt.

Leugnen aber läßt sich nicht, daß die Beurteilung des Wertes des Gesetzes im Galaterbrief eine ziemlich andere ist, als im Römerbrief; denn in der Tat nimmt der Galaterbrief im Vergleich mit dem Römerbrief eine negativere Stellung zum Gesetze ein. So z. B. wird im Galaterbrief ausgeführt, daß das Gesetz sich dadurch innerhalb des Christentums unmöglich macht, da es über dessen Begründer den Fluch ausspricht (Gal. 3, 13); dadurch wird aber dem Gesetze eine so schroffe Stellung gegenüber dem Christentum gegeben, wie es im Römerbrief nirgends geschieht. Auch wird im Galaterbrief die Bedeutung des Gesetzes sehr herabgedrückt, im Römerbrief dagegen erscheint es sehr geschont.

So findet sich z. B. nur im Galaterbrief eine Beurteilung des Gesetzesdienstes als Dienstherrschaft unter den Elementarmächten der Welt — es war dies eben eine Wahrheit des Gegensatzes.

Ebenso ist nur im Galaterbrief die Rede von einem zum Teil untergöttlichen Ursprung des Gesetzes. Im Römerbrief dagegen nimmt Paulus einen konservativeren Standpunkt ein und kehrt mit Bewußtsein diejenige Seite des Gesetzes hervor, nach der es auch im Christentum als Ausdruck des Gotteswillens beurteilt wird. Besonders stark tritt im Römerbrief die positive Seite des Gesetzes hervor in den Kap. 2, 7, 8, 13.

Zu bemerken wäre noch, daß wie Paulus den Galatern gegenüber die christliche Freiheit als den Inhalt seiner eigentümlichen, apostolischen Verkündigung zu verteidigen unternimmt, so ist es das seligmachende Evangelium von der Gerechtigkeit aus dem Glauben, das er den Römern zu verkündigen sich nicht schämt. So wird denn dort alles unter dem Gegensatz der Freiheit und des Gesetzesjoches, hier unter dem des Mangels der Menschen an berechtigtem Selbstruhm und der von Gott verliehenen Gerechtigkeit gestellt.

Alle diese Differenzen werden uns verständlich, wenn wir beherzigen, daß Paulus kein abstrakter Logiker und strenger Systematiker war, sondern in erster Linie in all seinem Tun, wie jede gewaltige, religiöse Persönlichkeit, mit seinem innersten Gemüte bei der Sache beteiligt, die er vertritt. Wir müssen uns halt vergegenwärtigen, daß in den Auseinandersetzungen des Apostels mit den Judaisten es sich um

zwei Punkte handelte: 1. Um die Grundlegung des christlichen Heils. Dies ist allein zu finden im Glauben an die Errettung durch das Kreuz Christi. Das Kreuz Christi ist ein neuer Heilsweg im Gegensatz zu dem Gesetz als Heilsweg. Wäre dies nicht so, so wäre Christus umsonst gestorben (Gal. 2, 21). Daraus folgt aber 2., daß das Gesetz nun nicht wieder als Norm aufgerichtet werden darf, da Christus dem Gesetze ein für allemal genug getan hat. Wie Christus durch seinen Tod des Verhältnisses zum Gesetz quitt und ledig geworden ist, so sind es auch seine geistigen Todesgenossen (Röm. 6, 3; 7, 4; Gal. 2, 19), somit ist es für die Christen aus der Welt geschafft: also Gott, nicht mehr dem Gesetz, ist der Christ unterstellt (Gal. 2, 19). Nunmehr ist Christus sein Lebenselement und damit Kraft und Norm seines Handelns (Gal. 2, 20). Die Vorwürfe, die Paulus den Galatern macht, weil sie sich unter das Joch des jüdischen Gesetzes beugen wollen, konzentrieren sich auf die zwei eben ausgesprochenen Sätze. Dagegen im Römerbrief, wo Paulus nicht gezwungen ist einseitig in polemischen Auseinandersetzungen gegen fanatische Judenchristen vorzugehen, und demgemäß diejenige Seite seines Bewußtseins, welche ihn mit dem Judentum noch verbindet, voll zum Ausdruck bringt, nimmt er einen konservativen Standpunkt ein, und es treten positive, zum Teil sogar apologetische Aeußerungen über das Gesetz auf, daß man erkennt, das Gesetz besteht für ihn als Ausdruck der göttlichen Offenbarung auch in seiner christlichen Anschauung weiter. Damit steht es im Zusammenhang, daß die Meinung des Paulus keineswegs in dem Satze zum erschöpfenden Ausdruck gelangt, der Christ könne sich auf seinen Glauben verlassen im Gegensatz zu den Werken, sondern daß er den Glauben als den fruchtbaren Mutterboden Gott wohlgefälligen Werkes ansieht, ja sogar neben dem Satz, daß der Mensch sola fide gerechtfertigt wird, den anderen stellen kann: Gott wird einem jeden nach seinen Werken vergelten (Röm. 2, 6). Der Maßstab dieses Gerichtes ist doch wieder das freilich geläuterte Gesetz. An dem Tage, da Gott in Gemäßheit des Evangeliums, welches Paulus verkündet, das Verborgene des Menschen richten wird, wird das Gesetz als richtende Norm angewendet werden (Röm. 2, 12 ff.).

Zwar sieht Paulus im Römerbrief nur den Glauben als den fruchtbaren Mutterboden Gott wohlgefälligen Werkes an, und verneint auch hier die viel erörterte Frage, ob das Gesetz noch im Christentum als Lebensnorm gelte, aber allerdings in einem Sinn, der eine Einschränkung der Verneinung in sich schließt, denn wie wir sehen, lehrt er (Röm. 2) ausdrücklich, daß das Gesetz als Gerichtsnorm besteht und auch im Christentum erfüllt wird. Er meint es aber so, daß die äußere Autorität des Gesetzes im Christentum zur innerlich treibenden Macht geworden ist, und so hat die neutestamentliche Religion die alttestamentliche außer Kraft gesetzt.

Auch die Verschiedenheit der Beurteilung des Zeremonialgesetzes (Gal. 4 und Röm. 14) erklärt sich völlig befriedigend aus

der Verschiedenheit der zugrunde liegenden Situation. Wo jüdische Festfeiern den Heidenchristen als Glaubensgebot aufgelegt werden sollten, sah Paulus die christliche Freiheit bedroht und verurteilte die falsche Knechtung aufs schärfste. Den römischen Judenchristen, die den Heidenchristen aus der Tagewahl nicht ein Gesetz machen wollen, kann er die Glaubensschwäche nachsehen, ebenso wie gegen harmlose Vegetarianer mildere Töne anschlagen (Röm. 14, 20. 21). Der Nutzen der Beschneidung aber liegt nicht auf dem ethischen Gebiet, deshalb hat auch Paulus die Heilsnotwendigkeit der Beschneidung allezeit bestritten und prinzipiell abgelehnt (Gal. 5, 2 ff.), unbeschadet dessen, daß er sich aus praktischen Gründen die Freiheit nahm, gelegentlich auch seinerseits zu beschneiden (Gal. 2, 3; A.-G. 16, 3). Der positive Wert der Beschneidung ist ein offenbarungsgeschichtlicher. Er liegt darin, daß sie dem theokratischen Volk, dem Volk der göttlichen Verheißung, einverleibt und zum Bundesglied macht. Diese Bundeszugehörigkeit bedingt aber das gottgewollte Verhalten, wenn sie wirksam bleiben soll, d. h. im christlichen Sinn ein Sein und Bleiben ἐν Χριστῷ und ἐν πνεύματι. So schlägt dieses äußere Bundeszeichen um und behält nur die Bedeutung eines Symbols, welches zur Betätigung in dem entgegengesetzten Lebenselement verpflichtet. Das heißt: es wird an sich völlig wertlos, wahrhaft beschnitten gilt nur, aber auch ein jeder, einerlei ob Jude oder Nichtjude, der ἐν πνεύματι und ἐν χριστῷ ist (Röm. 2, 29).

Alles dies kann man verstehen, wenn wir erwägen, daß die Briefe des Apostels nicht zu dem Zwecke geschrieben sind, um gewisse Lehrpunkte theoretisch und umfassend darzustellen. Der Gelegenheitscharakter der paulinischen Briefe, der in gewisser Begrenzung doch zweifellos anzuerkennen ist, verbietet es zu verneinen, daß der Apostel etwa immer das ganze von ihm jeweilen berührte Gebiet seiner Lehre nach dem ganzen bis dahin von ihm entwickelten Inhalt erschöpfend darstellen müßte. Er formuliert auch allgemeine Erörterungen oder allgemeine Gedanken mit Rücksicht auf die Eigenart der Gemeinde, die konkreten Fragen oder den Zielpunkt seiner Darstellung. Vielfach stehen sie also im Zusammenhange mit den verschiedenen Gemeindeverhältnissen! Folglich kann auch niemand eine Inkongruenz zwischen den Aussagen der beiden in Rede stehenden Briefe behaupten, wenn man alle diese Umstände erwägt und beachtet.

Jedenfalls muß jeder Unparteiische mindestens zugeben, daß in der Hauptsache, in der Behauptung von der Aufhebung des Gesetzes für den Christen, der Apostel sich immer gleich geblieben ist. —

3. Die Erklärung der Prärogative Israels.

Zu vergleichen wäre noch die Gesamtauffassung und Darlegung des Apostels über die Erwählung und Stellung des Volkes Israel im

Römer — und Galaterbrief. Wie löst er nun das vorliegende Problem über die Prärogative Israels? Der größte und wichtigste Abschnitt darüber findet sich Röm. Kap. 9—11; darin legt der Apostel als das am stärksten hervortretende Moment dies dar, daß er an der Erwählung Israels festhält.

Jeder Vorurteilsfreie wird zugeben, daß das Thema dieses Teiles (Röm. 9—11) unverkennbar ist! Der Apostel beginnt mit dem Ausdruck tiefer Trauer um sein Volk, ja mit dem Wunsche das Heil desselben mit seinem eigenen Heil erkaufen zu können (9, 1—3); daraus ergibt sich schon, was sich überdies die ganzen drei Kapitel hindurch bestätigt (9, 30; 10, 1. 3. 21; 11, 1. 7. 25. 31), daß es das Fernebleiben des jüdischen Volkes von dem erschienenen messianischen Heil ist, was ihn beschäftigt. Endlich ist auch das augenfällig und unwidersprochen, daß der Apostel diesen Gegenstand in 3 Absätzen und unter 3 Gesichtspunkten abhandelt.

Der erste von diesen Absätzen (9, 1—29) führt das Fernebleiben Israels von dem erschienenen Heil auf göttliches Verhängnis zurück und rechtfertigt dies Verhängnis durch die Freiheit Gottes zu erwählen und zu übergehen, zu begnadigen und zu verhüten.

Der 2. (9, 30—10, 21) erklärt dieselbe Erscheinung aus der verkehrten Denkart Israels, aus einer Eigengerechtigkeit, die an dem Evangelium gerade darum sich ärgert, weil dasselbe den Menschen das Seligwerden so leicht macht und mit seiner Verkündigung in alle Welt geht.

Der 3., der das 11. Kapitel umfaßt, stellt die betreffende Tatsache ins Licht eines großen, weltgeschichtlichen Ratschlusses, kraft dessen Gott sein Volk keineswegs schlechthin verstoßen, sondern nur zeitweilig zum größeren Teile verblendet hat, um jetzt das Evangelium den Heiden zuzuwenden, dann aber, wann dies Ziel erreicht sein wird, auch die jetzt Verblendeten zu Gnaden anzunehmen.

Demnach ist die ganze Abhandlung Kap. 9—11 im allgemeinen durchsichtig genug.

Anhangsweise bemerke ich, daß auch die Stellen Röm. 2, 25; 3, 2; 4, 16; 15, 8 mit dem bisher Gesagten durchaus in Einklang stehen, und daß die Annahme nicht richtig ist, Paulus schreibe hier dem jüdischen Volk eine andere Stellung dem Heil gegenüber zu, als den Heiden, sofern Gott den leiblichen Nachkommen Abrahams zur Erfüllung der Verheißung verpflichtet gewesen sei. Von einem Rechtsverhältnis ist da gar keine Rede! Der Bund und die Verheißungen hatten dem Volke Israel das Heil als freies Geschenk Gottes in Aussicht gestellt, und wenn Gott durch die Erfüllung seine Wahrhaftigkeit bewies, so war dies doch nur sein freies Erbarmen, zu dem er durch nichts verpflichtet war, denn Israel hatte sich längst dessen unwert gemacht!

Der Apostel trauert demnach (Röm. 9—11) um das Geschick der Juden nicht bloß deshalb, weil sie seine Volksgenossen sind, sondern

weil sie Israeliten sind, und weil ihnen von Gott die größten Gnadengaben, darunter auch die Verheißungen, zuteil geworden sind (9, 4). Israel ist Gottes Volk, von ihm zuvor ersehen, und darum ist es auch unmöglich, daß Gott es verstoßen haben sollte (11, 2); vielmehr erweist Gott dem Volke immer noch Gnade (11, 5). Das ganze Volk ist infolge seiner Zusammengehörigkeit mit den Patriarchen heilig (11, 16). Auch die verstockten Israeliten sind geliebt um der Väter willen, denn Gottes Gnadengaben und Berufung gereuen ihn nicht (11, 28. 29).

Damit schien aber die gegenwärtige Lage des Volkes im schärfsten Widerspruch zu stehen. Denn da die Majorität des Volkes das verheißene Heil, das nun in Christo erschienen war, nicht erlangt hatte, so schien es, als hätte Gott sein Volk verstoßen. Dem gegenüber weist Paulus bei der Lösung des Problems darauf hin, daß doch eine Auswahl aus Israel des Heiles teilhaftig geworden ist, und daß sich eben hierin zeigt, daß Gottes Gnade noch immer dem Volke zugewendet ist (11, 5—7). Darin, daß diese Auswahl das Erbarmen Gottes erfährt, erfüllt sich die Verheißung. Denn die leibliche Zugehörigkeit zum Geschlechte Abrahams gewährt gar keinen Anspruch auf das dem Abraham verheißene Erbe — sondern nur die Verheißungskinder, die Gott aus freier Gnade in den Bund, den er mit Abraham geschlossen, aufnimmt (vergl. 9, 7. 8; τέκνα — σπέρμα). Gottes Heilswille hat von Anfang an nicht allein dem Volk Israel gegolten, sondern der ganzen Menschheit; aber Israel allein hat er ihn kund getan, mit Abraham hat er einen Bund geschlossen, und infolgedessen hat das Volk Israel von Anfang an in einer geschichtlichen Beziehung zu Gott gestanden, die den Heiden erst jetzt allmählich durch die Verkündigung des Evangeliums zu teil wird. Somit haben die Glieder dieses Volkes vor den Heiden viel voraus, da sie geschichtlich dem in Christo offenbar gewordenen Heil viel näher stehen als diese. Aber ein Anrecht auf die Erfüllung der Verheißungen hat Israel damit ebensowenig, wie irgend ein anderes Volk. Es ist Gottes freie, unverdiente Gnade, die sich in der Erfüllung ebenso wie in der Verheißung offenbart.

Im Galaterbrief will man eine nach der anderen Seite hiervon (Röm. 9—11) abweichende Anschauung finden. Paulus behauptete hier, sagt man, daß „das Heil von Anfang an nicht für Israel, sondern für die Heiden bestimmt“ sei, ja das Volk Israel sei „ein für allemal von dem Erbe ausgeschlossen.“ So Clemen und Pfleiderer. Aber dabei wird übersehen, daß die Frage, um die es sich in Galatien handelte, gar nicht die war, ob die Verheißung sich nur auf das Volk Israel beziehe oder ob sie allen Menschen in gleicher Weise gelte, sondern vielmehr die, ob ein Mensch an dem verheißenen Erbe durch Glauben oder Gesetzeswerke Anteil erlange. Nach der Meinung der Judaisten sind Abrahams Erben die, welche das Gesetz erfüllen, nach der des Apostel Paulus die Glaubenden. Die Judaisten, die Paulus im Galaterbrief bekämpft, wollen ja auch den Heiden dazu helfen, das Erbe Abrahams zu

gewinnen; Paulus hatte daher ihnen gegenüber den Galatern nur nachgewiesen, daß sie durch den Glauben schon in diesem Besitz ständen und daß die Beobachtung des Gesetzes ihnen dazu nicht helfen könne, daß sie vielmehr dadurch ihr Heil verlieren würden.

Aus keiner Stelle des Galaterbriefes läßt sich schließen, daß Paulus dem Volk Israel für immer das Heil hätte absprechen wollen. Auch sagt Paulus nirgends, daß Juden als solche vom Gottesreiche ausgeschlossen seien, sondern die, welche sich unter die Knechtschaft des Gesetzes stellen.

Somit kann nicht geschlossen werden, daß Paulus seine Ansicht über die Stellung des Volkes Israel zwischen der Abfassung des Galater- und Römerbriefes geändert habe. Mit Unrecht behauptet folglich Holsten, daß der Römerbrief nicht die reinste Frucht des paulinischen Geistes sei, indem er seiner Ansicht nach den sittlichen Charakter des Apostels fast verdächtigt.

In einer Beziehung liegt allerdings eine Differenz zwischen beiden Briefen vor, sofern nämlich Paulus im Galaterbrief nichts von der *Hoffnung* sagt, die er für Israel hegt, und auch nichts von der *geschichtlichen Bevorzugung* dieses Volkes durch die ihm gegebene Offenbarung. Dies erklärt sich aber sehr einfach teils psychisch aus der verschiedenen Stimmung des Apostels, teils daraus, daß Paulus in einem Brief, in dem er die Galater vor judaistischer Verführung warnen wollte, keine Veranlassung hatte hierüber zu sprechen.

Unmöglich ist es auch zu leugnen, daß der Römerbrief im Vergleiche mit dem Galaterbrief eine viel mildere, versöhnlichere Sprache dem Judenchristentum gegenüber führt. Diese Tatsache erklärt sich aber sehr leicht, ohne daß dem Charakter des Apostels zu nahe getreten wird, oder eine förmliche Veränderung in seiner Stellung zum Judenchristentum angenommen zu werden braucht. Daß Paulus überall bei der Verkündigung des Evangeliums auf die besonderen Verhältnisse Rücksicht nahm und danach seine Predigt einrichtete, diesen Grundsatz spricht der Apostel selbst gelegentlich offen aus (1. Kor. 9, 19). So geschah es auch das eine Mal in Galatien, das andere Mal in Rom. In Galatien hatten die Gegner des Apostels in der Gemeinde selbst schon festen Fuß gefaßt. Paulus wird in der Erbitterung über den teilweisen Abfall der von ihm selbst unterrichteten Gemeinde zu der äußersten Schärfe seiner Behauptung getrieben. Jede Milde, jedes Entgegenkommen wäre hier Schwäche gewesen.

In Rom lagen die Verhältnisse anders. Paulus wendet sich mit Vertrauen an die Gemeinde, die bis dahin in keiner persönlichen Beziehung zu ihm gestanden hatte, und die er nicht als seine Gemeinde ansehen durfte. Seine Gegner haben noch nicht wesentliche Erfolge erreicht. Darum sucht Paulus die Gemeinde auf der einen Seite positiv zu festigen und ihnen eine tiefere Erkenntnis des Evangeliums zu vermitteln, auf der anderen Seite weist er die Verdächtigungen seiner Geg-

ner als erlogen zurück. Daß bei dieser Gelegenheit, wo der Apostel als ein Abtrünniger seines Volkes dargestellt worden war, in ihm seine ganze Liebe zu seinem Volke sich regt und einen mächtigen Ausdruck erhält, ist nur begreiflich. Natürlich kommt der Apostel auch erst dann ausführlich auf die Dinge zu sprechen, als sie von seinen Gegner in den Kampf hineingezogen worden waren. Von dem aber, worauf es ihm ankam und was er in allen seinen Kämpfen mit dem Judaismus betont hatte, daß der Mensch allein durch den Glauben gerecht werde, und daß das Gesetz für den Christen aufgehoben sei, gibt er nicht nach.

Die Milde also, die Paulus im Römerbrief dem Volke Israel gegenüber übt, ist nicht aus einer Abschwächung seiner Prinzipien zu erklären, sondern aus apostolischer Einsicht und Weisheit, welche, ohne sich etwas zu vergeben, für neue Verhältnisse und Fragen auch neue Wege und Antworten zu finden weiß.

Zum Gedächtnis der Reformation.

Rede gehalten zu Milwaukee am 8. November 1903 von P. Th. Merbach.

Unter den großen Taten Gottes, die seit den Tagen der Apostel den Gang der Kirche bestimmt haben, ist keine, die größer und folgenreicher wäre, denn jenes Ereignis vom 31. Oktober 1517, dessen Gedächtnis diese große Vereinigung deutsch-evangelischer Christengemeinden hier begehen will. Was ist denn an jenem Tage geschehen? Ein junger Mönch, hageren Leibes und bleichen Antlitzes, in das die körperlichen Entbehrungen und seelischen Kämpfe der ersten Klosterzeit ihre Züge eingegraben hatten, dessen dunkle Augen aber in dem Heldenmut des Glaubens leuchteten, der Berge versetzt, schritt aus dem Augustinerkloster zu Wittenberg nach der Schloßkirche und schlug dort 95 von ihm verfaßte Streitsätze, oder Thesen, wider den Ablaß an. Was er damit tat, war an und für sich nichts Außerordentliches; denn es war die Gepflogenheit der Gelehrten jener Zeit, daß sie auf diese Weise zur Disputation über schwebende, wissenschaftliche, oder kirchliche Streitfragen aufforderten. Außerdem waren die Thesen des D. Martinus in lateinischer Sprache geschrieben, also nur für die Gelehrtenwelt, aber nicht für das Volk verständlich. Und das hagere, blasse Mönchlein, hatte wohl nicht die geringste Ahnung davon, welche riesenhaften Folgen seine Hammerschläge haben sollten. Denn durch andere ins Deutsche übertragen und durch die Buchdruckerkunst tausendfach vervielfältigt, gingen sie wie auf Flügeln der Morgenröte durchs ganze deutsche Land. An allen Orten, in den Arbeitsstätten des Handwerks, den Familienstuben des deutschen Bürgertums, unter dem fahrenden Volk der Landstraßen, auf den Burgen der ritterlichen Geschlechter, in den stillen

Zellen der Klöster, in den Hörsälen der Universitäten, wie in den Prunkgemächern der Fürstenhöfe, bildeten sie das Tagesgespräch. Was die Edelsten der deutschen Nation seit mehr denn einem Jahrhundert erstrebt, was die Volksseele bewußt oder unbewußt ersehnt und oft schon stürmisch gefordert hatte, den freien Zugang zu der sündentilgenden Gnade Gottes und dem von ihr zeugenden Evangelium von Christo und die Erlösung von den Sklavenketten, in welche die Tyrannenherrschaft Roms das christliche Denken und Empfinden geschlagen, dem hatte der schlichte Mönch in wunderbarer, wie göttlich inspirierter Weise Ausdruck gegeben. Er hatte das rechte Wort zur rechten Zeit gesprochen. Und vor der Wirkung seiner Worte stehen wir als vor einem jener unbegreiflich hohen Wunder, die den Gang des Allerhöchsten durch die Geschichte der Zeiten bezeichnen. Als Kinder und Erben der Reformation verstehen wir das Zeugnis des englischen Historikers Froude: „Der größte Tag in der modernen Geschichte ist der 31. Oktober 1517. Ohne Luthers Tat wäre die jetzige Welt eine andere, ärmere geworden.“ Und als D e u t s c h e freuen wir uns jenes kaiserlichen Bekenntnisses aus jüngster Vergangenheit, welches Kaiser Wilhelm II. nicht in der feurigen Ekstase des Augenblickes, sondern aus tiefstem Verständnis der Geschichte und klarstem, evangelischem Bewußtsein heraus zu Halle ablegte, indem er ostwärts nach dem Elbestrand deutend, sprach: „Dort grüßen uns die Türme von Wittenberg, wo der größte deutsche Mann für die ganze Welt die größte befreiende Tat getan und die Schläge seines Hammers aufweckend über die deutschen Gefilde schallen ließ.“ Beide gewichtige Zeugenstimmen, die des englischen Historikers und die des deutschen Kaisers, kommen darin überein, daß sie nicht bloß der deutschen Reformation mehr als eine kirchlich-religiöse, sondern vielmehr eine u n i v e r s a l e Bedeutung für die gesamte Welt des Geistes und der Kultur zuschreiben, sondern auch die Größe der Tat aus der Größe des Vollbringers, die einzigartige Bedeutung des Werkes aus der einzigartigen Größe des Mannes ableiten, dessen sich die göttliche Vorsehung als Werkzeug bediente. Wollen wir daher die deutsche Reformation in ihrem Wesen und ihren Wirkungen verstehen, so müssen wir ausgehen von der Persönlichkeit des Reformators.

Denn darin darf ich wohl meine Aufgabe erblicken, vor dieser großen Versammlung evangelischer Christen der schönen, blühenden Stadt Milwaukee nicht sowohl eine Reformations p r e d i g t im engeren Sinne des Wortes zu halten, sondern in freierer Rede jene größte Zeit der deutschen, ja der ganzen, christlichen Weltgeschichte lebendig vor unsere Seele treten zu lassen, der unermeßlichen Segnungen der Reformation, deren Erben wir sind, uns bewußt zu werden und uns dadurch stärken zu lassen in der Treue gegen das ewige Evangelium und die Kirche des Evangeliums, zu der uns die Schrift mahnt, indem sie spricht: „Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme“.

Wer nun fragt, auf welchem Gebiete die Segnungen der Reformation liegen, der muß seine Blicke unendlich weit schweifen lassen. Das

ganze, unbegrenzte Gebiet des menschlichen Geisteslebens, was nur das Menschenherz berührt in seiner Stellung zu Gott und zur Welt, was in dem Leben der Völker von Anfang nach Gestaltung und Wachstum gerungen, die beiden großen Organismen, in denen das Leben der christlichen Menschheit sich zusammenfaßt, Kirche und Staat, und das in beiden Kreisen sich entfaltende Leben des Menschengeistes, in Religion und Sitte, in Wissenschaft und Kunst, in Industrie und Welthandel, mit Einem Worte: die gesamte Kultur der Neuzeit ruht auf der Luthertat vom 31. Oktober 1517. Wer solche Behauptung aus protestantischem Munde für geschichtlich nicht zu beweisende Selbstüberhebung hält, höre auf katholische*) Zeugenstimmen, wie auf die des frühern General-Gouverneurs der Philippinen, des spanischen Generals Blanco, der in einer ergreifenden Klage über den Niedergang seines einst so gewaltigen Vaterlandes schreibt: „Die katholischen Nationen gehen dem Untergang entgegen, und Spanien wandelt an ihrer Spitze auf dieser Bahn. Warum sollen wir nicht Halt machen? Da die nordischen Völker groß und stark wurden, indem sie Protestanten wurden, warum dies Mittel nicht in unserm armen Vaterlande anwenden? Zum Untergang verurteilt, wenn wir katholisch bleiben, können wir vielleicht unserm Schicksal entgehen, wenn wir Protestanten werden.“ Und den Dichter Oestreichs, den Katholiken Grillparzer, treibt der geistige und politische Verfall seines Vaterlandes zu der Klage: „Der Katholizismus ist an allem Schuld. Gebt uns eine zweihundertjährige, protestantische Geschichte, und wir sind der mächtigste und begabteste, deutsche Volksstamm. Heute haben wir nur noch Talent zur Musik und — zum Konkordat (d. h. Selbstauslieferung in die Hände des Papstes). Man hat uns gründlich katholisch gemacht.“

Gottes größte Werke aber nehmen ihren Anfang in der Stille, im verborgenen Winkel. In der Krippe des Stalles zu Bethlehem hat das Licht der Welt seinen glorreichen Ausgang genommen. In der engen Zelle eines Mönches, in der Kammer eines deutschen Gewissens ist die Wiedergeburt der Kirche durch die Reformation angefangen worden. Nicht solche Fragen, wie sie große Geister seit Jahrhunderten bewegt hatten, wie die nach der göttlichen Berechtigung des Papsttums, oder die kritische Stellung zu gewissen Glaubenssätzen und Einrichtungen der Kirche, auch nicht der sittliche Zorn, über die Verderbnis und Verrohung des Klerus, sondern die Frage des Gewissens: „Wie komme ich zur Gewißheit, daß meine Sünde mir vergeben sei, daß Gott mir ein versöhnter Gott sei“, diese einfachste und höchste, diese allgemeinste und doch persönlichste aller Fragen ist der Ausgangspunkt der Reformation gewesen. Das ist der Zweck der Kirche, daß sie der Christenseele

*) Verf. läßt in den Zitaten mit Absicht fast ausschließlich Zeugen aus dem katholischen Lager, oder solche evangelische Schriftsteller sprechen, deren ganze Richtung sie von dem Verdachte konfessioneller Voreingenommenheit völlig reinigt.

gewisse Antwort auf diese Frage gebe. Und daran, ob diese ihre Antwort übereinstimmt mit dem Wort und Werk dessen, der der alleinige Friede und Trost des Sünders ist, erweist sie sich als die gottgesetzte Führerin zum ewigen Leben. Luthers Feuerseele suchte den Frieden und schlug den Weg ein, den die Kirche ihm zeigte. Dies aber war der Weg des Gesetzes, der Werke, der Weltflucht, das Ideal mittelalterlicher Frömmigkeit des Mönchstums. Luther ging diesen Weg. Man braucht seinen Eintritt in das Kloster zu Erfurt im Sommer 1505 gar nicht auf eine gewaltsame Erschütterung seiner Seele durch den plötzlichen Tod seines Freundes Alexius durch Mörderhand, oder durch die Schrecken eines heftigen Gewitters zurückzuführen, die ihn Angesichts eines zu seiner Seite vom Blitze getroffenen Baumes das Gelübde tun ließ: „Hilf, Mutter Anna, ich will ein Mönch werden", nein, dieser Schritt lag für jene Zeit naturgemäß auf der Bahn eines Menschen, der mit der Wahrhaftigkeit und Entschiedenheit eines Luther den Frieden der Seele suchte. Diesen Weg mußte die göttliche Providenz ihr Rüstzeug führen, damit er das Endergebnis alles menschlichen Werkdienstes, auch der selbstgemachten Heiligkeit des Mönchstums, die ganze, vernichtende Schwere des Gesetzes im innersten Gewissen erfahren und verzweifelnd an den eignen Werken in die Arme der Gnade getrieben werde. Wie Luther schon vor seinem Eintritt in das Augustinerkloster als Student zu Erfurt einen Wandel streng nach den Regeln der christlichen Sittlichkeit geführt hatte, so hielt er nun auch seine Mönchspflichten, die Satzungen der Kirche, mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit. Er selbst sagt: „Ist je ein Mönch in den Himmel gekommen durch Möncherei, so wollte ich auch hineingekommen sein. Denn ich hätte mich, wenn es länger gewährt hätte, zu Tode gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und andrer Arbeit."

Doch er fand auf diesem Weg nicht das, was er suchte, ebensowenig wie einst ein Saulus auf dem Weg des Eiferns um das Gesetz der Väter den Frieden gefunden hat. Seine Sünden quälten ihn Tag und Nacht. Es kamen die Stunden über ihn, wo ihm sein Gottesglaube zu einer Leib und Seele zermarternden Qual ward, die Stunden, in welchen der Grimm des Höchsten über seine Seele ging, und Gott wie ein Löwe die Gebeine des um sein Seelenheil mächtig mit ihm ringenden Mönches zerknirschte. Welche Angst, welche Kämpfe und dann — welch ein Sieg! Aus der Schrift ging ihm das Licht auf in der Finsternis. Noch war er damals weit davon entfernt, an der Autorität der Kirche zu zweifeln. Doch die Schrift war ihm die höchste Autorität. Daß die Kirchenlehre in den höchsten Fragen des Glaubens zu ihr in schneidendem Widerspruche stand, war ihm auch unbewußt. Doch verstand er die Schrift nicht nach der Tradition der Kirche, sondern in der Kraft des Heiligen Geistes. Und diese Kraft gab ihm das Verständnis des Wortes: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben." Das ward, „die Melodie, welche immer mächtiger anschwellend seine Seele mit heiligen Wonneschauern erfüllte", die auch damals wie eine Stimme

vom Himmel in seiner Seele klang, als er auf seiner Romreise 1510 die heilige Treppe des Pilatus kniend hinaufrutschte und an den Gräbern und Reliquien der Apostel und Märtyrer seine Andacht verrichtete: Der Mensch soll gerecht werden nicht durch seine Werke, noch durch seine Selbstpeinigung, noch durch die Flucht aus der Welt, sondern allein durch den Glauben, aus Gnade, aus freier, allbarmherziger, unerschöpflicher Gnade! Die Gnade und Wahrheit, welche in Jesu Christo erschienen, jetzt leuchtete sie dem Manne hell, friedebringend, auf dem immer sturmvoller werdenden Pfad des Lebens. Eine „weit aufgesperrte Tür ins Paradies ward ihm das so lange verschüttet gewesene Evangelium vom Kreuze Christi." Nun verstand er, was die Papstkirche nicht verstehen kann, das heilige Triumphlied der Rechtfertigung aus dem Glauben, Röm. 8, 31 ff.: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht verschont hat, sondern hat ihn für uns alle dahin gegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja viel mehr, der auch auferwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns."

Während ihm also auf der einen Seite die mittelalterliche Kirche noch mit all ihren Satzungen und Ordnungen Gegenstand der inbrünstigsten Verehrung war, stand doch, ihm selber unbewußt, schon sein ganzes Wesen im feurigsten Prozeß gegen diese Kirche. So ging er 1508 von Erfurt nach Wittenberg, wohin ihn der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, als Lehrer der Philosophie an die neubegründete Universität berufen hatte. Hier schlug ihm die Stunde der Entscheidung! Dafür sorgte das gotteslästerliche Treiben der Ablaßhändler. Der Ablaß ist ursprünglich Erlaß der Kirchenstrafen. Dann ward die Ablaßgewalt der Kirche auf die zeitlichen Sündenstrafen überhaupt erstreckt, also auch auf die im Fegefeuer zu erduldende göttliche Strafe. Dieser Ablaß ward gegen Verrichtung bestimmter Werke, wie Fasten, Wallfahrten u. a. gewährt; doch machte es die Kirche ihren Gliedern bequemer, indem sie es sich gefallen ließ, daß man sich von diesen Werken der Buße, durch Geldzahlung loskaufte. Das war der Ablaß: Erlaß der Sündenstrafen für Geld! Im Jahre 1517 hatte Papst Leo X. einen allgemeinen Ablaß in der ganzen Christenheit ausgeschrieben. Das gezahlte Geld sollte zum Bau der Peterskirche in Rom verwendet werden. Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg war der Kommissar des päpstlichen Ablaßhandels für Mittel- und Norddeutschland. Und einer seiner Händler, der Dominikanermönch Johann Tetzel, kam auf seinen Geschäftsreisen auch in die Nachbarschaft der kursächsischen Lande, die selbst zu betreten kurfürstliches Verbot ihm untersagt hatte. Und Luther, der inzwischen Lehrer und Doktor der Heiligen Schrift geworden war und neben seinem Lehrberuf eine umfangreiche Tätigkeit als Prediger und Seelsorger ausübte, mußte es erleben, daß auf seine Forderung wahrhafter Herzensbuße ihm von sei-

nen Beichtkindern die gekauften Ablaßzettel entgegengehalten wurden. Da lehnte sich sein ganzes Wesen auf gegen diese Schändung des Heiligsten. Die Sorge des Seelenhirten für seine Herde, in der er den Wolf einbrechen sah, die Liebe des deutschen Mannes zu seinem Rom treuergebenen und doch so schändlich ausgebeuteten und betrogenen Volke, die Entrüstung seines ebenso zarten, wie kräftigen Gewissens über die unerhörte Beschimpfung des Kreuzes Christi, die dieser Handel bedeutete, loderten aus dem zürnenden Manne in gewaltigen Flammen empor, und die Thesen, die er am 31. Oktober 1517 wider diesen gottlosen Handel veröffentlichte, waren die Blitzstrahlen, die sein Zorn und sein todverachtender Glaube in die christliche Welt hinausschleuderte. In der Kraft eines Elias betrat er den Weg des Kampfes. Allem, was ihm von Jugend auf groß und heilig erschienen war, dem Mönchstum und seiner Askese, der Kirche und ihrer mächtigen Hirarchie, warf er das Evangelium entgegen, das Evangelium von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, ein unerschöpflich Evangelium, voll reformatorischer Kräfte, fähig, nicht bloß das Alte zu zerstören, sondern eine neue Zeit, lebenstrotzend, siegreich heraufzuführen. Da warf er des Papstes Bannbulle in das Feuer und seine unvergleichlich hohen Schriften in die Welt, die herrlichste unter ihnen das Buch „von der Freiheit eines Christenmenschen", den evangelischen Kerngedanken vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen in das Werk zusammenfassend: „Der Christ ist im Glauben ein freier Herr über alle Dinge und in der Liebe ein dienstbarer Knecht aller Dinge." Mit des Papstes Bann belegt ging er hin nach Worms, legte vor Kaiser und Reich sein ewig denkwürdiges Bekenntnis mit dem Todesmut eines Märthyrers ab und rief dann verklärten Antlitzes: „Ich bin durch!" Und auf der Wartburg, der stillen, von allem Zauber der deutschen Sage und Geschichte umworbenen Burg über den Waldbergen Thüringens, begann er sein größtes Lebenswerk, die Verdeutschung der Bibel, schaffte es, wie er selbst sagte, daß die alten Propheten und Apostel zu seinem geliebten deutschen Volke fortan deutsch redeten. Und nach der Bibel gab er unserm Volke, unsrer Kinderwelt, den Katechismus, dies wunderbare Büchlein, von dem der große Geschichtsschreiber Leopold v. Ranke sagt: „Der Katechismus Luthers ist ebenso kindlich, wie tiefsinnig, so faßlich wie unergründlich, einfach und erhaben. Glückselig, wer seine Seele damit nährte, wer daran festhält! Er besitzt einen unvergänglichen Trost in jedem Moment: nur hinter einer lichten Hülle den Kern der Wahrheit, der dem Weisesten der Weisen genug tut", und von dem der große Reformator selbst sagt: „Es soll niemand den Katechismus verachten, als sei er eine schlechte, geringe Lehre, welche sie mit einemmal überlesen und dann alsobald können, das Buch in den Winkel werfen und gleichsam sich schämen, mehr darin zu lesen. Ich bin auch ein Doktor und Prediger, ja, so gelehrt und erfahren, als die alle sein mögen, die solche Vermessenheit und Sicherheit haben; noch tue ich wie ein Kind, das man den Katechismus lehrt, und lese und spreche auch von Wort zu

Wort des Morgens, und wenn ich Zeit habe, die zehn Gebote, Glauben, das Vater Unser. Und muß noch täglich dazu lesen und studieren, und kann dennoch nicht bestehen, wie ich gern wollte, und muß ein Kind und Schüler des Katechismus bleiben und bleibs auch gerne." — Daß aber unser Gottesdienst gereinigt ist von totem Zeremoniendienst und unverstandener Sprache, daß wir uns im Gebete zum Herrn wenden geradeaus, daß wir im deutschen Kirchenlied seinen Namen singen, in deutscher Predigt die großen Taten Gottes hören, die Sakramente nach unsres Herrn Jesu Christi Einsetzung unverfälscht und unverkürzt empfangen, — das alles danken wir ihm. Wir vergessen dabei nicht jene edle Schaar von Mitkämpfern, die gleichzeitig mit Luther, doch ohne von ihm direkt beeinflußt zu sein, den Kampf für die Wahrheit und Ehre des Evangeliums gegen die mittelalterliche Kirche führten. Aber ihr eignes Zeugnis bestätigt, daß ohne Luthers sieghafte Tat und Lebensarbeit ihr Werk nicht bestanden haben würde. Ja selbst die römische Kirche, so starr und fanatisch sie auch das Werk von Wittenberg verdammte, hat durch die deutsche Reformation neue Lebenskraft empfangen. „Alle Konfessionen," sagt der deutsche Geschichtsschreiber und Dichter G. Freitag, „haben Ursache, auf Luther zurückzuführen, was heute in ihrem Glauben innig, seelenvoll und segensreich für ihr Leben ist. Der Ketzer von Wittenberg ist Reformator der deutschen Katholiken ebensogut, wie der Protestanten."

Unmöglich aber ist es, hier auszuführen, welche Welt an großen, reformatorischen Ideen, welche Fülle neuer, sittlicher Lebenskräfte aus den Tiefen des neuerschlossenen Evangeliums in die Welt eingeströmt sind. Jetzt erst beginnt die volle Wertschätzung und Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit, der Ehe, des bürgerlichen Berufes, des Staates, der bürgerlichen Freiheit. Der Staat der Gegenwart erhebt sich; die sittlichen Ideale, welche die Welt des Irdischen in sich trägt, treten mächig neben die kirchlichen Bestrebungen. Die Welt des Irdischen ist erhoben aus der Erniedrigung, gelöst aus den Ketten, in welche die Kirche des Mittelalters sie geschlagen hatte. Die Welt des Irdischen ist reformiert. Die Reformation der Kirche ist die Reformation der Welt. Jene ist aus dem Glauben geboren. So leuchtet uns das Wort in neuerem Licht: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat."

Nun sind 4 Jahrhunderte dahingerauscht seit jenen großen Tagen, und wir fragen unwillkürlich: Ist wohl jenes Dürsten und Sehnen nach dem Heil der Seele, das einst das deutsche Volk in seinen Tiefen so gewaltig erregte, noch so lebendig und kräftig in der Kirche der Reformation, in uns, ihren Kindern und Erben ihrer unermeßlichen Segensfülle? Andre Probleme sind in den Vordergrund getreten und haben Denken und Streben ganzer Zeitalter für sich in Anspruch genommen. Erst war die nationale Frage, die Gruppierung und Konsolidierung der Staaten nach dem nationalen Gesichtspunkte. Jetzt ist es die soziale Frage, die die Menschheit in Gährung setzt und auf noch

ungeahnte Bahnen führt. Ist da noch Raum für die religiöse Frage? Der französische Staatsmann Guizot schrieb vor ca. 30 Jahren an einen Freund: „Lassen Sie Ihren Sohn Theologie studieren, dies Jahrhundert wird in religiösen Erörterungen schließen.“ Wie? In einem Zeitalter, das seine Kraft in gigantenhaftem Streben lediglich in den Zwecken des Diesseits zu erschöpfen und immer rückhaltloser zu der praktischen Philosophie sich zu bekennen scheint: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!, da sollte die religiöse Frage, das Ewigkeitsverhältnis der Menschenseele zu Gott, die führende Rolle gewinnen?

Lasset uns hinüberblicken nach Europa, dem alten Schauplatz der religiösen Kämpfe! Was erblicken wir dort? Eine unerhörte Machtentfaltung der römischen Kirche! Der schlaueste der Diplomaten, Leo XIII., hat nicht umsonst 25 Jahre auf dem Stuhle Petri gesessen. Rom glaubt sich der Erfüllung seines alten Traumes von der Aufrichtung seiner kirchlich-politischen Weltherrschaft durch Erstickung der protestantischen Ketzerei näher denn je. Man hofft, daß der neue Papst Pius X. friedlichere Wege gehen werde. Wer das meint, versteht die Geschichte nicht. Die Personen wechseln auf Petri Stuhl. Das System bleibt. Und das ist der Jesuitismus, der mächtiger ist, als der Papst. Ihm, dem jeder Mensch ein Ketzer ist, der eine eigne Meinung hat, ist es gelungen, auch die leisesten Spuren selbständigen Geistesregens in den Reihen des Klerus zu ertöten. Dieser ist geworden zur geistlosen Maschine, der nur der Unfehlbare in Rom den Dampf gibt. Oede, leblose Uniformität und Monotonie ist die Frucht dieses Tuns. Schrofferen Gegensatz als Jesuitismus und Evangelium kann es nicht geben. Das Evangelium ist Leben und Geist, der Jesuitismus ist Tod und Geistlosigkeit. Wo er den Fuß auf den Nacken der Völker gesetzt hat, erstirbt das Leben des Geistes. Durch das, was der Sohn Gottes für die Menschenseele getan und gelitten hat, hat er den Ewigkeitswert der menschlichen Persönlichkeit an das Licht gestellt, und darum hat die Reformation die volle Entfaltung der Persönlichkeit erst ermöglicht. „Die Größe Luthers,“ sagt der französische Minister Guyot, „liegt darin, daß er den Glauben des einzelnen selbständig machte. Er ermächtigte den Menschen, durch sich selbst zu glauben, und indem er ihn wieder zu seines Glaubens eigenem Herrn machte, übertrug er ihm die Verantwortung für sein Handeln.“ Der Jesuitismus dagegen tötet die Persönlichkeit, indem er sie in die Schablone der kirchlichen Formel und Satzung preßt und sie unter die kirchliche Dressur zwingt.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“ Was ist die Frucht davon, daß der Jesuitismus die Alleinherrschaft über die römische Kirche errungen hat? Aus Oestreich und Frankreich wird berichtet: Geistige Verödung und sittliche Versumpfung liegt wie ein giftiger Nebel namentlich auf den Schichten der gebildeten Gesellschaft. Frauen und Kinder sind wohl im allgemeinen kirchlich, halten sich zum Beichtstuhl und zum Gottesdienst. Doch die Männer sind fast durchweg

religiös gleichgültig, oder völlig irreligiös. Den meisten ist „Römisch oder Protestantisch" völlig einerlei,, ein Wechsel der Konfession kommt für sie nicht in Frage, weil sie überhaupt keine Religion mehr haben. Die Erkenntnis aber, daß der ultramontane Romanismus kulturfeindlich und an dem politischen, wie kulturellen Niedergang der von ihm beherrschten Völker die Schuld trägt, hat in Frankreich eine wilde Erregung gegen die Kirche hervorgerufen, durch die man ihr allen Einfluß auf das öffentliche Leben, in Schule, Kranken- und Armenpflege u. s. w. zu entziehen sucht. Auf diesem Wege liegt selbstverständlich die Neugeburt des Volkes vermittelst religiöser Erneuerung nicht; er führt nur zu völliger Entchristlichung, Entgottung. Klöster schließen, Mönche und Nonnen aus Schulen und Hospitälern, ja aus dem Lande verjagen, das Tragen christlicher Symbole auf öffentlichen Plätzen und Straßen verbieten, erzeugt kein Leben, weckt die schlafenden Kräfte der Volksseele nicht. Dies vermag nur das Evangelium, dies kann nur von der religiösen Frage ausgehen.

Nun, Gott sei Lob und Dank! Das alte Dürsten der Menschenseele nach Gott, wie es der Sänger des 42. Psalms ausspricht: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreit meine Seele, Gott, zu dir," der Hunger nach dem Frieden, den die Welt nicht geben kann, die das Leben in sich tragende Unruhe des von der Sünde geängsteten Gewissens, das einen Luther erst so elend und dann so unaussprechlich selig und stark gemacht hat, es ist auch in der unter Roms eisernem Stecken seufzenden Menschheit nicht erstorben. Wie ein Frühlingswehen geht es durch die katholischen Völker. Blickt nach Frankreich, dessen Boden von dem Blute von Myriaden evangelischer Märtyrer getränkt ist, dessen ebenso lasterhafte, wie bigotte Könige der Papst zu Rom „allerchristlichste Könige" nannte, diesem einst so geliebten Schoßkinde der Kirche, ist es nicht wie ein Wunder vor unsern Augen, daß dort eine mächtige Bewegung weite Kreise des Volkes und vor allem des Klerus ergriffen hat, die los von Rom und hin zum Evangelium treibt? Mehr als 800 Priester haben dort im Lauf der letzten fünf Jahre die römische Kirche verlassen und sind zum Protestantismus übergetreten; eine Menge evangelische Gemeinden ist entstanden, und erst jüngst wurde berichtet, daß in zwei Dorfschaften die ganze Einwohnerschaft, Mann für Mann, Haus bei Haus evangelisch geworden seien und nun um protestantische Prediger bitten. Und die Bewegung wächst immer mehr. Soll es dem französischen Volk beschieden sein, durch das Evangelium eine Neugeburt zu erfahren? Gottes Wege scheinen dahin zu führen.

Und nun laßt uns auf Oestreich schauen, das Land, dessen Herrscher seit mehr denn drei Jahrhunderten Jesuitenknechte gewesen sind, dessen Bevölkerung einst in den Tagen Luthers neunundzwanzigdreißigstel evangelischen Glaubens waren, und von dem man am Ende des dreißigjährigen Krieges sagen konnte: „Es gibt keine evangelische Kirche mehr in Oestreich!" In keinem andern deutschen Lande

hat der tötliche Haß Roms gegen den Protestantismus so schrankenlos sich kundgeben können, als dort. Nirgends aber hat es sich auch so klar gezeigt, daß dieser Haß zugleich der alte Römerhaß gegen das Deutschtum ist. Ja, der alte Haß, der einst den letzten Sprossen des edeln Hohenstaufenhauses unter dem Beil des Henkers hat bluten lassen, der alte finstere Geist, der den kräftigen Hauch der Glaubens- und Gewissensfreiheit, der aus den Tiefen des deutschen Wesens heraus durch die Welt weht, als giftigen Pesthauch verflucht, der steht dort im Felde wider Deutschtum und Evangelium. Und sein Bundesgenosse ist der nationale Haß der slavischen Völker gegen die Deutschen. Klerikalismus und Slavismus das ist der östreichische Zweibund wider Deutschtum und Evangelium! Weil aber die nationale Not die Deutschen Oestreichs unmittelbarer und härter bedrängter als die religiöse, so waren es zunächst auch nationalpolitische Interessen, welche vor fünf Jahren in den Reihen der Deutschen die Losung erschallen ließen: „Los von Rom!" Doch die allmächtige Hand, die der Menschen Herzen lenkt wie Wasserbäche, hat das, was im Fleische begonnen, in das Bett des Heiligen Geistes geleitet. Deutsches Volkstum wollte man retten, römische Sklavenketten zerbrechen, und — zum Evangelium sah man sich hingetrieben.

So ist aus der ursprünglich nationalen eine rein religiöse Bewegung geworden, die bis jetzt 35,000 Katholiken zum Uebertritt zur evangelischen Kirche geführt und hunderte neuer, protestantischer Gemeinden in allen Teilen des Kaiserstaates hat erstehen lassen. Wie tief diese Bewegung das deutsche Volk Oestreichs ergriffen und wie sie die Schlacken äußerlicher Beweggründe von sich abgestreift hat, bezeuge das Wort eines Uebergetretenen: „Heute hat mich unser Pfarrer in die evangelische Kirche aufgenommen. Gestatten Sie, daß ich an diesem Freudentag mein Herz auch vor Ihnen ausschütte. Ich bin bereit, für mein bedrücktes Volk, wenn es sein müßte, auch mein Leben hinzugeben. Darum können Sie mir glauben, ich danke Gott, daß er mir die Gnade erwies, wieder ein Christ werden zu können. Unsere nationale Not hat nur den äußern Anstoß gegeben. Unser Uebertritt ist aus innerster religiöser Ueberzeugung heraus geschehen. Wie der müde Wanderer sich labt am Brunnen nach weiter Reise im Sonnenbrande, so dürstet unser Volk nach wahrer Religion und so wird es sich erquicken am evangelischen Christentum. Noch vor einigen Wochen habe ich es mir selbst nicht zugetraut, daß ich je wieder zum lieben Gott so treu und innig beten könnte, wie ich es in meiner Kindheit getan." Oder wenn der steyrische Dichter, P. Rosegger, nachdem er während einer Krankheit zum ersten Mal die Evangelien gelesen, schreibt: „Was war das für ein Christus, der mir da entgegentrat, ein gottfreudiger, menscheninniger Christus, voll allmächtiger Tatkraft, voll hingebender Liebe, voll feurigen Zorns zu rechter Zeit. So hatte ich ihn bisher nie gesehen. Meine Kinder rief ich ans Bett, meine Frau rief ich und erzählte ihnen von dem großen Christus, den ich gefunden, mit dem zu gehen, auf den

sich zu verlassen eine Befreiung von Sorge und Weltlast bedeutet," — ist sie nicht ergreifend, diese jubelnde Freude eines suchenden Herzens, das Christum, den Heiland, gefunden hat? Erinnert das nicht an jene Tage, da das Evangelium von Wittenberg aus durchs ganze deutsche Land wie von Engelsflügeln getragen lief und die Himmelsblumen der Erlösungsfreude unter seinen Füßen aller Orten aufblühten? Ist das nicht wie jenes Frühlingswehen des Heiligen Geistes in den Tagen der Reformation, da die Wittenberger Nachtigall sang:

Der Sommer ist hart vor der Tür,
Der Winter ist vergangen;
Die zarten Blümlein gehn herfür.
Der das hat angefangen,
Der wird es auch vollenden.

Teure Glaubensgenossen! Einen erhebenden, herzerquickenden Blick haben wir getan. In Völkern, die von jeher unter der unbestrittenen Herrschaft des Katholizismus gestanden haben, sehen wir die Lebenskräfte der Reformation neu sich regen. Ja, Gottes Brünnlein hat noch Wassers die Fülle, die Wüste fängt an zu blühen, das Licht geht auf in der Finsternis, Christus ist größer als der Papst!

Aber wie steht es in den Ländern, die wir als protestantische zu bezeichnen berechtigt sind? Ach, nur mit Schmerz gedenkt das protestantische Herz des geliebten deutschen Vaterlands, des Mutterlands der Reformation. In keinem Lande ist, wie Leo XIII. selbst noch kurz vor seinem Tode bezeugt hat, der katholischen Kirche solche Freiheit gewährt, wie in Deutschland. Und doch hat der alte Römerhaß den Kampf über die Berge gerade ins deutsche Land getragen und ihn mit großer Macht und viel List und bis jetzt — siegreich geführt. Die deutschen Heerscharen Roms, in der kirchlich-politischen Partei des Zentrums zusammengefaßt, dem Kommando von jenseits der Berge blindlings folgend, stehen gebieterisch an der Spitze der politischen Parteien des deutschen Reiches. Von des Zentrums Gunst hängt des Reiches Entwicklung und Kräftigung ab. Sein letztes Ziel ist nicht Duldung — denn längst hat Rom weit mehr, als das —, sondern die Alleinherrschaft der römischen Kirche über den Staat, über deutsche Wissenschaft und Kunst und alle Zweige kulturellen Lebens. Die römische Gefahr steht vor den Toren!

Und England, dieses urprotestantische Land, so exklusiv protestantisch, daß das römische Bekenntnis bis in das vorige Jahrhundert hinein von der Mitgliedschaft des Parlaments ausschloß, sehen wir nicht seine Staatskirche mit verbundenen Augen in die offenen Arme Roms hineintaumeln? Unheimliche Macht hat jene Richtung erlangt, die in Kultus und Dogma zu Rom hinhängt, das Meßopfer, die Weihrauchwolken, der Dienst der Heiligen und der unbefleckten Jungfrau Maria, überhaupt die ganze, durch und durch unevangelische Pracht der römischen Zeremonien in die evangelischen Kirchen Englands zurückführt. Von allen Bischöfen der Hochkirche gehören nur zwei nicht die-

ser Richtung an. Rom ist auch hier im Angriff und Siegen. Ja, es ist so, wie Chiniqui, der berühmte Mäßigkeitsapostel und Konvertit Canadas, gesagt hat: „Unter die Flaggen der protestantischen Nationen hat der Katholizismus sich geflüchtet, unter ihrem Schutz entwickelt er sich, rüstet sich und schärft seine Waffen zum Kampf. Und während er in den Ländern, in denen er Jahrhunderte lang regiert hat, abstirbt, wächst er wie ein Geschwür am sozialen Körper der protestantischen Länder und nährt sich von ihrem Lebensmark."

Wie aber endlich steht es in unserm Lande? Hier, wo die absolute Religionsfreiheit herrscht, spürt man doch wohl nichts von einem Kampfe Roms wider die evangelische Kirche? Dies zu glauben wäre nur möglich durch die naive, aller Logik und Erfahrung Hohn sprechende Annahme, daß Rom, das die Kirche des Evangeliums auf dem ganzen Erdenrund, in den Ländern der alten Welt, wie auf den Gebieten der protestantischen Heidenmissionen — man denke nur an Madagascar — bis aufs Blut befehdet und verfolgt, nur hier in Nord-Amerika von sanftmütigem Friedensgeist erfüllt sei, daß die Papstkirche, die aller Orten, in der Vergangenheit, wie in der Gegenwart, dem Protestantismus die Existenzberechtigung abspricht und die Existenzbedingungen zu untergraben sich bemüht, nur hier in der Union uns als eine gleichberechtigte Kirchengemeinschaft anerkenne.

Nein, der Kampf ist da, hier eben so gut, wie drüben, wenn auch in anderer Form und ohne das Kampfgetöse, das an andern Orten so widerwärtig in unsere Ohren gellt. Und wer diesen Kampf nicht sehen will, muß doch wenigstens das unaufhaltsame Anschwellen der Macht des Katholizismus während der letzten Jahrzehnte sehen. Bistum auf Bistum wird gegründet; selbst der rote Kardinalshut hat den Weg über das Meer gefunden. Klöster schießen wie Pilze aus der Erde. Mit einem Netz kirchlicher Anstalten, Schulen, Hospitäler, überziehen sie das Land, jede ein Herd der Propaganda für Rom und des Kampfes gegen die evangelische Kirche. „In wenig Jahrzehnten wird die Union dem Katholizismus angehören," spricht die Siegeszuversicht der Römlinge.

Anderseits aber kann niemand leugnen, daß das Kraft- und Ehrgefühl der protestantischen Bevölkerung unsers Landes allmählich sich bedenklich abgeschwächt hat. Einige Jahrzehnte nur zurück, da war der Kern der Bevölkerung, der anglo- wie der deutsch-amerikanischen, noch durch und durch vom protestantischen Bewußtsein durchdrungen. War dieses doch so stark, daß es z. B. die Schwestern des lutherischen Diakonissenhauses zu Pittsburg zwang, in der Oeffentlichkeit sich nicht in ihrer Diakonissenhaube zu zeigen, weil diese an die Tracht katholischer Orden erinnerte. Damals wäre es nicht möglich gewesen, daß man beim Tode eines römischen Erzbischofs die Flaggen der Stadthäuser auf halben Mast hißte. Die römische Hirarchie mit der ganzen blendenden Fülle ihrer Pracht und Macht ist heimisch geworden auf dem Boden des freien Amerikas, und der sonst so stolze Nacken des Republi-

kaners verneigt sich vor ihr, wenn auch nicht zum Handkuß, so doch zu respektvoller Verbeugung. Hat doch der Klerus hunderttausende von Stimmen katholischer, seinem Winke blind folgender Wähler, bei den Wahlen in die Wagschale zu werfen. Die römische Gefahr ist da! Sie nicht sehen wollen, heißt ihr erliegen. Sie sehen, ist aber nicht sie fürchten. Sollen wir sie fürchten? Ich sage: Nein und abermals nein!

Und ob die Welt voll Teufel wär
Und wollt uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es muß uns doch gelingen.

Laßt uns nun sein und bleiben, wie wir uns nennen: Evangelische Protestanten!

Das Evangelium ist größer, als Rom. Der König mit der Dornenkrone am Fluchholz des Kreuzes ist größer, als der Priesterkönig mit der dreifachen goldnen Krone auf Petri Stuhl. Rom bindet das Heilsverlangen der Seele an die Autorität der Kirche. Der Weg zu Christus," sagt Pius X., „geht nur durch die Kirche, denn sie ist die allein selig machende." Die Kirche macht überhaupt nicht selig. Christus allein macht uns selig. Laßt uns bleiben in ihm, dem treuen Heiland, laßt uns bleiben auf dem Felsen seines Evangeliums, als der Kraft Gottes, die selig macht alle, die daran glauben. Dann hat's keine Not! Laßt uns nun bleiben, was wir heißen: Evangelische!

Und Protestanten! Protestieren heißt „widersprechen". Laßt uns bleiben im Protest gegen alles, was nicht aus der Wahrheit Gottes ist, gegen Roms Fälschungen des Evangeliums und gegen seine Knechtung der Gewissen eben so wohl, wie gegen den Unglauben und die Zügellosigkeit im eignen Lager. Laßt uns protestieren vor allem mit Wort und Wandel gegen alles ungöttliche Wesen unter uns, protestieren zur Rechten und zur Linken, so wohl gegen jene unevangelische, das innerste Wesen der Reformation verleugnende Starrheit des Bekennens, welche die erstarrte Lehrformel über den warmen Strom des Lebens stellt, wie gegen jene falsche Lehrfreiheit und Lehrwillkür, welche ohne Verständnis für das Wesen der Kirche, das Evangelium seines ewigen Wahrheitsgehalts entkleidet und dem erhöhten Christus die Krone seiner Gottheit vom Haupte nimmt!

Wir haben das köstliche Erbe der Reformation, wir haben den freien Zugang zu der Gnade, darinnen wir stehen! Laßt uns bleiben in dem, was wir ererbet haben, und wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus! Dann wird das Reich uns bleiben!

Zum Fall der Schulgesetznovelle in Württemberg.*)

Der 8. Juni d. J. ist für die Geschichte des württembergischen Volksschulwesens bedeutungsvoll geworden. An diesem Tage hat die Kammer der Standesherren den Artikel 4 der seit zwei Jahren schwe=

*) Aus dem „Lehrerbote".

benden Schulgesetznovelle mit 13 gegen 11 Stimmen abgelehnt. Dieser Artikel wollte bestimmen, daß künftig für größere, nach Bedarf neu zu bildende Bezirke Bezirksschulaufseher im Hauptamt angestellt werden können, wie solche jetzt schon in Stuttgart, Ulm, Heilbronn und Eßlingen tatsächlich angestellt sind. Diese Bezirksschulaufseher im Hauptamt sollten nicht wie bisher ausschließlich dem Stand der Geistlichen, sondern auch dem der Volksschullehrer entnommen werden können. Dieser Bestimmung nun glaubte die Mehrheit der 1. Kammer nicht zustimmen zu können, weil sie darin eine Lockerung des Verhältnisses von Kirche und Schule und eine Gefährdung des christlichen Charakters der letztern, einen Schritt zur Verweltlichung der Schule sah. Gegenteilige Versicherungen seitens der Vertreter der Staatsregierung konnten die Bedenken nicht beseitigen. Die Staatsregierung hingegen wollte auf den Artikel 4 unter keinen Umständen verzichten und zog daher nach der durch eine Mehrheit von zwei Stimmen erfolgten Ablehnung desselben das ganze Gesetz zurück. Die Gestaltung der Oberschulbehörde, von der Artikel 5 der Novelle handelt, kam also gar nicht mehr zur Besprechung. Somit bleibt es bezüglich der Bezirks- und Oberaufsicht vorläufig beim bisherigen.

Wie wir in No. 7 unsers Vereinsblattes vom Jahr 1902 ausgeführt, hätten wir nicht nur die Bestellung tüchtiger älterer Lehrer zu Bezirksschulinspektoren, sondern auch die allgemeine Einführung des Bezirksschulinspektorats im Hauptamt gewünscht. Wir bedauern also, daß das Gesetz an dieser Klippe gescheitert ist, glauben aber, daß aufgeschoben nicht aufgehoben ist. Das Gute und Förderliche, was uns die drei ersten Artikel der Novelle gebracht hätten, kann großenteils im Verwaltungsweg und durch gütliche Uebereinkunft mit den Gemeinden erreicht werden. Auch der Vermehrung der hauptamtlichen Bezirksschulinspektorate steht kein Hindernis im Wege. Nur können vorerst keine Volksschullehrer als Bezirksschulinspektoren angestellt werden. Wir bedauern das im Blick auf den württembergischen Volksschullehrerstand, aber durchaus nicht im Blick auf unsere Freunde, denen wir vielmehr den gutgemeinten Rat geben möchten: Hütet euch euer Leben lang vor der Dornenkrone des fachmännischen Bezirksschulinspektorats!

Es ist überhaupt eine eigentümliche Sache um diese fachmännische Schulaufsicht. Von der Ferne sieht sie ganz ideal aus. Wenn ich aber, was ich je und je tue, einen an einem größern Komplex angestellten Kollegen frage: „Wäre es dir angenehmer, wenn dein jetziger Oberlehrer Ortsschulinspektor wäre statt des Geistlichen?“ so erhalte ich meist ein ziemlich energisches Nein. Nun, die Ortsschulaufsicht wäre ja auch nach der nunmehr gefallenen Gesetzes-Novelle dem Geistlichen verblieben, und das halbe Dutzend Lehrer, das vielleicht nach dem Zustandekommen des Gesetzes in neu zu bildende Bezirksschulinspektorate eingerückt wäre, wird sich gewiß trösten können.

Was aber sehr bedauerlich ist, das ist die Aufregung, welche durch die Abstimmung der 1. Kammer in unser Land und Volk hineingewor-

ten ist. Wir sind gewiß nicht gegen eine zeitgemäße Aenderung der württembergischen Verfassung; aber wir fürchten, daß die jetzt in Scene gesetzte Hetze gegen die Kammer der Standesherren zum Teil Motiven entspringt, die wir im Interesse der Kirche und des Reiches Gottes und auch im Interesse der Schule zu fürchten haben. Wir werden daher gut tun, uns an diesem politischen Treiben nicht zu beteiligen.

Wir verkennen keineswegs die Gefahren, die uns derzeit von seiten der römischen Kirche bedrohen. Aber wir halten es trotzdem nicht für gerecht, wenn in der Presse die Abstimmung der katholischen Standesherren nur auf hierarchische Gelüste und jesuitische Beeinflussung zurückgeführt werden will und Gewissensbedenken verhöhnt werden. Im Kampf gegen die katholische Kirche dürfen wir vor allem den Katholiken nicht Unrecht tun, sonst schwächen wir nicht sie, sondern uns.

Noch einige Tage oder Wochen, dann wird das politische Treiben für einige Zeit Ferien machen. Hoffen wir, daß dieselben beruhigend wirken. Wir Lehrer aber wollen uns nach wie vor auf das legen, worin unsere Ehre und unsere Stärke liegt: die Treue im Kleinen. Darauf wird Gottes Segen ruhen und damit wird auch unserm Volke und der uns anvertrauten Jugend am besten gedient sein.

Anmerkung der Red. Das deutsche Schulwesen muß freilich geschichtlich verstanden werden. Die Schule ist ursprünglich im engsten Zusammenhang mit der Kirche gestanden, aus ihr erwachsen. Aber jetzt ist die Schule eine Staatsanstalt, und man kann es begreifen, daß der heutige Lehrerstand fachmännische Schulaufsicht fordert, die ihm sicher gewährt werden sollte. Nur in seltenen Fällen werden Geistliche imstande sein, in allen Details der Schularbeiten ein richtiges Urteil abgeben zu können.

Die Urgeschichte nach historisch-kritischer Auffassung.*)

Von Rektor Heinrich Spanuth in Eldagsen (Hanover).

Vorbemerkung.

Die nachfolgenden Entwürfe beruhen auf der Ueberzeugung, daß es an der Zeit ist, die Ergebnisse der geschichtlichen Bibelforschung auch der Schule zugänglich zu machen. Es gibt keine doppelte Wahrheit, — eine für die Theologen, eine für die Laien. Die Glieder der Kirche haben Anspruch darauf, von ihren Organen mit dem vertraut gemacht zu werden, was längst Gemeingut aller Forschung bildet. Sie dürfen nicht ferner mit einem Begriff der „Inspiration" gespeist werden, der von den Gelehrten seit geraumer Zeit in Theorie und Praxis aufgegeben ist. Der Weg solcher Aufklärung und Belehrung aber kann nur durch die Schule gehen. Es ist durchaus möglich, auch der Jugend die biblischen Stoffe in einer der Wahrheit entsprechenden Auffassung zugänglich zu machen.

*) Mit gütiger Erlaubnis des Herrn Verfassers und der Redaktion abgedruckt aus „Katechetische Zeitschrift", von Aug. Spanuth herausgegeben. Preis 5 Mark.

Daß der Widerstand gegen diese Neuerung des Religionsunterrichts stark ist, wissen wir. Wäre doch z. B. der „Evangelisch-Soziale Kongreß“ bekanntlich an dieser Frage, ja an einem Ausschnitt derselben, schon einmal, ehe die spätere Scheidung sich vollzog, zu einer Spaltung gelangt. Doch ist anderseits zu konstatieren, daß sich die Stimmen auch von rechts her mehren, welche eine Befruchtung des Unterrichts in jener Richtung befürworten.*) Schaden kann diese Aufklärungsarbeit nur dann in den Kinderseelen stiften, wenn wohlgemeinter, aber nichtsdestoweniger törichter Eifer gleichzeitig etwa in entgegengesetzter Richtung sie zu beeinflussen suchte.

Unkindliche Kritiker wird dieser Unterricht nur dann zeitigen, wenn er die Pose des überlegenen Besserwissens annimmt und zur Schau trägt. Wo er aber in positiver Form, in vollster Selbstverständlichkeit die Früchte der Forschung an das Kind heranbringt, ist gar nicht einzusehen, wie sein Gemüt dadurch in Schwankungen versetzt werden sollte. Im Gegenteil werden durch Offenheit und Wahrhaftigkeit im Unterricht für die Zeit der erwachenden Selbständigkeit Anstöße und Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, die bei dem traditionellen Verfahren früher oder später entstehen m ü s s e n. Das gilt namentlich von der U r g e s c h i c h t e d e s A l t e n T e s t a m e n t s. Wenn irgendwo, so ist es hier Pflicht, offen zu sein, um dem verhängnisvollen Konflikt zwischen dem biblischen Welt- und Himmelsbilde und der heutigen Naturerkenntnis zu begegnen. Es ist das für die Schule um so mehr höchste Zeit, als hier z. B. durch die gebräuchlichen Realienbücher über die Bildung der Erdoberfläche u. a. die jetzt herrschenden Anschauungen propagiert werden. Es ist schon deshalb einfach notwendig, den rechten Ausgleich zwischen Religions- und naturkundlichem Unterricht zu schaffen und verknüpfende Fäden hinüber und herüber zu ziehen.

Statt aller weiteren Erörterung bieten wir im folgenden eine Reihe ausgeführter Entwürfe, nach denen wir selbst wiederholt jene Materie auf der Oberstufe mit den Kindern der letzten beiden Schuljahre, teils Volksschülern, teils Schülern der an diese angegliederten „gehobenen Schulabteilung“, behandelt haben. Die Wahl des Stoffes ist durch das zu benutzende Biblische Geschichtsbuch festgelegt. Die Sage vom „Turmbau zu Babel“ würde ich andernfalls vom Unterricht ausschließen, nicht aber mit Meltzer die Sintflutsage, da sie interessant und sehr wohl religiös fruchtbar zu machen ist. — Die Geschichten sind nach dem für uns maßgebenden†) Lehrplan bereits früher behandelt, und zwar

*) So hat L e p s i u s kürzlich auf Angriffe seiner Freunde u. a. gesagt: „Wie kurzsichtig ist der Rat an Pfarrer und Theologen, nicht zu sagen, was wir denken, ‘um die Schwachen nicht zu ärgern’! Wird nicht ein zehnfältiges Aergernis angerichtet, wenn die Laien dahinter kommen, daß die Wahrheit einen doppelten Boden hat, einen, den wir in der Studierstube öffnen, und einen, den wir der Gemeinde zeigen . . .?“ — Auch S t ö c k e r soll sich vor kurzem für eine solche Behandlung der Schöpfungsgeschichte ausgesprochen haben.

†) Ich gehe auf die Frage nach dem Ideallehrgang hier nicht ein, lege vielmehr einfach die tatsächlichen Verhältnisse zugrunde.

schlechthin als „Geschichten“; denn, daß es verfrüht sein dürfte, schon auf der Mittelstufe Mythus, Sage und Historie zu unterscheiden, ist auch unsere Meinung. So wird auf der Oberstufe der Text und das Wortverständnis der schon behandelten Geschichten als bekannt vorausgesetzt. Lediglich die vertiefte Auffassung und Verwertung bildet die neue Aufgabe der abschließenden Wiederholung. Die Pensen des nebenherlaufenden Unterrichts sind möglichst nach den Weisungen der Konzentration zu dem biblischen Stoff in Beziehung gesetzt.

1. Die Schöpfungssage.

Allgemeines Ziel: Wir hören von der Entstehung der Welt.

I. Zur Vorbereitung wird in Kürze zusammengefaßt*), was im erdkundlichen Unterricht gewonnen ist

1. über die Entstehung der Welt, speziell der Erde und der Erdoberfläche: Man nimmt an — Gewisses ist darüber nicht zu sagen —, daß vor vielen Jahrtausenden die Erde gleich den übrigen Weltkörpern ein glühender Feuerball war. (Welche Weltkörper sind noch glühend? welche nicht mehr?) „Ihre jetzt festen Bestandteile waren damals glühend und flüssig, und das Wasser umgab den Erdball in Form einer dicken Dunstschicht, die mehrere Tausend Meilen dick war. Nach und nach aber erkaltete diese Dunstschicht und fiel als dichter Regen auf den Erdkörper herab. Dieser kühlte sich an seiner Oberfläche allmählich ab und bekam eine harte Kruste, die den glühenden Kern einschloß. Immer mehr aber schrumpfte infolge der Abkühlung der glühende Erdkern zusammen. Dabei bildeten sich Falten und Vertiefungen. Als solche Falten sind die Gebirge anzusehen. In den Vertiefungen sammelte sich das Meer.“ An andern Stellen hob sich auch durch vulkanische Bewegungen Festland über das Wasser hervor. Auf dem Lande entstanden allmählich Pflanzen, Tiere, Menschen, in langem Nacheinander, die niedern Wesen zuerst, dann die höhern und vollkommeneren u. s. f.

2. In gleicher Weise wird zusammengestellt, was die Kinder über das Verhältnis der Erde zu den übrigen Weltkörpern wissen: Die Erde ist ein Teil des Weltsystems. Sie ist nicht der Mittelpunkt desselben. Das ist — für uns wenigstens — die Sonne, von der wir Licht und Wärme empfangen, und um die unser Planet sich mit andern Gestirnen in ewigem Kreislauf dreht.

3. Hat man stets so über die Bildung der Erde und ihre Stellung im Weltall gedacht? Nein! Wie dachten sich z. B. unsere heidnischen Vorfahren die Erschaffung der Erde, des Menschen? (Dieser Stoff ist gleichfalls im Geschichtsunterricht kurz zuvor behandelt.) Wie dachte man sich früher die Gestalt der Erde? wie ihr Verhältnis zur Sonne?

Nunmehr erfolgt die speziellere Fassung des

*) Nach dem in Gebrauch befindlichen Realienbuch von Kahnmeyer und Schulze.

Zieles: Wir hören heute davon, welche Gedanken israelitische Schriftgelehrte*) sich über die Entstehung der Welt gemacht haben.

II. Die Darbietung des Stoffes beschränkt sich auf ein wiederholendes Lesen von 1. Mose 1, 1—2, 3†). Eingeflochten werden einzelne Fragen, durch welche sich der Lehrer davon überzeugt, daß die Einzelheiten der Erzählung richtig verstanden werden. Hinzugefügt wird, daß die Geschichte etwa aus der Zeit der babylonischen Gefangenschaft herrührt.

Der zweite Schöpfungsbericht (2, 4—7 und V. 18—25) bleibt einstweilen unberücksichtigt. Er wird später herangezogen.

III. Vertiefung.

Die Behandlung erstreckt sich besonders auf zwei Fragen.

A. Wie haben sich die Verfasser dieser Geschichte den äußern Verlauf der Weltbildung vorgestellt, und welches Bild haben sie sich von „Himmel und Erde" gemacht?

Das erkennen wir am besten, wenn wir ihre Gedanken mit unsern Anschauungen vergleichen. Dabei finden wir folgendes.

1. In wichtigen Punkten haben jene Alten gedacht wie wir. Auch sie haben schon geahnt, daß die Erde einmal ohne organisches Leben war; daß die Geschöpfe nicht auf einmal entstanden sind, sondern daß sie eins nach dem andern geworden sind, allmählich, in gewissen Zeitabschnitten. Dabei ist auch im großen und ganzen ein Fortschreiten von den unentwickelten zu immer höhern Wesen angenommen. (Nachzuweisen!)

2. Aber es ist ebenso ohne weiteres klar, daß die Israeliten in vielem ganz andere Gedanken über die Schöpfung und ein ganz anderes Weltbild gehabt haben als wir. Dies ist im einzelnen nachzuweisen, wobei man sich auf das wichtigste beschränke: In der biblischen Erzählung ist die Erdoberfläche eine „Tiefe", ein „Wasserschwall", nach heutiger Annahme zuerst eine Feuerkugel gewesen; dort ist das All in sechs Tagen erschaffen, hier in ungezählten Jahren; dort war zuerst „Finsternis", diesen Zustand können wir uns nicht denken. Auch das Weltbild ist total anders: die Erde die Mitte, die Basis des Weltganzen. Ueber ihr, die als Fläche, als Scheibe gedacht ist, ist der „Himmel" als „Feste", als eine Art von Kuppelgewölbe erbaut; an diesem festen Himmelszelt sind wie Lichter die Gestirne befestigt. Wir nehmen dagegen an, daß die Erde nur ein geringer Teil des Weltalls ist, daß die Gestirne auch Welten sind, zum Teil unendlichmal größer als die Erde. Was wir „Himmel" nennen, das ist keine Kuppel, sondern blaue Luft — weit, weit dahinter der unermeßliche Weltraum. Die Welt ist für uns viel tausendmal größer geworden, als sie den israelitischen Gelehrten erschien. (Wodurch?)

*) Dieses Subjekt ist mit Bedacht gewählt, da in dem zugrunde gelegten ersten Schöpfungsbericht nicht nur fromme, sondern z. T. auch theologische Weltbetrachtung sich kundgibt.

†) 2, 4 dürfte doch zu dem folgenden zu ziehen sein!

Auch sonst enthält jene Erzählung manches, was wir nicht mehr für richtig halten können*). Z. B.:

„Licht" kann schwerlich — für uns undenkbar — vor der Sonne da gewesen sein, ebenso wenig „Abend und Morgen", Tag und Nacht. Pflanzen sind ohne Sonnenlicht und -wärme nicht auf der Erde zu denken. (Inwiefern?)

Die „Wale" gehören nicht zu den Fischen (sondern wozu?), Kriechtiere nicht zu den Säugetieren. „Gott ruhete am siebenten Tage." Aber: Gott braucht nicht zu ruhen („Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht," Ps. 121, 4). Gott darf nicht ruhn (Gesang: „Befiehl du deine Wege," V. 4: „Dein Arbeit darf nicht ruhn"). Warum nicht? (Ps. 104, 29.)

3. Aus dem allen ergibt sich der Gesamtschluß: die israelitischen Schriftgelehrten haben sich zwar manche richtige Gedanken über die Entstehung und Gestalt der Erde und Welt gemacht. Aber mehr noch haben die Menschen inzwischen besser erkannt. Die Erzählung ist darum nicht als eine Geschichte von der Schöpfung anzusehen, sondern wir nennen sie „Sage"†). Es ist mit der Menschheit wie mit einem Kinde: wie dieses mit den Jahren „zunimmt an Alter und Weisheit," so schreitet auch die Erkenntnis der Menschheit in weltlichen Wissenschaften immer fort. Wie hätten jene Alten mit ihren unvollkommenen Geräten, Instrumenten u. s. w. auch schon so vieles wissen können wie spätere Geschlechter! Wir müssen uns, anstatt etwa ihre Gedanken zu bespötteln, im Gegenteil wundern, wie vieles sie schon richtig erschaut haben. Und: wir wollen, bescheiden und demütig, Gott dankbar sein, daß er uns in manchen Stücken eine so viel bessere Einsicht hat aufgehen lassen; denn aller Fortschritt ist von Gott.

Der Uebergang zum folgenden wird vielleicht zweckmäßig gewonnen durch den Einwurf: Aber ist denn nicht das alles, was wir bislang behandelt haben, eigentlich eine Naturgeschichtsstunde, eine Fortsetzung unserer letzten Geographielektionen gewesen? Ja, bislang allerdings wohl. Dabei haben wir unsere schon erworbenen Kenntnisse eigentlich nicht erweitert, sondern haben sie nur im Vergleichen befestigt. Neue Naturerkenntnis haben wir aus dem biblischen Schöpfungsbericht nicht geschöpft. Das ist aber auch gar nicht unsere Absicht in dieser Stunde; ja, das ist auch nicht der Zweck der Bibel, uns über die Erde, die Natur zu belehren. Ihren Zweck beschreibt 1. Tim. 3, 16: sie soll uns dienen „zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung (= Erziehung) in der Gerechtigkeit."

Auch die Schöpfungssage kann uns in mancher Hinsicht zur

*) Diese kritische Vergleichung zwischen altem und modernem Weltverständnis und Naturerkennen ist unbedingt notwendig, da der Unterricht das lebhafteste Interesse doch auch daran hat, falschen Vorstellungen über Erde und Welt zu begegnen und sie, wo immer sie erscheinen, mithin zu korrigieren.

†) Dieser Begriff deckt sich nicht mit dem des „Mythus"; doch ist er der einzige, der den Kindern gegeben werden kann.

Lehre, zur Erziehung in der Frömmigkeit dienen. Darum fragen wir:

B. Welche frommen (= religiösen oder Glaubens-) Gedanken über die Welt und ihre Entstehung sind in unserer Geschichte ausgesprochen?

1. Die Welt ist nicht von selbst geworden. Das ist nirgends so klar ausgesprochen wie in dieser Sage. Es gibt heute viele, die sagen: „Stoff und Kraft" seien von Ewigkeit dagewesen, aus ihnen sei alles geworden. Aber woher „Kraft und Stoff" stammen, wissen sie nicht zu sagen. Darüber belehrt uns diese Geschichte in so schlichter und doch nachdrücklicher Weise: es ist ein Gott, der „im Anfang" alles geschaffen", d. h. aus dem Nichts hat entstehen lassen. Er ist auch dein Schöpfer, der dir Leben und Leib gegeben hat. Gott ist der Schöpfer der Welt.

Dieser Gott hat durch sein bloßes „Wort" das Gewaltigste fertig gebracht, was wir denken können. (Gott „sprach" — Gottes „Wort" dürfen wir uns nicht vorstellen wie ein wirkliches Sprechen. Das bedeuten diese Ausdrücke niemals in der Bibel. Es ist nur ein Bild für Gottes Willen: Gott wollte es.) Gott ist allmächtig.

Die Welt wird nach fester Ordnung, nach festem Plane, zweckmäßig geschaffen; die Tiere z. B. erst, nachdem Nahrung (Pflanzen) für sie vorhanden ist. Darin zeigt sich Gottes Weisheit. Gott ist allweise.

Gott selber ist nicht geschaffen. Er war vor allem da. Ps. 90, 2: „Ehe denn die Berge worden . . ." Gott ist ewig.

Zusammenfassung: Die Geschichte belehrt uns zuerst über Gott und sein Wesen. Er ist der Schöpfer der Welt, er ist ewig, allmächtig, allweise.

2. Es heißt am Schluß der Geschichte: „Gott sahe an alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut." Es gibt viele Menschen, die behaupten, die Welt sei schlecht und ganz unvollkommen, die „schlechteste", die hätte entstehen können, wie es in dem „Prediger Salomo" heißt: „Alles ist eitel." Wie kommen sie dazu? Gewiß, auch Luther nennt die Erde ein „Jammertal", aber nicht bloß so. Sie ist mehr als das. Sie ist Gottes Haus; es lohnt sich, auf ihr zu leben. Alles Erschaffene ist gut. (Optimismus, nicht Pessimismus!)

Zusammenfassung. So belehrt uns die Geschichte auch über die Welt: sie ist gut und vollkommen aus Gottes Hand hervorgegangen.

3. Am letzten „Tage" wird der Mensch geschaffen = er ist das Ziel, die Vollendung des Schöpfungswerks. Seine Erschaffung wird auch besonders feierlich eingeleitet (V. 26). Er wird nach Gottes Ebenbild bereitet (V. 27) = er ist mehr als alle andern Wesen der Erde, er hat Vernunft, unsterbliche Seele, ist zu Gott hin geschaffen. Ihm wird

die Herrschaft über alle andern Geschöpfe der Erde verliehen (V. 28 ff.). Um seinetwillen ist die Erde da, auf der er schaffen, schalten, walten soll.

Zusammenfassung. Die Geschichte belehrt uns endlich über die gottgegebene Würde des Menschen: er ist der Schöpfung Krone, nach Gott und zu Gott geschaffen, Herr der Erde.

Diese frommen Gedanken und Lehren, welche die Geschichte enthält, können wir mit dem Kern in der Nuß vergleichen. Die äußere Erzählung gleicht dann der Schale. Was ist für uns von beiden das Wertvolle? Sehen wir so den Kern der Geschichte an, so gibt es kein größeres, schöneres Bekenntnis zu Gottes Schöpfermacht als diese Geschichte. Wie armselig sind dagegen die Schöpfungssagen anderer Völker, z. B. unserer Vorfahren oder der Griechen*). Dies ist nachzuweisen an markanten Zügen.

IV. Verwandtes.

Daß wir die Schöpfungssage nicht als eine wirkliche Geschichte ansehen dürfen, sehen wir am deutlichsten aus der Bibel selbst. Diese enthält nämlich noch eine zweite Erzählung von der Schöpfung, wie viele, die die Bibel zu kennen glauben, gar nicht wissen. Es wird gelesen 1. Mose 2, V. 4—7, und etwa noch V. 9, V. 19a, V. 22 (also, da die Erzählung sonst noch behandelt wird, nur das auf die Schöpfung Bezügliche). V. 5 zeigt deutlich, daß hier die Schöpfung noch nicht geschehen sein soll. Es gab also bei den Israeliten zwei Sagen über den Ursprung der Welt, die die Verfasser der Bücher Mose uns beide nebeneinander überliefert haben. Wodurch unterscheidet sich diese zweite Sage besonders von der ersten? (Es wird hauptsächlich die Erschaffung des Menschen erzählt. Auch klingt die Geschichte noch mehr sagenhaft.) Was soll die seltsame Beschreibung der Erschaffung des Menschen bedeuten? 1. Daß er „von Erde" ist und darum zu Erde werden soll. 2. Daß er „Gottes Odem", eine ewige Seele hat und Gottes Geist in sich aufnehmen kann. Was bedeutet die seltsame Sage von der Erschaffung des Weibes? (V. 22: Das Weib ist von demselben Stamm wie der Mann, ihm ebenbürtig und gleichwertig.)

Auch der Sänger des 104. Psalms (dieser ist zu lesen!) gelangt durch die Betrachtung der Wunder der Schöpfung zu dem Bekenntnis (V. 24): „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel, du hast sie . . .".

Die hohe Würde des Menschen im Vergleich zu der übrigen Schöpfung bewundert auch Ps. 8 (V. 6 gibt Sinn nur in der revidierten Fassung: „Du hast ihn (den Menschen) [nur] wenig niedriger gemacht denn Gott und mit Ehre und Schmuck hast du ihn gekrönt." Jede „messianische" „Deutung" wie in Hebr. 1 führt von dem ursprünglichen Sinn des Psalms gänzlich ab.)

V. Katechismus: „Ich glaube an Gott, den Vater, den All-

*) Ein Teil der Kinder lernt griechische Geschichte. Für sie ist dieser Vergleich naheliegend.

mächtigen, Schöpfer Himmels und der Erde." Der erste Artikel ist das Grundbekenntnis auch der Schöpfungsgeschichte.

Spruch: Ps. 115, 3: „Unser Gott ist im Himmel —"

Ps. 104, 24: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel —"

Ps. 19, 2: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes —"

Ps. 33, 9: „So er spricht, so geschieht's —"

Hiob 12, 7—10: „Frage doch das Vieh —"

„O wunderschön ist Gottes Erde, und wert, darauf vergnügt zu sein."

Lied: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht —"

„Lobe den Herren, o meine Seele," V. 4: „Dieser hat Himmel, Meer und die Erden Und was darinnen ist, gemacht —."

Lesebuch: Die Stimme der Kreaturen (Schubert). Geh aus, mein Herz, und suche Freud — (P. Gerhardt). Im Junius (Claudius). U. s. f.

Vielleicht sind auch folgende Aussprüche großer Männer zu verwenden:

Ein heutiger Naturforscher (K. E. von Bär) sagt von der Schöpfungsgeschichte: „Wenn man sie nicht streng wörtlich, sondern nur dem Wesen nach nehmen will, muß man gestehen, daß eine erhabenere aus alter Zeit uns nicht überkommen ist und kaum gegeben werden kann."

Kepler, der große, fromme Sternforscher, hat die Geschichte „einen herrlichen Eingang*) des großen Menschheitsbuches" genannt und einmal an einen Freund geschrieben: „Wenn du Beweise dafür, daß z. B. die Erde still stehe, aus der Heiligen Schrift herleiten willst, so mißbrauchst du sie für naturwissenschaftliche Fragen. In ihr wird keine Unterrichtsstunde über Naturlehre und Weltkunde gehalten, vielmehr die natürlichen Dinge nur in einem höhern, religiösen Sinne verwendet (= betrachtet), damit wir Gottes Schöpfermacht schauen."

2. Das Paradies.

Allgemeines Ziel: Wir hören von dem ursprünglichen Zustande der Menschheit.

I. Zur Vorbereitung wird im Anschluß daran die Frage aufgeworfen, ob denn die Menschen etwas darüber wissen können, in welchem Zustande sie früher gelebt haben. Die Erinnerung der Menschheit reicht nicht so weit zurück. Wir wissen nichts Gewisses über die Art und Weise, wie die Welt und mit ihr der Mensch geschaffen ist. So auch nicht über das uranfängliche Leben der Menschen, wo und wie sie es geführt haben. Aber es finden sich bei verschiedenen Völkern Sagen, in welchen sie von ihrem „Urstande" reden. So erzählen die Römer †) von einem „goldenen Zeitalter", wo die Menschen, frei

*) Eigentlich „herrliche Initiale".

†) Es wird daran erinnert, daß die Entwürfe auch Schüler, die mit der griechisch-römischen Geschichte vertraut sind, voraussetzen. Wo diese fehlen, bleibt dieser Passus u. a. fort.

von Schuld, ein glückliches Leben ohne Mühe und Arbeit, ohne Not und Tod führten. Auch im Anfang der Bibel befindet sich eine ähnliche Erzählung.

Spezialisierte Zielangabe: Wir lernen aus ihr, welche Gedanken fromme Israeliten sich über den „Urstand" der Menschheit gemacht haben.

II. Darbietung des Stoffes.

Die Behandlung verläuft wiederum in zwei Hauptabschnitten, deren erster das äußere Gewand der Erzählung betrachtet, während der zweite die sittlich-religiösen Gedanken aus ihr herausschält. Es ergeben sich danach zwei Fragen zur Besprechung:

A. Wie stellt sich die Geschichte äußerlich den Urzustand der Menschen vor?

1. Der „Garten" liegt in „Eden". „Eden" heißt „Wonne". Wir nennen das Land auch das „Paradies". Dies griechische Wort bedeutet „Lustgarten, Park".

Die Bäume des Paradieses sind „lustig anzusehen". Ihre schönen Früchte sind den Menschen von Gott zur Verfügung gestellt.

Ja, der ganze Garten mit seiner Pracht wird dem Menschen geschenkt. Welch eine Freude gewährt uns schon ein Gärtchen am Hause mit seinen Blumen und Früchten!

In dem „Paradiese" findet der Mensch seine „Gehilfin" und Gefährtin.

Keine Hitze und Kälte zwingt die Menschen, sich zu bekleiden.

Aus dem allem folgt: Den ursprünglichen Zustand des Menschen denkt sich die Geschichte als ein Leben in vollster äußerer Glückseligkeit.

2. Die Geschichte macht ferner Angaben über den „Garten" selbst.

a. Der Garten liegt in „Eden". Er ist von vier Strömen bewässert, also ein großer „Garten", ein kleines Land für sich. Die Namen der Ströme werden genannt. Bekannt ist der Euphrat und Tigris. Danach hätte das Paradies im heutigen Mesopotamien gelegen. Edelsteine und Gold finden sich in dem Lande. Die beiden Wunderbäume stehen in seiner Mitte. „Der Baum des Lebens" (von dem erst bei der Vertreibung der Menschen aus dem Paradiese 3, 22 wieder gesprochen wird) scheint denen, die von ihm essen, unsterbliches Leben geben zu sollen*). Was der andere Baum für eine Kraft habe, ist in V. 17 gesagt.

Z. f. Der Wundergarten des Paradieses wird also an einem bestimmten Ort der Erde (Innerasien) gedacht und näher beschrieben.

b. Ihr wißt, daß die nächstfolgende Geschichte erzählt, die Menschen seien aus dem „Paradiese" vertrieben, und seitdem lasse Gott den Eingang des Gartens durch einen Cherub bewachen.

*) Vgl. auch z. B. Offb. 22, 2.

Nehmen wir das zusammen mit dem, was wir vorhin über Lage und Beschaffenheit des Gartens gehört haben, so erkennen wir, daß es sich *gar nicht um einen wirklichen Garten handeln kann*. Wo wäre ein solcher Ort auf Erden zu finden?! Dann möchten wir uns wohl aufmachen und ihn suchen, bis wir ihn fänden.

Die äußere Erzählung nennen wir darum eine „Sage", wie die von der Schöpfung auch. Aber welch eine *liebliche Sage*! Habt ihr nicht auch jedesmal eure Freude daran, wenn ihr sie wieder lest? Wißt ihr noch, wie ihr zum ersten Male von ihr hörtet? Ja, sie ist in aller ihrer Schlichtheit eine der sinnigsten, schönsten Erzählungen der Heiligen Schrift.

Aber das ist doch nicht die Hauptsache, daß wir uns an ihr freuen können. Wichtiger ist, daß wir aus ihr *lernen*. Das ist ihr Zweck. Unter der bunten Schale verbergen sich auch hier tiefernste, hohe Gedanken und Wahrheiten.

B. Welche *sittlichen* (göttlichen) Gedanken sind in der Geschichte vom Urstand der Menschen enthalten?

1. Warum wird denn das Leben des Menschen als so glückselig geschildert? Weil die Sünde fehlte. Erst später sündigen sie, wie erzählt wird. Darum ist ihr Leben eitel Freude und „Wonne". Wir lernen: *Ohne die Sünde wären wir Menschen die glücklichsten Kreaturen auf Gottes Erdboden.* (Wollen wir nicht nach diesem Glück streben?)

Die Sünde fehlte ursprünglich bei den Menschen, so sagt die Geschichte. Die Menschen waren unschuldig und gut. — Es geht ein Ahnen durch *alle* Religionen, *daß die Sünde nicht zum Wesen des Menschen gehört*. Sie ist nicht etwas Natürliches, Naturgemäßes. Was jedem einzelnen sein Gewissen sagt, daß die Sünde nicht ein notwendiges Stück unser selbst sein sollte, das spricht diese Geschichte von der *Menschheit* aus.

Zff. Die Sünde gehört nicht zum Wesen des Menschen. Ohne sie wären wir glückselige Menschen.

2. Gott gab den Menschen ein Gebot, sagt die Erzählung. Welches?

Sie konnten offenbar beides tun: es halten oder es übertreten. Wer so wählen kann, ist *frei*. Gott hat den Menschen von Uranfang einen *freien Willen* gegeben. Viele sagen heute: der Mensch habe überhaupt keinen freien Willen; er sei darum nicht schuld daran, wenn er Böses tue. Schuld hätten daran seine Eltern, die ihn so erzogen hätten; oder die Armut, die ihn zum Stehlen treibe; oder die andern, die ihn zum Bösen verleiteten; oder seine eigne Natur, die er sich doch nicht selber gegeben habe. Aber der Mensch hat einen freien Willen*). Du bist verantwortlich für das, was du tust und läßt! Der freie Wille ist aber zugleich die *Würde* des Menschen, wodurch er über das Tier sich erhebt. (Wonach handelt dieses?)

*) Seine Trübung durch Sünde muß hier noch unberücksichtigt bleiben.

Z f f. Gott hat dem Menschen ursprünglich einen freien Willen gegeben. Dadurch erheben wir uns über das Tier. Darum sind wir für uns verantwortlich.

3. Gott setzte den Menschen in den Garten, „daß er ihn bewahrte und bebaute." Dazu war Arbeit nötig. Was hätte ohne sie der Mensch auch beginnen sollen! Die Arbeit ist die natürlichste, ursprünglichste sittliche Betätigung des Menschen.

Zur Arbeit ist der Mensch bestimmt und geschaffen. Die Arbeit ist also ursprünglich nicht ein Fluch, eine Sündenstrafe. Wer nicht arbeitet („Reicher Mann" im Gleichnis), handelt gegen Gottes Ordnung. Worin beruht der Segen der Arbeit? — Auch unsere Arbeit ist gottgeboten. Darum beten wir morgens wohl in der Schulandacht: „Laß auch uns in unserer Arbeit deinen heiligen Willen erkennen" u. s. w.*)

Z f f. Gott hat dem Menschen die Arbeit als erste Pflicht auferlegt.

4. Damit der Mensch „nicht allein sei", schuf Gott das Weib zur „Gehilfin" des Mannes, d. h. zu seiner (ihm also gleichwertigen, gleichgestellten — s. o.) Gefährtin und führte es ihm zu. Diese Gemeinschaft von Mann und Weib ist die Ehe. Die Ehe ist mit dem Menschengeschlecht zugleich von Gott gestiftet. Ein Mann und ein Weib, — so ist's göttliche Ordnung. Welches sind die Pflichten des Ehegatten? (Nach V. 18 und 24 und nach dem 6. Gebot).

Z f f. Gott hat die Ehe als uralte Ordnung unter den Menschen gestiftet. Die Ehe soll darum heilig gehalten werden.

Zusammenfassung der vier Grundideen der Erzählung.

IV. Verwandtes.

Die Schöpfungssage redet von dem „Ebenbilde Gottes" im Menschen. Das ist im wesentlichen dasselbe, was hier von der ursprünglichen Unschuld und der Willensfreiheit des Menschen gesagt ist. Ohne die nicht zum Wesen des Menschen gehörende Sünde würden wir es vollkommen an uns tragen. Wer ist so vollkommen gewesen, wie diese Geschichten erzählen? Jesus, der „zweite Adam".

Wie können wir unschuldige, gerechte, glückselige Menschen werden? — Wer von Schuld befreit, von Sünde frei geworden ist, der hat „das Paradies auf Erden", von dem die Menschheit noch heute in mannigfacher Weise träumt.

Im Neuen Testament wird auch öfter vom „Paradiese" geredet. So verheißt Jesus dem Schächer: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein." (Luk. 23, 43). Paulus erzählt, daß er bei einem Gesicht bis ins Paradies verzückt sei (2. Kor. 12, 2. 4). Auch in der Offb. Joh. wird es öfter genannt: 2, 7 f.; 22 u. ö. Hier ist das Paradies nicht der wundersame Wonnegarten auf Erden, sondern be-

*) Schulgebete im Hannoverschen Gesangbuch, Anhang S. 29.

deutet so viel wie der Himmel*). Warum wird der Himmel mit dem „Paradiese" gleichgestellt? (Auch er ist gleich einem „Wonnelande", einem lieblichen Garten — Luthers Brief an sein Söhnchen. — Dort werden die Frommen in Wahrheit glückselig, in Wahrheit frei sein und „in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit" mit Gott Gemeinschaft haben.) So meint es auch der Dichter, wenn er singt (in dem Liede: Laßt mich gehen —"):

„Paradies, Paradies,
Wie ist deine Frucht so süß!
Unter deinen Lebensbäumen
Wird uns sein, als ob wir träumen.
Bring uns, Herr, ins Paradies!"

Psalm 8 (Die hohe Würde des Menschen).

V. Katechismus. 2. Artikel: „... in seinem Reiche ... in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit."

4. Tauffrage: „... ein neuer Mensch, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott ewiglich lebe."

6. Gebot.

Spruch. Matth. 5: „Selig sind, die reines Herzens sind —"

Mich. 6, 8: „Es ist dir gesagt, Mensch —"

2. Theff. 3, 10: „Wer nicht arbeiten will —"

Matth. 19, 4: „Gott, der im Anfang den Menschen gemacht hat, der machte, daß ein Mann —"

Lied. „O Gott, du frommer Gott" (V. 1).
„Laßt mich gehen" (s. o.).

„Der Mensch ist frei und wär er in Ketten geboren."

„Ein Christ ist ein freier Herr aller Dinge und niemandes Knecht."

Lesebuch. Luthers Brief an sein Söhnlein Hänschen.
Adams Tod (J. G. v. Herder).

Kirchliche Rundschau.

Inland.

Jubelsynode. Die evangelisch-lutherische Iowa-Synode feierte im August dieses Jahres das goldene Jubiläum. Sie wurde gegründet am 24. August 1854 in Dubuque, Iowa, und dort wurde denn auch am genannten Tage die „Allgemeine Synode" von Iowa eröffnet in der evang.-luth. St. Johannes-Kirche. Bei Dubuque ist auch die älteste Anstalt der Synode, das Predigerseminar „Wartburg". Die Eröffnung selbst mußte durch den stellvertretenden Vizepräses geschehen, da der Präses der Allgemeinen Synode, Pastor Dr. J. Deindörfer, durch Krankheit am Kommen verhindert war. Es wurden Grüße teils mündlich, teils schriftlich überbracht aus der Nähe und Ferne; namentlich aus Deutschland, von wo Missionsinspektor Mart. Deinzer von Neuendettelsau im Namen der Gesellschaft für Innere und Aeußere Mission im Sinne der evang.-luth. Kirche, und Pastor E. Pamperrien von Güstrow, Meckl., im Namen der Vereinigten Gotteskasten Deutschlands

*) Die Abstufungen des Himmels, die genauere Fixierung des „Paradieses" in spätjüdischer und christlicher Theologie interessiert hier gar nicht. Für den Unterricht genügt jene allgemeine Bestimmung.

mündliche Grüße und Segenswünsche überbrachten. Das alle zwei Wochen erscheinende „Kirchenblatt" der Synode hatte zu Ehren des Ereignisses in seiner Nummer 17 vom laufenden (47.) Jahrgang Festschmuck angelegt. Es hatte zu dem Ende einen prächtigen Bilderschmuck auf starkem Papier. Voran ein feines Lutherbild; auf der zweiten Seite zwei Bilder von Dubuque im Jahre 1853 und 1904. Dann folgen Bilder von Pfarrer W. Löhe, Missionsinsp. Bauer und J. Deinzer, und von Pfr. F. Wucherer. Dann erst kommen die Bilder der Beamten der Allgemeinen Synode, der Wohltäter der Synode, der Diriktspräsides, der ältesten Pastoren, Direktoren und Professoren der verschiedenen Lehranstalten u. s. w., u. s. w., ebenso Bilder der verschiedenen Anstalten. Außer dem Predigerseminar in Dubuque hat die Synode ein College, das Wartburg College, das nach manchen Wanderungen seit 1894 endgültig in Clinton, Iowa, sich niedergelassen hat. Dasselbe dient als Voranstalt für das Predigersemnar, wie unser Proseminar. Ferner unterhält sie in Waverly, Iowa, das Wartburg-Lehrerseminar und Akademie. Hier wird neben der Vorbereitung fürs Schulamt auch allgemeine Kollegebildung geboten, auch für geschäftliche Ausbildung ist Sorge getragen. Diese Anstalt hat jetzt sieben verschiedene Abteilungen und Zwecke miteinander verbunden: 1. Präparandenschule (zwei Jahre) für den Eintritt ins Lehrerseminar; 2. Lehrerseminar (drei Jahre); 3. Proseminar für den Eintritt ins theologische Seminar (prakt. Abt.), der Kurs ist drei Jahre; 4. Akademie mit dreijährigem Kurs zur weitern wissenschaftlichen Ausbildung; 5. ein Geschäftsdepartment; 6. Ein Shorthand- and Typewriting-Department; 7. Ein Conservatory of Music. Auch in Brenham, Texas, hat die Synode ein College, das für das Predigerseminar und die Staatsuniversität vorbereitet, und sonst allgemeine Bildung darbietet. Ferner stehen etliche Waisenhäuser und ein Altenheim in Verbindung mit der Synode. Ueber alle diese Anstalten und deren Geschichte gibt das illustrierte „Kirchenblatt" ausführliche Nachrichten. Die Allgemeine Synode bestand aus 19 Mitgliedern von Amts wegen, 62 Pastorendelegaten, 5 Lehrerdelegaten und 41 Gemeindedelegaten, die aus sieben Distrikten zusammenkamen, zusammen 133. — Die Synode zählt in diesem Jubeljahr 455 Pastoren, 4 Gehilfen und 14 Emeriten, im ganzen 473. An Gemeinden stehen 868 unter ihrer Leitung. Die stimmfähigen Gemeindeglieder werden mit 27,022 angegeben; 49 Lehrer und 10,942 Kinder werden gemeldet; die meisten Pastoren geben Schulunterricht. Auch die Kassen sind in gutem Stande. Als Jubelgeschenke erhielt die Synode 2800 Mark aus Deutschland, eine Farm $4000 wert unter gewissen Bedingungen und zwei besondere Gaben von zusammen $1500. — Bei der Neuwahl wurde Dr. F. Richter an Stelle des erkrankten Dr. J. Deindörfer als Präses gewählt; Vizepräses, Pastor C. Pröhl; Pastor E. Kaselmann, Sekretär; Direktor Pastor Craushaar, Kassierer. Neidlos wünschen wir der Schwestersynode Gottes Segen und Gnade zu fernerm Wachstum und Gedeihen.

Die Allgemeine Evang.-Luth. Synode von Ohio u. a. St. tagte vom 25.—30. August in Fremont, Ohio. Sie versammelte sich als Delegatensynode und das Vertretungsverhältnis ist 1 zu 10. So bestand die Synode aus 48 Pastoren, 7 Lehrern und 25 Laiendelegaten. Die Beamten der Allgemeinen Synode, die Vorsitzenden der stehenden Komitees, die Direktoren der Anstalten, die theologischen Professoren, die Distriktspräsides und der Geschäftsführer der Buchhandlung sind nur beratende Glieder.

Ueber das Vorkomitee lesen wir in der „Luth. Kirchenztg.“: „Ueber dasselbe treffen die Nebengesetze der Allgemeinen Synode folgende Bestimmung: Zwei Tage vor der Versammlung der Synode tritt ein Vorkomitee, bestehend aus vier Gliedern jedes Distrikts, zwei Pastoren und zwei Laien, wie solche dem Präses vorher von dem Distriktssekretär angezeigt worden, zusammen. Dies Vorkomitee beschäftigt sich mit allen vor die Synode kommenden Berichten und andern Geschäften, bereitet dadurch nötig werdende Anträge und Beschlüsse vor und einigt sich auf eine Tagesordnung. Bei der Versammlung des Vorkomitees sollen auch die Präsides der Anstalten anwesend sein. Außerdem hat die letzte Allgemeine Synode beschlossen, „daß die Distriktspräsides sich zwei Tage vor Eröffnung der Allgemeinen Synode versammeln, um die ihnen übertragenen Geschäfte in ordentlicher Weise zu erledigen. Da sich die betreffenden Pastoren und Laiendelegaten, Vorsitzer der Behörden, Anstalts- und Distriktspräsides am Morgen des 23. August fast vollzählig einstellten, war es schon eine ziemlich ansehnliche Versammlung, die zur festgesetzten Zeit zusammentrat. Sie blieb aber nicht lange beieinder, sondern wurde nach Eröffnung durch Schriftabschnitt und Gebet von seiten des ehrwürdigen Allgemeinen Präses alsbald in sechs Subkomiteen eingeteilt, die sich sofort an die ihnen zugewiesenen Arbeiten machten. Die Subkomiteen sind folgende: 1. Lehranstalten; 2. Wohltätigkeitsanstalten; 3. Mission; 4. Publikationssache; 5. Finanzen; 6. verschiedene Angelegenheiten. Die Vorsitzer der verschiedenen Subkomiteen bildeten ein Komitee, eine Tagesordnung festzusetzen, und die Distriktspräsides ein besonderes Komitee, für alle zu erwählenden Beamten der Synode, Glieder der Behörden, Redakteure, Schatzmeister u. s. w. je zwei Kandidaten zu nominieren. Am Dienstagvormittag und -nachmittag, sowie am Mittwochvormittag arbeiteten die Subkomiteen getrennt und brachten dann Dienstagabend wie Mittwochnachmittag und -abend ihre Berichte vor das Gesamtkomitee.“ Eine lebhafte Debatte erregten die Verhandlungen über das Verhältnis zu Hermannsburg. Herr Pastor C. Röbbelen war von Hermannsburg herübergekommen, um mit der Synode, die gern etliche Stationen der Hermannsburger Mission übernommen hätte, zu verhandeln. Da die Hermannsburger Mission in Verbindung mit der hannöverschen Landeskirche steht — sitzen doch z. B. Pastoren dieser Kirche im Direktorium — so meinten etliche Pastoren der Ohio-Synode, man sollte dieses „Unionismus“ wegen von einer engern Verbindung mit Hermannsburg absehen und lieber eine eigne Heidenmission gründen. Die Synode bekannte sich jedoch nicht zu solchen Extremen und nahm vielmehr folgende Beschlüsse an: „1. Hermannsburg weiter zu unterstützen; 2. vorderhand die Gründung einer eignen Mission nicht in Angriff zu nehmen; 3. um mehr Interesse für die Heidenmission unter uns zu wecken, Hermannsburg zu ersuchen, uns Stationen in einem Gebiete zu überweisen, das eine Ausdehnung der Arbeit zuläßt, um eventuell eine eigne Mission anzubahnen; 4. die Missionsleitung bleibt in Händen Hermannsburg; 5. den Missionsausschuß zu ersuchen, uns einmal des Jahres offizielle Berichte zur Einsichtnahme zuzusenden, Berichte etwa über Einnahmen und Ausgaben, über wichtige Maßnahmen und Beschlüsse der Behörde u. dgl. mehr; 6. daß unsere Synode berechtigt sei zur Vertretung in dem Missionsausschuß. Bei der Besprechung, welches Feld unserer Synode wohl am genehmsten sein möchte, wurde auf Süd-Indien hingewiesen.“

Bezüglich der Kapital-University wurde beschlossen, für diese Anstalt “a combination auditorium and gymnasium” zu errichten und dafür

$10,000 auszugeben. Auf die Frage des Präses, wie sich die Einrichtung der Selbstregierung anstatt der Disziplin in der Anstalt bewährt hat, antworteten die Lehrer einmütig, daß die neue Einrichtung der alten weit vorzuziehen und das Verhalten der Schüler darunter ein besseres geworden sei. — Das Lehrerseminar zu Woodville, Ohio, ist schon lange ein Schmerzenskind der Synode. Es wurde beschlossen, auch Lehrerinnen auszubilden. Ein neuer Direktor, Pastor A. H. Dornbierer, wurde gewählt. Da es jedoch der Anstalt jetzt an genügenden Schülern fehlt, beschloß die Synode, das Seminar eine Zeit lang zu schließen und die vorhandenen Schüler nach Columbus zu schicken. Der Verwaltungsrat der Anstalt, der bald nach der Synode zusammentrat, einigte sich, das Seminar für ein Jahr zu schließen, und so dem neuerwählten Direktor Zeit zu geben, sich für die Arbeit vorzubereiten und Schüler und Mittel zu sammeln, mit denen er dann 1905 beginnen könne. Für das Seminar in St. Paul wurde eine neue Lehrkraft bewilligt, doch soll der neue Professor einen Teil seiner Zeit der Missionsarbeit widmen. — Die Publikationsbehörde berichtete einen Profit von $18,000 in den letzten zwei Jahren, wovon $13,500 zur Abtragung der Schuld verwandt wurden. Der Wert des Geschäftes ist $136,000. — Zum Präses wurde Dr. Schütte wiedergewählt.

Ein Beispiel missourischer Demut und Bescheidenheit gibt uns folgender Ausschnitt aus dem „Lutheraner“: „Summa: Alles, was heutzutage protestantisch oder evangelisch oder lutherisch heißt in der ganzen Welt, mit Ausnahme unserer evang.-luth. Synodalkonferenz und ihres Anhangs, ist *ein* Kuchen, *ein* großer Brei, ja auch *ein* Lehrbrei. Denn die Irrlehren, die wir z. B. zunächst an unsern hiesigen „lutherischen“ Gegnern bekämpfen, sind auch ein Stück der Allerweltsreligion, die den Menschen durch Werke selig machen läßt. Also auf der einen Seite die große protestantische Allerweltskirche, einschließlich des großen Haufens der offenbaren Christusleugner — auf der andern Seite die Kirche des reinen Worts und Sakraments, die zur Zeit auf die evang.-luth. Synodalkonferenz von Nordamerika und die mit derselben in der Lehre einigen Kirchenkörper, die Norwegische Synode, die Sächsische und Hermannsburger Freikirche und die lutherische Synode Australiens beschränkt ist. Gott erhalte uns und alle unsere Glaubensbrüder bei dieser isolierten Stellung, in der Treue gegen sein Wort und damit zugleich in seiner Furcht und der Demut. Damit ist der Wunsch nicht ausgeschlossen, daß noch manche über die Kluft, die uns von ihnen trennt, zu uns herüberkommen. Denn das ist der einzige Weg der Einigung.“ So schließt G. St. im „Lutheraner“ vom 19. Juli einen Artikel über „die gegenwärtige Gestalt der protestantischen Kirche“. Ein Kommentar dazu erscheint uns überflüssig — nur niedriger gehängt zu werden, verdient dieses Urteil. Wir fragen nur, was sollen bei solcher Stellung Intersynodale Konferenzen, Lehrverhandlungen und dgl.? Die einzige richtige Antwort dürfte sein: let them severely alone!

Die Evang.-Luth. Synode von Manitoba und den Nordwest-Territorien gibt ein neues deutsches kirchliches Blatt unter dem Titel „Der Synodalbote“ heraus. Es soll monatlich im Umfang von acht Seiten zum Preis von 50 Cents per Jahr erscheinen. Die erste Nummer enthielt einen Bericht über die sechste Jahresversammlung der Synode. Sie zählt 15 Pastoren und 56 Gemeinden und Predigtplätze. Zwei

Parochien sind vakant. Daß diese Synode in ihrer Missionsarbeit auch mit missourischen Eindringlingen zu kämpfen hat, geht aus einer Mitteilung des Präsidialberichts hervor, wo es heißt: „In den letzten Monaten machten die Missourier unter gänzlicher Hintansetzung jeglichen kirchlichen Taktes einen offenen Angriff auf einen Teil unserer Gemeinden in Winnipeg. Die Hoffnung der Missourier beruhte darauf, daß die Leute, welche in Louise Bridge, einer Vorstadt von Winnipeg, wohnen, uns verlassen würden, sobald die Missourier ihnen Schule und Kirche so zu sagen gerade vor die Türe bauten. So mieteten sie in Louise Bridge ein Haus und schickten einen Kandidaten dorthin, Schule zu halten und zu predigen. Da es den Missouriern, welche ganz offen in den Häusern der bei uns angeschlossenen Mitglieder arbeiteten, auf diese Weise gelang, etwa 15 Familien mit ca. 40 Kindern zu sich zu ziehen, so konnten wir nicht länger müßig zuschauen" u. s. w. — Die Synode steht in Verbindung mit dem General-Konzil.

D i e E v a n g. - L u t h. S y n o d e v o n M i c h i g a n u. a. S t a a t e n hielt ihre Jahresversammlung vom 18.—23. August in Riga, Mich. Von allgemeinem Interesse ist folgende Mitteilung des „Evang.-Luth. Synodalfreundes": „Bei den Geschäftsverhandlungen standen die durch den Präsidialbericht angeregten Fragen: 1. Wie sehen wir heute unsern derzeitigen Austritt aus der Synodalkonferenz an? 2. Wie stehen wir zu dem Gedanken eines etwaigen Wiedereintritts? im Vordergrund. Nach allseitiger Aussprache faßte die Synode betreffs der ersten Frage folgenden Beschluß: „Wir müssen nach reiflicher Erwägung in Bezug auf den im Jahre 1896 geschehenen Austritt aus der Synodalkonferenz folgendes bekennen: 1. Wir müssen jenen Schritt heute als ungerechtfertigt und voreilig erkennen, weil wir uns sagen müssen, daß weder die Not, noch das Gewissen uns dazu treiben mußte und tatsächlich kein eigentlicher Grund für unsere Handlungsweise vorlag. 2. Wir können nicht umhin, unserm tiefen Bedauern darüber Ausdruck zu geben, daß wir die damals von der Synodalkonferenz an uns abgeordnete Kommission nicht annehmen noch hören noch ihre guten Dienste uns gefallen lassen wollten. Besonders lebhaft bedauern wir die Art und Weise, wie wir jene Kommission damals abwiesen. Betreffs der zweiten Frage erklärte die Versammlung, daß sie einem Wiedereintritt in die Synodalkonferenz wohlgeneigt gegenüberstehe, verwies aber, da die Sache noch nicht in den Gemeinden verhandelt war, sie an die Gemeinden und Konferenzen zur Besprechung, damit die Gemeindedelegaten zur nächstjährigen Versammlung darüber instruiert werden können und ernannte ein Komitee, das über diese Sache eine Schrift an die Gemeinden ausarbeiten soll." — Die Michigan-Synode zählt 37 Pastoren, 56 Gemeinden, 6 Lehrer und 5750 kommunionfähige Glieder.

D e r W a h n w i t z d e s f a l s c h e n P r o p h e t e n, d e s n e u e n E l i a s, v u l g o D o w i e, in der Zionsstadt bei Chicago, ist um ein bedeutendes gestiegen und ein Zusammenbruch seiner Herrlichkeit dadurch ein gut Stück näher gerückt. Unter Entfaltung großen äußern Gepränges hat sich Elias zum ersten Apostel der Christlichen Katholischen und Apostolischen Kirche ausgerufen. Der selbstgemachte „Hohepriester auf Erden" war in köstliche Gewänder gekleidet, die nach der Amtstracht der Priester des Alten Testaments gemacht sein sollen, als er vor den Tausenden seiner Getreuen und neugierigen Besucher begann: „Ich begrüße euch und danke Gott, daß ihr zu Tausenden hier erschienen seid und daß andere Tausende bei diesem

feierlichen Anlaß zugegen sind. Nehmt ihr John Alexander an als den ersten Apostel Jesu Christi an seine Kirche?" „Ja," riefen die Glieder seiner Heerscharen. In gleicher Weise erklärten sich die Beamten der Kirche bereit, den bisherigen Elias als ersten Apostel Jesu Christi anzuerkennen und der achthundert Stimmen zählende Chor brach in einen Jubelgesang aus. Die weitern Zeremonien sollen fast den ganzen Nachmittag ausgefüllt haben. Was der seltsame Schwärmer mit dieser neuesten Kundgebung bezweckt, weiß wohl nur er selbst. Die Beamten Zions sollen anfänglich mit dieser neuesten Entwicklung ihres wunderlichen Propheten durchaus nicht einverstanden gewesen sein, indes sie haben sich seiner Autorität gebeugt und die Außenwelt wird mit Interesse abwarten, wie lange es Herrn Dowie möglich sein wird, seine verwegne Rolle weiter zu spielen. Dabei brachte aber der große Festtag für manche Kreise der Dowieten eine bittere Enttäuschung. Man hatte in höhern Regionen erwartet, daß der erste Apostel sich zwölf Apostel aussuchen werde, und auf diese Ehrenstellen hatte sich wohl schon mancher gefreut, aber Dowie erklärte, es möchte Jahre dauern, bis die Zwölf ernannt seien. Bis dahin fühlt er sich Manns genug, allein fertig zu werden. Gewiß, ein feiner Schachzug! denn nur die Gehorsamsten dürfen erwarten, daß sie einst Apostel werden, und so wird Dowie für die nächste Zeit wohl um so gefügigere Werkzeuge um sich haben.

Die Ehescheidungsfrage in Amerika. Die Ehescheidungsfrage wird in den Vereinigten Staaten eifrig erörtert. Es war die anglikanische Kirche, welche hier die Leitung in die Hand nahm. Sie sieht in der Ehescheidung an sich ein sittliches Vergehen und führt ziemlich verläßliche Zahlen über die stetige Zunahme der Ehescheidungsprozesse an. Es werden in keinem christlichen Lande so viel Ehescheidungsprozesse gebucht, wie in Amerika. Im Jahre 1902 betrug die Zahl der Ehescheidungen in Amerika gerade doppelt so viel wie die von Deutschland und Frankreich zusammengenommen. Im Jahre 1901 betrug die Zahl der Ehescheidungen in den Vereinigten Staaten 61,000, im selben Jahre in England 177 und in Canada 19. Diese äußerst mißlichen Verhältnisse haben nicht plötzlich eingesetzt, sondern werden seit 20—30 Jahren schon beobachtet. In den 20 Jahren zwischen 1867 und 1886 betrug die jährliche Durchschnittssumme geschiedener Ehen 16,436. Diese Summe aber kam so zu stande, daß das Jahr 1867 9937 Ehescheidungen aufwies, während das Jahr 1886 schon 25,535 registrierte. Trotzdem seit 1887 keine nationalen Statistiken über Ehescheidungen mehr geführt werden, ist es klar, daß die jährliche Zunahme an Ehescheidungen allmählich ein nationaler Mißstand wird, dem Einhalt getan werden muß. Etwa 60,000 Ehescheidungen im Jahre, und seien es auch nur 50,000, sind genug, um die gesundeste Volksmoral völlig zu ruinieren. Auf Grund dieser Tatsachen kam es im März dieses Jahres zu einer interdenominationellen Konferenz in New York, an der sich außer der zur Konferenz einladenden protestantischen Episkopal-Kirche, die folgenden Denominationen durch Delegaten vertreten ließen: die Presbyterianer mit fünf, die Methodisten mit drei, die Reformed Alliance mit drei, die Baptists mit zwei Delegaten. Repräsentiert waren auch die meisten andern Kirchenkörper mit Ausnahme der Unitarier, Universalisten und der römisch-katholischen Kirche, welch letztere jedoch brieflich ihre Sympathie mit der Bewegung ausdrückte. Die Verhandlungen selbst waren hinter verschlossenen Türen, doch wurde folgender Beschluß, auf den man sich geeinigt hatte, bekannt gegeben:

„In Anerkennung der gegenseitigen freundlichen Beziehungen der verschiedenen Denominationen untereinander, erscheint es wünschenswert, würde auch das Gefühl christlicher Gemeinschaft stärken, jeder einzelnen christlichen Denomination den Vorschlag zu machen und ihn in den resepektiven kirchlichen Behörden durchzusetzen: Die Geistlichen anzuweisen, keine Trauungen zwischen solchen Personen zu vollziehen, von denen sie Grund zur Annahme haben, daß ihnen die Trauung in der Kirche, zu der die Appellanten gehören, verweigert werden würde."

Die größte Schwierigkeit, welche einer strengern, einheitlichen, staatlichen Regelung der Ehescheidungsgesetze entgegensteht, besteht darin, daß jeder einzelne der 45 Staaten seine eignen Ehegesetze hat, von denen etliche streng, etliche freier, etliche ganz lax sind, wie z. B. in den Staaten Rhode Island und Michigan. Lange wurde über die Beeinflussung der Regierung zu gunsten von strengen Ehescheidungsgesetzen gesprochen, doch erwies sich jeder Gedanke in der Richtung als erfolglos, weil der Kongreß kein Recht hat, in die Ehe und Ehescheidungsgesetze einzelner Staaten einzugreifen. Die Beeinflussung der einzelnen Staaten dagegen ist so gut wie ausgeschlossen, da es unmöglich erscheint, in die unglaubliche Mannigfaltigkeit der Gesetze eine befriedigende Einheit zu bringen. So bleibt den einzelnen Kirchen nichts anders übrig, als unter sich und von sich aus, sich selbst strengere Gesetze bei der Trauung zweifelhafter Fälle aufzuerlegen, um dadurch in ihren Kreisen ein strengeres Gewissen für die Heiligkeit und Untrennbarkeit der Ehe zu erwecken.

Daß die Konferenz nicht umsonst getagt hat, haben schon die Generalversammlungen der Methodisten und Presbyterianer bewiesen, welche zu dem oben genannten Paragraphen günstige Stellung einnahmen.

Die „Reformierte Kirchenzeitung" weist in einem ihrer Blätter, wie wir glauben mit Recht, darauf hin, daß in diesem Lande so viel Arbeit und Agitation darauf verwandt wird, den Gebrauch geistiger Getränke zu unterdrücken; während man dagegen wenig gewahr wird von einem Kampf gegen die Unsittlichkeit; wenig von einem ernsten Bestreben, die „feinen" Herren zu fassen und zu strenger Bestrafung zu bringen, die zuerst den törichten Mädchen die Köpfe verdrehen, und dann, wenn sie ihrer überdrüssig geworden sind, sie einfach preisgeben und in ihrer Schande sitzen lassen. — Und wie herzlos werden solche Gefallene von der „ehrbaren" Welt, auch der „christlichen", dem Elend und Verderben preisgegeben, oft genug von den eignen Eltern, die sich nicht der Sünde fürchten, ihr Kind mit Gewalt in ein Leben der Schande zu treiben. Ein trauriges Beispiel davon gibt die „R. K.-Z.", No. 40:

Anthony Comstock, der seit 1873 Inspektor des New York-Postamts und in dieser Eigenschaft und als Agent der Gesellschaft zur Unterdrückung des Lasters, in dieser Zeit 2500 Verbrecher der Gerechtigkeit überliefert und mehr als achtzig Tonnen schmutzigen Lesestoffs und unsittlicher Bilder zerstörte, sagt in einem kürzlichen Briefe: „Ich habe soeben einem Manne mehr als viertausend Exemplare einer schamlosen Schrift abgenommen, die an die Schulkinder verteilt werden sollten auf ihrem Heimweg von der Schule. Ich veranlaßte den Arrest der Schuldigen in Buffalo am Freitag und brachte sie am nächsten Tage vor Gericht. Hier belegte ich weitern Lesestoff ähnlichen Charakters mit Beschlag, der bereits verteilt wurde. Wenn Sie die absolute

Notwendigkeit dieser Arbeit einsehen könnten, wie wir es tun, so würden Sie sich nicht länger verwundern, daß wir an andere appellieren um Hilfe und Mitwirkung."

"Homiletic Review" bringt in der Oktobernummer dieses Jahres einen Artikel: "The Fraudulent Side of Spiritualism — A Duty," von Js. K. Funk. — Verfasser sucht darin nachzuweisen, daß es die Aufgabe der Diener der christlichen Kirche sei, sich gründlich zu unterrichten über das Problem des Spiritismus. Er glaubt, ein Pastor, der die neuern Erforschungen in Bezug auf psychische Phänomene vernachlässigt, begehe einen großen Fehler, denn wie kann er die ihm befohlenen Seelen vor Irrtum bewahren, wenn er von dem Gegenstand nichts versteht. Er gibt dann ein Beispiel der raffinierten Verschmitztheit, womit heutzutage die Medien arbeiten und der jesuitischen Kniffe, womit sie das Gewissen übertäuben bei ihren Betrügereien gegenüber dem Publikum.

Ein Bruder des Referenten hatte eine Unterredung mit einem dieser Schwindler, der folgende Geschäftskarte im Geheimen verbreitete:

> RADIUM MEDIUMS PARAPHERNALIA.
> Crowns, Belts, Hands, Heads, Veils, etc.
> Full-size Figures all illuminated with the new Radium light. Will appear, gradually float about room and disappear.
> All work confidential.
> — — Chicago.

Die Unterredung zeigte, daß eine solche Ausrüstung im Preise variiert von $50 bis zu $1000. — Ueber die Betrügereien setzen sich diese Leute mit dem jesuitischen Grundsatz hinweg: „Der Zweck heiligt die Mittel." Sie meinen, sie tun ein gutes Werk, wenn sie Trauernde trösten, indem sie ihnen Erscheinungen vorgaukeln; Zweifler im Glauben stärken, die sie glauben machen, Geister zu sehen und zu hören, u. s. w. . . . Der ganze Aufsatz ist sehr instruktiv, um den Schwindel bloßzustellen.

Ausland.

Am 6. Juli hat vor dem Schwurgericht zu Karlsruhe die Verhandlung gegen den frühern Pfarrer Gottfried Schwarz wegen Vergehens gegen § 166 R. Str. G. B. stattgefunden. Den Vorsitz führte Landgerichtsrat Storz, die Anklage vertrat erster Staatsanwalt Duffner, die Verteidigung hatte Rechtsanwalt Dr. Franz aus Mannheim übernommen, der den Angeklagten auch s. Zt. in der Mannheimer Schwurgerichtsverhandlung verteidigt hatte.

Schwarz war angeklagt, durch Verbreitung des von ihm verfaßten Flugblatts: Deutschland in höchster Gefahr. Einspruch gegen den sog. Toleranzantrag, die römisch-katholische Kirche und deren Einrichtung, das Papsttum, beschimpft zu haben. Das Flugblatt enthielt u. a. die Sätze:

„Die römische Kirche ist nicht eine Religionsgemeinschaft, sondern eine die Religion zerstörende Menschenherrschaft. Sie handelt aus Selbstsucht und nicht für das Heil der Welt. Das Böse bildet ihr Wesen. Also: Das Papsttum und die römische Kirche ist nicht das Reich Gottes, sondern eine Macht des Bösen."

Dann wird mit Bezug auf den Toleranzantrag ausgeführt:

„Die Gottlosigkeit Roms hat im Toleranzantrag ihren Ausdruck gefunden: 1. Gesetze geben für die Freiheit des Geistes und diese dadurch als göttliche Wahrheit öffentlich bekennen, während man sie haßt und vernichten will: 2. sich nicht scheuen, das zu tun, obwohl die eignen Kirchenangehörigen wissen, daß es Lug und Trug ist. Ist das nicht eine Hinterlist, in der sich Rom als eine Macht des Bösen enthüllt; daß die römische Kirche mit solcher Hinterlist Schlingen legt, um alle Freiheit des Denkens zu vernichten und alles Licht auszulöschen, das beweist, daß sie sich der Schlechtigkeit ihrer Sache wohl bewußt ist."

Auf diese Sätze begründete die Staatsanwaltschaft ihre Anklage wegen Vergehens wider § 166.

Obgleich der Staat sich zum Büttel der Römlinge machte, so erfolgte doch Freisprechung durch die Geschworenen, was durch die Zuhörer mit einem „Bravo" beantwortet wurde.

Um dem Predigermangel in der evangelischen Landeskirche Badens abzuhelfen, hat die kirchliche Oberbehörde angeordnet, daß tüchtige Zöglinge der Baseler Predigerschule und des Missionshauses, sofern sie darum einkommen und von der Staatsregierung Dispens von der Maturitätsprüfung zugestanden erhalten, unter der Auflage eines dreisemestrigen Ergänzungsstudiums zu den Prüfungen zugelassen und, wenn sie bestehen, mit den übrigen Kandidaten verwendet werden.

Die Weihe der Protestationskirche in Speier ist unter ungeheurer Beteiligung der protestantischen Welt vor sich gegangen. Da der deutsche Kaiser und die Fürsten größerer Staaten fehlten,*) so kamen die erschienenen Fürsten aus den kleinen thüringischen Staaten um so mehr zur Geltung. Während Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen die protestantische Ueberzeugungstreue feierte, war es dem Regenten des Herzogtums Sachsen-Koburg-Gotha, dem Erbprinzen Ernst von Hohenlohe-Langenburg,

*) Anmerkung aus Chron. d. Chr. W.: „Von den 14 Städten, die einst protestiert hatten, waren Abgeordnete zugegen aus Nürnberg, Reutlingen, Lindau, Isny, Nördlingen und Heilbronn. Auch einzelne Provinzialkonsistorien waren besonders vertreten. Der Erbprinz von Reuß j. L. traf erst spät abends in der Stadt ein und fuhr gleich in sein Hotel. Bekanntlich wurde vor dem Fest die Frage der Beteiligung des Kaisers lebhaft erörtert. Man hat sein Fernbleiben mit der Rücksicht auf den Prinzregenten von Bayern entschuldigt, andere vermuteten Gründe staatspolitischer Art. Wer an diesem Abend die fast ununterbrochene Reihe der Reden hörte, die ein ebenso ununterbrochenes Zeugnis für die Herrlichkeit des evangelischen Glaubens und gegen die Herrschaft des Papsttums über Glauben und Gewissen waren, mußte sich sagen, daß der Prinzregent gar nicht anders konnte als fernbleiben. Der Kaiser dagegen hatte s. Z. sich persönlich für das Werk eingesetzt, als er am 12. März 1890 zu der Deputation der Baukommission sagte: 'Fangen Sie getrost an zu bauen, ich will dafür sorgen, daß das Werk auch vollendet wird.' Um so mehr war man im Volke wegen seines Fernbleibens enttäuscht. Er hat große Zurückhaltung auch beobachtet in der Antwort auf das überaus loyale Huldigungstelegramm der Versammlung. Er hat nicht einmal persönlich geantwortet. Das hätte nun nichts weiter zu sagen, wenn nicht sein 'äußerst warmer' persönlicher Gruß an den Regensburger Katholikentag zu 'einem der bedeutsamsten Blätter in der Geschichte der Katholikentage' gestempelt worden wäre." — Wie befremdlich ist dieses Schweigen des „Redekaisers", der sonst überall was zu sagen hat! Welch ein Abstand gegen die Fürsten von 1529! Die protestantische Kirche muß wieder lernen was Psalm 118, 9 und 146, 3. 4 geschrieben steht.

gegeben, die religiöse Grundlage der protestantischen Ueberzeugung wirkungsvoll ins Licht zu stellen. Er sagte u. a.:

„So lange die menschliche Natur sich gleich bleibt, wird immer wieder die Verquickung religiöser Fragen mit politischen Machtfragen Kämpfe hervorrufen, in denen jeder ernste Mann die Pflicht hat, Partei zu ergreifen und furchtlos für das einzutreten, was ihm das Heiligste ist. Aber hoch erhaben über den Kampf der Parteien und Konfessionen ragt als allen Christen gemeinsames Wahrzeichen das Kreuz auf Golgatha empor. Wie oft ist versucht worden, den Gekreuzigten unter Hohn und Schmähungen auf immer in seinem Felsengrab zu verschließen. Stets aufs neue ist er erstanden und hat Millionen von Trost suchenden Menschen aller Zeiten, aller Länder, aller Stände, aller Konfessionen die Wundmale gezeigt, aus welchem das göttliche Blut zum Heile der Menschheit dahingeflossen ist. Sein Geist hat unsere großen Männer bei ihren gewaltigen Taten gesehen. . . . Unser Kaiser hat daher das innerste Lebensbedürfnis unsers Volkes klar erkannt, wenn er, unbekümmert um Mißdeutungen, sich offen ausgesprochen hat, welch heilig ernstes Anliegen es ihm ist, daß die Deutschen treu zu ihrem Gott halten. An uns allen, die wir unser Vaterland lieben und die wir im Bilde unsers großen Geisteshelden erkennen dürfen, wozu wir als Nation befähigt und berufen sind, ergeht der Ruf, dieses edle Streben des Herrschers tatkräftig zu unterstützen. Die Zukunft des Deutschtums, dessen bin ich gewiß, hängt davon ab, in welchem Maße unser Volk zu den höchsten Fragen der Religion und Sittlichkeit Stellung nimmt. Im Leben jeder Nation wiederholen sich Zeiten, wo Menschen die Redensarten nicht mehr brauchen, sondern die Stimme des Ewigen im furchtbaren Ernst zu edler Tat ruft. Wenn wir in solchem entscheidenden Augenblick unsere Pflicht treu erfüllen, treu gegen uns selbst und unsern Gott, dann wird er uns würdigen, zum Segen für die Menschheit die höchsten Kulturaufgaben zu lösen, und wir werden unverzagt das herrliche Wort sprechen dürfen: Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffe."

Das Hochgefühl der großen Stunde veranlaßte Konsistorialrat Ney-Speier, den Vorsitzenden des Bauausschusses, von der Versammlung als einem neuen deutschen Reichstag zu reden. Oberhofprediger Dr. Dryander-Berlin stimmte diese Begeisterung etwas herab, indem er im Gegensatz dazu nur von einem evangelischen Kirchentag sprach. Er schlug in seiner Festpredigt ernste Töne an:

„Unser Volk ist zerklüftet; Haß, Groll, Mißtrauen trennen die Kinder desselben Volkes. Wer schlägt hier die Brücke? Du! Durch werktätige christliche Nächstenliebe. Eine tiefe, schmerzliche, konfessionelle Spaltung zieht durch unser Volk. Speier hat sie einst geschaffen. An derselben Stelle wollen wir mit tiefstem Ernst und vollster Aufrichtigkeit aussprechen, daß wir mit unsern katholischen Brüdern in Frieden leben wollen, ohne Haß und ohne Groll. Nur ein Streit soll bleiben: der edle Wettstreit der Liebe. Nicht der Kirche gehört die Zukunft, die über die größten weltlichen Machtmittel verfügt, sondern derjenigen, die den tiefsten Reichtum an Liebe zu entfalten vermag. Darum: Freiwillige vor für die Werke der Barmherzigkeit! Man sagt von unserer Kirche, daß sie tief gesunken sei, daß sie innerlich zerrissen und gespalten sei, daß sie verarmt sei, daß sie sehr gering eingeschätzt und mißachtet werde von den Dienern des Staates. Soll ich das Elend noch weiter schildern? Wir haben Besseres zu tun. Nur das eine: die Einheit

unserer Kirche ist größer, als es scheint, der Einfluß und die Macht unserer Kirche ist tiefer, als es sich ausdrückt, sie hat größere Schätze, als man zählen kann. In der Kraft des Evangeliums liegt der Bruderbund aller Evangelischen begründet."

Die Vertreter der theologischen Fakultäten, Dr. Mirbt-Marburg und Dr. Deißmann-Heidelberg, betonten den Zusammenhang des Protestantismus mit der freien Wissenschaft. Am meisten aber klang durch alle Reden der Wunsch der Einigung aller Evangelischen durch, dem u. a. der Vorsitzende des Deutschen evangelischen Kirchenausschusses, Präs. Voigts-Berlin, als der zuerst dazu Berufene, Ausdruck gab.

In der Tat tragen solche Feiern mehr als irgend etwas sonst dazu bei, die Schlagbäume zwischen den einzelnen Landeskirchen leichter beweglich zu machen. Dürfen sie auch nicht beseitigt werden, so sollen sie doch Verkehr, Arbeits- und Kampfesgemeinschaft nicht hindern.

So ist denn die Feier wohl gelungen. Das einzige, was allgemein schmerzlich empfunden wurde, war das Fehlen des Kaisers und der Herrscher der großen Bundesstaaten. In der Presse tadelten es die einen als falsche Rücksicht gegen Rom, die andern trösteten sich darüber mit dem Gedanken, daß die Kraft der evangelischen Kirche nicht mehr bei den Fürsten, sondern im Volke zu suchen sei. Im Zusammenhang damit wurde es auch mehrfach hervorgehoben, daß die Mittel für den Kirchbau nicht, wie bei der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, durch die Aussicht auf weltliche Ehren, sondern durch die Begeisterung für die Sache zusammengebracht seien.

Bei der Feier selbst war es Prof. Dr. Loesche-Wien, der — allerdings, wie die „Kreuz-Ztg." konstatiert, unter lebhaftem Mißbehagen der Spitzen der Behörden, aber nicht ohne Zustimmung anderer Teilnehmer — das Vermissen zum Ausdruck brachte:

„Es umwehte uns so etwas wie die östreichische Diaspora, als wir hörten, daß die deutschen Fürsten verhindert seien, zu erscheinen. Wir erinnerten uns, daß euer Kaiser Wilhelm teilgenommen hatte an der Einweihung des Kölner Doms."

Nun, diese Augenblicksstimmung wird vergehen. Aber die Erinnerung an die große Feier bleibt und die Protestationskirche wird dauernd ein Wahrzeichen der deutschen evangelischen Christenheit sein und ein Mahnruf an die Enkel: Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme.

(„Reform.")

Zur Nachahmung wird folgendes Item empfohlen: Die südwestd. Konf. für Innere Mission in Hessen beabsichtigt, vom 26. September bis 8. Oktober in Darmstadt einen Lehrkursus für Pfarrbräute, Pfarrfrauen und Freundinnen des Pfarrhauses einzurichten, um denselben eine geistige und geistliche Anregung zu geben, sie in die Aufgaben und Pflichten des Pfarrhauses einzuführen und ihnen auch praktische Anweisung in Krankenpflege, Armenfürsorge und in christlicher Vereinstätigkeit zu bieten, dies alles in Verbindung mit dem Diakonissenhaus Elisabethenstift, woselbst die Teilnehmerinnen wohnen und am ganzen Anstaltsleben sich beteiligen sollen. Es sollen Vorträge über das Pfarrhaus gehalten werden von den Superintendenten, Direktor Wurster u. a. Der Hausarzt der Anstalt wird Anleitungen in einer Art „Samariterkurs" geben, und der Hausgeistliche die Geschichte und das Wesen der Diakonie in einer Reihe von Vorträgen behandeln. Das Oberkonsistorium empfiehlt den Kurs warm und von den Geistlichen wird erwartet, daß sie mithelfen, damit der Kursus möglichst bekannt und benutzt wird.

Der „Reichsbote" vom 9. September 1904 enthält eine scharfe Kritik der preußischen Synoden wegen ihrer Unselbständigkeit gegenüber den Staats- und Kirchenbehörden. „Hand in Hand mit der Gefügigkeit der synodalen Körperschaften geht ein manchmal an Byzantinismus grenzendes Bestreben, sich nach oben in Scene zu setzen und jede mögliche Gelegenheit zu benutzen, um die Versicherung unbedingter Loyalität, größter Ergebenheit, innigsten Dankes nach oben und gegenüber den Staats- und Kirchenbehörden in schwülstigen Adressen und Resolutionen immer aufs neue zu wiederholen."

Damit hängt zusammen die Geringschätzung, mit welcher die evangelische Kirche von oben herab behandelt wird im Gegensatz zu der umschmeichelten und verhätschelten katholischen Kirche.

Welche Art von Rechtsprechung heute unter ultramontaner Fuchtel in Deutschland möglich ist, zeigt der Prozeß Berlichingen Beyhl. Beyhl, ein bayrischer Lehrer, hatte eine Schrift „Ultramontane Geschichtslügen" veröffentlicht. Der Exjesuit Berlichingen hatte behauptet: Beyhl habe die Broschüre gar nicht geschrieben, mit der Begründung: „Ein Lehrer kann eine solch gediegene Arbeit gar nicht leisten." Da aber Lehrer Beyhl den Nachweis lieferte, daß er der Verfasser sei, so wurde Berlichungen zu 150 M. Strafe verurteilt. Weil aber Lehrer Beyhl die grassen Fälschungen, die vor Gericht festgestellt und zugestanden wurden, wohl etwas stark als das bezeichnete, was sie sind, und weil das Vorgehen des Exjesuiten Berlichingen als jesuitisch bezeichnet worden ist, wurde auch er verurteilt zu 50 M. Strafe! Außerdem soll die, die Wahrheit feststellende, die Lüge bloßstellende Broschüre vernichtet werden. Dieselbe ist übrigens völlig ausverkauft. Und „damit der im Urteil anerkannte edle Zweck, die gute Tendenz und die völlig einwandfreie Darstellung der krassen ultramontanen Geschichtslügen dem deutschen Volke nicht verloren geht, wird eine dritte, stark erweiterte neue Auflage vorbereitet, die auch das Ergebnis der Gerichtsverhandlung festgelegt."

Das Katzebuckeln und Liebäugeln deutscher Behörden vor Rom zeigt sich in Deutschland und im Ausland auf allerlei Weise.

Reist in Deutschland ein katholischer Kirchenfürst, so werden die Fürstenzimmer der Bahnhöfe geöffnet, Oberbürgermeister, Landräte u. s. w. Honoratioren aller Art finden sich ein, dem hohen Herrn ihre Reverenz zu machen. Aber auch die Vertreter Deutschlands im Ausland machen das nach. Der Papst sandte den Kardinal Satolli als den Vertreter der Kurie nach St. Louis zur Weltausstellung. Daß sich an diesen nun die katholischen Priester heranmachten, war ja selbstverständlich. Aber was in aller Welt hatte der deutsche Reichskommissär mit dem römischen Prälaten zu tun? Zu welcher Reverenz sich derselbe verstieg, zeigt folgende Notiz:

Am Abend des 4. Juli gab Reichskommissar Lewald im Deutschen Hause, das in letzter Zeit einen täglichen Durchschnittsbesuch von mehr als 8000 Personen hatte und deshalb, behufs gründlicher Säuberung vom 2. bis 4. Juli für das größere Publikum geschlossen bleiben mußte, zu Ehren des Kardinals ein Festessen, zu welchem 200 Einladungen ergangen waren. Daß der deutsche Reichskommissar dem römischen Kardinal in St. Louis ein Festessen gibt, wird zwar mancher für höchst überflüssig halten, aber es nimmt uns bei der gegenwärtigen kirchenpolitischen Lage, wo katholisch Trumpf ist, nicht weiter wunder. Unsere Behörden müssen ja überall ihre Reverenz vor

Rom machen, warum nicht auch in St. Louis? Wäre dort eine evangelische Generalsynode, rührte sich gewiß keine Maus."

Das stimmt tatsächlich auffallend! Das evangelische Deutschtum wird fast vollständig ignoriert, nur die rationalistisch-radikalen Elemente, die sich ja stets als die alleinigen echten Vertreter des Deutschtums gerieren, finden offiziell Anerkennung.

Nicht überall herrscht übrigens in Deutschland das Verhältnis feindseliger Exklusivität zwischen den Protestanten und Katholiken. Das „Pfarrhaus" berichtet in einem Artikel „Ernste und heitere Erinnerungen an Dr. W. Kölling," über dessen Begräbnis. Ein Nachruf, der von einem polnischen Kirchenältesten der evang. Kirchengemeinde, Pleß, verfaßt wurde, lautet in deutscher Uebersetzung wie folgt:

„Es hat dem Herrn Jesus gefallen, aus dieser Welt abzurufen den Hochwürdigen Herrn Superintendenten und Doktor der Heiligen Schrift Wilhelm Koelling am 21. Februar 1903, 10 Uhr abends. Die sehr feierliche Beerdigung begann um 1 Uhr mittags am 25. Februar im Plesser Pfarrhause. Se. Durchlaucht der Fürst ließen den Sarg mit dem Leichnam des Toten mit vier Pferden zur Kirche fahren, woselbst er beim Schein von 150 Kerzen aufgebahrt wurde. Zuerst sang der Chor eine Trauermotette, hierauf die Gemeinde: „Christus, der ist mein Leben." Die Liturgie hielt Pastor Drabek aus Pleß, die deutsche, überaus ergreifende Rede von der Kanzel Pastor Lemon von Nicolai, während die polnische, überaus tiefgegründete Rede Pastor Mücke aus Golassowitz hielt. Vom Altar aus segnete der Generalsuperintendent aus Breslau in sehr feierlicher Weise die Leiche ein. Nachher trug man den teuern Entschlafenen wieder auf den reichgeschmückten Wagen. Auch der katholische Pfarrer mit seinen beiden Kaplänen, der Herr Erzpriester aus Lonk und andere katholische Priester gingen hinter dem Sarge. Auch hatte der katholische Pfarrer befohlen, daß in den beiden katholischen Kirchen mit ihren sieben Glocken geläutet wurde; in unserer evangelischen Kirche läutete man mit ihren beiden Glocken; so wurde der hochwürdige Mann und treue Diener am Worte Gottes und Hirte seiner Herde unter dem Geläut von neun Glocken und dem Trauergesang der ganzen Gemeinde zu seiner letzten Grabesruhe geleitet.

Ueber den Einfluß, den das Freidenkertum in den protestantischen Gemeinden in Frankreich ausübt, hat ein reformierter Pfarrer eine Enquete unternommen, die zu sehr merkwürdigen Ergebnissen führte. Unter 773 protestantischen Ortschaften hat er deren 215 gefunden, in welchen freidenkerische Gesellschaften bestehen. Er hat darin auch ein merkwürdiges Büchlein mit dem Titel: „Der Führer bei Zivilzeremonien", 1902, entdeckt, welches Unterweisungen für Taufen, Konfirmation, Hochzeiten und Beerdigungen enthält. Bei den Taufen werden den Paten kleine Ansprachen geboten, die sie im Namen der Vernunft an den Täufling richten; bei den Trauungen soll der Präsident den zukünftigen Gatten sagen: Bevor ich euch geistig einige, bin ich euch einige Ratschläge schuldig. „Betrachtet die Ehe als eine Vereinigung zur Vervollkommnung, zur Befreiung, zu heilsamer Beeinflussung: Bürgerin X., nehmt ihr als geistigen Genossen den Bürger X.? Bürger X., nehmt ihr als geistigen Genossen die Bürgerin X.? So einige ich euch geistig vor dieser Versammlung im Namen des Freidenkertums und der Vernunft." Hierauf werden einige Freudenschüsse abgefeuert.

Bei der Beerdigung einer Jungfrau sagte, laut dem Führer, ein freidenkerischer Delegierter u. a. folgendes zum Vater: „Sie werden, lieber Kamerad, als Mann, der sich von den landläufigen Vorurteilen frei gemacht hat, den Schlag ertragen, der Sie getroffen hat. Keine Blumen auf dieses Grab, kein Leid bei demselben. Die Natur hat für dieses Kind wie eine liebende und ergebene Mutter gesorgt. Schlafe, liebes und glückliches Kind, deinen letzten Schlaf in dem ewigen Frieden des befreienden Nichts. Im Namen des allgemeinen Freidenkertums, Lebewohl!" Das alles wäre zum Lachen, wenn es nicht zu traurig wäre. Man wird sich aber über diese Verbreitung des Freidenkertums nicht wundern, wenn man bedenkt, wie demselben durch den Liberalismus vorgearbeitet worden ist. So hat Buisson, einer der protestantischen Freidenker, der in letzter Zeit so viel von sich reden machte, schon vor Jahren das liberale Christentum, für das er immer seitdem kämpfte, folgendermaßen definiert: „Unter dem Namen 'liberale Kirche' verstehen wir eine freiwillige Vereinigung von Männern, die einem sittlichen Ideal nachstreben, das höher steht als die Gerechtigkeit. Dieses Ideal, das eine vollständige Unterwerfung unter eine einzige Autorität, nämlich die des Gewissens voraussetzt, läßt sich kurz so fassen: Absolute Hingebung an das absolute Gute. Die Pflege des Guten, worin die Essenz dieser Religion besteht, findet ihren Ausdruck vornehmlich in der Liebe zu Gott und zu den Menschen. Wir wollen also: Eine Kirche, aber ohne Priestertum, eine Religion, aber ohne Katechismus, einen Kultus, aber ohne Mysterium, einen Gott, aber ohne System." Heute aber will Buisson weder von einer Kirche, noch von einer Religion, noch von einem Kultus, noch von einem Gott mehr etwas wissen.

Bekanntlich muß der König von England bei seiner Thronbesteigung eidlich seine Anhänglichkeit an das protestantische Bekenntnis bezeugen, und zwar enthält diese Eidesformel eine Erklärung gegen die katholische Lehre vom heiligen Abendmahl, an welcher Katholiken schon Anstoß genommen haben. So hat denn der Verfechter des Katholizismus in England, Herzog von Norfolk, jüngst in der Lordskammer den Antrag gestellt, daß die Eidesformel eine Fassung erhalte, durch welche die Lehren eines Teils der königlichen Untertanen nicht förmlich verurteilt werden. Aber die protestantische Majorität der Kammer hat fest an dem bisherigen Modus gehalten und einen Gegenantrag von Lord Jersey unterstützt, der jede Aenderung abweist.

Eine vom 18. August aus Helsingfors, Finnland, datierte Mitteilung lautet: „Der Generalgouverneur, Fürst Obolensky, hat der lutherischen Kirche von St. Nikolaus einen Besuch abgestattet. Bischof Vorberg entbot ihm in deutscher Sprache einen Willkommengruß, worin er u. a. auch den Wunsch aussprach, der Prinz möge nach besten Kräften für das Wohl des finnländischen Volkes sorgen. Hierauf erwiderte der Generalgouverneur stolz in russischer Sprache, er zähle darauf, daß die Glieder des lutherischen Klerus sich als wahre Diener der Kirche erweisen werden und nicht als Beamte des konfessionellen lutherischen Glaubens." Gewiß, eine mehr als sonderbare Antwort. Oder sollen vielleicht lutherische Pfarrer der griechischen Kirche dienen?

Die Ausgrabungen von Prof. Dr. Ernst Sellin auf dem Tell Ta'annek in Nord-Palästina sind nunmehr abgeschlossen. Auch die diesjährige Expedition war von einem ausgezeichneten Erfolg begleitet.

Vor allem bestätigte sich die Vermutung Prof. Sellins, daß in der von ihm im vorigen Jahre aufgefundenen Burg des kanaanitischen Königs Ischtarwaschur noch weitere keilinschriftliche Tafeln zu finden sein müßten. Tatsächlich entdeckte er in dem Schutt eines Zimmers drei neue Tafeln und kleine Fragmente von fünf weitern, so daß in Verbindung mit den im vorigen Jahre gefundenen vier Tafeln das Archiv des genannten Königs die relativ stattliche Anzahl von zwölf Tafeln enthielt. Um den Wert des Fundes anschaulich zu machen, sei daran erinnert, daß die Engländer bei ihren sonst so erfolgreichen, nunmehr vierzehnjährigen Ausgrabungen in Palästina nur eine einzige solche Tafel gefunden haben. Die diesmal in Ta'annek ausgegrabenen Tabletten wurden von Dr. Friedrich Hrozny sofort an Ort und Stelle entziffert, und ergaben, daß zwei derselben Briefe des Königs von Megiddo an den von Taanach waren, der jenem offenbar untergeben war, die dritte war wieder eine Liste, wahrscheinlich von Kriegern. Die ganze Burg des Ischtarwaschur wurde nunmehr bloßgelegt und zeigte, wie die Grabeshöhlen in engster Verbindung mit den Wohnräumen standen. Innerhalb dieser lag eine besondere Stätte für Opfer, die den Abgeschiedenen dargebracht wurden, denn von ihr aus führte eine steinerne Rinne direkt in die Gräber hinein. Auch das bei Erbauung der Burg eingemauerte menschliche Bauopfer wurde entdeckt. Von sonstigen Funden, die bei der diesmaligen Expedition gemacht wurden, und die im übrigen wie gewöhnlich in Waffen, Werkzeugen, Vasen, Lampen, Skarabäen und Siegeln bestanden, seien speziell genannt eine bronzene Astarte von einem bis jetzt unbekannten Typus — eigenartige Krone, dicker Halsring, Schuhe mit auffallend hohen Absätzen, der Körper von einem zarten Schleier umflossen — und ein prachtvoller Schmuck eines kanaanitischen Weibes, zumeist aus Gold gefertigt. Die Frau war, wie es schien, mit ihren fünf Kindern, die daneben lagen, bei einer Katastrophe in ihrem Hause umgekommen. Trotz der großen Sommerhitze und obwohl trinkbares Wasser diesmal anderthalb Stunden weit hergeholt werden mußte, war der Gesundheitszustand bei den Leitern wie bei den Arbeitern der Expedition ein vorzüglicher. Besonders erfreulich ist es, daß es Prof. Sellin gelungen ist, einen türkischen Großgrundbesitzer zu bestimmen, ihm einen neuen, sehr wichtigen Ruinenhügel für etwaige künftige Ausgrabungen zu überlassen.

Literatur.

Aus dem Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh, kam uns zu: „Die jungfräuliche Geburt des Herrn," von Johannes Kreyher. 112 S. 1.80 M., geb. 2.80 M.

Inhalt: Einleitung. I. Der Ratschluß der Menschwerdung. a. Die Menschwerdung der Natur. b. Die Menschwerdung Gottes. II. Die geschlechtslose Zeugung. a. Religiöse Bedeutung. b. Physiologische Möglichkeit. III. Die Wunderfrage überhaupt. a. Verständigung über den Begriff. b. Werturteile über das Wunder. IV. Die Bestreitung der Geburtsgeschichte. a. Biblische Gründe. b. Zeitgeschichtliche Gründe. V. Erläuterung der evangelischen Berichte. a. Mariä Verkündigung. b. Die Geburt des Herrn.

Der geehrte Verfasser hat schon früher ein Buch größern Umfangs herausgegeben: „Die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens und die biblischen Wunder." In jenem Buch stellt er eine Menge von alten und neuen Wunderberichten aus dem Profangebiet zusammen, um dann in einem zwei-

ten Teil die biblischen Wunder damit in Analogie zu stellen. Schon in jenem Buch hat Verfasser manche Dinge erzählt, über deren Tatsächlichkeit doch wohl ernste Zweifel bestanden und wohl noch bestehen. In ähnlicher Weise verfährt er auch hier in dem vorliegenden Schriftchen. Sein Streben ist, die Tatsachen des zweiten Artikels des apostolischen Glaubensbekenntnisses, besonders in Bezug auf die jungfräuliche Geburt des Herrn, als geschichtlich glaubhaft zu erweisen. Zu diesem Zweck bringt er auch aus dem niedern Naturgebiet Tatsachen bei, die damit in Analogie zu bringen sind. Auch über die Engelserscheinungen vor der Geburt des Johannes und Jesu und nachher verbreitet er sich. Mit besonderer Schärfe tritt er dem rationalistischen Spötter Soltau entgegen, der alle diese Wunder frischweg leugnet. Aber die Art, wie er die Sache vertritt, wird doch nicht sehr viel Zustimmung finden. Seine Exegese und sonstigen Aufstellungen über die Verwandtschaftsverhältnisse Jesu (mit Johannes dem T. und mit seinen Brüdern) und dergl., die Art wie er das sog. „Protevangelium Jakobi" zum Zeugnis für seine Auffassung heranzieht, wird ihm ohne Zweifel viel Widerspruch zuziehen. Immerhin enthält die Schrift auch eine Zusammenstellung wichtiger Data in Bezug auf die historischen und astronomischen Forschungen, welche gemacht wurden über die Schätzung im jüdischen Lande, über die Zeit des Todes Herodes, über den Stern der Weisen u. s. w. Wer durch die Spöttereien eines Soltau und die dreiste Leugnung und Ablehnung Harnacks beunruhigt ist, sollte diese Schrift studieren, um zu sehen, wie haltlos die dreisten Leugnungen des modernen Unglaubens sind.

Aus demselben Verlag: Steude, Lic. E. G., „Praktische Apologetik." 1. Heft: „Die Unsterblichkeitsbeweise." 2.40 M.

Inhalt: Einleitung. I. Die populären Unsterblichkeitsbeweise. a. Der Beweis aus der Analogie. b. Der praktische Beweis. c. Der spiritistische Erfahrungsbeweis. II. Die theologischen Unsterblichkeitsbeweise. a. Der theologische Beweis. b. Der Beweis aus der Vergeltung. c. Die Beweise aus den göttlichen Eigenschaften. III. Die philosophischen Unsterblichkeitsbeweise. a. Die metaphysischen Beweise. b. Die pneumatologischen Unsterblichkeitsbeweise. — Endergebnis. — Literatur.

Ueber den Wert und Unwert der Unsterblichkeitsbeweise orientiert der geehrte Verfasser den Leser in vortrefflicher Weise, und trägt zusammen, was in alter und neuer Zeit bis in unsere Gegenwart für und gegen diese Sache gesagt und geschrieben wurde. Sein Ergebnis ist: „Ueberblickt man die einzelnen Unsterblichkeitsbeweise, so drängt sich immer wieder und immer mehr die Gewißheit auf, daß sie volle Beweiskraft nur im Zusammenhang mit und getragen von der christlichen Weltanschauung erhalten." Für den Geistlichen und gebildeten Laien ist das Buch ein vorzügliches Hilfsmittel, ihn mit diesen wichtigen Fragen gründlich bekannt zu machen.

Aus demselben Verlag kam: Brandt, Wilh., „Aus dem Leben eines Unbekehrten." Eine Erzählung. 50 Pf.; 10 Ex. 4 M.

Eine ergreifende Erzählung! Verfasser erzählt von den schönen Jahren der Kindheit, wo er bei Mutter und Großvater ein kindlich fröhliches Christenleben führte nach der Weise altlutherischer, gut kirchlicher Christen. Nach der Mutter Tod kam er im Wuppertal in die Familie eines Onkels, wo ungesundes Treibhauschristentum ihn in die Bekehrungsangst hineintrieb und — da er den Weg zum Frieden nicht finden konnte unter all dem menschlichen Treiben und Drängen — so wurden ihm die besten Jahre der Jugend

verbittert und selbst über die Jahre seines Studiums der Theologie fand er den Frieden nicht. Die große Entdeckung, die ihm den Weg zum Frieden zeigte, machte er erst am Grabstein der Mutter und des Großvaters, die nach der Meinung seiner scharfrichtenden Verwandten als „Unbekehrte" gestorben waren. Da stand der Spruch Gal. 3, 26. 27, der alle Zweifel löste, alles Dunkel seiner Seele erhellte sich, es ward licht in seiner bis dahin geängstigten Seele und der Weg der Seligkeit aus Gnaden allein stand nun hell vor seiner Seele. Ein „Bekehrter" nach dem Zuschnitt moderner Heiliger ist er auch heute noch nicht, aber ein fröhliches Gotteskind, das auch andern den Weg zum Frieden weisen möchte.

Vom Verlag von A. Deichert Nachf. (Geo. Boehme) Leipzig, kam uns zu:

Dr. D. Friedr. Blaß, Professor der klassischen Philologie in Halle: „Ueber die Textkritik im neuen Testament." Ein Vortrag gehalten auf der theologischen Konferenz in Eisenach am 25. Mai 1904. 40 Seiten. Preis 80 Pfennig.

Die Rundschau im Septemberheft dieses Blattes hat schon über die in Rede stehende theologische Konferenz berichtet (s. Seite 388 f.) und dabei auch einen Auszug aus dem Vortrag von Dr. Blaß gebracht. Der dortige Zusammenhang läßt ersehen, daß der Vortrag gehalten wurde im Blick auf die bedauernwerten Versuche der Leiter der Blankenburger Konferenz, den Glauben an die Verbalinspiration zu einem unverbrüchlichen Glaubensgesetz zu machen. Solche Versuche können nur Leute machen, die absolut keinen Begriff davon haben, wie unmöglich es ist, den richtigen Urtext herzustellen. Es wäre nach Blaß eben so leicht den „Urhund" für die verschiedenen Hunderassen herauszufinden, als den Urtext aus der Unzahl von Varianten herzustellen. Das aber braucht den Glauben an den Heiland nicht anzufechten, denn wir glauben eben nicht an einen fehlerfreien Text, sondern an einen vollkommenen Heiland, der allein uns selig machen kann.

Dieser Vortrag gewährt solchen, die von Philologie keinen Begriff haben, dennoch einen Einblick in die unendlichen Schwierigkeiten, welche zu überwinden sind, um einen möglichst reinen Urtext im Neuen Testament herzustellen.

Aus demselben Verlag kam:

„Der Jakobusbrief und die neuere Kritik", von D. Bernh. Weiß, Professor in Berlin. 50 Seiten. Preis 1 Mark. Diese Schrift ist eine Entgegnung des Verfassers auf eine von Professor D. Graf in Bonn herausgegebene Schrift: „Die Stellung und Bedeutung des Jakobusbriefes in der Entwicklung des Urchristentums". Graf läßt von dem Jakobusbrief nichts Gutes übrig; er soll den Charakter des Epigonenhaften, Abgeblaßten und Unpersönlichen tragen. Ebenso unpersönlich erscheinen die vorausgesetzten Leser. Es sei die verweltlichte Kirche des zweiten Jahrhunderts, an die der unbekannte Verfasser sich wende, und die Schrift, die kein Brief sein soll, dürfte im 2. oder 3. Jahrzehnt des 2. Jahrhunderts wahrscheinlich in Rom abgefaßt sein. Das soll das Ergebnis der neuern Kritik sein!

Dem tritt nun der Verfasser Dr. Weiß entgegen und zeigt die Unhaltbarkeit aller dieser Aufstellungen. Gerade die Voreingenommenheit im Urteil blendet die Augen der Forscher, daß sie zu keinem rechten Verständnis des Briefes kommen können.

Frühe, vorpaulinische Entstehungszeit, fortgesetzte Synagogengemein-

schaft der Judenchristen mit den noch ungläubigen Juden, unweiser und streitsüchtiger Bekehrungseifer der Judenchristen, scharfer Gegensatz zwischen ungläubigen reichen Juden und gläubigen armen Christen. Jakobus der Gerechte (der in Jerusalem in so hohem Ansehen stand bei Christen und Juden) als Verfasser des Briefes; dieser an judenchristliche Gemeinden in der Zerstreuung gerichtet — das ist's, was Dr. Weiß der rationalistischen Verflachung des Jakobusbriefes als Ergebnis seiner Forschungen entgegensetzt und dabei dem Inhalt des Briefes gerecht wird.

Das Büchlein ist ein gutes Hilfsmittel zum Studium und rechten Verständnis des Jakobusbriefes.

Aus demselben Verlag:

„Der Verkehr mit Christo in seiner Bedeutung für das eigene Leben und dem Gemeindedienst der Geistlichen nach dem Neuen Testamente." Vortrag von Dr. Martin Kähler. 30 Seiten. Preis 75 Pfennig.

Man spürt es dem teuren Manne an, er lebt in dem Verkehr mit Christo; und er lebt auch in unserer Gegenwart mit ihren speziellen Nöten und Kämpfen. Da ist die Theologie, die Christum aus dem lebendigen Verkehr ausscheidet und nur den „historischen" Christus kennt; die sich zankt und streitet um die Echtheit der Bücher und Echtheit der einzelnen Worte des Neuen Testaments, die Wort und Sakrament immer mehr entleert und zu bloßen Erinnerungszeichen an den unserer Gegenwart entrückten Heiland macht. Da ist der scharfe Richtgeist einer übergeistlichen Gemeinschaft, die von der christlichen Kirche und auch von deren gläubigen Seelsorgern sich lossagt, weil sie ihr nicht heilig und geistlich genug sind und weil sie den Buchstaben der Schrift nicht zu ihrem Götzen machen will. Da ist die Klage und trübe Erfahrung, daß das Schriftwort mit seinen Heilswahrheiten zur abgegriffenen Münze wird, und oft am eigenen Herzen fremd und wirkungslos bleibt; noch viel mehr in der Gemeinde. Da ist der so beunruhigende Einfluß einer Kirche, die Christum begraben hat, die aber einen Stellvertreter für ihn hat; „und dieser ohnmächtige Mann kann nur wirken durch Tausende von Gehilfen mit Leichnamsgehorsam und Millionen von dinglichen Mitteln und Mittelchen." Alle diese Miseren der Gegenwart kennt der Verfasser. Für alle kennt er nur ein wirksames Heilmittel: den lebendigen Herzensverkehr mit Christo. Diese Schrift ist ein geistliches Herztonikum, das man den Geistlichen, die die eigne Not und die Not der Gemeinde wie der Kirche Christi schmerzlich empfinden, nicht dringend genug empfehlen kann.

Im Verlag der Bischöflichen Methodistenkirche, Jennings & Graham, Cincinnati, Ohio, ist ein sehr interessantes und nützliches Buch erschienen:

„Das Leben Jesu im Wortlaute der vier Evangelien." Eine Evangelienharmonie nach der revidierten Ausgabe von Luthers Uebersetzung, mit Zusätzen nach der Uebersetzung Weizsäckers, der Parallelbibel, sowie anderer Uebertragungen. Von Dr. Joh. L. Nuelsen, Professor in Beröa, Ohio. Das Buch ist in Großoktav erschienen und umfaßt 220 Seiten. Rot in Leinwand gebunden. Preis $1.25. Das Buch bringt die verschiedenen Paralleltexte der Evangelien nebeneinander. Texte, die nur einmal in den Evangelien stehen, nehmen die ganze Breite der Seite ein, sonst aber stehen meist zwei oder drei, zuweilen vier Paralleltexte nebeneinander.

Parallelstellen, die nicht als Berichte gleicher Reden oder Ereignisse zu fassen sind, werden unter dem Text besonders, in kleiner Schrift gedruckt.

Das Buch gibt außer dem Text der Evangelien noch eine „Uebersichtliche Einteilung, Zeittafel der öffentlichen Tätigeit Jesu, Stellenregister (fürs neue Testament) und Register der alttestamentlichen Sellen". Das Leben Jesu ist in neun Abschnitte geteilt: 1. Die 30 Jahre der Verborgenheit. 2. Die Anfänge von Jesu Tätigkeit. 3. Erste Tätigkeit in Judäa. 4. Die erste Periode der Tätigkeit in Galiläa. 5. Die zweite Periode der Tätigkeit in Galiläa. 6. Die dritte Periode der Tätigkeit in Galiläa. 7.Die Tätigkeit in Peräa. 8. Die Passionswoche. 9. Die 40 Tage des auferstandenen Jesus auf Erden. Diese Abschnitte haben Unterabteilungen und sind in Paragraphen eingeteilt, deren es im Ganzen 158 sind.

Es ist eine tüchtige Arbeit und dürfte Predigern und Laien von großem Nutzen sein, besonders wer über die Evangelien zu predigen hat, der hat hier die Paralleltexte in extenso nebeneinander. Der Verfasser hat aber nach dem Vorwort in erster Linie das Buch für das Bibelstudium in Jugendvereinen und Sonntagschulen, sowie zum Gebrauch in Schulen bestimmt.

Den Jugendvereinen bietet dieses Buch ein tüchtiges Hilfsmittel, um mit dem Leben Jesu recht bekannt zu werden, wobei die Einteilung in die Abschnitte (siehe oben) besonders von Wert sein wird. Wir empfehlen das Buch aufs Beste zur massenhaften Verbreitung auch in unseren Kreisen.

„Der Türmer". Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber J. E. Freiherr v. Grotthuß. Vierteljährlich (3 Hefte) 4 Mk., Probeheft franko. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Das Oktoberheft, mit dem ein neuer Jahrgang begonnen hat, enthält u. a.: Gewissensfälschungen. Von Marie Diers. — Vor der Sintflut. Erzählung von Rungholts Ende von Johannes Dose. — Kirche, Religion und Sozialdemokratie. Von Walter Moelke. — Abishag. Novellette von Isabelle Kaiser. — Zur Psychologie der Mode. Von Johannes Gaulke. — Heimatduft. Skizze von Bernh. Westenberger. — Strafrechtsreform. Von Dr. jur. Fritz Auer. — Die Kunstausstellungen dieses Sommers. Von Walther Gensel. — Troilus und Cressida. Von Felix Poppenberg. — Ein naturwissenschaftlicher Beweis für die Unsterblichkeit der Seele. — Veraltete Blumen. — Die Bemängelung vor Gerichtsurteilen. Von Prof. Dr. von Pflugk-Hartung. — Türmers Tagebuch: Sedan und Simplizissimus. Pioniere deutscher Kultur. Betrübte Lohgerber. Sozialdemokratische Wehen und bürgerliches Chinesentum. — Jenseits der Sprache. Von Fritz Lienhard. — Bogumil Goltz. Von Fritz Lienhard. — Aus den Schriften von Bogumil Goltz. — Umschau (Goethe-Schiller-Schriften. Oberflächenkultur). — Vom deutschen Volkslied. Von Dr. Karl Storck. — Neue Bücher und Musikalien. Von St. — Kunstbeilagen: Hans Thoma: Träumerei an einem Schwarzwaldsee. (Photogravüre.) Hans Thoma: Selbstbildnis. Hans Thoma: Der Oberrhein bei Säckingen. Hans Thoma: Offenes Tal. — Notenbeilage: Altdeutsche Liebeslieder. Volkslieder in kunstvoller Satzweise berühmter alter Meister. 1. Im Mai. 2. Hüt du dich. 3. Abschied. 4. Verscheucht.

Das überaus gediegene Magazin, „Der Türmer", beginnt im Oktober seinen 7. Jahrgang. Zu dem bisherigen, allseitiger Bildung dienenden Inhalt ist eine neue Abteilung: „Blätter für Literatur", geleitet von Fr. Lienhard, hinzugekommen. Es wäre zu wünschen, daß das Blatt in Lesezirkeln und in gebildeten bürgerlichen Familien reichliche Verbreitung fände. Das Blatt hält sich frei von dem widerwärtigen Byzantismus und der Kriecherei nach oben, der man zum Ueberdruß allenthalben in deutschen Blättern und Kreisen begegnet.